

Die Ortenau

Veröffentlichungen
des Historischen Vereins für Mittelbaden

40. Heft 1960



1910  1960

OFFENBURG/BADEN
VERLAG DES HISTORISCHEN VEREINS FÜR MITTELBADEN

Der Historische Verein für Mittelbaden e.V.

Folgende Behörden und Firmen haben durch ihre Spenden, wofür wir innigen Dank wissen, die Herausgabe dieses Jubiläumsbandes gefördert:

Die Kreisverwaltungen Bühl, Kehl, Lahr, Offenburg, Rastatt und Wolfach; die Städte Baden-Baden, Kehl, Lahr, Oberkirch, Offenburg, Rastatt und Wolfach; die Gemeinden Bad Griesbach, Bad Peterstal und Schutterwald; die Firmen Burda Druck und Verlag Offenburg, UHU-Werk Bühl, Konkordia AG. Bühl, Glashütte Achern GmbH., Stahlbauwerk Müller Offenburg, Schiele Industrierwerke KG. Hornberg, Allgemeine Holzimprägnierung Dr. Wolmann Sinzheim, Schweizerische Lactina Panchaud AG. Kehl a. Rh., Graphischer Großbetrieb Hermann Pfaff KG. Lahr, Keramische Fabrik Georg Schmieder Zell a. H., Papierfabrik Kurt v. Kraewell Zell a. H., Stierlenwerke Rastatt, Hartplattenwerk Franz Hubert Lott & Co. Oberachern, Stepp- und Daunendeckenfabrik Oberschopfheim, Weingroßhandlung A. Huber Achern, Schwarzwälder Granit- und Schotterwerke Hermann Ossala & Co. Waldulm, Günter Spinner KG. Offenburg, Elektromeßtechnik Wilhelm Franz AG. Lahr, J. H. Koenigsfeld GmbH. Kehl a. Rh., Papierfabrik Gebr. Jäger Lauf, Ziegelfabrik Oberachern, E. Holtzmann & Cie AG. Weisenbachfabrik.

Der Firma Papierfabrik August Köhler AG., Oberkirch, sprechen wir unseren tiefempfundenen Dank aus für die Lieferung und gütige Spendung von Papier. — Für die uns zur Verfügung gestellten Druckstöcke danken wir verbindlichst dem Staatlichen Amt für Denkmalpflege in Karlsruhe, Herrn Rudi Keller, Schriftleiter des Nachrichtenblattes der Denkmalpflege in Baden-Württemberg, Freiburg i. Br., dem Landesverein Badische Heimat, dem Verlag Schauenburg in Lahr, Herrn Oberlehrer i. R. Hans Heid in Lautenbach. — Aus der Not halfen durch Stellung von Fotos Herr Oberlehrer i. R. Emil Baader in Lahr, Herr Landgerichtsdirektor Dr. Joh. B. Ferdinand in Ettenheim, Frau Maria van Heekern, Essen-Werden, Herr Stadtrat R. G. Haebler in Baden-Baden und namentlich Herr Martin Hesselbacher, Hauptkonservator in Freiburg i. Br. Eine beträchtliche Anzahl unserer Klischees war nicht mehr verwendbar. Die neuen Klischees wurden in der Klischeeanstalt Franz Stelzl in Offenburg, Seestraße 1, hergestellt. — Die Skizzen zu den Beiträgen von Oberstudienrat i. R. Fritz Langenbeck und von Dr. Rudolf Metz haben die Verfasser selbst angefertigt. Ebenso hat Studienprofessor Hermann Schilli die Aufnahmen der Abbildungen und die Zeichnungen in seinem Aufsatz selbst besorgt. — Diesen allen und nicht zuletzt dem Personal von der Druckerei Konkordia AG., Bühl, sei für die Unterstützung in unseren nicht geringen Mühen und Sorgen um das Zustandekommen des Jubiläumsbandes herzlich gedankt.

Die Vorstandsmitglieder:

Dr. Otto Kähni, Gymnasialprofessor

I. Vorsitzender, Offenburg, Hermannstraße 28

Dr. Otto Rubin, Diplom-Volkswirt
Rechner, Offenburg, Wilhelmstraße 35

Dr. Alfons Staedele, Direktor i. R.
Schriftführer und Schriftleiter,
Bleichheim bei Kenzingen

Die Ortenau

Veröffentlichungen
des Historischen Vereins für Mittelbaden

40. Heft 1960



1910  1960

OFFENBURG/BADEN
VERLAG DES HISTORISCHEN VEREINS FÜR MITTELBADEN

INHALT

	Seite
Kurzer Rückblick auf die Geschichte des Historischen Vereins für Mittelbaden von Dr. A. St a e d e l e , Professor, Bleichheim	3
Die Ortenau als historische Landschaft von Dr. O. K ä h n i , Gymnasialprofessor, Offenburg	6
Name und Grenzen des Ortenau-Gaues von Dr. A. St a e d e l e , Professor, Bleichheim	9
Bau und Bild der Landschaft in der Ortenau von Dr. R. M e t z , Freiburg	16
Ur- und Frühgeschichte der Ortenau von Dr. A. G ö t z , Studienrat, Waldkirch	58
Die Besiedlung der Ortenau in geschichtlicher Zeit von Fr. L a n g e n b e c k , Oberstudienrat, Bühl	78
Die Hausformen der Ortenau von H. S c h i l l i , Studienprofessor, Freiburg i. Br.	112
Politische und kirchliche Geschichte der Ortenau von Dr. M. K r e b s , Staatsarchivdirektor i. R., Karlsruhe. Mit Zusätzen von L. L a u p p e , Hauptlehrer i. R., Waldkirch	133
Eindrucksvoller Straßen- und Brückenbau von O. E. S u t t e r , Dipl.-Ing., Schriftsteller, Gengenbach	246
Hochentwickeltes Reise- und Bäderwesen von O. E. S u t t e r , Dipl.-Ing., Schriftsteller, Gengenbach	249
Die Wirtschaftsgeschichte der Ortenau im 19. und 20. Jahrhundert von Dr. H. G. Z i e r , Staatsarchivrat, Karlsruhe	252
Die Kunst in der Ortenau von Universitätsprofessor Dr. I. S a u e r † , mit Anmerkungen von Dr. H. G i n t e r , Monsignore, Professor, Wittenau über Freiburg, und M. H e s s e l - b a c h e r , Hauptkonservator, Freiburg i. Br.	321
Heimatspflege in Mittelbaden von R. G. H a e b l e r , Schriftsteller, Baden-Baden	422
Die Mundarten der Ortenau von Dr. E. O c h s , Professor, Freiburg i. Br.	428
Dichter und Dichtung der Ortenau von Dr. O. B a s l e r , Universitätsprofessor i. R., Zell-Riedle über Offenburg	433
Verzeichnis der Beiträge im Jahrbuch „Die Ortenau“ der Jahrgänge 1910—1959 von Dr. A. St a e d e l e , Professor, Bleichheim	454

Kurzer Rückblick auf die Geschichte des Historischen Vereins für Mittelbaden

Fünfzig Jahre Historischer Verein für Mittelbaden! Gewaltige, ungeahnte Umwälzungen sind in diesem Zeitraum vor sich gegangen. Auch unser Verein wurde von den Zeitströmungen und den einschneidenden Geschehnissen nicht wenig betroffen. Kaum waren vier stattliche Hefte der Mitteilungen unseres Vereins erschienen, da brach der Erste Weltkrieg aus, und die Veröffentlichungen der „Ortenau“ wurden eingestellt. Doch wurde bei der unvorhergesehenen langen Kriegsdauer ein Sonderheft als Ersatz für die Jahrgänge 1915—1918 herausgebracht. Ab 1919 erschien infolge der Inflation die „Ortenau“ in geringem Umfang; das Jahresheft 1924 brachte immerhin einen Aufsatz über Joh. Jak. Christoph von Grimmelshausen zu seinem 300. Geburtstag, der in Renchen festlich begangen wurde. Von jetzt an konnten die Mitteilungen bzw. die Veröffentlichungen des Vereins in größerem Umfang bis zum Jahre 1941 erfolgen, nachdem im zwanzigsten bzw. im fünfundzwanzigsten Jahr seines Bestehens die beiden wertvollen Bände „Die Ortenau in Wort und Bild“ und „Burgen und Schlösser Mittelbadens“ herausgebracht worden waren. In ersterem gibt Dekan Stengel einen Überblick über die in den ersten 15 Jahresheften der „Ortenau“ erschienenen Beiträge, und zu letzterem berichtet Dr. Ernst Batzer im Jahresheft 1935 über die Vereinsleistungen in der Zeit von 1909 bis 1934. Er stellt uns dabei im Bilde vor die Vorsitzenden des Vereins: Franz Josef Simmler (1910—1914), Dr. Karl Bender (1914—1919), August Rößler (1920—1930), Freiherr Theodor von Glaubitz, die zweiten Vorsitzenden Otto Stemmler (1932—1934), Dr. Hermann Steurer und den Rechner seit Bestehen des Vereins Adolf Siefert. Von sich selbst gibt er kein Bild; ihm trat 1931 Prof. Dr. Staedele zur Seite, der im wesentlichen die eingesandten Manuskripte prüfte und die Korrekturen las. Wer mehr über die ersten 25 Jahre des Vereins wissen möchte, ist gebeten, Batzers Ausführungen im genannten Jahresheft nachzulesen. Überhaupt ist es empfehlenswert, die den jeweiligen Jahresheften beigegebene Chronik zu beachten. Auch sei nachdrücklich bemerkt: Das Arbeitsgebiet des Historischen Vereins für Mittelbaden ist nicht nur die engere Ortenau, sondern, wie der Name verrät, der ganze mittelbadische Raum, der ehemalige Alemannengau. Seine Forschungsarbeit erstreckt sich sogar über diesen Raum hinaus und greift im Norden in den Kreis Rastatt, nach Osten in die Kreise Wolfach und Villingen hinein.

Leider hat der Tod am 24. Juni 1936 unsern Rechner Adolf Siefert mitten aus seiner Arbeit abberufen. In schwerer Zeit hat er den Verein wacker durchgehalten. Die großen Schwierigkeiten, die Krieg und Inflation mit sich brachten, verstand er,

mit viel Geschick zu meistern. An seine Stelle trat Walther Heinrich, Direktor des Verkehrsvereins in Offenburg. Nach seiner baldigen Versetzung wurde 1938 sein Nachfolger Dr. Otto Rubin, der bis heute mit Umsicht und Tatkraft das Amt des Rechners unseres Vereins verwaltet. Ein harter Schlag traf den Verein durch den Tod seines Schriftführers Dr. Ernst Batzer, der am 19. August 1938 in München einem Schlaganfall erlag. Selbstlos und treu hat er das manchmal schwere und sorgenvolle Amt eines Schriftführers ausgeübt. Er war die Seele des Vereins. Zu Schriftführern wurden auf der Jahresversammlung zu Kippenheim 1938 die Professoren Dr. Staedele und Dr. Kähni bestellt. Die 24. und letzte Hauptversammlung des Vereins vor dem Zweiten Weltkrieg wurde am 16. Juli 1939 in Kehl abgehalten. Hier wurde beschlossen, abwechselnd im Tätigkeitsbericht des Vereins Ausschußsitzungen zu veranstalten. Solche fanden statt am 21. Dezember 1939 in Bühl, am 18. Januar 1941 in Haslach im Kinzigtal und am 25. Januar 1941 in Lahr. Am 22. September 1940 war in Kürzell zu Ehrung des „Kreuzwirts von Kürzell“ eine Gedenkfeier begangen worden, wobei eine am Gasthaus „Zum Kreuz“ angebrachte Gedenktafel der Obhut der Gemeinde übergeben wurde. Während des Krieges fanden Jahresversammlungen statt am 11. Oktober 1942 in Oppenau mit Vorträgen von Kreisoberschulrat J. L. Wohleb und Ratschreiber J. Börsig, am 4. Juli 1943 in Haslach im Kinzigtal mit zwei Vorträgen von Studienrat i. R. O. Göller und am 2. Oktober 1944 in Oberkirch mit einem von Freifrau von Schauenburg vorgelesenen Vortrag des am Kommen verhinderten vorgesehenen Redners. Der Verein hatte sich durch alle Fährnisse der Jahre 1933 bis Frühjahr 1945 hindurch seine Selbständigkeit, wie die anderen historischen Vereine, erhalten und bewahrt.

Der Zusammenbruch brachte die Aufhebung und das Verbot aller Vereine, natürlich auch des unsrigen. Nun war ein langer, mühevoller und entsagungsreicher Weg zu beschreiten bis zur Gründungsversammlung, der Genehmigung zum Druck der „Ortenau“ und deren Erscheinen. Um es kurz zu machen, der Vorstand des Vereins hat die Lage gemeistert und die drohende Beschlagnahme einzelner Jahrgänge der „Ortenau“ mit Hilfe einflußreicher Stellen verhindert. In der Wiedergründungsversammlung am 28. September 1946, an der alte treue Mitglieder teilnahmen, stellten sich für den Vorstand zur Verfügung die beiden bisherigen Vorstandsmitglieder, Oberstudiendirektor Dr. Steurer und Professor Dr. Staedele, dann Freifrau von Schauenburg und Schlossermeister Scheurer. Nachdem die Militärregierung in Offenburg mit dem 10. Mai 1947 die Erlaubnis für die Tätigkeit des Vereins gegeben hatte, konnte unser Verein im Oktober 1947 wieder eine Hauptversammlung in Offenburg abhalten, während man sich im folgenden Jahr 1948 mit einer Ausschußsitzung begnügte. Wohl wurde im Oktober 1948 die Genehmigung zum Druck der „Ortenau“ gegeben, aber von der Rückkunft der Manuskripte aus Baden-Baden bis zum Erscheinen der „Ortenau“ im Lehrmittelverlag GmbH., Offenburg, verging noch mancher Monat. Jetzt waren außer den finanziellen die größten Schwierigkeiten behoben, da legte Direktor Dr. Steurer mit Rücksicht auf sein hohes Alter auf der Jahresversammlung am 11. September 1949 in Offenburg den Vorsitz nieder. Zum Glück wurde

eine gute Lösung gefunden, indem auf Vorschlag von Dr. Steurer der jetzige Gymnasialprofessor und Archivar Dr. Otto Kähni einstimmig zum 1. Vorsitzenden des Vereins gewählt wurde. Den 2. Vorsitz führte Freifrau von Schauenburg, Schriftführer war Dr. Staedele, Rechner Dr. Rubin.

Da die meisten Mitglieder die letzten 10 Jahre noch in frischer Erinnerung haben, kann wohl der Chronist kurz darüber hinweggehen. Von 1950 bis 1959 konnte jährlich eine umfangreiche „Ortenau“ herausgebracht werden. Jahresversammlungen sahen 1950 Ettenheim, 1951 Gengenbach, 1952 Bühl, 1953 Wolfach, 1954 Achern, 1955 Baden-Baden, 1956 Oppenau, 1957 Kehl, 1958 Steinbach, 1959 Lahr. Die der jeweiligen „Ortenau“ beigegebenen Chroniken berichten eingehend darüber und über sonstiges aus dem Leben des Vereins.

Liest man die Nachrufe, die Namen der Verfasser, der Ausschußmitglieder, der Vereinsmitglieder, überfällt einen stille Wehmut, denn viele sind nicht mehr, sie sind bei den Gewesenen. Doch es gibt kein Rasten und Ruhen, und wem es gegeben ist, der möge in unserem Jahrbuch flottere Töne anschlagen, ohne die geschichtliche Wahrheit zu verletzen.

Ich glaube, wir durften am 50. Jahrestag, dem 8. Mai 1960, stolz und zufrieden auf unseren Verein zurückblicken. Er hat gehalten, was er versprach. Möge vorliegendes Jubiläumsbuch als Beitrag zur Geschichte unserer schönen Ortenau freundlich aufgenommen werden, möge es das Wissen um die Heimat fördern und die Liebe zur Heimat stärken!

Dr. A. S t a e d e l e , Schriftführer.

Die Ortenau als historische Landschaft

Von Otto Käbni

Unter „Ortenau“ versteht man heute eine Kleinlandschaft, die vom Ausgang des Kinzigtals mit Offenburg als Mittelpunkt nach Süden, Osten und Norden in die Oberrheinische Tiefebene hineingreift. Es ist jedoch schwierig, diesen geographischen Begriff klar zu umreißen. Wer könnte mit Sicherheit sagen, wie die Grenzen dieser Landschaft verlaufen? Dazu kommt, daß der Landschaftsname im Bewußtsein der Bevölkerung nicht sehr verankert ist. Erst die alljährlich in Offenburg stattfindende Ortenauer Herbstmesse hat der Bevölkerung den Namen ihrer Heimat nähergebracht.

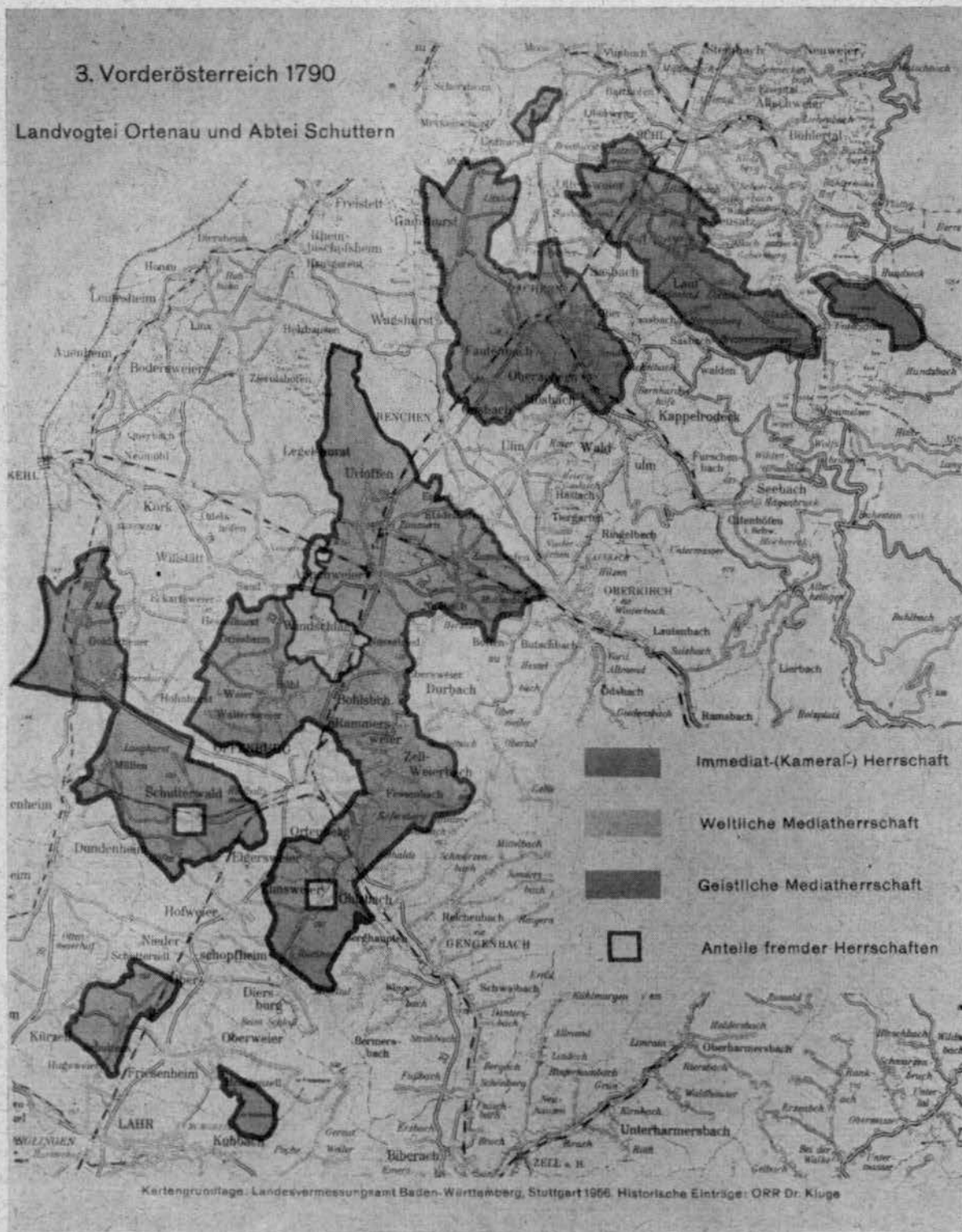
Vor 160 Jahren war der Name „Ortenau“ nicht nur ein geographischer, sondern ein staatsrechtlicher Begriff. Er bezog sich auf einen der vielen Kleinstaaten des Römischen Reichs Deutscher Nation, die vorderösterreichische Landvogtei Ortenau. Aber auch unseren Vorfahren, den Untertanen dieser Herrschaft, scheint der Name „Ortenau“ nicht viel bedeutet zu haben. Sonst würden wir in einem Offenburger Zunftbrief aus dem Ende des 18. Jahrhunderts nicht lesen: „Reichsstadt Offenburg im Breißgau“.

Die Reichslandvogtei Ortenau war erst in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts entstanden. Sie war aus einem größeren politischen Gebilde herausgewachsen. Dies war der alte *Alamannengau* „*Mortenua*“, der sich zwischen Rhein und Schwarzwald von der Bleich bis zur Oos und Murg erstreckte und in karolingischer Zeit als Grafschaft in das Fränkische Reich eingegliedert worden war.

Im 11. und 12. Jahrhundert war die Grafschaft Mortenau ein Teil des Staates der Herzöge von Zähringen, löste sich aber, wie alle Grafschaften, in ein lockeres Bündel selbständiger Herrschaftsgebiete auf. Eingeleitet wurde dieser Auflösungsprozeß durch das Aussterben der Herzöge von Zähringen (1218). Beschleunigt wurde er durch den Untergang des staufischen Kaiserhauses, das den Streit um das zähringische Erbe benutzt hatte, um zwischen dem staufischen Reichsgut in Schwaben und im Elsaß eine Brücke zu schaffen. Die Fürsten stürzten sich auf das Reichsgut. Was Rudolf von Habsburg nach dem unseligen Interregnum von dem verlorenen Reichsbesitz zurückerobern konnte, war das Kernstück, auf das sich nunmehr der staatsrechtliche Begriff „*Mortenua*“ beschränkte. Da die Burg Ortenberg der Verwaltungsmittelpunkt dieses kleinen Territoriums war, wandelte sich offenbar unter dem Einfluß des Burgnamens der Name des Herrschaftsgebietes. Aus „*Mortenua*“ wurde „Ortenau“. Das Ortenauer Stockurbarium vom Jahre 1727 weist noch auf diese Entwicklung hin: „Die Landvogtey Ortenau wurde vor Zeiten Mortenaw oder Mortengaw genannt, unter welchem Namen nicht allein der jetzige

3. Vorderösterreich 1790

Landvogtei Ortenau und Abtei Schuttern



Begriff der Landvogtey, sondern auch die markgräfllich-badische Stätt und Aemter Steinbach, Bühl, Stollhofen und Abtsstaab Schwarzach samt der gräflichen Hanauischen Herrschaft Lichtenberg und Amt Willstätten usw. enthalten gewesen ...“

Diese Reichslandvogtei Ortenau, die verwaltungsmäßig aus den Gerichten Ortenberg, Appenweier, Griesheim und Achern bestand, umfaßte rund 30 Dörfer. Sie entbehrte der räumlichen Geschlossenheit und zerfiel in fünf Teile.

Das einzige Gericht, das eine räumliche Einheit bildete, war das Gericht Appenweier, das zwischen dem bischöflich-straßburgischen Gericht Oberkirch und der Herrschaft Durbach-Stauffenberg in das Renchtal hineingriff und die Dörfer Appenweier, Urloffen, Nußbach, Zusenhofen, Unternesselried, einen Teil von Bottenau und etliche Weiler und Einzelhöfe in sich schloß. Das Gericht Ortenberg bestand aus drei Stäben: Ortenberg, Zellweierbach mit Fessenbach und dem oberen Rammersweier und der Stabsgemeinde Goldscheuer mit Kittersburg und Marlen. Letztere war von Ortenberg räumlich völlig getrennt und ganz von den Herrschaftsgebieten Hanau-Lichtenberg und Lahr-Mahlberg umgeben. Dem Gericht Griesheim unterstanden das gleichnamige Dorf sowie Bohlsbach, Bühl, Weier, Waltersweier, Ebersweier und Unterrammersweier. Das Aftgericht Zunsweier, dem die Dörfer Zunsweier und Elgersweier sowie die Stabsgemeinde Schutterwald mit Höfen und Langhurst unterstanden, war merkwürdigerweise nicht dem benachbarten Gerichtsbezirk Ortenberg, sondern dem gut zwei Wegstunden entfernten Gericht Griesheim angegliedert. Der Stab Schutterwald war von dem eigentlichen Territorium durch das Hoheitsgebiet der Reichsstadt Offenburg und von dem übergeordneten Gericht Zunsweier durch ritterschaftliches Gebiet getrennt. Zunsweier und Schutterwald waren Kondominate (Gemeinherrschaften). Im ersteren wohnten zu zwei Dritteln ortenauische, zu einem Drittel Geroldsecker Untertanen. Schutterwald war sogar „dreyherrisch“ (Ortenau, Geroldseck und Binzburg). Völlig isoliert lag im Norden das Gericht Achern mit Unter- und Oberachern, Önsbach, Fautenbach und Gamshurst. Von diesem war wiederum durch das bischöflich-straßburgische Gericht Sasbach das Aftgericht Ottersweier mit dem Dorf Lauf geschieden. Das war die „Untere Ortenau“, während man die Gerichte Ortenberg, Appenweier und Griesheim unter dem Begriff „Obere Ortenau“ zusammenfaßte.

Die politischen Umwälzungen am Anfang des 19. Jahrhunderts brachten das Ende der Landvogtei Ortenau. Seit dem 30. Juni 1806, an dem die Ortenauer Bevölkerung dem Großherzog Karl Friedrich von Baden huldigte, ist die Ortenau kein politisches Gebilde mehr, sondern eine Kleinlandschaft, zu der man außer der ehemaligen Landvogtei auch die ritterschaftlichen Dörfer Hofweier, Niederschopfheim, Diersburg, Windschlag sowie das ehemals markgräfllich-badische Durbach rechnen kann, während Achern und Umgebung sowie die Rieddörfer Goldscheuer, Kittersburg und Marlen nicht mehr als zur Ortenau angesehen werden. So haben sich Begriff und Name unserer engeren Heimat im Lauf der Geschichte gewandelt. Die Ortenau ist im wahrsten Sinn des Wortes eine historische Landschaft.

Siehe auch: Otto Kähni, Die Landvogtei Ortenau. In „Vorderösterreich, Eine geschichtliche Landeskunde“. Herausgegeben vom Alemannischen Institut Freiburg i. Br.

Name und Grenzen des Ortenau-Gaues

Nach Ernst Batzer von Alfons Staebele

Die Landschaft Ortenau gränzt gegen Morgen an die Schneeschmelze des Schwarzwaldes, gegen Abend in der Nachbarschaft von Straßburg an den Rheinstrom, gegen Mittag bey dem kleinen Bleichfluß an das Breysgau, gegen Mitternacht aber mittelst des bey Rastatt in die Murg fallenden Osbachs an das Uffgau¹⁾.

Der *Name Ortenau* kommt — abgesehen von einer gefälschten Urkunde, die mit dem Jahr 763 datiert ist — in der Form von *Mordenaugia* zuerst im Jahre 768 vor. Dann als *Mordinnavia* und *Mordinavia* 777, in *pagello Mortinauginse* 861, *Mortonogowa* 866, *Mortunowa* 888 und 1186, *provincia Mortinaugia* 926, in *comitatu Mortenuua* 961, *Mortenouua* 961, 1032 und 1263, in *pago Mortanouua* 973 und 998, in *Mortanhouua* 979, in *pago Mortenoua* 1007, in *pago Mortinowa* 1016 und 1185, *Martnowa* 1070—1092, *Mortinowa* 1185, *Mortuaigia* 1297, *Mortenowe* 1303, 1413 und 1427, *Mortenuo* 1347, *Mortenow* 1362, *daz lant ze Mortnowe* 1413. Seit Mitte des 15. Jahrhunderts schwindet allmählich der *Anlaut* ²⁾, und das Wort nähert sich der heutigen Form: in der *Ortnow* 1466, in der *Ortenaw* und *Ortenowe* 1504, *Ortennowe* 1505, *Ortnowe* und *Ortennaw* 1506; doch kommt noch im Jahre 1507 neben *Ortenaw* die Form *Mortenaw* vor. Von nun an ist die letztere erloschen, und mit Anfang des 16. Jahrhunderts hören wir nur noch von der *Ortenau*³⁾.

Die Bedeutung des Namens *Ortenau* ist fragwürdig und wird es immer bleiben, wenn nicht ein glücklicher sprachlicher Fund uns das Rätsel löst. Der erste, der es versuchte, den Namen wissenschaftlich zu erfassen, ist *Leichtlen*⁴⁾. Er stellte 1818 neben das gut überlieferte keltisch-römische *Lopodunum* = *Ladenburg* das nicht überlieferte, erschlossene *Morodunum* und sucht „die *Ortenburg*, den Hauptort und Mittelpunkt des Gaues, von einem römischen Kastelle *Morodunum* her-

¹⁾ Pehem, Beschreibung der Landvogtey Ortenau (1795) S. 19. Volz schreibt um 1540: Est autem Mortenaugia tractus terrae iuxta longitudinem intra Brisachaugiam a Bleycha fl. et Marcham Badensem ab Osa fluvio, iuxta latitudinem a Rheno fluvio ad Harciniae sylvae iuga. (Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins NF. 8, 282.)

²⁾ Über diesen Prozeß, der auch bei anderen alemannischen Namen vorkommt, vergleiche: Birlinger, Die alemannische Sprache rechts des Rheins (1868) S. 99, und Heilig, Die Ortsnamen des Großherzogtums Baden S. 98. Förstemann³ 2, 319 glaubt den Wegfall des *M* dadurch zu erklären, „daß man an das Schloß *Ortenberg*... gedacht hat“, den Mittelpunkt der späteren Landvogtei *Ortenau*.

³⁾ Die ausführlichen Belege bei Krieger, Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden² 2, 434.

⁴⁾ In seinen Forschungen im Gebiete der Geschichts- und Altertumskunde 1, 28.

zuleiten: von Ortenburg ist Ortenau⁵). Diese Annahme nimmt Bader 1839 auf, ohne Leichtlen zu nennen⁶), und sie wird bewußt oder unbewußt der Ausgang aller späteren Forscher.

Der Name wäre nach dieser Auffassung eine Zusammensetzung aus: Mori (Muri)-dunum. Das Suffix dunum kommt häufig in keltischen Worten vor und heißt castrum, befestigte Anhöhe, Burg⁶). Beim ersten Bestandteil des Namens weist dann Bacmeister in einer Anmerkung zu dem britischen Orte Moridunum (Muridunum) auf das schweizerische Murten, im 11. Jahrhundert Murtena, hin⁷). „Vergleicht man nun Formen wie Tarodunum — Zartuna — Zarten, — Lobodunum — Lobodengow — Ladenburg, so dürfte man in jener Gegend ein keltisches Moridunum, Muridunum vermuten, woraus Mortun-, Morten- wurde. Und vielleicht ist die Form Mortono-gowa (866) richtiger als die gewöhnliche owa; — au und gau verwechseln sich leicht in gewissen Lautverbindungen⁸).“

Auch bei Birlinger geht „der Name Ortenau wahrscheinlich auf Moridunum, Muridunum“ zurück⁹).

Im Gegensatz zu Bacmeister, der einen deutschen Personennamen Morto als unbekannt ablehnt, hält Buck eine Zusammensetzung mit einem Personennamen nicht für ausgeschlossen, wenn der Name Mortenau deutsch sei. Er findet den Namen etwa in Mordo, „der vielleicht an sich fremd ist, vgl. den beglaubigten Personennamen Martan (Franke)“. Ein abgegangenes Moridunum oder ein Flußname Martuna (Marta) sei nicht nachzuweisen, doch vergleicht er die Bildung Mortenau mit pagus Tellau-Tellava nach dem Bache Tella u. dgl.; „es fügte sich aber als frankogallische Bildung eines Gaunamens am allerbesten. Vgl. die altfranzösische Landschaft Mauritania“¹⁰). Bestimmter spricht Förstemann die gleiche Ansicht aus: „Der Name scheint von einem noch unbekanntem Personennamen Morto herzustammen¹¹).“ Unwahrscheinlich ist wohl die „fränkisch-deutsche“ Erklärung, die ihre Bedeutung in der natürlichen Lage finden soll und auf die drei Worte: Moor (= Moos, Sumpf), Tunk (= flache Erhöhung, Sandbank in einem sumpfigen Gelände) und Au (= Wasser, Strom, Wasserland, Insel, Halbinsel, Wiesenland, Aue) zurückgeht. Danach bedeutet unser Name nach Bader¹²) „Mooswaldgau“, nach Vierordt¹³) etwa Moorgegend. Wohl haben wir in unserer Gegend Ortsnamen, die mit Moos, Tunk und Au zusammenhängen, aber alle drei Namen

⁵) In seiner *Badenia* 1, 264.

⁶) Vgl. Holder, *Alt-celtischer Sprachsatz* unter: *dunon* und *dunum*.

⁷) *Alemannische Wanderungen* (1867) S. 11.

⁸) Bacmeister weist hier auf Förstemann, *Ortsnamen*, hin. Über den Ausfall des g, der echt alemannisch ist, vgl. auch Birlinger, *Die alemannische Sprache rechts des Rheines* (1868) 113 und zu der ganzen Annahme Bacmeisters Holder, a. a. O. *Moridunon* und *Maridunon*. — Schultze schreibt nach Anführung der Auffassung Bacmeisters in seinen *Gaugrafschaften des alemannischen Badens* (1896) S. 3: „Danach(!) entspräche der Bedeutung des Wortes (Mortenau) etwa Sumpfland, und die Etymologie erscheint um so zuverlässiger, weil vor der Rheinkorrektion der Fluß sich in vielfache Arme spaltete und Sümpfe bildete.“ Vgl. Bader, a. a. O., S. 265.

⁹) *Rechtsrheinisches Alemannien in Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde* (1890) 4, 288.

¹⁰) Buck, *Oberdeutsches Flurnamenbuch*, 1880, S. 183 unter *Mord*; dort noch: „Mort aus anderen Wörtern, z. B. Mortenau im allgemeinen heißt auch Martinsau, Martenau.“

¹¹) *Ortsnamen* 3 (1916) S. 318.

¹²) *Badenia*, a. a. O. 265.

¹³) *Bad. Geschichte* S. 4.

zusammen wären ein Pleonasmus, den die Zeit der Namengebung nicht geduldet hätte¹⁴⁾).

Alle Deutungen befriedigen nicht, weil sie teils zu konstruktiv, teils dem deutschen Sprachgebrauch zuwider sind. Es scheint, daß Mortun vordeutsch mit bis jetzt noch unbekannter Bedeutung ist¹⁵⁾).

Josef Börsig aber meint in seiner Geschichte des Oppenauer Tales auf Seite 99, wenn das Bruchgebiet zwischen dem Hochufer des Rheins und der Vorbergzone sich auf die ganze Ortenau zwischen Unditz und Oos erstreckte, sollte man die Erklärung des Namens Mortnowa oder Martnowa nicht von vornherein verwerfen, weil er einen Pleonasmus darstelle. Börsig weist auf das mittelhochdeutsche Wort Morast hin, auf die mundartliche Bildung Muar, die Flurbezeichnungen Murmatt und Murgrund und das stammverwandte lateinische mare, auf die Endung „tunk“ in Orts- und Flurnamen, die eine flache Bodenanschwellung bezeichnet, und auf die Au als Niederung. Und so ist der Name Mortenau für die Landschaft, die durch den Wechsel von Moor, Land und Wasser gekennzeichnet war, gerade recht anschaulich. Somit bestände Mortenau aus Mor = Moor, Sumpf, ten = abgeschwächtem tunk = flache Erhöhung im sumpfigen Gelände und Au = von fließendem Wasser umgebene Niederung. Es läge mit dieser Deutung kein vollendeter Pleonasmus vor. Heinz Bischof glaubt in seinem Beitrag „Die Ortsnamen des Kreises Rastatt“, „Ortenau“ 39. Heft 1959, den Namen Mortenau folgendermaßen erklären zu können: „Muor“ sumpfiges Land im Rheintal, die Mittelsilbe „ten“ eine Zusammenziehung von dharden (ahd. hart Wald) und ouwe das wasserumflossene Land, also die Au bei den Moorwäldern bzw. Sumpfwälderau.

Die Ortenau ist *Grenzgau* gegen die Franken. Daher können wir die nördliche Linie unserer Ortenau bestimmt erkennen. Sie war politisch. Nach der Niederwerfung der Alemannen durch die Franken unter Chlodwig im Jahre 496 und nach der Vermittlung zwischen den beiden Stämmen durch den Ostgotenkönig Theoderich wurde folgende Grenzlinie gezogen: Nördlich des Hagenauer Forstes bis zur Mündung des Selzbaches ungefähr Rastatt gegenüber, rechts des Rheines die Murg bis zu dem Punkt, wo sie die Oos aufnimmt, von da galt die Oos bis zu ihren Quellen als Grenze. Dann ging sie über die Badener Höhe der Schönmünzach nach bis zur Mündung in die Murg, dann zog sie östlich. Baden-Baden, das schon durch seine heißen Quellen berühmt war, Forbach und Gernsbach blieben demnach fränkisch¹⁶⁾).

Die Alemannen nördlich dieser Linie mußten auswandern; das geschah bald nach

¹⁴⁾ Die Gleichstellung von Gau und Au im Fränkischen bei Bader geht aus den angeführten zwei Zitaten nicht hervor; Vierordt verläßt ihn hier und sagt, daß Au synonym mit Tung sei. Vgl. über das Wesen der deutschen Ortsnamen und ihre Ableitung Pfaff, Deutsche Ortsnamen und die dort angegebene Literatur.

¹⁵⁾ Vgl. Krieger, a. a. O. 2, 440.

¹⁶⁾ Vgl. Weller, Die Besiedlung des Alamannenlandes in Württembergische Vierteljahreshefte für Landesgeschichte, NF. 7, 325 f. Gleichzeitige Aufzeichnungen haben wir nicht, doch ergibt sich diese Linie, die nach altgermanischem Brauch mit größter Genauigkeit festgelegt wurde durch alte Straßen, Quellen, Wasserläufe usw. unzweideutig durch die Sprache (vgl. Birlinger, Die Alamannische Sprache rechts des Rheins S. 1 ff., aber auch 9), durch die alte Bistumsgrenze (vgl. S. 7 Anmerkung 3) und die Grenzen der alten Markbeschreibung, deren älteste Urkunde von 675 stammt (Mone, Urgeschichte des Badischen Landes 2, 27—31 und die dort angeführte Literatur).

der Vermittlung Theoderichs durch einen undatierten Brief an seinen Schwager Chlodwig¹⁷⁾.

Später wurde diese Linie als Stammesgrenze auch Grenze zwischen den beiden Bistümern Speyer und Straßburg. Im Volksbewußtsein blieb so die Linie bestehen, noch lange, als durch Schaffung der Markgrafschaft Baden-Baden die Grenze aufgehoben wurde: So schwuren im Bauernkrieg 1525 die Bauern von Rastatt zum bruhrheiner, die von Steinbach zum ortenauer Haufen¹⁸⁾.

Vier und ein viertel Jahrhundert später erfahren wir die *Südscheide* unseres Gaus. Sie fällt mit der Südgrenze der Ettenheimer-Markgenossenschaft zusammen¹⁹⁾: Auf dem Gerichtstag zu Kinzigdorf 926 wurde der Streit zwischen den Hörigen des Stiftes Waldkirch, die in die Besitzungen des Klosters Ettenheim gewaltsam eingedrungen waren, und diesem Kloster entschieden. Es wurde die Festsetzung einer genauen Grenze des streitigen „*silvulae*“ festgesetzt. Die Urkunde²⁰⁾ erwähnt als Südgrenze: *Terminalia loca ad silvulae australem plagam: Rinschinwach, Rida, Wartle, Steine, Banzelne, Buruc, Egilolfes ad fontem Burucbaci. Inde ad viam Snette, Stephanes virst, Wezistein, Stoufinberc ad rubrum volutabrum, Seleberc, Luiboldisrode usque ad commarchium Alamanorum.* Die Grenzbeschreibung enthält keine Ortsnamen, sondern Bezeichnungen nach Gewannen, Bächen und einem Weg, von denen die meisten mit Wahrscheinlichkeit feststellbar sind. Rinschinwach ist vielleicht erhalten in dem zwischen Ringsheim und Rust gelegenen Gewann Ringsmättleschlag. Rida ist wohl das nördlich von Broggingen liegende Gewann Riedegrund. Wartle ist in dem Gewannamen Warthlen enthalten. Steine dürfte wohl in dem Gewannamen Steinbückle, bald nach Beginn des Waldes, erhalten sein. Banzelne kann nicht festgestellt werden. Buruc und Fons Burubaci werden mehrfach erwähnt. So kaufte 1478 das Kloster Ettenheimmünster von dem Bürger Volz zu Broggingen einen Acker im Burgbacher Bann. Das Burckbacher Ried und der Burckbach werden oft genannt in der „Erneuerung über die Rechte des Gotteshauses Ettenheimmünster in Münchweier“ aus dem Jahr 1626. Die fons Burubaci ist vielleicht die Quelle des Buchgrabens. Der Name Egilolf ist wohl der Name des Besitzers eines in der Nähe der Quelle des Burckbachs gelegenen Hofes. Von dieser Quelle des Burckbachs führt die Grenze zur via Snette, einem noch heute erhaltenen Hochweg, der auf der Schneide des Gebirgszugs nach dem Streitberg zieht. Dieser dürfte Stephanes virst sein. Wezistein soll der Name einer Wiese an der Quelle der Bleich sein. Weder im Lagerbuch der Gemeinde Ottoschwanden steht der Name, noch kannte der Grubhofbauer im Jahre 1929 bei meiner Suche nach der Bleichquelle den Namen. Der Bleichbach bildet bis zum Grubhof, wo er gefaßt wird, nur ein Rinnsal und entspringt am Pfingstberg oder

¹⁷⁾ Vgl. über das Gesagte am besten Hund, Wanderung und Siedlungen der Alemannen (Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins NF. Bd. 32 und 34. Hier besonders 32, 56 ff.).

¹⁸⁾ Ruppert, Geschichte der Ortenau (1878) S. II.

¹⁹⁾ Prof. Dr. Rest hat in der Monatsschrift „Der Lichtgang“, Heft 9, September 1957, eine Skizze der Ettenheimer Mark mit Text veröffentlicht und behandelt damit zugleich die Südgrenze der Ortenau. Leider ist die Urkunde eine Fälschung des 12. Jahrhunderts.

²⁰⁾ Acta est haec cartula . . . coram cuncta frequentia populi utriusque provinciae tum Mortinaugiae quam Brisigauiae . . .

Bleichheim
mit Blick
nach dem
Bleichtal



vielleicht auch am Schönwasen. Man mag nun annehmen, daß Wezistein in der Nähe des Pfungstberges oder des Schönwasens zu suchen ist. Sollte aber nicht der Bleichbach, sondern die Bleich gemeint sein, so läge Wezistein in der Nähe des Gasthauses „Zum Kreuz“ auf dem Streitberg, wo die Bleich ihre Quelle hat. Beide Bäche vereinigen sich im Bleichtal hinter der Hammerschmiede.

Der Name Wezistein erscheint noch mehrmals. Ein in der Zeit von 1112 bis 1122 von Kuno von Haslach und seiner Gemahlin dem Kloster St. Peter geschenktes Gut lag apud Bleichâ ac Wezzisteina = bei Bleichheim und Wezistein. Es handelte sich dabei um 42 Juchert Äcker, 3 Juchert Wiesen, 5 Höfe, 1 Weinberg, den vierten Teil unbebauten Landes und unfruchtbaren Holzes am anstoßenden Abhang des Schlosses Kürnberg. Zeuge war unter anderen Rudolf von Kastelhofen, einer Siedlung am Fuße der Kürnburg, die später einging. Ob diesem Kastelhofen gibt Eckart vom Wetzstein in einer Erneuerung vom Jahre 1571 ein Viertel Korn für zwei Jeuch Acker bei Eintzlin's Reben. Kastelhofen und das obengenannte Gut lagen in der Nähe von Bleichheim, aber weit entfernt von dem angenommenen Standort von Wezistein, so daß ich versucht wäre, dieses Wetzstein, das übrigens eine wenn auch kleine Siedlung gewesen sein muß, näher bei Bleichheim bzw. Kastelhofen oder auf dem Streitberg anzusetzen.

Mit Staufinberc könnte der Hünersedel gemeint sein, rubrum volutabrum dürfte Rotzeleck sein. Seleberc ist wohl Sallenberg, Luiboldisrode usque ad commarchium Alemanorum ist bei Höhehäuser zu suchen, dazu confinium Alemanorum = Grenze gegen die Romanensiedlungen des Kinzigtales.

Bei dieser bedingt angenommenen und wahrscheinlichen Lage der Grenzorte wird wohl der Bleichbach bzw. die Bleich schon vor dem Jahr 1155, an dem sie zum erstenmal als Grenzfluß genannt wird, als Südgrenze der Ortenau angenommen worden sein. Von ihr haben die Zähringer und ihre Nachfolger das Geleitrecht

durch den Breisgau (Stadtrecht von Freiburg), und diese Grenze wird in vielen Dorfordnungen und Waldordnungen angegeben²¹⁾. Und in einer Kundschaft, welche auf Wunsch des Herzogs Siegmund von Österreich von dessen Landvogt Wilhelm von Rappoltstein aufgenommen worden ist, vom 9. Oktober 1478, heißt es: „das er von sinem vatter Wernhern von Pforr seligen vnd andern gloubhafftigen personen zu dem dickern mol gehört hab, das die lantgraffschaft im Brisgowe am Ryn, do die Bleycha in loufft, anvohe vnd gang die Bleycha hynuff bitz an die graffen von Fürstenberg“²²⁾. In dieser Urkunde also sowie in allen andern wird der Fluß Elz nicht genannt, obgleich er größer ist als die Bleich und nach unserm heutigen Sprachgebrauch die Bleich aufnimmt. Im Mittelalter war es hier anders: die Bleich nahm die Elz auf²³⁾.

Von Höhehäuser zog sich die Grenze zu Biereck, Schloßhof, Heidburg, Heidenacker, Finsterkapf, Leerscheide, Landwassereck, Büchereck, Schorenbühl, Am Schänzle, Hausenbühl, Matenseppenhof, Farrnstein, Kaiserwald, so daß die Pfarreien Biederbach, Elzach, Brechtal, Gutach und Hausach, die zum Bistum Konstanz gehörten, jenseits der angegebenen Grenze lagen, dagegen die Pfarreien des Bistums Straßburg: Schweighausen, Haslach mit Hofstetten zu der Ortenau gehörten²⁴⁾.

Die Ostgrenze unseres Gaues ist die Schneeschmelze des Schwarzwaldes. Die Bezeichnung Schneeschmelze ist nach Mone²⁵⁾ von den Römern übernommen; bei uns kommt sie erst 1795 in der Literatur vor²⁶⁾. Die Grenze hatte zur Zeit der Gaueinteilung keinen praktischen Wert, weil das obere Murgtal ein unbewohnter Wald war²⁷⁾. Auch weiter nach Süden war endloser Wald. Der Nagoldgau im Norden, die Bertoltsbar, später die Grafschaft Sulz, im Süden waren die östlichen Nachbarn der Ortenau. Wie nun die Grenzlinie zwischen den drei Gauen verlief, ist fraglich: Es waren dort keine Orte zur Zeit der Gaueinteilung, und auch die Grenze des Bistums Konstanz, wie sie Friedrich I. nach der angeblichen Anordnung Dagoberts (wohl Dagobert I. 623—639) in einer Urkunde von 1155 zieht, gibt in diesen Gegenden keine genauen Bezeichnungen an²⁸⁾. Als dann später, nach der Gründung der berühmten Schwarzwaldklöster im 11./12. Jahrhundert, die Gegend

21) Maurer, Zur Geschichte der Markgrafen in Baden in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins NF. 4, 503 f.

22) Hartfelder in der *Alemannia* 10, 164. Herbolzheim nördlich der Bleich zählt sich zum Breisgau. Die Bleich ist ein rechter Nebenbach der Elz.

23) In der Karte bei Cramer, Geschichte der Alemannen, wird, wohl in Anlehnung an Schricker, Älteste Grenzen und Gaue im Elsaß (Straßburger Studien 2, 319 und Karte 1 und 3) die Grenze bei der Einmündung der Bleich in die Elz direkt westlich geführt. Es liegt dazu kein Grund vor, administrative und kirchliche Einteilung, späterer Gebrauch, alles läßt darauf schließen, daß die untere Elz Grenzfluß war.

24) Vgl. Anmerkung 28.

25) Urgeschichte des Bad. Landes 2, 4 f. und Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, AF 1, 386 und 395. Die Grenzbestimmung S. 395 vom Jahre 1559, in der das Heidenknie, Staufenberg, Brandeck vorkommt, bezieht sich auf die Landvogtei und nicht auf den Gau.

26) Pehem, Geographische Beschreibung der Landvogtei Ortenau.

27) Baumann, Die Gaugrafschaften im Württembergischen Schwaben, S. 139.

28) Ad occidentem vero per Silvam Swarzwalt in pago Brisgowe inter Argentinensem episcopatum (Bistum Straßburg) usque ad fluvium Bleichaha, qui dirimit Mortenowe et Brisgowe. inde per decursum ejusdem aquae usque ad Renum fluvium inter Basiliensem vero episcopatum, ubi fluvius praedictus Bleichaha cadit in Rehnium. Dümge, Regesta Badensia S. 139. Regesten der Bischöfe von Konstanz Nr. 936 und Sauer, Die Anfänge des Christentums in Baden S. 46 und 128.

besiedelt wurde, können wir diese Einteilung festlegen²⁹). Die Grenzorte des Bistums Konstanz waren: Hausach, Wolfach, Altwolfach, Oberwolfach, Schapbach, Rippoldsau, Kniebis, Baiersbronn, Reichenbach; die des Straßburger Bistums: Haslach, Fischerbach, Harmersbach, Peterstal, Kloster Allerheiligen. Mithin mußte die Grenze zwischen diesen Orten liegen, das heißt, es war der Höhenrücken, der von Hausach bis zum Kniebis westlich der Wolfach zieht und heute folgende Benennungen führt: Brandenkopf, Reiherskopf, Littwegerhöhe, Lettstädterhöhe, Graseck, Kniebis. Von da zog die Grenze wieder den Kamm entlang: Zuflucht, Schliffkopf, Ruhestein, Hornisgrinde, Hochkopf, Hundseck, Sand, Badener Höhe, wo sie die Stammesgrenze zwischen Franken und Alemannen, mithin die Nordgrenze der Ortenau, trifft.

Die westliche Grenze ist der Rhein. Doch muß man bedenken, daß zur damaligen Zeit der Strom nicht gefaßt war und einmal in diesem, einmal in jenem Bette floß. Daraus ergibt sich auch, daß die beiden Orte Plittersdorf und Wintersdorf (Kreis Rastatt), vielleicht auch Honau damals elsässisch waren³⁰).

Die besprochenen Grenzen waren nicht für die Ewigkeit; andere politische und administrative Gebilde setzten sich darüber hinweg und entwickelten sich dies- und jenseits der Scheide. Deshalb muß man, wiewohl das vorliegende Buch in erster Linie der Geschichte des Gebietes des früheren Ortenaugaus gewidmet ist, den Rahmen weiterfassen und in der Darstellung stellenweise über Mittelbaden aus-
holen.

²⁹) Batzer folgte hier der Arbeit von Thudichum, Die Diözesen Konstanz, Augsburg, Basel, Speier, Worms nach ihrer alten Einteilung in Archidiakonate, Dekanate und Pfarreien (Tübinger Studien für Schwäbische und Deutsche Rechtsgeschichte Bd. 1. Heft 2). Leider haben wir eine solche Zusammenstellung für das Bistum Straßburg nicht; Batzer benutzte hier die viel jüngere Statistik: Kaiser, König Sigmunds Einkünfte aus dem Zehnten des Bistums Straßburg (1419) in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins NF. 16 und 17 und Ingold, Etat ecclésiastique du diocèse de Strasbourg en 1454 par l'abbé Grandidier sowie Dacheux, Eine Steuerrolle der Diözese Straßburg für das Jahr 1464 (beide Arbeiten veröffentlicht Bulletin de la société pour la conservation des Monuments historiques d'Alsace 2. Folge Bd. 18), sowie Krieger, Topographisches Wörterbuch.

Mit Recht warnt Thudichum auf S. 2 ff. seiner Einleitung vor der Methode, kirchliche Einteilungen als Grenzen für altdeutsche Gaue und Untergaue zu gebrauchen und legt an Beispielen klar, daß die Bistums-
grenzen usw. durchaus nicht mit den Gaugrenzen usw. zusammenfallen. „Die kirchlichen Einteilungen können zu weiter nichts dienen, als dem Forscher Winke zu geben, auf welche Richtung er seine Untersuchungen zu lenken hat, also zur Aufstellung eines thema probandum.“

³⁰) Vgl. Älteste Grenzen und Gaue im Elsaß von Schricker in Straßburger Studien 2, 333 und 356.

Bau und Bild der Landschaft in der Ortenau

Von *Rudolf Metz*

Die Ortenau ist keine naturräumliche, durch einheitlichen geologischen Bau bestimmte Landschaft, wie etwa Schwarzwald oder Kaiserstuhl, der Name Ortenau ist vielmehr ein kulturgeographisch-historischer Begriff. Der mittelalterliche Gau-name der Mortenau wurde in der Neuzeit eingeschränkt auf das Gebiet der österreichischen Landvogtei Ortenau. Wenn hier ein kurzer Überblick über Bau und Bild der Landschaft der Ortenau gegeben werden soll, so wird darunter das Gebiet zwischen der Oos im Norden und der Bleich im Süden, zwischen dem Oberrhein im Westen und einem Stück Gebirge im Osten verstanden, also die Ortenau im älteren Sinne, wie es auch dem Arbeitsgebiet des Historischen Vereins der Ortenau entspricht. Umfang und Nachbarn der einstigen alemannischen Gaugrafschaft der Ortenau zeigt die Abb. 1.

An der Landschaft der Ortenau haben drei verschiedene naturräumliche Einheiten Anteil. Im Westen liegt die altbesiedelte Oberrheinebene, daran schließt sich nach Osten eine unterschiedlich breite Vorbergzone an, die den Übergang von der Ebene zum Gebirge vermittelt, und im Osten der Vorberge erhebt sich der Schwarzwald.

Bevor nun diese drei Landschaftsräume in ihrer heutigen Oberflächengestaltung behandelt werden, sei eine kurze Schilderung des erdgeschichtlichen Ablaufs und der Entstehung der für die Ortenau wichtigsten Gesteine vorangestellt. Leider besteht derzeit keine Sammlung, in der die Vielzahl der in der Ortenau vorkommenden Gesteine und Minerale zu sehen wäre.

Geologische Karten. In der Ortenau sind die geologischen Spezialkarten leider nur teilweise aufgenommen. Besonders in der Vorbergzone und am Schwarzwaldrand fehlen neuere Bearbeitungen. Gerade im Gebiet der tektonisch stark ge-

Abb. 1. Ausdehnung der Ortenau um das Jahr 1000 nach F. L. BAUMANN (1879), W. SCHULTZE (1896) und K. WILD (1904).

Lauf des Oberrheins in heutiger Gestalt zur Orientierung. Nicht eindeutig ist der Grenzverlauf der Ortenau im Nordosten im damals noch unbesiedelten Gebirge gegen die alemannisch-fränkische Stammesgrenze. Hier ist eine Grenzlinie von der Hornisgrinde über den Mehliskopf und dann dem Schwarzenbach folgend gegen die Murg gezeichnet. Nach anderer Auffassung verlief die Grenze vom Mehliskopf über die Badener Höhe zur oberen Oos.

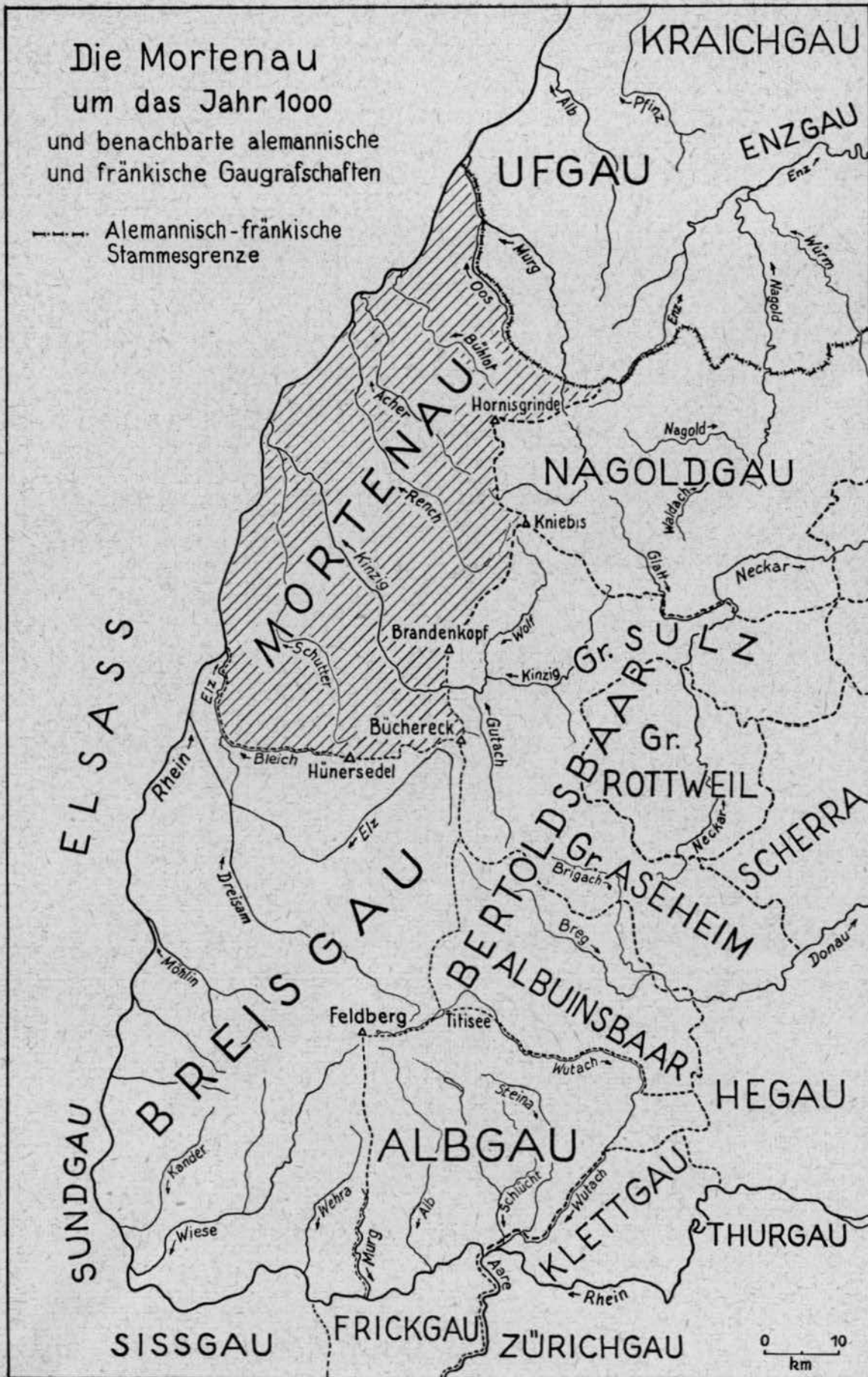


Abb. 1

störten Schollen zwischen Offenburg und Bühl sind deshalb unsere Kenntnisse noch sehr lückenhaft.

An älteren geologischen Karten liegen aus der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts die Blätter 1 : 50 000 vor, die eine erste Bestandsaufnahme darstellen. Die Geologen Ph. PLATZ und F. v. SANDBERGER haben hier wichtige Arbeit geleistet. Ihre Ergebnisse sind in den „Beiträgen zur Statistik der Inneren Verwaltung des Großherzogtums Baden“ niedergelegt. Es kommen hier folgende Karten in Frage: Baden-Baden (SANDBERGER, 1861); Umgebung der Renchbäder (SANDBERGER, 1863); Lahr-Offenburg (PLATZ, 1867) und die im gleichen Rahmen herausgegebene Darstellung des Kinzigtäler Bergbaus (VOGELGESANG, 1865). Eine erste Zusammenfassung der Geologie der Ortenau nach der damaligen Kenntnis legte H. ECK in seiner 1887 erschienenen „Geognostischen Übersichtskarte des Schwarzwalds — Nördliches Blatt“ (1 : 200 000) vor. Teilgebiete der Ortenau sind enthalten auf den gleichfalls von ECK veröffentlichten Blättern „Geognostische Karte der weiteren Umgebung der Schwarzwaldbahn“ (1884) und „Geognostische Karte der weiteren Umgebung der Renchbäder“ (1885), beide im Maßstab 1 : 50 000.

Nach der Herausgabe der einzelnen Blätter der Karte 1 : 25 000, die auf einer Neuvermessung des badischen Staatsgebiets beruhte, war die topographische Grundlage geschaffen, um die geologische Spezialkartierung in Angriff zu nehmen. Mit Blatt Gengenbach (A. SAUER, 1894) begann die Reihe der Grundgebirgsblätter, von denen die erschienenen auf Abb. 2 verzeichnet sind. Auf dieser Skizze sind auch die in anderem Rahmen veröffentlichten Kartierungen enthalten, die für die Ortenau wichtig sind. Die gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts begonnene Aufnahme des Grundgebirges im mittleren Schwarzwald galt für die damalige Zeit als vorbildlich. Von H. ROSENBUSCH, A. SAUER und H. THÜRACH wurden die Gesteinstypen beschrieben, und Gesteinsnamen wie Schapbachgneis, Renchgneis, Kinzigit, Kinzigitgneis und Durbachit machten diese Täler im internationalen geologischen Schrifttum bekannt.

Erdgeschichtlicher Ablauf und dabei entstandene Gesteine

Der Schwarzwald besteht aus zwei verschiedenartigen und verschieden alten Baueinheiten, dem älteren Grundgebirgssockel und dem darüber liegenden, jüngeren Deckgebirge. Während in den oberrheinischen Randgebirgen das Grundgebirge an der Oberfläche auf weite Erstreckung zutage tritt, wurde es im dazwischen liegenden Oberrheingraben durch tektonische Vorgänge in größere Tiefe versenkt.

Grundgebirge. Innerhalb des Grundgebirgssockels sind im Schwarzwald wiederum zwei verschiedenartige Gesteinskomplexe zu unterscheiden. Das Gneisgrundgebirge beginnt seinen Werdegang in weit zurückliegender geologischer Vergangenheit, während die in diesen älteren Gesteinsverband im Verlauf der variskischen Gebirgsbildung im Jungpaläozoikum eingedrungenen Magmatite viel jünger sind. Man bezeichnet daher die Gesteine, die vor der variskischen Gebirgsbildung schon vorhanden waren, als prävariskisch.

- Blatt als Geologische Spezialkarte mit Erläuterungen erschienen.
- Blatt als Geologische Spezialkarte erschienen.

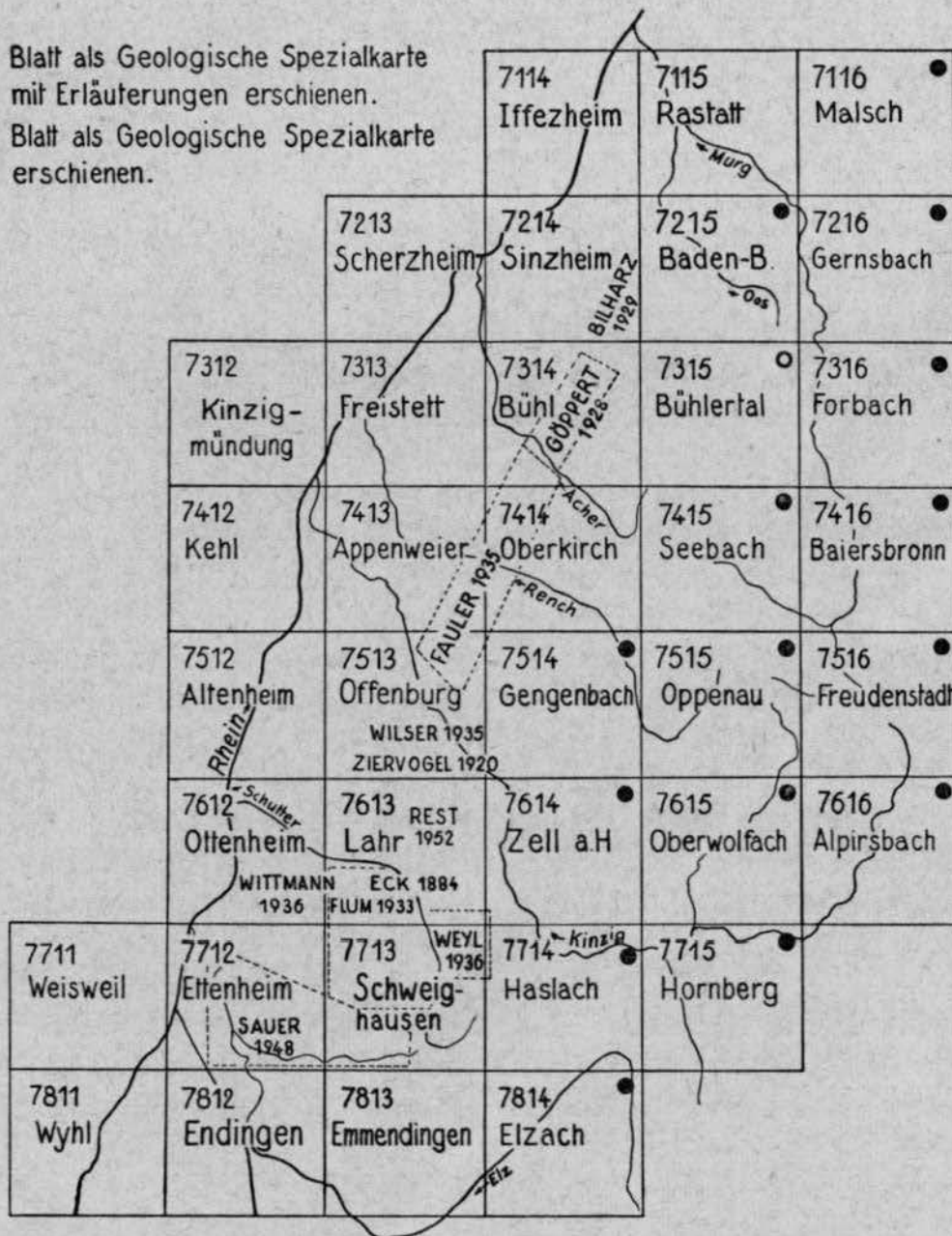


Abb. 2. Geologische Spezialkarten aus dem Gebiet der Ortenau.

Von den hier verzeichneten Topographischen Karten 1 : 25 000 aus dem Gebiet der Ortenau und den Anschlußblättern nach Norden, Osten und Süden sind folgende als Geologische Spezialkarten erschienen (in Klammer die alten Blattbezeichnungen; B: veröffentlicht von der Badischen Geologischen Landesanstalt, W: veröffentlicht von der Geologischen Abteilung im Württembergischen Statistischen Landesamt)

- 7116 Malsch (Bad. Nr. 62, W. HASEMANN 1934; B).
- 7215 Baden-Baden (Bad. Nr. 67, A. BILHARZ & W. HASEMANN 1934; B).
- 7216 Gernsbach (Bad. Nr. 68; württ. Nr. 65 Loffenau, M. FRANK 1936; W).
- 7315 Bühlertal (Bad. Nr. 73, H. THÜRACH & P. HERMANN 1916; B).
- 7316 Forbach (Bad. Nr. 74; württ. Nr. 78 Enzklösterle, K. REGELMANN 1911; W).
- 7415 Seebach (Bad. Nr. 78; württ. Nr. 81 Obertal, K. REGELMANN 1907; W).
- 7416 Baiersbronn (Württ. Nr. 92, K. REGELMANN 1908; W).
- 7514 Gengenbach (Bad. Nr. 82, A. SAUER 1894).
- 7515 Oppenau (Bad. Nr. 83 Peterstal; württ. Nr. 104 Kniebis, F. SCHALCH 1895; B).
- 7516 Freudenstadt (Württ. Nr. 105, M. SCHMIDT & K. RAU 1906; W).
- 7614 Zell am Harmersbach (Bad. Nr. 87, H. THÜRACH 1897; B).
- 7615 Oberwolfach (Bad. Nr. 88, A. SAUER 1895; B).
- 7616 Alpirsbach (Bad. Nr. 89 Schenkenzell; württ. Nr. 117, M. BRAUHAUSER & A. SAUER 1913; W).
- 7714 Haslach (Bad. Nr. 93, H. THÜRACH 1901, B).
- 7715 Hornberg (Bad. Nr. 94; württ. Nr. 128 Lauterbachtal, A. SAUER 1897; B).
- 7814 Elzach (Bad. Nr. 99, K. SCHNARRENBERGER 1909; B).

Prävariskisches Grundgebirge. Die Entstehung der Gneise und der übrigen Glieder des älteren, prävariskischen Grundgebirges hat sich als komplizierter erwiesen, als es zunächst den Anschein hatte. Es liegen hier Gesteine vor, die während ihres langen Werdeganges mehrfach (polymetamorph) umgewandelt wurden.

Die ältesten bekannten Gesteine in der Ortenau und im übrigen Schwarzwald sind die Paragneise. Sie entstanden aus Grauwacken, Arkosen, untergeordnet auch sandigen, tonigen und mergeligen Sedimentfolgen mit spärlichen Einlagerungen von Kalken und Dolomiten. Ein örtlich auftretender Gehalt an kohligter Substanz weist auf alte Lebensspuren hin. Diese Sedimentmassen entstanden bei der Abtragung noch älterer, altalgonkischer oder archaischer Gebirge.

In die mächtigen alten Sedimentserien, die wohl bereits metamorph umgewandelt waren, drangen magmatische Eruptivmassen ein, die überwiegend granitische Zusammensetzung besaßen. Diese Magmen veränderten bei ihrer Intrusion das Nebengestein kontaktmetamorph oder glichen sich in größerer Erdrindentiefe stofflich an die Gesteinshülle an. Auch durch Injektionen zwischen die Schieferungsflächen entstanden Mischgesteine (Migmatite). In höheren Krustenbereichen durchdrangen sich Intrusivmassen und Nebengestein und bildeten schollenartige Gesteinsverbände. Ganz vereinzelt drangen auch basische Magmen in den älteren Gesteinsverband ein.

Während der assyntischen Gebirgsbildung am Ende des Algonkiums (vor rund 600 Mio. Jahren) wurde der ganze Gesteinsverband aus alten, metamorph umgewandelten Sedimentfolgen, aus eingedrungenen Magmatiten und migmatischen Gesteinen mechanisch überprägt (deformiert). Bei diesem tektonischen Vorgang wurden die Gesteine ausgewalzt und ihr Mineralbestand zerbrach. Gleichzeitig erhielten die Gesteine ein Schieferungsgefüge, eine Paralleltexur. Da die Gneise typische Vertreter dieser Art der Gesteinsumwandlung sind, wird sie auch kurz als Vergneisung bezeichnet. Dabei handelt es sich um einen Verformungsprozeß, der sich während der assyntischen Gebirgsbildung in einem großen Bereich zwischen dem französischen Zentralmassiv und den böhmischen Randgebirgen vollzog, man spricht daher auch von einer regionalen, kinetischen Metamorphose.

Bei dieser Vergneisung entstanden aus den alten Sedimentserien (Grauwacken-Tonschiefer-Arkosen) die Paragneise, aus den Intrusivmassen von granitischer Zusammensetzung die Orthogneise. Nach dem Rench- und Schapbachtal, wo diese Gesteine zuerst unterschieden wurden, bezeichnete man die Para(=Sediment)-Gneise auch als Renchgneise, die Ortho(=Eruptiv)-Gneise als Schapbachgneise. Vergneiste Kontakt- und Übergangsbereiche zwischen Magmatiten und Nebengestein sind die Misch- oder Amphogneise.

Wenn diese Mischgneise aus Angleichungsbereichen mit allmählichen Übergängen entstanden sind, so liegen homogene Mischgneise vor, während sich aus schollenartigen Gesteinsverbänden heterogene Mischgneise bildeten. Aus aplitgranitischen Ausgangsgesteinen entstanden die hellen Granulite, bei denen der Biotit in roten Granat umgewandelt ist. Aplitgranitische Eruptivgesteinsgänge wurden bei der Vergneisung in Meta-Aplite umgewandelt. Aus mergeligen Gesteinslinsen, die den alten Sedimentserien (Paragneis Ausgangsgesteine) eingelagert waren, gingen Amphi-

bolite hervor. Aus dolomitischen und kalkigen Lagen bildeten sich Kalksilikatgesteine, aus Sanden Quarzite. Kohlige Reste niedriger präkambrischer Lebewesen sind in den Graphitgneisen enthalten.

Die Amphibolite sind dem Gneisgebirge in großer Zahl eingelagert. Diese grau-grünen bis schwarzgrünen Gesteine bilden häufig Linsen, die 100 bis 300 m lang und 20 bis 30 m, selten über 50 m mächtig werden. Sie können randlich in Hornblendegneise übergehen oder auch scharf gegen die umgebenden Gneise begrenzt sein. Ein besonders großes Amphibolitvorkommen von mehr als 1 km Längs-erstreckung liegt am Urenkopf bei Haslach. Dort wurde früher der Steinbruch „Vulkan“ betrieben. Die Amphibolite bestehen überwiegend aus grüner Hornblende und Plagioklas, einige Typen führen auch Granat und Pyroxen, Biotit, Spinell, Rutil oder Titanit. Dazu treten als Spurenminerale Quarz, Apatit, Zirkon, Magnetit und Pyrit. Die zähen und widerstandsfähigen Amphibolite sind in vielen Steinbrüchen aufgeschlossen und liefern ein gesuchtes Schottermaterial.

Kalksilikatgesteine bilden vereinzelte Einlagerungen und werden nur wenige Meter mächtig. Wollastonit und andere Kalksilikatminerale sind in einem Steinbruch am Ostfuß des Bellenwaldes gegen das Kinzigtal zu finden. Dünne, bankförmige Einlagerungen von feinkörnigem Kalk sind aus Oberharmersbach (Bolaian) bekannt.

Auch aus basischen Intrusionen konnten Amphibolite hervorgehen. Dieser Fall ist aber im Schwarzwald nur in einzelnen Vorkommen wahrscheinlich. Die seltenen prävariskischen ultrabasischen Magmatite (aus Olivin und Pyroxen) wurden später in Serpentin umgewandelt. In einer Linse eines derartigen Serpentinegesteins wird oberhalb des Winterbauernhofs im Zinken Höfen im Schuttertal ein Steinbruch betrieben. Das dunkelgrüne, dichte Gestein wird von Klüftchen durchzogen, auf denen weißer Magnesit ausgeschieden ist, stellenweise ist dort auch Asbest entstanden.

Während des Altpaläozoikums wurde das assyntische Gebirge teilweise wieder abgetragen. Im Schwarzwald sind geringer metamorphe algonkische Gesteinsserien, die das Gneisgrundgebirge einst überlagert haben, nicht mehr erhalten. Die altpaläozoische (kaledonische) Gebirgsbildung hat den Schwarzwald nicht erfaßt; erst mit Beginn der jungpaläozoischen (variskischen) Orogenese setzen in der Tiefe wieder ausgedehnte magmatische Vorgänge ein. Durch anatektische Aufschmelzung im Frühstadium dieser Gebirgsbildung wurden die Gneise in verschiedenem Maße erneut umgewandelt und es entstanden Gneis-Anatexite. Radioaktive Altersbestimmungen (nach der K-Ar-Methode) haben bestätigt, daß diese Umwandlungen mit dem frühorogenen Geschehen während der variskischen Gebirgsbildung verknüpft sind (MEHNERT).

Als die Gneise in Bereiche erhöhter Temperatur gelangten, rekristallisierte zunächst der zerbrochene (kataklastische) Mineralbestand. Danach begannen einzelne Minerale, besonders die Kalknatronfeldspäte (Plagioklas), zu wachsen, zu „sprossen“. Wächst eine Mineralart in vorwiegend festem Gesteinsverband, so bezeichnet man diesen Vorgang als Blastese, die entstehenden Gesteine als Blastite. Die Stoffzufuhr erfolgt dabei von benachbarten Mineralkörnern aus, wobei die größeren auf

Kosten der kleineren wachsen. Die Plagioklas-Blastite sind an den rundlichen, weißen Feldspatkörnern zu erkennen, die im schiefrigen Gesteinsgefüge regellos eingelagert sind. Früher bezeichnete man diese im mittleren Schwarzwald weit verbreiteten Gesteine als „Körneltgneise“ oder „Kinzigitgneise“.

Wurden die Gneise höheren Temperaturen ausgesetzt, so konnten alle hellen Gemengteile mobilisiert werden, während die dunklen Minerale noch in festem Zustand verblieben. Dieser Vorgang der bevorzugten Mobilisation der hellen Gesteinsminerale heißt Metatexis. Dabei entstehen Metatexite, bei denen Quarz, Kalifeldspat und Plagioklas vielfach lagenweise angeordnet sind. Derartige Gneis-Anatexite, die man Lagenmetatexite nennt, zeigen helle Streifen zwischen dunkeln Mineralen (Restit aus Biotit und Hornblende). Wenn die metatektische Mobilisation unter gleichzeitiger tektonischer Durchbewegung stattfand, so erzeugte diese Rührwirkung formenreiche Faltenbilder (Fließ-, Knäuel- und Wickelfalten).

Bei einem noch höheren Grad der Anatexis konnten auch die dunkeln Minerale mobilisiert werden, so daß der ganze Mineralbestand einen magmatischen Zustand durchlief. Man nennt diesen Vorgang Diatexis. Die dabei entstehenden Gesteine (Diatexite) weisen ein regellos-körniges Gefüge auf. Im Handstück können sie wie kleinkörnige Granite aussehen. Daß es sich dann um granitisierte Gneise handelt, läßt sich nur noch aus dem geologischen Verband erkennen, wobei die diatektischen Aufschmelzungsnester randlich in weniger stark anatektische Gneise übergehen. So lassen sich also je nach der Art der ursprünglich vorhandenen Gneise und dem Grad der späteren anatektischen Umwandlung eine Reihe von Gneistypen unterscheiden. Paragneise lassen sich an den zusammenhängenden Biotitlagen erkennen, während die Biotite in den Orthogneisen flaserig, unzusammenhängend angeordnet sind.

Die Paragneise verwittern rascher und bilden grusige oder lehmige Böden. Deshalb findet man in Paragneisgebieten auch keine größeren Steinbrüche in dauerndem Betrieb. Paragneise, die das einstige Ausgangssediment noch im Handstück erkennen lassen würden, sind bei den vielfachen Umwandlungen nicht zu erwarten, und nur in wenigen Fällen zeigen die Paragneise noch eine reliktsche Grauwackenstruktur. Gering anatektische, schiefrige Paragneise bilden im Renchtal, im Harmersbach- und im unteren Laufbachtal größere Flächen. Orthogneis in typisch flaseriger Ausbildung steht in einem kleinen Steinbruch am Südfuß des Vogelsbergs an der Wolfstalstraße SW des Zangershofs (Gemeinde Schapbach) an. Ein größeres Orthogneisgebiet liegt in der Umgebung des Omerskopfes. Orthogneise, an denen noch reliktsch das frühere granitsche Gefüge zu erkennen ist, hat MEHNERT vom Einetwald an der Straße Bollenbach-Steinacher Kinzigbrücke beschrieben. Mischgneise in verschiedener anatektischer Überprägung werden in Steinbrüchen an der Kinzigtalstraße am Hechtsberg (westlich Hausach) und am Artenberg bei Steinach in großem Umfang gewonnen und zu Bahn-, Straßenschotter und Splitt gebrochen.

Die Gneis-Anatexite bestehen überwiegend aus Plagioklas, Kalifeldspat, Quarz und Biotit. Zu diesen Hauptgemengteilen treten Hornblende, Titanit und Granat, die für einzelne Typen wichtig sind. In geringen Mengen sind Apatit und Zirkon fast immer vorhanden. Weitere Spurenminerale sind Ilmenit, Rutil, Magnetit, Hämatit, Kupferkies, Magnetkies, Pyrit und Graphit. In einzelnen Gneis-

arten sind auch Pyroxen, Korund, Spinell und Disthen vertreten. Paragneise, die aus karbonatischen Sedimenten hervorgegangen sind, können auch Kalksilikatminerale enthalten.

Bei der Anatexis entstand aus Biotit der Cordierit, der grüne oder grünblaue, meist rundliche Körner bildet. Fand die anatektische Überprägung unter tektonischer Beanspruchung statt, so konnte Sillimanit entstehen. In vielen Paragneis-anatexiten ist Sillimanit in nadeligen weißen Kristallen oder weißlichen, strähnigen Faserbündeln zu finden. Ein interessantes Mineral ist der radioaktive Orthit, der an seinem braunen Hof meist deutlich zu erkennen ist. In Mischgneisanatexiten und Kalksilikatgesteinen ist er fast stets vorhanden und bildet Kristalle bis 1 cm Größe (REIN). Orthitreiche Gesteine stehen in einem Steinbruch im Wildschapbachtal südlich Zinken an.

Paläozoische Schiefer. Im hier behandelten Gebiet sind tonschiefrige Gesteine in der Senke von Baden-Baden die jüngsten Glieder des prävariskischen Grundgebirges. Ihr genaues Alter ist unbekannt, da bisher keine datierbaren Fossilien darin gefunden wurden. Die Gesteinsfolge ist jedenfalls jünger als die Gneise und älter als die variskischen Granite. Es handelt sich um Flachwasser- und Strandablagerungen mit vereinzelt Einlagerungen von Diabasen und Diabastuffen. Wegen der Ähnlichkeit dieser Gesteinsserie mit Schiefen und Grauwacken in den Vogesen (Breuschtal) ist bei den paläozoischen Grauwackenschiefern von Baden-Baden ebenfalls ein devonisches Alter wahrscheinlich. Von den oberkarbonischen Graniten wurden die Schiefer aufgeblättert und kontaktmetamorph zu Biotit-hornfelschiefern, Knotenschiefern und zu Hornfelsen mit Andalusit, Granat, Aktinolith und anderen Mineralen verändert.

Variskisches Grundgebirge. Das magmatische und tektonische Geschehen während der variskischen Gebirgsbildung läßt sich zeitlich in mehrere Phasen untergliedern (siehe Zeittabelle).

Während sich in tieferen Bereichen der Kruste magmatische Durchtränkungen und Aufschmelzungen vollzogen, wie das im südschwarzwälder Granitgebiet heute zu rekonstruieren ist, sind im mittleren und nördlichen Schwarzwald keine so tief liegenden Stockwerke des Grundgebirges durch die Abtragung freigelegt. Die in der Ortenau aufgeschlossenen Magmatite haben in einem höheren Krustenniveau Platz genommen und zeigen daher überwiegend scharfe Kontakte zwischen den Intrusivkörpern und ihren Gesteinshüllen. Im Gegensatz zum Südschwarzwald fehlen auch die variskisch-frühorogen entstandenen magmatischen Gesteine, die nach ihrer Erstarrung von späteren Phasen der Gebirgsbildung in ihrem Gefüge umgewandelt wurden.

Syenite. Wurden Gneise oder andere Gesteine in der Tiefe aufgeschmolzen, so konnten sie durch tektonische Vorgänge in andere Krustenteile gedrückt werden und dort erstarren. Derartige magmatische Gesteine, die durch Aufschmelzen aus anderen Gesteinen entstanden und an fremder Stelle wieder erstarrt sind, nennt

Subsequenter Vulkanismus und Sedimentation im Rotliegenden des mittleren Schwarzwalds



Zusammengestellt von R. METZ
1960

- Oberrheinebene
- Vorbergzone
- Buntsandstein
- Porphyry in Decken
- Porphyrförderschöte
- Porphyrtuff, deckenförmig
- Porphyrtuffschlot
- } Permischer Vulkanismus
- Tonige bis grobklastische Sedimente des Unter- und Oberrotliegenden u. Karneoldolomit
- Oberkarbon
- Stefan: Hohengeroldseck und Hinterohlsbach
- Westphal: Diersburg-Berghaupten
- Grundgebirge
- } Granite mit Ganggefölgenschaft, Syenite, Durbachit, Gneise und Anatexite

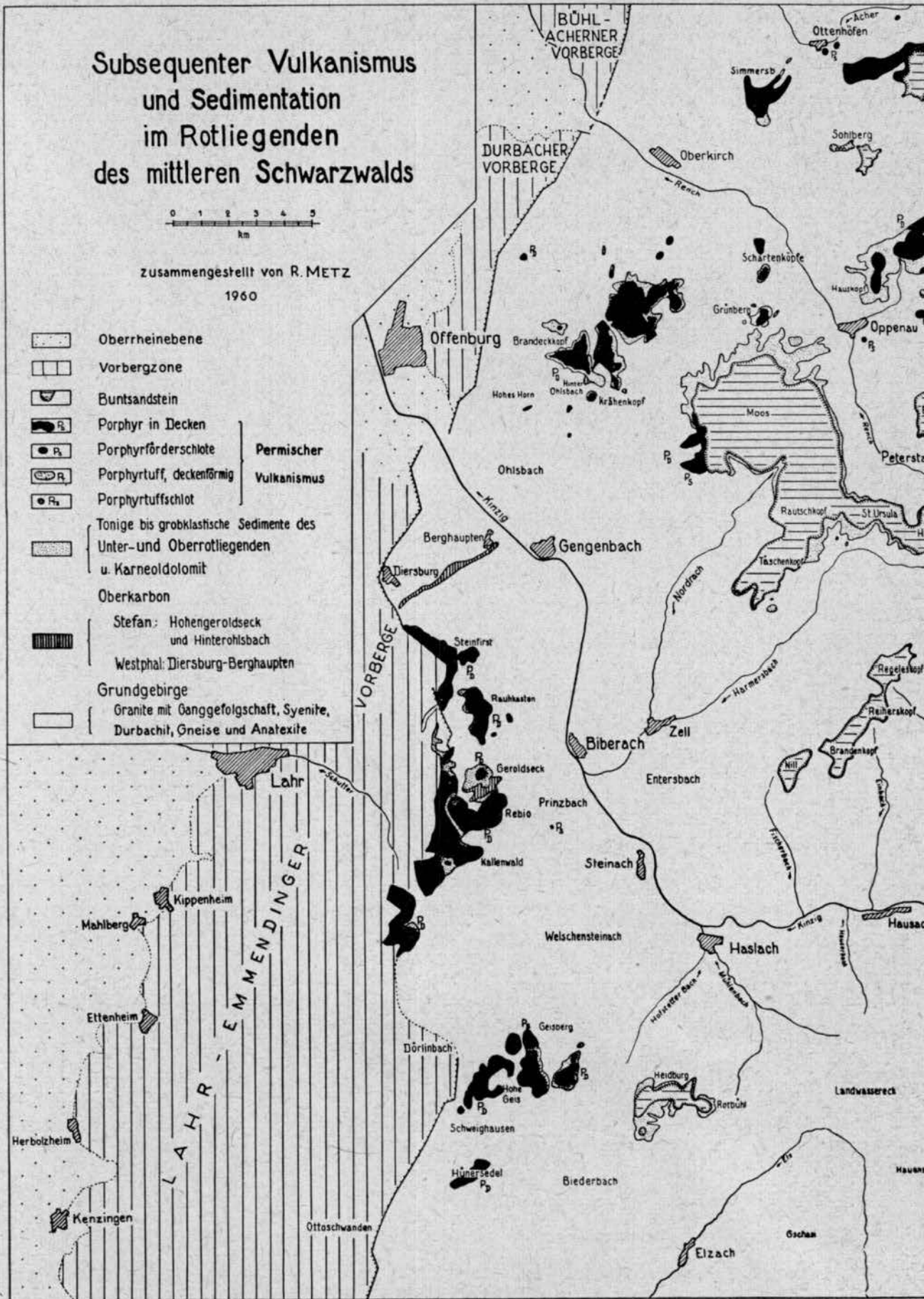




Abb. 3. Permische Sedimente und subsequenter Rotliegend-Vulkanismus im mittleren Schwarzwald.

man Palingenite. Der Unterschied zwischen den ebenfalls aufgeschmolzenen Diatexiten besteht also darin, daß die palingenen Magmen in größerer Tiefe entstanden und dann in höhere Krustenbereiche intrudiert sind.

Zu diesen palingenen Gesteinen gehören im mittleren Schwarzwald die „Syenite vom Typus Erzenbach“, die nach einem Seitental der Rankach nördlich Oberwolfach benannt sind. Die Syenite drangen auf tektonisch vorgezeichneten Schwächefugen in Form von Gängen und langgestreckt-stockförmigen Intrusivkörpern empor. Diese Quarzglimmersyenite bestehen aus den Hauptgemengteilen Kalifeldspat, Plagioklas, Quarz, Biotit und Hornblende; dazu treten als Spurenminerale Titanit, Apatit, Zirkon, Ilmenit und Pyrit. Die syenitischen Gesteine zeichnen sich durch einen raschen Wechsel der Korngröße und des Mineralgehaltes aus und besitzen meist ein regelloses Gefüge.

Durbachit. Am Schwarzwaldrand östlich Offenburg bilden dunkle, glimmerreiche Gesteine mit großen Kalifeldspatkristallen einen bis 600 m breiten Streifen, der von Ödsbach südlich der Rench über Durbach-Obertal und zwischen Ohlsbach und Reichenbach über die Kinzig nach Süden reicht.

In dem von A. SAUER als Durbachit benannten Gestein liegen umgewandelte Paragneise vor. Während anatektischer Vorgänge wurden die mobilisierten hellen Gemengteile durch tektonische Beanspruchung weitgehend ausgequetscht, so daß ein biotit- und hornblendereiches Restgestein zurückblieb. Dieses Gestein durchtränkten später Kalium-

Aluminium-Silikatlösungen, aus denen sich bis 6 cm lange Kalifeldspatkristalle (Kalifeldspatblasten) bildeten.

G r a n i t e. Nach den in einem frühen Stadium der variskischen Gebirgsbildung entstandenen Gneisanatexiten und der Intrusion der syenitischen Palingenite erfolgte die Platznahme der verschiedenartigen Granite. Die Granite der Ortenau gehören überwiegend zu dem ausgedehnten Nordschwarzwälder Granitgebiet, das sich nördlich der Linie Gengenbach-Schönmünzach erstreckt und nach Osten unter der Buntsandsteindecke untertaucht. Der Granit von Nordrach kann als westlichster Ausläufer des Triberger Granitmassivs aufgefaßt werden.

Die Granite des Nordschwarzwaldes sind nach ihrer Platznahme durch tektonische Vorgänge nicht mehr verformt worden. Es fehlen daher die gepreßten Granite, die im Südschwarzwald vertreten sind. Lediglich einzelne Ganggesteine und Randzonen der Granitmassive besitzen hier lokal Parallelt Texturen. Die Platznahme und Erstarrung des Triberggranits mit seinen Ausläufern und der Nordschwarzwälder Granite erfolgte nach der sudetischen Phase der variskischen Gebirgsbildung, also im späten Unterkarbon (Visé) und zu Beginn des Oberkarbons (Namur).

Die einzelnen Granite des Nordschwarzwälder Granitgebiets sind jedoch nicht gleichzeitig aufgedrungen, sie unterscheiden sich durch ihren Mineralbestand, durch Gefüge, Reichtum an Nebengesteinseinschlüssen und in der chemischen Zusammensetzung. Die gegenseitigen Altersverhältnisse ergeben sich durch den geologischen Verband. So wird der ältere graue Granit von Oberkirch westlich Sasbachwalden von einem breiten, gangförmigen Ausläufer des helleren, rötlich gefärbten Bühlerthalgranits durchsetzt.

Im Süden der Ortenau liegt der **G r a n i t v o n O b e r k i r c h**, der von der unteren Kinzig am Gebirgsrand nordwärts bis über das Achertal reicht. Der Granit von Oberkirch enthält an manchen Stellen reichlich Einschlüsse von Paragneisschollen, die in allen Stadien der Einschmelzung und Auflösung zu beobachten sind.

Die dunklen „Butzen“, glimmerreiche Reste aufgenommener Gneisschollen, sind aber auch in den anderen Graniten zu finden. Der Granit von Oberkirch besteht aus Plagioklas, Kalifeldspat, Quarz und Biotit, dazu tritt zersetzter Cordierit, Sillimanit und Andalusit, vereinzelt auch Hornblende.

An den Granit von Oberkirch schließt sich im Norden ein Gneisgebiet an, dann folgt der **B ü h l e r t a l g r a n i t**. Dieser gehört zu einer jüngeren Gruppe von Graniten, die als Zweiglimmergranite ausgebildet sind. Sie führen neben dem braunschwarzen Biotit auch silberweiß glänzenden, hellen Muskowit. Durch große Kristalle von Kalifeldspat besitzt der Bühlerthalgranit eine charakteristische, porphyrische Struktur.

Im Murgtal ist unter dem Buntsandstein der grob- bis mittelkörnige **G r a n i t v o n F o r b a c h** freigelegt. Er besteht aus Quarz, Kalifeldspat, Plagioklas, Biotit und Muskowit neben den Spurenmineralen Cordierit (meist zersetzt), Andalusit, Apatit, Zirkon, Rutil, Turmalin und Granat. Auf Klüftchen ist häufig Eisenglanz ausgeschieden.

Der Granit von Allerheiligen-Seebach ist ein feinkörnig ausgebildeter Zweiglimmergranit. In der Senke von Baden-Baden liegt als herausgehobene Scholle der graue oder rötliche, mittelkörnige Friesenberggranit, ein Biotitgranit.

Die meisten Granite des Nordschwarzwaldes besitzen ein regelloses Gefüge. Durch Aufnahme von Fremdgesteinsmaterial enthalten sie Cordierit, der meist zu einem als „Pinit“ oder „Chlorophyllit“ bezeichneten, grünlich-weißem Gemenge feinkörniger Minerale zersetzt ist.

Ein auffälliges Merkmal ist der Gehalt an Kalifeldspat-Kristallen, die durch ihre Größe die anderen Gesteinsminerale weit übertreffen. Man nennt diese einsprenglingsartigen Kristalle, die im Bühlertalgranit bis 20 cm groß werden, Kalifeldspat-Porphyroblasten. Diese Großkristalle, die im Gestein meist regellos verteilt sind, entstanden am Ende der Granitbildung durch Zufuhr von Kalifeldspat-Schmelzlösungen. Man bezeichnet den Vorgang als Kalifeldspat-Porphyroblastese. Sie hat die einzelnen Granite nicht gleichmäßig erfaßt, so lassen sich in den Granitgebieten unterschiedliche Bereiche erkennen, die nur ein schwach ausgebildetes oder kein porphyroblastisches Gefüge besitzen.

Eine tektonische Sonderstellung nimmt der Granit von Nordrach ein. In ihm ist ein dachnaher Teil eines unterlagernden, größeren Granitplutons angeschnitten. Besonders an seinem Südrand hat der Nordrach Granit zwischen Biberach und Oberharmersbach und auch westlich der Kinzig den Gneis durchtrümmert und bildet zahlreiche Gänge und Gängchen von wenigen dm bis einigen 100 m Breite, die überwiegend westöstlich streichen. Eine Besonderheit des Zweiglimmergranits von Nordrach ist sein Gehalt an Turmalin, der aus borhaltigen Restschmelzen entstanden ist. Schwarze, langgestreckte Kristalle von Turmalin (Schörl) lassen sich am Roßgrabeneck (südwestlich Nordrach) oder im Pfaffenbach (nordöstlich Gengenbach) sammeln.

Die Granite spielen im Wirtschaftsleben einiger Gemeinden der Ortenau eine beachtliche Rolle. Ausgedehnte Granitbrüche, aus denen sich große Werkstücke des harten und witterungsbeständigen Materials in verschiedenen Färbungen gewinnen lassen, liegen bei Kappelrodeck, Furschenbach, Ottenhöfen und Seebach im Achertal und im Bühlertal. Wichtig sind auch die nährstoffreichen Böden auf tiefgründig zergrustem Granit, die den umfangreichen Weinbau am Gebirgsrand von der Ortenburg an der Kinzig bis Neuweier am Steinbach ermöglichen.

Ganggesellschaft der Granite. Im Anschluß an die Granite entstanden verschiedenartige Ganggesteine. Quarz-Feldspat-Pegmatite, vereinzelt auch mit Muskowit und Eisenglanz, bilden schlierige Bereiche oder kurzstreichende, meist nur gering mächtige Gänge (Fuß der Altwindeck). Lamprophyre treten stark zurück, auch Aplite sind nur spärlich vorhanden. Häufiger sind feinkörnige Ganggranite, die früher in vielen Steinbrüchen als Straßenschotter gewonnen wurden. Zahlreiche Ganggranite durchsetzen die Gneise im oberen Renchtal in der Umgebung von Bad Griesbach.

Granitporphyre bilden Gänge von wechselnder Mächtigkeit und oft vielen Kilometern Länge. Einzeln oder in Gangschwärmen durchziehen sie das Grundgebirge und setzen geradlinig und unbeeinflusst über die verschiedenen Gesteinsgrenzen hinweg.

Besonders gehäuft sind Granit- und Quarzporphyrgänge am westlichen Schwarzwaldrand zwischen Acher- und Durbachtal. Die Granitporphyre bestehen aus Einsprenglingen von Kalifeldspat, Quarz, Plagioklas und Biotit in einer feinkörnigen bis dichten, durch Eisenglanz rot gefärbten Grundmasse, die erst nach der Platznahme verfestigt wurde. Während die meisten Granitporphyre während und nach der Erstarrung nicht mehr tektonisch beansprucht wurden, treten am Omerskopf Gänge mit tektonisch geschieferten Granitporphyren auf.

Hydrothermale Erz- und Mineralgänge. Nach den Graniten und Granitporphyren entstanden im Oberkarbon (Namur) im Schwarzwald zahlreiche Erz- und Mineralgänge. Aus erhitzten, wässrigen Lösungen bildeten sich Gangfüllungen mit verschiedenartigem Mineralinhalt. In einigen Fällen ist die Herkunft der Minerallösungen von bestimmten Granitplutonen deutlich, wie bei den Eisenglanz-Schwerspatgängen nördlich Zell am Harmersbach, die im erzbringenden Granit von Nordrach aufsetzen. In anderen Fällen muß der Ganginhalt von unbekanntem Intrusivkörpern abgeleitet werden, die in der Tiefe verborgen liegen, wie bei den Erzgängen um Haslach.

Viele Erzgänge, die im Grundgebirge aufsetzen, werden vom auflagernden Rotliegenden oder dem Buntsandstein abgeschnitten, wie etwa der Schwerspatgang bei den Schottenhöfen. Einige Gänge setzen auch in das Deckgebirge über; dann ist die Gangspalte bei jüngeren tektonischen Vorgängen erneut bewegt worden und der Mineralinhalt konnte in der Tiefe teilweise aufgelöst, transportiert und im Deckgebirge wieder abgesetzt werden.

Zahlreiche Mineralgänge führen nur Quarz, und oft wittern diese Quarzgänge riffartig aus ihrer Umgebung heraus, wie die Teufelskanzel am Rempeneck bei Gengenbach oder der Katzenstein nordöstlich Steinach. Oft hat der Quarz auch ältere Gangminerale verdrängt und es entstand Pseudomorphosenquarz nach blätterigtafeligem Schwerspat, wie bei den Gängen am Schwabekopf nördlich Allerheiligen.

Die oberkarbonisch vererzten Störungen im Grundgebirge lassen sich oft über weite Strecken verfolgen. So verläuft eine westnordwestlich-streichende Störung vom oberen Haigerachtal über das obere Nordrachtal und das Wickersbachtal in das Zuwäldertal. Einzelne Abschnitte dieser über 10 km langen Störung sind stärker mineralisiert, und auf ihr wurden die Gruben im Alten Gengenbach, die „Amalie im Moosbach“ und die „Anna im Zu Wald“ betrieben.

Nördlich des Renchtals sind nur ganz vereinzelt Mineralgänge bekannt; das Grundgebirge des Nordschwarzwalds ist auffallend arm an Erzgängen. Bei Baden-Baden setzen einige geringmächtige Schwerspatgänge auf, dazu kommen Eisenerzgänge im Bühlertal.

In der südlichen Ortenau sind die Erzgänge um die Geroldseck und um Haslach im Kinzigtal besonders zahlreich und führen verschiedenartige, oft schön kristal-

lisierte Minerale. Auf einigen Mineralgängen ging zeitweise reger Bergbau um, der für die damalige Zeit beträchtliche Metallmengen förderte. Heute sind diese Erzgänge wirtschaftlich bedeutungslos, nur die Vorkommen von Flußspat und Schwespat besitzen noch Interesse.

Die Gruben am Herrenberg und Reichenberg bei Schnellingen, bei Bollenbach und Welschbollenbach und am Barberast bauten auf Quarz-Silbererzgängen mit Rotgültigerz, Silberfahlerz, Silberglanz und gediegenem Silber. Ähnliche Gänge verlaufen nordwestlich Haslach bei den Strickerhöfen, bei Hofstetten, im Mürrenbach bei Oberentersbach und am Langenberg bei Oberharmersbach.

In der Umgebung der Geroldseck setzen Erzgänge mit Blei-, Silber- und Kupfererzen auf. Dazu gehören Vorkommen im Erzbach, im Emersbach und besonders bei Prinzbach. Auf einem Gang im Weiler und Gereuth nordwestlich der Geroldseck baute die Grube Michael, die in jüngster Zeit auf Uranerze untersucht wurde. Aus dem Adlersbach südwestlich Hausach sind sehr mineralreiche Gänge mit Antimonerzen bekannt.

Die vielen Erzgänge im Wolftal und seinen Seitentälern mit den einst berühmten Bergbaurevieren um Rippoldsau, im Wildschapbach, am Benauer Berg und im Frohnachtal bei Oberwolfach liegen gerade außerhalb des hier behandelten Gebietes.

Eisenerzgänge wurden früher um Mühlenbach abgebaut. Wichtiger waren die Eisenerze vom Kuhhornkopf (Eisenwand) nördlich Zell, die im Harmersbachtal verhüttet wurden. Weitere Eisenerzgänge wurden in der Bottenau, bei Schloß Staufenberg und in Durbach abgebaut.

Unter den Schwespatgängen besitzt der Gang bei den Schottenhöfen die größte Mächtigkeit. Er wurde zeitweise auf Eisen- und Manganerze und auf Schwespat bebaut. Schwespat wurde auch am Prisenköpfe zwischen dem Emersbachtal und dem Prinzbachtal und auf dem Gang im Zu Wald gewonnen. Größere Mengen von Schwespat hat ein Gang bei Hinterohlsbach geliefert, der vom Hennenloch gegen den Fußberg streicht.

Wasserklarer Flußspat für optische Zwecke wurde im Ettergraben bei Zunsweier gewonnen. Südlich Oberkirch verlaufen Flußspatgänge bei Hesselbach und Ödsbach. Seit der Stilllegung der Grube Hesselbach im Jahre 1955 ruht der Bergbau auf den Erz- und Mineralgängen in der Ortenau.

Im Artenberg bei Steinach sind durch den Steinbruchbetrieb Gänge freigelegt, die sehr schöne Mineralstufen mit Dolomit, Braunspat, Kalkspat, Flußspat und Fahlerz liefern. Bekannte Fundpunkte für schöne Oxydationsminerale, die bei der Zersetzung der Erze entstehen, sind das Silberbrünnele in der Haigerach und die Halde der Grube Michael im Weiler.

O b e r k a r b o n i s c h e S e d i m e n t e. Im ausgehenden Oberkarbon unterlag das variskische Gebirge einer raschen Abtragung. Noch im Oberkarbon wurden die Gesteinshüllen über den jungen Graniten abgeschält und die Granitplutone selbst freigelegt. Auf der oberkarbonischen Landoberfläche entstanden während eines feuchten Klimas binnenländische Kohlensümpfe.

Steinkohlenrevier Diersburg-Berghaupten. Kohlenflöze, die einmal wirtschaftliche Bedeutung besaßen, sind in einem schmalen Streifen zwischen Diersburg und dem Kinzigtal bei Berghaupten erhalten. Sie erstreckten sich einst über einen weiteren Bereich, wurden aber größtenteils wieder abgetragen. Nur die in der asturischen Phase der variskischen Gebirgsbildung steil eingefalteten und verschuppten Kohlenschichten blieben in einer Mulde von oberflächlich 3,6 km Länge und 50 bis 400 m Breite erhalten.

Das Liegende des Oberkarbons von Diersburg-Berghaupten bilden Konglomerate mit Geröllen bis Kopfgröße aus Granit, Granitporphyr und Gneisen mit einem Zwischenmittel aus Gesteinsgrus und größeren Brocken; dazu kommen Arkosen. Die Kohlenflöze liegen zwischen grauen, grob- bis feinkörnigen Sandsteinen, die als Kohlend Sandstein bezeichnet werden und aus Quarz, gebleichtem Biotit und Feldspäten (teilweise kaolinisiert) mit tonigem oder kieseligem Bindemittel bestehen. Einzelne Lagen von Schiefertone enthalten reichlich kohlige Beimengungen und wurden als Brandschiefer abgebaut. Nach den Steinkohlenpflanzen ist das Lager zeitlich als Westfal (Saarbrücker Schichten) einzuordnen. Unter den Pflanzenresten, die hier bekannt wurden, sind einige nach Orten des Reviers benannt (*Sphenopteris zunsweierensis*, *Sphenasterophyllites diersburgensis*, *Sublepidophloios hagenbachensis*).

Die einst flach abgelagerten Kohlenschichten besaßen nur geringe Mächtigkeit. Da sie nachträglich muldenartig eingefaltet wurden, reichen die steilgestellten Flöze bis über 300 m in die Tiefe. Darunter steht dann Grundgebirge an. Die Steinkohlen wurden im Jahre 1753 bei Hagenbach entdeckt. Die größte Förderung lag im Zeitraum zwischen 1870 und 1880. Im Jahre 1911 wurde der Betrieb eingestellt und nach dem ersten Weltkrieg lebte der Bergbau nochmals bis 1921 kurz auf. Die aus den drei Grubenrevieren Diersburg, Hagenbach und Berghaupten geförderte Kohle, insgesamt etwa 600 000 t, ist eine anthrazitische Steinkohle. Heute stehen die Schachtanlagen dieses Bergbaugesbiets unter Wasser und sind unzugänglich. Kohlend Sandsteine und Anthrazitkohle mit Pflanzenresten lassen sich auf den alten Halden im Himmelreich bei Berghaupten sammeln.

Zur Bildung von Steinkohlen kam es auch in der Senke von Baden-Baden. Von Varnhalt über Malschbach-Geroldsau reicht ein Streifen von oberkarbonischen Sedimenten mit eingelagerten Kohlenflözen bis Gernsbach. Die pflanzenführenden Schichten dieser Serie hinter dem Kurhaus von Baden-Baden gehören nach FRENTZEN zu der unteren Ottweiler Stufe, während die Arkosesandsteine von Varnhalt jünger sind und zur oberen Ottweiler Stufe gerechnet werden. Die Arkosen enthalten Gerölle aus Graniten der Umgebung, aus Granitporphyr und anderen Ganggesteinen, örtlich auch altpaläozoische Schiefer und Gneise.

In die bei Neuweier über 200 m mächtige Sedimentfolge sind feinkörnige, glimmerreiche Sandsteine mit Bänken von Kieselschiefern, Schiefertone und geringmächtigen Kohlenflözen zwischengelagert. Die Steinkohlen wurden am Büchelberg bei Umweg von 1775 bis 1855 mit Unterbrechungen abgebaut.

Oberkarbonische Arkosen mit Schiefertonen und Pflanzenresten des Stefan (Obere

Ottweiler Stufe) liegen am Turnerheim Lindle bei Hinterohlsbach auf Gneis. Ein weiteres Vorkommen von oberkarbonischen Sedimenten mit Pflanzenresten ist im obersten Emersbachtal am Ostfuß der Geroldseck bekannt.

P e r m. Ohne besondere fazielle Änderung gehen die Ablagerungen des oberen Oberkarbons in die Sedimente des Unterrotliegenden (Arkosen, Schiefertone und Schieferletten) über.

U n t e r r o t l i e g e n d e s. Innerhalb des Rotliegenden lassen sich im Schwarzwald zwei Gesteinsfolgen unterscheiden, die unter verschiedenen klimatischen Bedingungen gebildet wurden.

Im unteren Teil finden sich grau gefärbte Sedimente mit kohligen Resten und zersetzten (kaolinisierten) Feldspäten. Das deutet auf einen Fortbestand des schon im Oberkarbon vorherrschenden humiden Klimas, während die Schichtglieder des Oberrotliegenden rote oder braune Farben zeigen.

In die Arkosen des Unterrotliegenden sind stellenweise dunkelgraue bis schwarze, sehr feinkörnige und glimmerführende Schiefertone eingeschaltet. Einige dieser Schiefertonlagen enthalten auch bestimmbare Pflanzenreste. Eine Berühmtheit erlangte das Vorkommen am Rotenbach, einem Seitenbach des Liebachs. Im Jahre 1860 hatte SANDBERGER unterhalb der Häuser des Weilers Holzplatz Pflanzenreste gefunden. Eine Nachgrabung 1893 lieferte reichlich Pflanzen des Unterrotliegenden, die von STERZEL beschrieben wurden. Eine weitere Pflanzenfundstelle liegt am SO-Hang des Hauskopfs.

P e r m i s c h e r V u l k a n i s m u s. Am Ende des Unterrotliegenden wurde das schon kräftig erniedrigte Gebirge erneut von einer Bruchtektonik erfaßt. Man bezeichnet diese tektonische Phase an der Wende von Unter- zu Oberrotliegendem als saalische Phase der variskischen Gebirgsbildung. Bei der damals erfolgten Zerblockung des Grundgebirgssockels wurde den Eruptivmassen längs tief hinabreichender Spalten der Weg zur Oberfläche erleichtert. Wie in anderen Teilen des variskischen Gebirges war auch im Schwarzwald das Rotliegende eine Zeit ausgedehnter vulkanischer Erscheinungen. Der Vulkanismus, der auf eine Gebirgsbildung folgt und auf der Oberfläche des neugeschaffenen Gebirgskörpers austritt, wird als subsequent bezeichnet. Dieser subsequente permische Vulkanismus war im mittleren Schwarzwald besonders ausgeprägt.

Aus zahlreichen Schloten und Spalten wurden Tuffe und saure (rhyolithische) Laven gefördert, die heute in gealtertem Zustand als Quarzporphyre vorliegen. Diese Quarzporphyre stammen wohl aus den gleichen Herdräumen wie die jüngeren oberkarbonischen Granite. So gleicht die chemische Zusammensetzung der Granite des ausgedehnten Triberger Massivs weitgehend derjenigen der Deckenporphyre vom Steinfirst oder Rebio oder den anderen Porphyren ostwärts Lahr.

Das Ausmaß der vulkanischen Förderungen läßt sich aus den erhaltenen Resten annähernd erschließen, obwohl von den einst viel mächtigeren und ausgedehnteren Massen von Tuffen und Quarzporphyren nur ein kleiner Teil erhalten blieb. Die

Lage der Zufuhrkanäle, aus denen die Lockermassen ausgeworfen und die Deckenergüsse gefördert wurden, sind nur zum Teil bekannt; in vielen Fällen sind Schlote unter den noch vorhandenen Deckenresten anzunehmen.

Die Tätigkeit der Rotliegend-Vulkane begann zumeist mit der Förderung von Aschentuffen, die vielfach nachträglich verkieselt wurden. Der Aschenauswurf war örtlich durch vulkanische Ruhepausen unterbrochen, in denen wieder Arkosen abgelagert wurden. Die Tuffe, die am Heuberg südlich Schweighausen bis 50 m mächtig sind, entstanden aus Tuff-Schlammströmen (WEYL).

Auf den explosionsartigen Ausbruch von Tuffen folgte die Förderung von schmelzflüssigen Massen, die sich auf die bruchtektonisch verstellte Landoberfläche ergossen. Bald danach wurden die mächtigen Vulkanite wieder abgetragen, wie die zahlreichen Porphygerölle in den Schutterserien des Oberrotliegenden beweisen. Trotzdem sind die Deckenporphyre an der Moos bis 70 m, am Eckenfels 100 m mächtig. Stellenweise sind die Quarzporphyredecken noch im Oberrotliegenden vollständig abgetragen worden. Dann überlagert der Buntsandstein Porphyrmassen, die nur noch im Förderschlot erhalten sind. So sind im Gottschlätal bei Ottenhöfen nur die Zufuhrkanäle erhalten, während die zugehörigen Deckenporphyre zerstört sind.

Der Vulkanismus erfolgte in den einzelnen Teilen des Schwarzwalds nicht gleichzeitig. Am frühesten setzten die Ausbrüche bei Baden-Baden ein, die sich zeitlich in das Unterrotliegende einordnen lassen. Auch in den anderen permischen Vulkangebieten des Schwarzwalds folgten die Ausbrüche von Tuffen und Laven in zeitlichen Abständen.

Die Porphyre zwischen Acher und Schutter lassen sich zwei getrennten Ausbruchsphasen zuordnen. Nach wichtigen Vorkommen bezeichnet man diese beiden Porphyrtypen als Brandeck- und Grünbergporphyr. Eine Sonderstellung nimmt der Vulkanismus nördlich davon in der Senke von Baden-Baden ein, der während eines längeren Zeitraums tätig war.

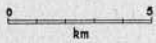
Die Brandeckporphyre, die aus mehreren Schloten an die Oberfläche drangen, überdeckten eine Fläche von annähernd 200 km². Dieses Gebiet ergibt sich, wenn man die heute isoliert liegenden Vorkommen zur geschlossenen Fläche ergänzt. Zu den Porphyren vom Typ Brandeck gehören außer dem Brandeckkopf selbst die Quarzporphyre bei Maisach und Bad Antogast, bei Durbach, an der Moos, bei Lahr und am Geisberg und Hünersedel.

Wenig jünger als die Porphyrmassen vom Typ Brandeck sind die Ausbrüche des Grünbergporphyrs. Diese Altersfolge ergibt sich aus Fanglomeraten im Simmersbachtal, die Porphyrschutt vom Typ Brandeck enthalten und von Grünbergporphyr überlagert werden. Zu den Porphyren vom Typ Grünberg gehören außer dem Grünberg westlich Oppenau die Quarzporphyre von Simmersbach, von Gottschlät, vom Lierbachtal und kleinere Vorkommen, wie die Schärtenköpfe.

Die Quarzporphyre sind meist braunrot bis rotviolett gefärbt; einzelne Vorkommen auch grau oder graugrün. In einer dichten Grundmasse lassen sich Einsprenglinge von Quarz (Dihexaeder bis 3 mm Größe), untergeordnet auch leistenförmige Kristalle von Kalifeldspat und Biotitblättchen erkennen. Die Feldspäte

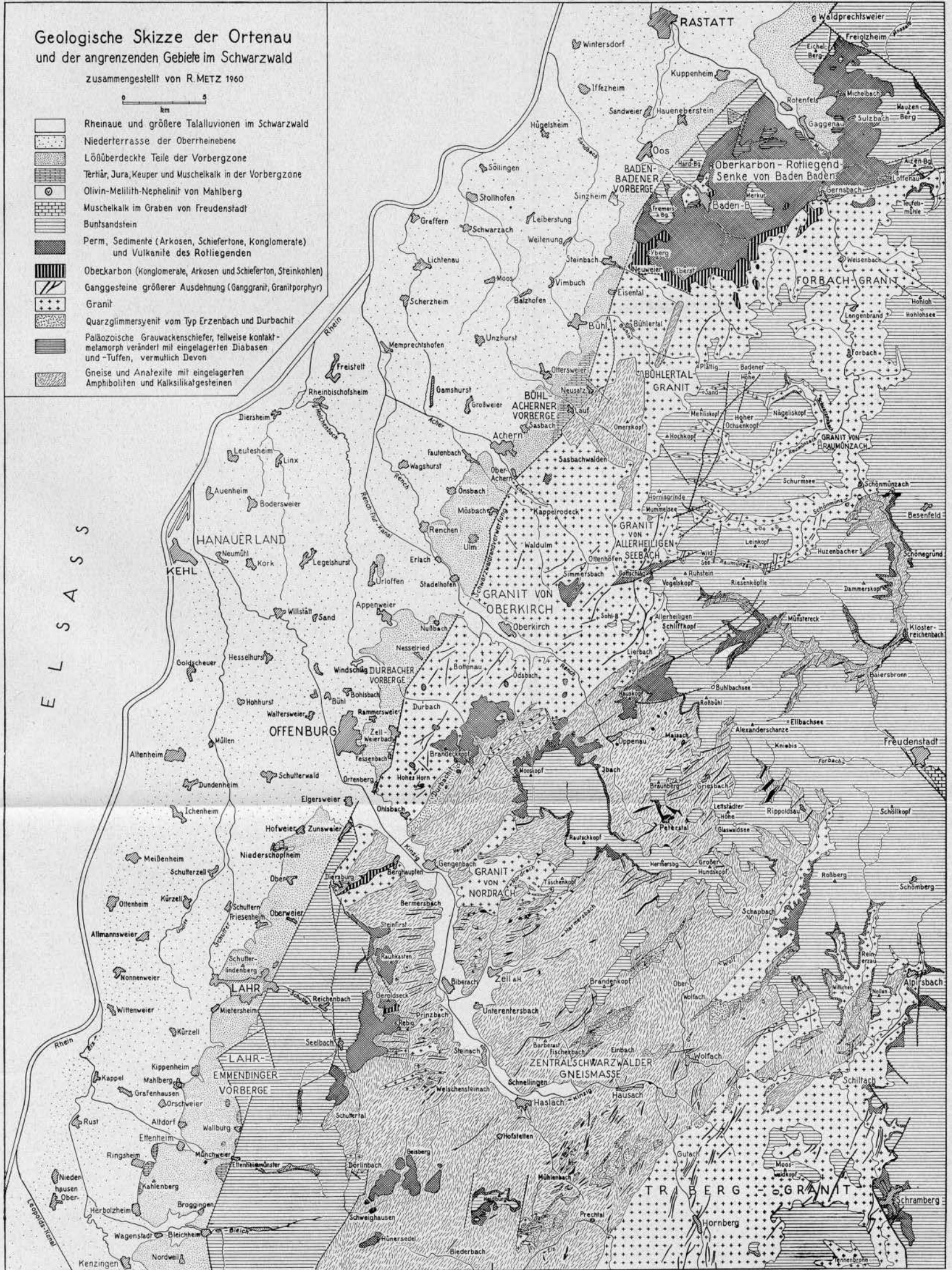
Geologische Skizze der Ortenau und der angrenzenden Gebiete im Schwarzwald

zusammengestellt von R. METZ 1960



- Rheinaue und größere Talalluvionen im Schwarzwald
- Niederterrasse der Oberrheinebene
- Lößüberdeckte Teile der Vorbergezone
- Tertiär, Jura, Keuper und Muschelkalk in der Vorbergezone
- Olivin-Melilith-Nephelinit von Mahlberg
- Muschelkalk im Graben von Freudenstadt
- Buntsandstein
- Perm, Sedimente (Arkosen, Schiefertone, Konglomerate) und Vulkanite des Rotliegenden
- Obekarbon (Konglomerate, Arkosen und Schiefertone, Steinkohlen)
- Ganggesteine größerer Ausdehnung (Ganggranit, Granitporphyr)
- Granit
- Quarzglimmersyenit vom Typ Erzenbach und Durbachtit
- Paläozoische Grauwackenschiefer, teilweise kontakt-melamorph verändert mit eingelagerten Diabasen und -Tuffen, vermutlich Devon
- Gneise und Anafexite mit eingelagerten Amphiboliten und Kalksilikatgesteinen

E L S A S S



sind durch Kaolinisierung häufig getrübt, die Biotite chloritisiert und schmutziggrün gefärbt. Der Gehalt an Einsprenglingen ist bei den einzelnen Porphyren sehr unterschiedlich. Die Quarzporphyre vom Hauskopf und Eckenfelsen bei Oppenau sind fast einsprenglingsfrei. Die Porphyrgrundmasse bestand ursprünglich zu einem großen Teil aus glasigen Anteilen, ist aber im Laufe der Zeit entglast.

Heiße Wässer haben die roten Porphyre nachträglich stellenweise ausgebleicht. Da diese, meist kohlenensäurereichen Wässer auf den Förderspalten als vulkanische Nachwirkungen aufstiegen, zeigen mehrere Schlotporphyre solche Bleichungserscheinungen. Dabei wurde der fein verteilte Eisenglanz, der die rote Färbung der Porphyrgrundmasse bedingt, gelöst und weggeführt und die Feldspat-Einsprenglinge wurden in kreidig-weißen Kaolin umgewandelt. Ein gebleichter Porphyr, der sich durch seine senkrechtstehenden Fließlinien als Schlotfüllung erkennen läßt, ist durch den Steinbruch an der Straße von Welschensteinach nach Schweighausen am Geisberg aufgeschlossen. Eine gebleichte Schlotfüllung ist auch der Sauerstein im oberen Haigerachtal nordöstlich Gengenbach. Während die Entglasung der Grundmasse erst im Laufe geologischer Zeiträume erfolgte, fand die hydrothermale Bleichung unmittelbar nach dem Ausbruch der Laven statt. Bei dieser Thermalitätigkeit wurden an manchen Stellen auch Porphyrtuffe verkieselt.

Mehrphasige Ausbrüche sind vielfach erfolgt. So ergaben sich im Simmersbachtal bei Ottenhöfen folgende Phasen der vulkanischen Tätigkeit (WEYL): 1. Explosionsphase mit Förderung von Tuffen; 2. Eruptionsphase mit Förderung des unteren Porphyrs; 3. Eruptionsphase mit Bildung von Trümmerporphyr; 4. Thermalphase, Verkieselung des ersten Porphyrs; 5. Eruptionsphase mit Förderung des zweiten Porphyrs und 6. Thermalphase mit Bleichung des zweiten Porphyrs.

Neben späterer Bleichung während einer hydrothermalen Nachphase zeigen manche Porphyre auch kräftige pneumatolytische Einwirkungen durch bor- und fluorhaltige Lösungen. Solche Porphyre enthalten dann blauvioletten Flußspat und bräunlichen bis grünlichen Turmalin, wie am Riesenwald nördlich Ohlsbach.

Porphyrröme, die auf der Oberfläche deckenförmig ausflossen, zeigen horizontal angeordnete Fließlinien und Blasenreihen in Stromrichtung. Dagegen lassen sich die Porphyre der Förderkanäle an der vertikalstehenden Fluidaltextur erkennen. Die mächtigen Deckenporphyre bei Schweighausen zeigen, daß sie aus mehreren Teilströmen bestehen, die in zeitlichem Abstand übereinander geflossen sind.

Viele Porphyre sind blasenreich und besitzen Mandeln mit verschiedenartiger Füllung. Porphyre mit Blaszügen und Mandeln mit Quarzkristallen, Eisenglanz, blauviolettem Amethyst und Chalcedon in verschiedener Färbung (Achat) lassen sich am Osthang der Hohen Geis bei den Höhehäusern und am Hünersedel sammeln. Manche Porphyre, wie am Eckenfels, Hauskopf oder Alberstein bei Oppenau enthalten rundliche, knollige Einschlüsse, die als Lithophysen bezeichnet werden. Häufig sind sie graugrün bis braunviolett gefärbt und lassen sich aus dem angewitterten Gestein leicht herauslösen. Sie sind häufig miteinander verwachsen, besitzen wulstige Oberflächen mit Fließtexturen und werden bis kopfgroß. Häufiger sind faustgroße Knollen, die mit grauem oder weißlichem Chalcedon gefüllt sind. Am Hauskopf lassen sich Lithophysen mit einer Füllung von grünlich durchscheinendem Chalcedon

(Plasma) sammeln. Oft besitzen die Lithophysen auch drusige Hohlräume mit gerundeten oder gezackten Wandungen, auf denen Kristalle von Quarz, Eisenglanz oder Rubinglimmer aufsitzen. Der Porphyry vom Alberstein zeigt vorwiegend sphärolithische Ausbildung.

Die Quarzporphyre und manche verkieselten Tuffe bilden ein geschätztes Schottermaterial, daher sind in ihnen zahlreiche Steinbrüche angelegt. Mehrere Brüche liegen an der Ludwigstraße zwischen dem Schuttetal und der Paßhöhe zwischen Geroldseck und Rebio. Viele Vorkommen von Quarzporphyry liegen verkehrungünstig weitab von den Talstraßen an den Höhen. Das am Hauskopf in einem großen Steinbruch gewonnene Gut wird mit einer 3 km langen Seilbahn über das Ramsbächle hinweg zur Brech- und Siebanlage an der Station Hubacker der Renchtalbahn gebracht.

Oberrotliegend-Sedimente. Nach der Förderung der Tuffe und Quarzporphyre ging im Rotliegenden die im Oberkarbon begonnene Abtragung weiter und wurde noch verstärkt. Die höher aufragenden Teile des variskischen Gebirges wurden kräftig erniedrigt und die Täler und Mulden mit Schutt aufgefüllt. Ursprünglich müssen weite Flächen im Schwarzwald mit permischen Vulkaniten bedeckt gewesen sein. Daß diese heute nur noch an wenigen Stellen erhalten sind, ist eine Folge der Abtragung im Oberrotliegenden. Daher liegen die Reste der besonders leicht zerstörbaren Tuffe vielfach in Wannen und Senken, in denen auch nichtvulkanisches Rotliegendes erhalten blieb.

Die Sedimente des Oberrotliegenden besitzen rote Farben und lassen auf ein anhaltend arides Klima schließen. Der Umschwung der klimatischen Verhältnisse erfolgte kurz vor der vulkanischen Tätigkeit. Die häufigsten Sedimente des Oberrotliegenden im Schwarzwald sind Konglomerate, Fanglomerate und Arkosen. Die Arkosen sind meist verfestigt, bestehen aus Grundgebirgsgrus mit tonigem Zwischenmittel und enthalten in unterschiedlicher Menge eckigen Porphyrschutt und kantenbestoßene Gerölle von Graniten und Gneisen. Neben diesem Grundgebirgsgrus und -schutt, der nur über kurze Entfernung verfrachtet und wenig aufgearbeitet ist, enthalten sie sandige Einlagerungen und an einigen Stellen auch Kieselhölzer. Nach der Entstehungsart zeigen die Schuttsedimente des Oberrotliegenden im Schwarzwald große Schwankungen in ihrer Mächtigkeit auf engem Raum; bei Schramberg werden 500 m erreicht.

Gegen Ende des Rotliegenden waren die Vertiefungen mit Sedimenten aufgefüllt, und die dazwischenliegenden Erhebungen aus Quarzporphyry, Gneisen oder Graniten überragten die eingeebnete Landschaft nur wenig. Schließlich ertrank das eingerumpfte Gebirge in seinem eigenen Schutt und Abtragung und Sedimentation kam nach weitgehendem Ausgleich des Reliefs zum Stillstand.

Den Abschluß der Schichtfolge im Oberrotliegenden bilden Lagen von gelblichen, dolomitischen Sandsteinen, die eckige Brocken oder zellige Lagen und Trümmer von rotem Karneol enthalten. Karneolknollen aus diesem Horizont sind am SW-Hang des Urselsteins, um die Moos, am Hang des Helgenbühls in der oberen Nordrach oder am Langhärde nördlich Oberharmersbach zu finden. Es handelt sich dabei um

ehemalige Krustenböden mit Dolomitausscheidungen, die weitgehend während der Zechsteinzeit entstanden sind.

Die nicht überall ausgebildete und Karneoldolomit genannte Bank schließt die permische Schichtfolge im Hangenden ab. Sie bezeichnet die prätriadische Landoberfläche auf dem permischen Rumpfgebirge.

Das Rotliegende in der Senke von Baden-Baden bildet eine etwas abweichende, aber sehr mächtige Folge von Sedimenten und Vulkaniten (BILHARZ). Auf dem Oberkarbon lagert das bis 250 m mächtige Unterrotliegende aus sandig-glimmerigen Schiefertonen und Sandsteinen. Im Unterrotliegenden beginnt hier die vulkanische Tätigkeit mit dem Ausbruch von Tuffen und der Förderung des Gallenbacher Porphyrs. Dieser frisch rotbraune bis violette Quarzporphyr (pinitfrei) ist als 30 bis 50 m mächtiger Deckenrest erhalten.

Über dem Unterrotliegenden folgen Konglomerate und Arkosesandsteine, wechsellagernd mit Schiefertonen. Am Ende des Unterrotliegenden setzen erneut kräftige vulkanische Ausbrüche von Tuffen und Deckenergüssen ein, aus denen die mächtigen Pinitporphyre entstanden sind. Diese Pinitporphyre bestehen aus einer rötlich-violetten dichten Grundmasse mit Einsprenglingen von Quarz, Feldspat (vorwiegend Kalifeldspat) und Pinit (bis 3 mm lange, weißliche Leisten aus zersetztem Cordierit). Die Ausbrüche von Tuffen und Laven waren von Ruhepausen unterbrochen, in denen grobe Schuttsedimente, Fanglomerate, Arkosen und Schiefertone gebildet wurden. Die Tuffzwischenlagen zwischen den Porphyrdecken am Yberg enthalten auch Arkosen mit Geröllagen. Wie im mittleren Schwarzwald wurden auch bei Baden-Baden Tuffe nachträglich verkieselt und Porphyre ausgebleicht.

Eine Gliederung der Gesteinsserie aus Tuffen, Porphyrdecken und nichtvulkanischen Sedimenten ist durch die zwischengelagerten Schiefertonehorizonte möglich. Dadurch ergibt sich als Schichtenfolge bei Baden-Baden von oben nach unten:

Buntsandstein	
Viertes Porphyrkonglomerat	}
Oberer Schiefertone	
Drittes Porphyrkonglomerat	
Mittlerer Schiefertone	
Zweites Porphyrkonglomerat	
Unterer Schiefertone	
Erstes Porphyrkonglomerat	
Unterrotliegendes	
} Rotliegendes	
Oberkarbon	

Buntsandstein. Die Ablagerungen des Buntsandsteins greifen über eine im Oberkarbon und Perm eingerumpfte Landschaft, die nur noch geringe Reliefunterschiede aufwies. Während die Schuttsedimente des Rotliegenden nur kurze Frachtwege zurückgelegt haben, wurden die Sande und Gerölle des Buntsandsteins von weither verfrachtet. Das Liefergebiet für die Sandstein-Konglomeratfolgen des Buntsandsteins im Schwarzwald lag im Südwesten und Süden. Nach Norden nimmt die Schichtmächtigkeit allmählich zu.

Mächtigkeiten des Buntsandsteins in der Ortenau in Metern:

	Lahr	Kniebis Oberes Renchtal	Hornisgrinde	Vorbergzone Bühl-Achern	Baden-Baden
Oberer Buntsandstein	55—60	20—30 größenteils abgetragen	von 4—50 m noch 15 m erhalten	40	abgetragen
Mittlerer Buntsandstein	200	130—160	200	200	210—240
Unterer Buntsandstein	35	40—50	40—50	30	50—60

Neben untergeordnet gelblichen und bräunlichen Farbtönen zeigt diese Schichtfolge vorwiegend das charakteristische Buntsandsteinrot. In der Ortenau sind von dieser Gesteinsserie die oberen Glieder meist abgetragen. Die vollständige Schichtfolge des Buntsandsteins ist nur am Ostrand des Gebirges erhalten.

Die heute allgemein gebräuchliche Dreigliederung des Buntsandsteins wurde von Heinrich Eck in der Umgebung von Lahr entwickelt. Ihm zu Ehren wurde auch der untere Konglomerathorizont benannt. Originalstücke mit Beschriftungen von der Hand ECKS werden im Museum der Stadt Lahr aufbewahrt.

Der untere Buntsandstein füllt letzte Unebenheiten im permischen Relief auf, daher rührt seine schwankende Mächtigkeit. Er besteht meist aus scharfkantigen Quarzkörnern und besitzt häufig schwarze Manganflecken.

Der mittlere Buntsandstein oder Hauptbuntsandstein zeigt die Dreigliederung:

Oberes oder Hauptkonglomerat.

Mittlerer, geröllfreier Buntsandstein (Bausandstein).

Unteres oder Ecksches Konglomerat.

Das Ecksche Konglomerat besteht aus rotvioletten, fein- bis grobkörnigen, oft mürben Sandsteinfolgen mit Geröllzwischenlagen. Die Gerölle sind lagenweise angeordnet, keilen seitlich rasch aus und werden von geröllarmen oder geröllfreien Sandsteinbänken voneinander getrennt. Unter den Geröllen überwiegen milchig weiße Quarze und helle Quarzite, daneben sind Gneis, Granite, Granit- und Quarzporphyre vertreten. Zu einem großen Teil entstammen diese Gerölle umgelagertem Schutt des Oberrotliegenden. Vereinzelt finden sich in diesem Konglomerat auch Gerölle von Kieselschiefern.

Der mittlere, geröllfreie Sandstein besteht aus einer Schichtfolge von fein- bis mittelkörnigen, meist gut gebankten Sandsteinen mit Einlagerungen von tonigen, mürben Schichtgliedern, dazu kommen Tongallen und rasch auskeilende Lagen von ziegelrotem Schiefertone. Die hangenden Teile sind oft verkieselt und bilden die in

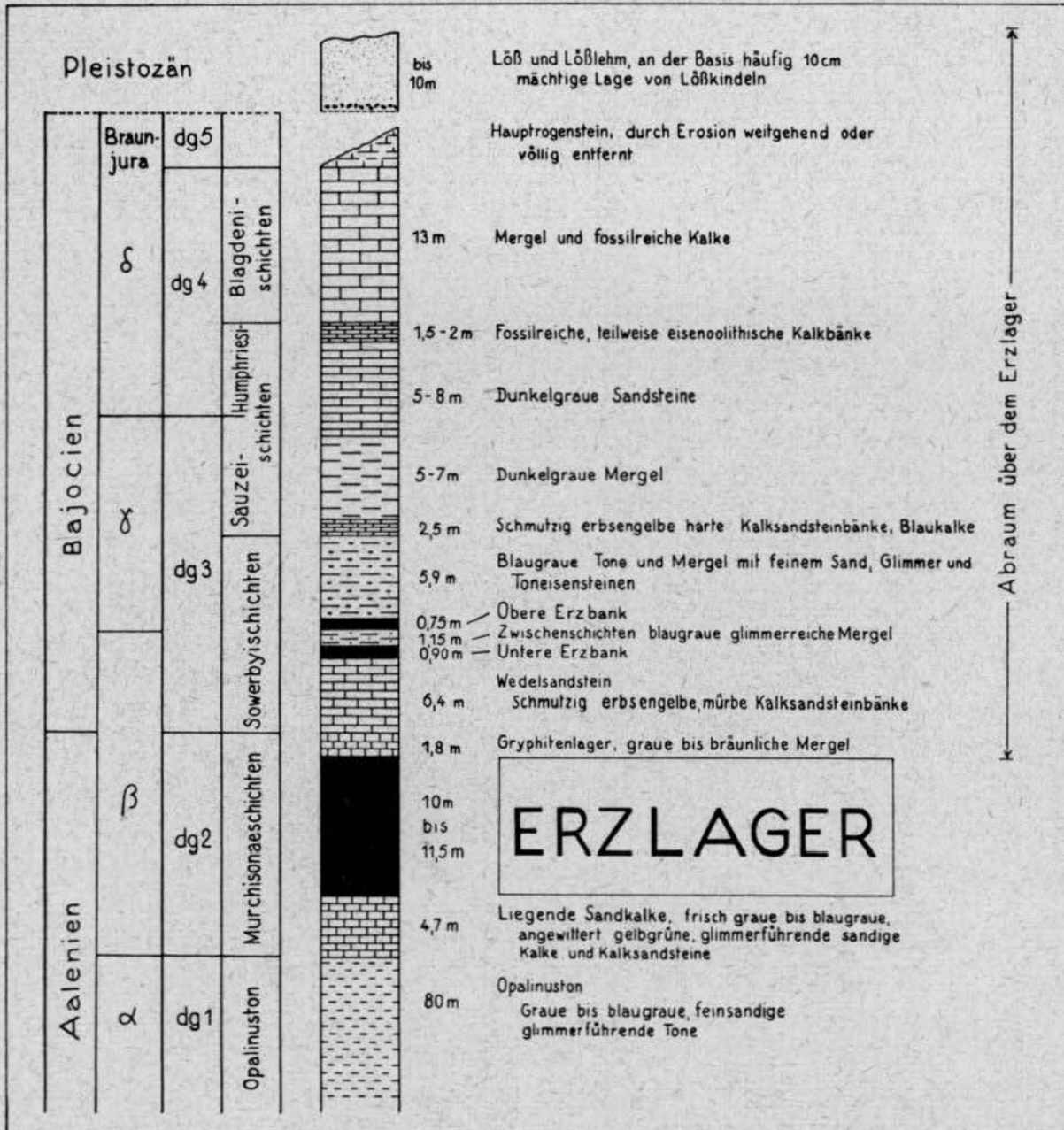


Abb. 4. Schichtenfolge in den Eisenerz-Tagebauen am Rötelberg und Kahlenberg bei Ringsheim (Barbara Erzbergbau AG.)

der Sonne glitzernden Kristallsandsteine. Die Sandsteine der tieferen Horizonte besitzen vorwiegend tonige Bindemittel.

Der geröllfreie Anteil des mittleren Buntsandsteins wechselt auf engem Raum in der Mächtigkeit und mißt z. B. am Nillkopf 70—80 m, am Brandenkopf 80—90 m und am Mooswald 200 m. Die Sandsteine zeigen Schräg- und Kreuzschichtung und Bänke mit helleren und dunkleren Färbungen, die durch wechselnden Gehalt an Ton und Eisenoxyd bedingt sind.

Der obere Konglomerathorizont besteht aus mittel- bis grobkörnigen, häufig verkieselten und gebankten Sandsteinen mit Geröllagen. Die einzelnen Gerölle sind meist faustgroß und gut gerundet. Im Gegensatz zu den Geröllen im Eckschen Konglomerat ist hier Quarzporphyr selten vertreten.

Der obere Buntsandstein ist in der Ortenau nur an einzelnen Stellen vorhanden. Die größten Flächen nimmt er in den Lahr-Emmendinger Vorbergen ein. Der obere Buntsandstein oder das Röt besteht aus dem liegenden Karneolhorizont, dem Plattensandstein in der Mitte und den darüberliegenden Röttonen. Der Karneolhorizont wird aus roten bis violetten, wenig verfestigten Sandsteinen mit teilweise karbonatischem Bindemittel und eingelagerten Karneolknollen gebildet. Der Plattensandstein besteht aus hellroten, glimmerreichen und plattig spaltenden, meist dünnbankten Sandsteinen. Die Röttone umfassen rote bis rotbraune, glimmerreiche und feinsandige Schiefertone.

Der Buntsandstein war ein gesuchter Werkstein, und zahlreiche Bauten in Stadt und Land sind auch in der Ortenau aus dem heimischen roten Sandstein errichtet. Durch andere Baustoffe hat der Buntsandstein heute an Bedeutung verloren und viele Sandsteinbrüche sind verlassen. Buntsandstein, der von Moorwässern gebleicht wurde, war ein wichtiger Rohstoff für die Glashütten. Auf stark eisenschüssige Sandsteine mit Anreicherungen von Brauneisen (Sanderz) wurden an der Heidburg Bergbauversuche unternommen.

Muschelkalk, Keuper und Jura. Die höheren Schichtglieder der Trias (Muschelkalk und Keuper) und Jura treten in der Ortenau nur vereinzelt zutage. Im Schwarzwald sind sie längst abgetragen, im Oberrheingraben in große Tiefe versenkt und nur in der Vorbergzone unter jüngeren Sedimenten an wenigen Stellen aufgeschlossen. Bei der Entstehung dieser mesozoischen Schichten, die fast ausschließlich in Meeren erfolgte, machte sich die spätere Aufwölbung des Gebirges in Schwellen bemerkbar, die zu unterschiedlichen Sedimentationsbedingungen führten.

Die früher an vielen Stellen betriebenen Kalksteinbrüche im Muschelkalk und Jura, besonders im Trochitenkalk und im Hauptrogenstein, sind heute meist aufgegeben. Wirtschaftlich wichtig sind die Eisenooolithe des Doggers, die durch die Grube Kahlenberg bei Ringsheim (Erzbergbau Barbara AG) im derzeit größten Bergbaubetrieb der Ortenau abgebaut werden. Das Roherz, das durchschnittlich 20 % Eisen enthält, bildet ein 10 bis 11,5 m mächtiges Lager. Das in umfangreichen Tagebauanlagen am Rötelberg und Kahlenberg und im Untertagebau gewonnene Erz wird in einer Aufbereitungsanlage an der Hauptbahnlinie magnetisch angereichert und mit der Eisenbahn und über den Rheinhafen in Kehl zu den Hüttenwerken in das Ruhrgebiet verfrachtet.

Tertiär. Im obersten Jura wurde das hier behandelte Gebiet landfest. Ablagerungen aus der Kreidezeit fehlen. Während im Mesozoikum im wesentlichen nur bruchlose epirogene Hebungs- und Senkungsvorgänge stattfanden, beginnt im Tertiär eine bis heute andauernde Bruchtektonik.

Tertiäre Sedimente, die sich in großer Mächtigkeit im absinkenden Oberrheingraben abgelagerten, stehen in der Ortenau nur an wenigen Stellen an. Eozäne und oligozäne Schichten sind bei Lahr bekannt, wo am Schutterlindenberg Kalksandsteine in alten Steinbrüchen aufgeschlossen sind. Die mächtige Sedimentfolge der tertiären Füllung des Oberrheingrabens ist mit jüngeren Schottern überdeckt und nur durch Tiefbohrungen bekannt.

		Südlicher Oberrheingraben	Kehl - Karlsruhe		
HOLOZÄN		Schotter, Sande, Rheinkies, Schwemlehm und Schwemmlöß		QUARTÄR	
PLEISTOZÄN		Schotter, Sande, Tone, Torf, Löß und Lößlehm			
PLIOZÄN		Kalkfreie Kiese, Sande und Tone; Weißerden			
MIOZÄN	BURDIGAL	Fluviale Sedimente im Kaiserstuhl		TERTIÄR	
	AQUITAN	—	Obere Süßwasserschichten		
			Nieder-rödderner Schichten		Hydrobienschichten Graugrüne Mergel Bändermergel
		Untere Niederrödderner Schichten			
OLIGOZÄN	STAMP	CHATT	Süßwasserschichten		
		RUPEL	Cyrenenmergel		
			Meletta - Schichten		
			Septarienton		
	SANNOIS		Bunte Mergel	Gipszone Anhydrit-Steinsalz-Zone	Obere Pechelbronner Schichten
Bunt-streifige Mergel			Obere Bituminöse Zone		Mittlere Pechelbronner Schichten
			Versteinerungsreiche Zone		
		Untere Bituminöse Zone	Untere Pechelbronner Schichten		
EOZÄN	LUD	Rote Leitschicht		TERTIÄR	
	LED	Dolomitmergelzone	Lymnäenmergel		
		Kalkmergelzone			
			Melanienkalk		
	LUTET	Planorbenkalk			Süßwasserkalk
CUIS	Siderolithikum		Basiston		

Prätertiärer Untergrund, Dogger-Malm

Abb. 5. Tertiäre Schichtenfolge im Oberrheingraben zwischen Schwarzwald und Vogesen (Beckenfazies; an den Grabenrändern Übergang in grobklastische Küstenkonglomerate) nach W. HASEMANN, A. SCHAD, H. SÖLL, H. TOBIEN, W. WAGNER, E. WIRTH und O. WITTMANN.

Zu den tertiären (miozänen) vulkanischen Erscheinungen im Umkreis des Kaiserstuhls gehören Tuffe (Schlotfüllungen) bei Herbolzheim und das dunkle, basaltartige Gestein (Olivin-Melilith-Nephelinit) von Mahlberg. Im Pliozän entstanden Weißerden, Klebsande, Tone und Schotter, die in der Vorbergzone bei Baden-Baden und bei Lauf (Aspich) bekannt sind. Bei Müllenbach, Eisental und Affental wurden pliozäne Weißerden als Glassande gegraben.

Abb. 6. Schichtenfolge der von der Erdölbohrung „Kork I“ ostwärts Kehl durchteuften Grabenfüllung nach MASCHKE (1954). Diese Bohrung durchsank 1483 m Tertiär, 481 m Jura, 332 m Keuper und Muschelkalk und wurde in 2400 m Tiefe im Oberen Buntsandstein eingestellt. Die Gesamtmächtigkeit des Buntsandsteins ist hier mit rund 300 m anzusetzen (40—50 m oberer, 250 m mittlerer und unterer Buntsandstein). Das Grundgebirge wäre demnach bei Kehl in 2700 m Tiefe unter der Oberfläche der Rheinebene (— 2560 m Meereshöhe) zu erwarten. An der Hornisgrinde in rund 25 km Entfernung von der Bohrstelle Kork I liegt die Deckgebirgsauflagerung (Grenze Buntsandstein/Grundgebirge) in 940 m Höhe. Der Verstellungsbetrag zwischen der versenkten Grabenscholle bei Kehl und der herausgehobenen Scholle der Hornisgrinde beträgt demnach 3500 m.

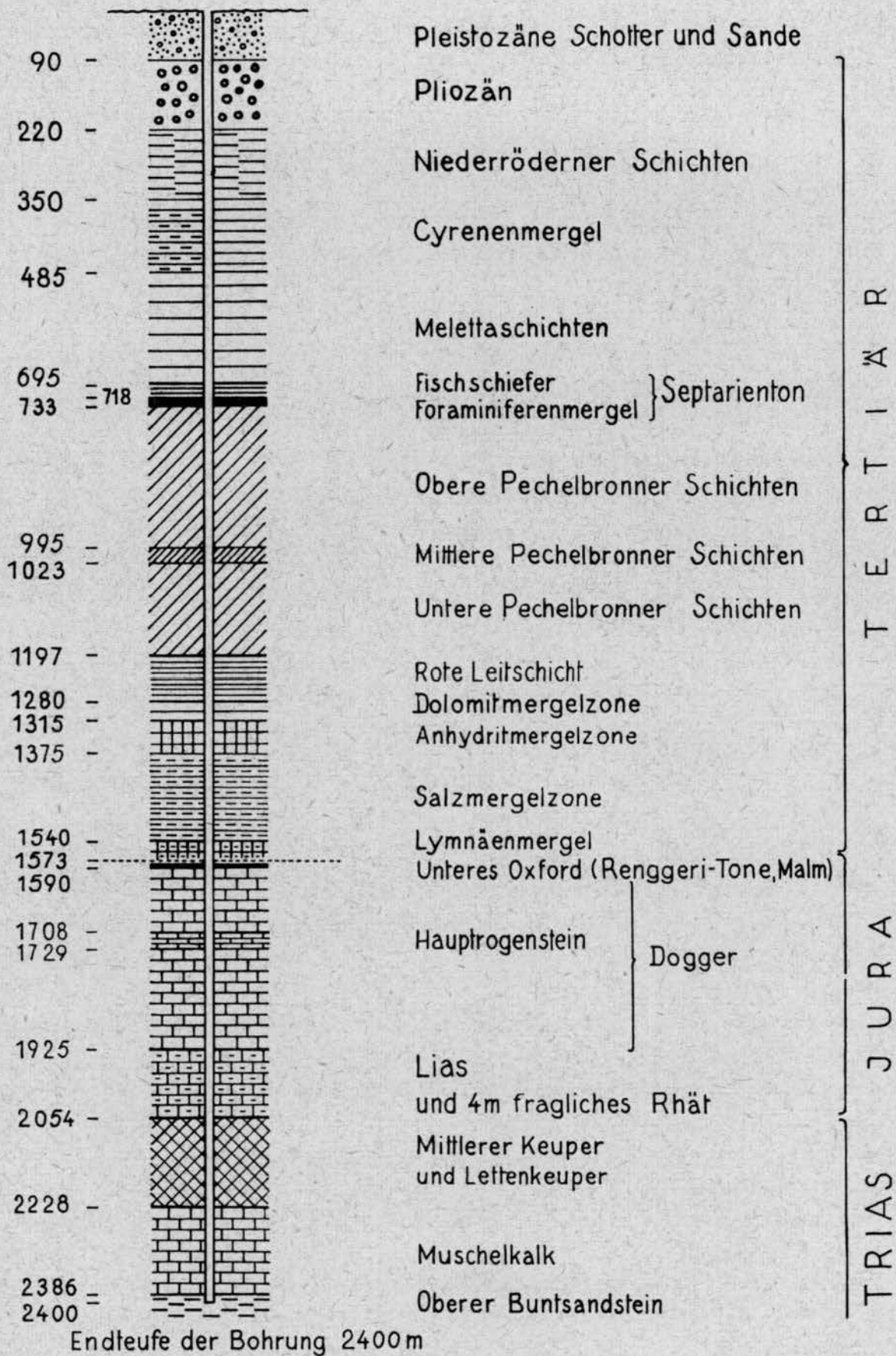
Die tertiäre Bruchtektonik schuf den Oberrheingraben, führte zu einer erneuten, kräftigen Zerblockung des Gebirgskörpers und leitete seine Herauswölbung ein. Mit dem Aufstieg des Schwarzwalds setzte auch die kräftige Abtragung des Deckgebirges ein.

Längs neu entstandener oder wiederbelebter Störungen wurden Quarz, Schwerespat oder Brauneisen abgeschieden. Besonders Störungen im Zuge der Schwarzwaldrandverwerfung wurden mineralisiert und führen stellenweise auch Blei-, Silber- und Kupfererze. Der Inhalt dieser Mineralgänge stammt dabei aus älteren Gängen, wurde dort aufgelöst und in anderen Gangspalten wieder abgesetzt. Mehrere Brauneisenerzgänge dieser Art wurden am Gebirgsrand bis zur Mitte des letzten Jahrhunderts abgebaut. Bei Neuweier bei Steinbach wurde ein Gang mit Bleiglanz um 1830 durch einen Schacht bebaut. Andere Bergbauversuche unternahm man auf Kupfererze beim Alsenhof nordöstlich Lauf. Die vielen Störungen, an denen die Schollen des Gebirges gegeneinander bewegt wurden, sind meist als Ruschelzonen entwickelt, enthalten zerriebenes oder verletztes Gesteinsmaterial und sind an ihrer Braunfärbung und den häufigen Wasseraustritten zu erkennen. In der Nähe wieder aufgelebter oder neu entstandener Bewegungsfugen ist das Grundgebirge häufig zergrust, und an mehreren Stellen wird derart zergruster Granit als Bausand gewonnen.

Pleistozän. Die Oberfläche von Rheinebene und Vorbergzone wird zum größten Teil von pleistozänen Ablagerungen gebildet. Neben Schottern, Sanden und Lehm sind in den Vorbergen weite Flächen von Löß bedeckt. Der kalkreiche, zerreibliche Löß ist ein Gesteinsmehl, das aus unverwitterten Mineralkörnchen besteht. Er entstand während der diluvialen Kaltzeiten, wobei sich ein älterer, stärker verfestigter, bräunlichgelber Löß von einem jüngeren, weniger verfestigtem und hellgelbem Löß unterscheiden läßt; beide sind durch Verlehmungszonen voneinander getrennt. Der Löß besteht zu mehr als der Hälfte aus Körnchen von 0,01 bis 0,05 mm Durchmesser. Diese Mineralkörner (Quarz, Feldspat, Hornblende, Turmalin, Granat und Zirkon, dazu alpine Minerale) sind durch einen Kalkfilm verkittet, wodurch die verhältnismäßig gute Standfestigkeit der Lößwände bedingt wird. In wärmeren Zeiten wurde der Löß entkalkt und Lößlehm gebildet. Aus dem weggeführten Kalk entstanden Konkretionen (Lößkindel). Von fließendem Wasser verfrachteter und umgelagerter Löß wird als Schwemmlöß bezeichnet.

Tiefe in Metern

Erbohrte Schichtfolge



Endteufe der Bohrung 2400m

Abb. 6

Die Sohle des Oberrheingrabens wurde während der Eiszeit mit Schottern, Sanden und Kiesen aufgeschüttet und die altdiluvialen Ablagerungen von jüngeren Niederterrassenschottern und Alluvionen (Holozän) überdeckt. In den Schottermassen der Rheinebene lassen sich Anteile von alpiner Herkunft und solche aus dem Schwarzwald unterscheiden.

Aus der jüngsten geologischen Vergangenheit stammen Moore auf den Buntsandsteinhöhen des Schwarzwalds und in der einstigen Kinzig-Murgrinne, Hangschutt sowie Kiese und Sande der Talauen und Schwemmlehm. Schließlich wird auch der Mensch in unserer Zeit immer mehr zum geologischen Faktor, der große Massen von Gesteinen, von Sand und Kies künstlich bewegt und umfangreiche Eingriffe in das Gewässernetz vornimmt.

Das Bild der Landschaft

Das Landschaftsbild in der Ortenau wird von den drei Einheiten bestimmt: Gebirge, Vorbergzone und Rheinebene. Im Schwarzwald ist das heutige Relief mit Berg und Tal in erster Linie von der hier besonders wirksamen Abtragung gestaltet, während die Rheinebene ein Aufschüttungsland ist.

Die Stromlandschaft in der Rheinebene. Die Oberrheinebene ist eine sanft nach Norden geneigte Fläche, die von den eiszeitlichen Schmelzwässern aufgeschottert wurde. Dazu kommen Schwemmfächer der aus dem Schwarzwald austretenden Flüsse. Von der Mündung der Elz (166 m) im Süden der Ortenau senkt sich die Schotterfläche bis 114 m an der Oosmündung. Die Breite der Rheinebene schwankt in der Ortenau vom Strom bis zum Rand der Vorberge zwischen 10 und 12 km.

In sein breites würmeiszeitliches Schotterfeld, das als Niederterrasse bezeichnet wird, hat der nacheiszeitliche Oberrhein ein schmaleres Strombett eingegraben, die Rheinaue. Der Steilrand, in dem die Niederterrasse zur tieferliegenden Stromaue abbricht, heißt Hochgestade. Dieses Hochgestade ist eine Erosionskante, auf der in sicherer Lage vor Hochwässern die Siedlungen liegen. Diese bevorzugten vorspringende Sporne zwischen früheren Rheinschleifen, so Helmlingen, Greffern oder Söllingen.

Da früher fast jedes Hochwasser die Rheinaue überschwemmt hat, wird diese Niederung von den Siedlungen gemieden. Die Lage des Hochgestades hat sich in geschichtlicher Zeit vielfach geändert, und bei Hochwässern wurde die Niederterrasse unterspült und damit die Rheinaue verbreitert. So mußte der Ort Greffern zwischen dem Ende des 15. und der Mitte des 17. Jahrhunderts viermal weiter landeinwärts verlegt werden, um der drohenden Unterspülung durch den Strom zu entgehen.

Zwischen der Elz- und Kinzigmündung ist kein Hochgestade ausgeprägt. Die hochliegende Rheinaue ist hier nicht in die Niederterrassenfläche eingetieft, sondern geht seitlich in sie über. Erst nördlich Kehl ist dieser Erosionsrand wieder deutlich

ausgebildet. Diese auffällige Erscheinung deutet auf eine langsame Senkung der Oberrheinebene im Abschnitt südlich Kehl, die den Strom zur Aufschotterung und damit zur Höherlegung seines Bettes veranlaßt.

Der Oberrhein, der seit der TULLA-Korrektion in einem festen, von Dämmen gesäumten Bett verläuft, bildete bis zur Mitte des letzten Jahrhunderts ein Gewirr von Stromarmen und flußabwärts wandernden Kies- und Sandbänken, die ihre Lage nach jedem größeren Hochwasser änderten.

Die Mächtigkeit der Niederterrassenschotter schwankt zwischen 20 und 50 m. Darunter liegen ältere diluviale Kiese, Sande und Mergel mit Torfzwischenlagen. Diese wechseln in ihrer Mächtigkeit, da sie in Rinnen abgelagert wurden.

Der Kinzig-Murg-Fluß. Neben der Rheinaue verläuft ostwärts davon eine weitere Niederung, die heute aber nicht mehr von einem Strom durchflossen wird. Die aus dem Schwarzwald kommenden Flüsse Schutter, Kinzig, Rench, Acher, Bühlot, Oos, Murg und Alb und eine Reihe von kleineren Gewässern flossen ursprünglich nicht direkt zum Rhein, sondern mündeten in eine breite Sammelrinne, die parallel zum Hauptstrom näher am Gebirgsrand nach Norden führte. Ähnliche Verhältnisse zeigt heute noch linksrheinisch die Ill am Vogesenrand. Diese Sammelrinne, die nach der letzten Eiszeit noch durchflossen wurde, hat man nach den beiden wasserreichsten Flüssen, der Kinzig und der Nordschwarzwälder Murg, als Kinzig-Murg-Rinne bezeichnet. Dieser Strom, der erst nach Aufnahme der aus dem Kraichgau kommenden Bäche bei Hockenheim in den Oberrhein einmündete, schuf sich eine eigene Flußau mit besonderen Hochgestaden gegen die umgebende Niederterrasse.

Durch die Schottermassen, welche die Schwarzwaldflüsse aus dem Gebirge nach Westen verfrachteten, wurde die gefällarme Sammelrinne abschnittsweise zugeschüttet und die Wasser suchten einen kürzeren Weg zum Rhein. Die schon erwähnte Absenkung der Niederterrasse nordwestlich Offenburg hat dazu beigetragen, daß sich die wasserreiche Kinzig eine eigene Mündung zum Hauptstrom schuf. Dazu tritt die große Transportkraft dieses Flusses an Geröllen und Sand. Im Bereich des Kinzigschwemmkegels ist die Kinzig-Murg-Rinne zugeschüttet und die Alluvionen liegen hier über der Niederterrasse, während sonst die Auen der Schwarzwaldflüsse und -bäche in sie eingetieft sind. Zu den natürlichen Durchbrüchen zum Rhein kommen noch menschliche Eingriffe, so daß heute die einzelnen Gebirgsflüsse getrennte Mündungen aufweisen.

In einzelnen Abschnitten bestand das Flußsystem der Kinzig-Murg-Rinne bis in historische Zeit und wurde bei der alemannischen Landnahme in der Ortenau ausgespart. Auch die später entstandenen Siedlungen mieden die mit Bruchwald bewachsenen Rinnen und suchten die flachen Kieshügel zwischen den einstigen Stromarmen auf, die bei Hochwasser nicht überflutet wurden. Die Zusammenhänge zwischen den nur 1—3 m hohen Kiesrücken mit den hier häufigen Ortsnamen auf -tung und -hurst hat kürzlich Langenbeck aufgezeigt.

Die einstigen Stromarme der Kinzig-Murg-Rinne liegen heute trocken. Auf ihren Sohlen haben sich vielfach alluviale Torfe gebildet, so bei Breithurst, Unzhurst,

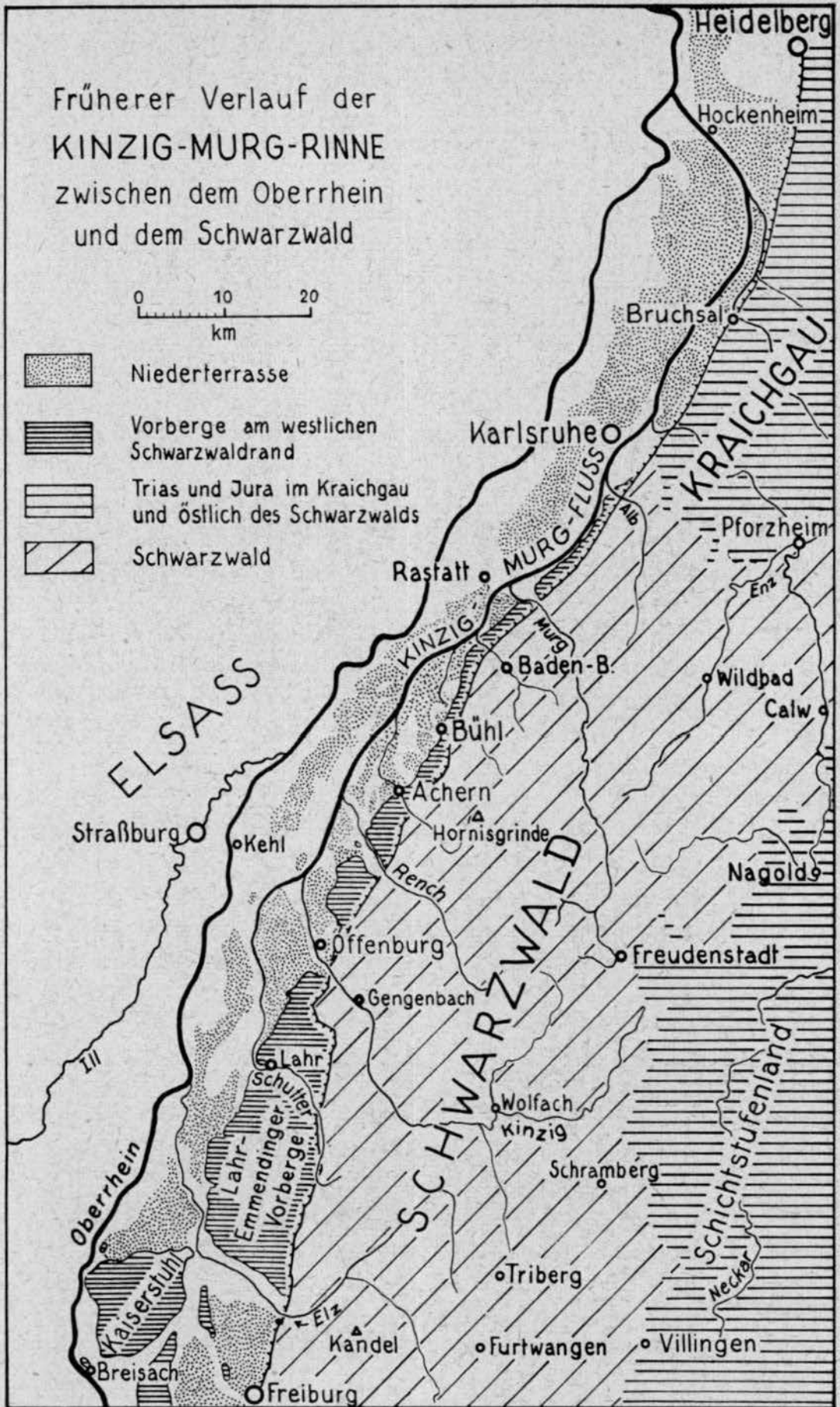


Abb. 7

Abb. 7. Schematischer Verlauf des einstigen Kinzig-Murg-Flusses am Westrand des Schwarzwalds.

Lauf des Oberrheins in heutiger Gestalt zur Orientierung.

Oberwasser, Oberweier, Moos, Oberbruch, Vimbuch oder Leiberstung. Eine große vermoorte Fläche ist das Abtsmoor zwischen Leiberstung und Kinzhurst.

Zwischen der Renchmündung und der unteren Oos beginnen Dünen; hier sind alte Rinnen teilweise auch mit Flugsand verschüttet. Insgesamt läßt sich der Verlauf des einstigen Kinzig-Murg-Stromes aber im Gelände noch deutlich erkennen.

Viele Bäche versiegen im größten Teil des Jahres in den Schotterfeldern, lange bevor sie den offenen Rhein erreichen, und versinken im Grundwasserstrom. Andere Bäche bilden sich neu, wie die Unditz, die in den Wäldern zwischen Kippenheimweier und Wittenweier durch austretendes Grundwasser entsteht. Auf gleiche Weise bilden sich Fischgießen und Rimbach nördlich der unteren Kinzig.

Das Gewässernetz in der Rheinebene ist weitgehend künstlich umgestaltet. Außer Laufverkürzungen, die einen rascheren Ablauf der Hochwässer ermöglichen, legte man Kanäle an, um Wasser für gewerbliche Zwecke beizuleiten. Neben Mühlkanälen entstanden Plauelgräben, die an die große Zeit des Hanfbaus im Hanauerland erinnern. Manche Bäche werden in der Ebene anders bezeichnet als im Gebirge; so heißt die Bühlot unterhalb Bühl Sandbach und der Aspichbach wird unterhalb Ottersweier zum Sulzbach.

Schließlich entstanden umfangreiche Veränderungen im Bild der Stromlandschaft durch die Kanalisation der größeren Schwarzwaldflüsse, die teilweise erst in unserem Jahrhundert zu Ende geführt wurden. Damit sollten in erster Linie die Hochwasser gebannt werden, die in früheren Jahrhunderten immer wieder Verheerungen anrichteten. So konnte man im Juni 1652 über die überflutete Niederterrasse mit Nachen von Greffen bis vor die Klosterpforte von Schwarzach fahren.

Am frühesten begann man mit der Kanalisation der Kinzig. Der Rench-Flutkanal nimmt den Fluß nach dem Austritt aus dem Gebirge auf und führt ihn von Erlach bis südlich Memprechtshofen westlich des windungsreichen alten Laufes entlang. Die alte Mündung der Acher lag nordwestlich Greffern. Der Acherkanal führt den Fluß südlich Gamshurst vorbei in den Renchkanal.

Die vielen Torfstiche in den vermoorten Flußarmen der Kinzig-Murg-Rinne sind heute aufgegeben. Die Zahl der Ziegeleien, die Schwemmlerhne verarbeiten, ist stark zurückgegangen. Früher bestanden viele Ziegelhütten in der Rheinebene für den örtlichen Bedarf. Verschwunden ist auch die Goldwäscherei, die bis in das vergangene Jahrhundert rege betrieben wurde. Durch die Rheinkorrektion wurden die talwärts wandernden Sandbänke mit ihren Anreicherungen von Goldsand festgelegt, und damit war das Ende der sagenumwobenen Goldwäscherei am Oberrhein gekommen, die sich hier bis in die Zeit der Kelten zurückverfolgen läßt.

Durch die rege Bautätigkeit sind Kies und Sand zu wertvollen Rohstoffen geworden. Mit dem nach Süden ziehenden Band der Autobahn sind in den letzten

Jahren mehrere Baggerseen entstanden, aus denen Kies für die Dammschüttungen entnommen wurde. Zum wichtigsten Bodenschatz der Oberrheinebene aber gehört heute das Grundwasser, aus dem Städte, Dörfer und Industrien versorgt werden.

Die Vorbergzone. Dem Schwarzwald, der wie eine Mauer die Oberrheinische Tiefebene im Osten begrenzt, ist eine unterschiedlich breite Vorbergzone vorgelagert. Der Untergrund der Vorberge ist tektonisch stark zerstückelt und in zahlreiche Schollen zerlegt. Meist verwehrt jedoch eine mächtige Lößauflage den Einblick in den präquartären Untergrund.

Diese unterschiedlich breite Hügellandschaft wird durch die aus dem Gebirge austretenden Flüsse unterbrochen. Danach ergibt sich eine einfache Gliederung der Vorbergzone. In dem hier beschriebenen Gebiet liegen die Baden-Badener Vorberge westlich der gleichnamigen Senke und reichen vom Eichelberg nördlich der Murg bis zum Steinbach. Südlich des Steinbachs liegt ein weiterer Abschnitt der Vorbergzone bis zum Ausgang des breiten Renchtals, die Bühl-Acherner Vorberge. Zwischen den breitsohligen Talausgängen von Rench und Kinzig liegen die niedrigen Durbacher Vorberge. Südlich der Kinzig erstrecken sich die ausgedehnten Lahr-Emmendinger Vorberge, die nach Süden bis zur Elz reichen und an denen die Ortenau Anteil bis zum Bleichtal hat.

Die Baden-Badener Vorberge sind deutlich zweigeteilt in eine niedrigere westliche und eine höhere östliche Staffel. Dieser treppenförmige Bau in nordsüdgerichtete Streifen läßt sich bei fast allen Abschnitten der Vorbergzone erkennen. Die Hügel des westlichen Streifens der Baden-Badener Vorberge bestehen aus Tertiär mit überlagerndem Pleistozän. Durch Störungen werden sie von der höheren östlichen Staffel getrennt, zu der am Nordrand der Ortenau noch der Fremersberg gehört. Nördlich Bühl und südostwärts von Achern besitzt die Vorhügelzone nur geringe Höhe. Dazwischen liegt ostwärts Ottersweier ein Bruchfeld von kleinflächigen und stark gegeneinander verstellten mesozoischen Schollen. In den niedrigen Durbacher Vorbergen überdeckt der Löß weitgehend den präquartären Untergrund, der aus Buntsandstein- und Muschelkalkschollen besteht. Die Lahr-Emmendinger Vorberge zeigen wieder eine deutliche Zweiteilung. Im Westen liegen die lößüberdeckten Vorhügel und östlich davon die höheren, lößfreien Buntsandsteinberge. Diese Buntsandstein-tafel ist in sich nochmals zerbrochen in eine westliche und eine wiederum höher liegende östliche Stufe (WITTMANN). Die Lahr-Emmendinger Vorberge erreichen eine besonders große Breite, die zwischen Ringsheim und Dörflinbach 13,5 km beträgt.

Die Lahr-Emmendinger Vorberge sind im Westen gegen die Rheinebene durch eine Verwerfung begrenzt. Deren Verlauf ist zwar nur an wenigen Stellen genauer festzulegen, wie an den vorspringenden Muschelkalkschollen bei Niederschopfheim, tritt aber morphologisch deutlich heraus. Bei Kippenheim und an anderen Stellen am westlichen Steilrand der Lahr-Emmendinger Vorberge kennt man auch alte Rheinsande, die von früheren Stromarmen hier abgesetzt wurden. Nördlich der Kinzig ist eine solche Verwerfung am Westrand der Vorberge nicht zu erkennen. Die niedrigeren Vorhügel gehen dort mit Schwemmlöß-Fächern in die Ebene über.

Zum Kennzeichen der lößbedeckten Vorbergzone gehören die breitsohligen Täler, deren Relief pliozän oder alttertiär ist, denn der Löß überkleidet nur diese älteren Formen. Einzelne Hügel tragen auch isolierte Lößauflagen, so die Rücken bei Urloffen vor dem Ausgang des Renchtals. Die Lößmächtigkeit beträgt in der Vorbergzone durchschnittlich 5—7 m; am Schutterlindenberg werden über 10 m erreicht.

Die Fruchtbarkeit der Vorhügelzone und deren dichte Besiedlung ist durch den Löß bedingt. In einem breiten Band säumt diese Lößlandschaft mit ihren weiten Trockentälern und Hohlwegen den Gebirgsrand. Ausgeprägt ist der Unterschied in der Besiedlung der Lahr-Emmendinger Vorberge. Der lößbedeckte Teil weist eine hohe Siedlungsdichte auf, und gehäuft liegen die Orte längs dessen östlichem Rand gegen die höhere Buntsandsteinstufe. Der aus Buntsandstein aufgebaute Teil dagegen besitzt nur einige Wohnplätze in den Tälern, wie die Klostersiedlung Ettenheimmünster, wird aber sonst vom Wald eingenommen.

D a s G e b i r g e. Durch die Schwarzwaldrandverwerfung tektonisch abgesetzt, steigt ostwärts der Vorbergzone der Schwarzwald auf. Diese Randverwerfung zeigt eine wechselnde Sprunghöhe, die bei Achern 800 m, am Fremersberg nur 300 m beträgt.

Die Ortenau umfaßt westliche Teile des nördlichen und des mittleren Schwarzwalds. Die Grenze zwischen diesen beiden Gebirgsabschnitten wird längs der Wasserscheide zwischen Acher und Rench gezogen, verläuft also auf der Kammlinie Ringelbacher Kreuz - Hohreut - Bartleskopf - Simmersbacher Eck - Sohlberg - Eselskopf - Hundskopf - Schwabekopf - Melkereikopf - Vogelskopf - Schweinkopf - Schliffkopf - Schurkopf - Plonkopf - Sandkopf - Roßbühl - Zuflucht - Kniebis. Diese Grenzlinie entspricht ungefähr der Richtung Renchen - Freudenstadt. Sie besitzt durch die kräftige Erosion des Liezbachs, der sich nördlich Allerheiligen gegen Melkereikopf und Vogelskopf eingetieft hat, eine Ausbuchtung von etwa 4 km nach Norden.

Im Norden hat die Ortenau Anteil an der Senke von Baden-Baden, die tektonisch eine Sonderstellung innerhalb des Gebirgskörpers einnimmt und durch ihre mächtigen Ablagerungen von Oberkarbon und Rotliegendem gekennzeichnet ist.

Bei der jungtertiär-pleistozänen Herauswölbung des Schwarzwalds wurden die einzelnen Gebirgsteile unterschiedlich stark gehoben. Dies läßt sich an der Höhenlage der Buntsandsteinauflagerung deutlich erkennen. Am Westhang der Hornisgrinde, der tektonisch und morphologisch höchsten Erhebung des Nordschwarzwalds, liegt die Grenze Grundgebirge/Buntsandstein in 940 m Höhe. Nach Süden nimmt sie an Höhe ab und senkt sich bis zum Südhang des Nillkopfs bis 740 m. Zwischen dem Hochgebiet der Hornisgrinde und dem noch stärker herausgehobenen Feldberg-Schauinslandgebiet im Südschwarzwald liegt eine Muldenzone, die als Kinzigmulde bezeichnet wird. Die Kinzig, die das größte Einzugsgebiet unter den Schwarzwaldflüssen besitzt, quert in dieser Muldenzone das ganze Gebirge und entwässert sie zum überwiegenden Teil.

Parallel zur Randverwerfung verlaufen gleichfalls rheinisch streichende Störungen, an denen das Gebirge in nordsüdgerichtete Streifen zerlegt wird. Diese liegen in unterschiedlicher Höhe, so daß das Gebirge treppenartig von den Vorbergen aus ansteigt. Zu diesen grabenparallelen Störungen kommen aber noch anders gerichtete, so daß der Gebirgskörper in zahlreiche Schollen zerlegt ist, die gegeneinander verstellt sind. An der sprunghaften Änderung der Höhenlage des Deckgebirges sind diese Störungen zu erkennen.

Die Randverwerfung springt zwischen dem Bühler- und Achertal mehrfach mit Versetzungsbeträgen bis 200 m nach Westen vor (GÖPPERT). Zwischen Steinbach und Achertal erfolgt der morphologische Steilanstieg des Gebirges nicht unmittelbar an der Randverwerfung gegen die Vorberge, sondern längs paralleler Störungen ostwärts davon. Hier reichen auch ältere (wohl pliozäne) Verebnungsflächen von der Vorbergzone über die Randverwerfung hinweg in das Grundgebirge. Die junge Heraushebung höherer Schollen erfolgte demnach auf rheinischen Parallelstörungen im Gebirgskörper selbst, die östlich der Randverwerfung verlaufen.

Südlich der Kinzig schließt sich an die breite Vorbergzone nach Osten ein Grundgebirgsstreifen an, der sich von den westlich davon liegenden Buntsandsteinbergen morphologisch nur wenig abhebt. Ostwärts der dann folgenden Hochscholle des Hünersedels verläuft der Heidburggraben mit einer abgesenkten Scholle von Buntsandstein. Dieser tektonische Graben bedingt den niedrigen Übergang in 521 m Höhe zwischen dem Elz- und Kinzigtal.

Die allgemeine Hebung war im Westen besonders stark, deshalb begleiten mehrere höhere Gipfel den Westrand des Gebirges. Im Gegensatz zum Steilabfall im Westen dacht sich das Gebirge nach Osten flach ab. Die höchste Reliefenergie im Nord-schwarzwald wird an der Hornisgrinde erreicht, die auf 6,5 km Luftlinie von Kappelrodeck (210 m) auf 1164 m aufsteigt. Die Buntsandsteinauflage, die über der höchsten Herauswölbung an der Hornisgrinde mit 225 m Mächtigkeit erhalten ist, belegt die junge Hebung dieser Scholle, denn gerade hier müßte das Deckgebirge sonst abgetragen sein.

Die höheren Gipfel am Westrand empfangen reichlich Niederschläge, die an der Hornisgrinde auf über 2000 mm jährlich ansteigen. Diese hohen Niederschläge am Westrand zusammen mit der kräftigen Heraushebung machen die starke Zertalung verständlich. Zwischen Oos und Durbach laufen die Wässer in westwärts gerichteten, steilwandigen Rinnen und Schluchten ab und schufen die vielen gefällreichen Täler. Am westlichen Gebirgsrand ist daher die Taldichte besonders hoch. Unter den größeren Schwarzwaldgewässern besitzt die Acher neben dem Klemmbach das stärkste Gefälle. Von ihrer Quelle in 1000 m Höhe im Ruhsteinloch am Vogelskopf erreicht der Fluß nach 16,5 km Lauflänge Achern in 145 m Höhe.

Das Gebiet um Hornisgrinde und Kniebis ist bekannt für seine Wolkenbrüche, die dann die Bäche rasch anschwellen lassen und große Mengen von Schutt transportieren. Die Kinzig war vor der Kanalisation wegen ihrer verheerenden Überschwemmungen gefürchtet. So glich zwischen dem 15. und 26. Oktober 1778 nach längeren Regengüssen die Kinzig zwischen Haslach und Steinach „von einer Tal-seite zur anderen einem See“. Allein in Steinach wurden bei diesem Hochwasser

fünf Häuser mitgerissen. Am 1. August 1851 zerstörte ein Hochwasser alle Brücken an der Kinzig und riß auch die damals neu erbaute Eisenbahnbrücke bei Offenburg ein. In Erinnerung ist noch ein Unwetter, das ein Jahrhundert später, im August 1951, am Kniebis niederging und besonders im Wolfstal große Schäden anrichtete.

Die Kammlinie, die vom Merkur bei Baden-Baden über Badener Höhe—Mehlis-kopf—Unterstmatt—Hornisgrinde—Ruhstein—Schliffkopf—Roßbühl und Zuflucht zum Kniebis zieht, trennt das nordwärts gerichtete Flußgebiet der Murg von den kurzen, nach Westen weisenden Tälern zwischen Durbach und Oos, von denen die Rench noch das größte Flußgebiet umfaßt. Südlich der Kammlinie Estolzkopf—Brandeckkopf—Kräheneck—Mooskopf—Löcherberg—Urselstein—Hermersberg—Littweger Höhe—Großer Hundskopf—Klagstein—Lettstädter Höhe—Alexander-schanze—Kniebis verläuft die Entwässerung generell nach Süden zur Kinzig. Durch die kräftige Abtragung ist auf den Höhen westlich der Kammlinie Badener Höhe—Zuflucht der Buntsandstein größtenteils entfernt. Auch westlich der Murg ist die einst geschlossene Buntsandsteindecke in einzelne Flecken aufgelöst.

Im zerklüfteten und gebankten Buntsandstein sinkt das Wasser ein und tritt besonders an der Auflagerungsfläche über dem Grundgebirge wieder aus. Hier liegt daher der wichtigste Quellhorizont des Gebirges, dem vielfach die Siedlung gefolgt ist. Der Buntsandstein ist gegen die Abtragung nur wenig widerstandsfähig. Durch Frostsprengung von einsickerndem Wasser, durch Herausspülen des tonigen Bindemittels und Unterspülung werden aus dem Gesteinsverband Blöcke gelöst und gleiten und stürzen hangabwärts. Weithin sind daher die Hänge im Buntsandsteingebiet von Blockhalden und Felsenmeeren überzogen, die heute noch entstehen und in Bewegung sind. Die Blöcke zerfallen schließlich zu kleinerem Schutt und zuletzt in die einzelnen Sandkörner und Gerölle. Die Blockanhäufungen sind nur an den steileren Hängen zu finden, wo die Blöcke abrutschen können. Die Hochflächen im Buntsandsteingebiet sind frei davon. Hier trifft man an einzelnen Stellen Moore, wie an der Hornisgrinde. In den Felsenmeeren überwiegen Blöcke aus verkieseltem Bausandstein (Kristallsandstein) und feste Blöcke aus verkieseltem Hauptkonglomerat. Blöcke aus weicheren Lagen mit tonigem Bindemittel zerfallen rascher zu Sand. Die Blockmeere, die längs der Schwarzwaldhochstraße gut zu beobachten sind, überdecken die Hänge bis weit hinab unter die Auflagerungsfläche.

Bei fortschreitender Abtragung wird unter dem Buntsandstein die prätriadische Landoberfläche wieder freigelegt. Dabei zeigt die Buntsandsteinauflage andere Abtragungsformen als der Untergrund im kristallinen Sockel. Diese Unterschiede bedingen die zweistöckige Landschaft des mittleren Schwarzwalds mit ihren abwechslungsreichen Bildern. Das Grundgebirge zeigt sanftwellige Oberflächen mit darin eingetieften Tälern. In ihrem Oberlauf, wo die Täler die alte Auflagerungsfläche erreichen, erweitern sie sich häufig. Hier liegen dann breitsohlige Talanfänge, die von Siedlungen aufgesucht werden, wie Herrenwies im oberen Schwarzenbachtal.

Die im Grundgebirgssockel eingeschnittenen Täler sind häufig schluchtenartig eng und geben nur in einzelnen Talweitungen oder bei der Einmündung von Seitentälern Raum für größere Siedlungen.

Über dem sanftwellig-kuppigen Untergeschoß beginnt mit einem Steilanstieg des Hauptbuntsandsteins das obere Stockwerk der Landschaft. Die herausmodellierten Teile der Buntsandsteinauflage zwischen den eingetieften Tälern besitzen eine kennzeichnende Kastenform. Je weiter man im nördlichen Schwarzwald nach Westen kommt, um so mehr löst sich die geschlossene Buntsandsteinfläche in einzelne Lappen, die zunächst noch untereinander zusammenhängen, und zuletzt in isolierte Deckenreste auf. Von der Hornisgrinde oder einer der anderen Höhen nördlich der Kinzig ist das verschiedenartige Bild der Landschaft augenfällig. Am Steilrand im Westen liegen staffelförmig ansteigend die stark verfirsteten und steilwandigen Rücken und Grate, deren Deckgebirgsauflage längst abgetragen ist. Dann folgen nach Osten die Höhen mit dem zweistöckigen Relief und noch weiter nach Osten, jenseits des Murgtals, verebnet sich die Horizontlinie über einer geschlossenen Hochflächenlandschaft.

Die Buntsandsteinhöhen sind fast ausschließlich von Wäldern bestanden, und hier fehlen bäuerliche Siedlungen. In den großen Waldgebieten stehen nur Forsthäuser und Ansiedlungen für Erholungsuchende.

Wo das Grundgebirge nur aus Gneisen und Graniten besteht, entwickeln sich unter der aufgedeckten alten Landoberfläche gerundete Kuppen, die dann weiter zertalt werden. Andere Bergformen liefern freigelegte Quarzporphyre, die durch ihre steileren Böschungen auffallen, so der Brandeckkopf oder die Porphyrberge beiderseits des unteren Liezbachs (Hauskopf, Rotenkopf und Eckenfels) oder die burggekrönten Höhen der Yburg und der Geroldseck.

Anstehende Felsen bildet neben Quarzporphyr besonders der Orthogneis. In den übrigen Gesteinen sind felsige Steilwände weniger zu finden. Auch Blockmeere sind im Granit seltener als im Buntsandstein.

Die Hänge im Grundgebirge tragen besonders am Fuß Schuttmäntel aus zergrustem Granit, verlehmtem Paragneis, scherbilig zerfallenen Orthogneis oder scharfkantig-eckigem Schutt von Quarzporphyr. Verwitterungs- und Schwemmlerme am Fuß der Hänge und in den Talsohlen besitzen stellenweise große Mächtigkeiten; in der Lehmgrube der Ziegelei Bühler am Südrand von Haslach gegen Mühlenbach werden 12 m erreicht.

In den breiteren Tälern greift die Lößüberdeckung der Hänge in das Gebirge herein. Vielfach ist der Löß aber verlehmt oder umgelagert und mit Gesteinsgrus und Sand vermischt. Löß- und Lößlehmauflagen tragen noch die unteren Hänge im Kinzigtal zwischen Ohlsbach und Gengenbach, bei Schwaibach und ostwärts Biberach, die Ostseite des unteren Nordrachts und die linke Talseite des Harmersbachtals von Oberharmersbach bis Unterentersbach. Bei Schwaibach ist der Löß 4 m mächtig. Auch in der Bottenau und an anderen Stellen am Ausgang des Renchtals liegen Reste von Löß und Lößlehm auf dem Granit.

Mächtige altdiluviale Schotter- und Blockmassen aus Schwarzwaldgesteinen sind in den aufgeschotterten Talböden und in der Vorbergzone unter Löß oder Lößlehm anzutreffen. Eine Bohrung bei Biberach durchsank 27 m Kinzigsschotter, ohne das Anstehende zu erreichen. Aus den kleineren Seitentälern der unteren Kinzig, wie Erz- und Fußbach, Bergach oder Schwaibach, wurden mächtige diluviale Schutt-

massen in das Haupttal geschüttet. Diese Schwemmfächer, mit denen die Talsohlen aufgeschottert wurden, hat die wasserreiche Kinzig später weggerissen, so daß diese Täler heute in einem Steilrand über dem Kinzigtal ausmünden. Höhere Terrassen über den jetzigen Talböden sind nur noch an einzelnen Stellen erhalten. Bei Bad Peterstal liegt ein schotterbedeckter Terrassenrest 40 m über dem Renchtal.

Die breitsohligen, wannenartigen Talausgänge von Kinzig, Rench, Acher und Oos gehen mit ihren Schotterflächen ohne Gefällsknick in die Niederterrasse des Rheins über, wurden also gleichmäßig stark aufgeschottert. Ohne eine Mitwirkung von Tektonik ist aber das breite Kinzigtal von Gengenbach bis Ortenberg am Ausgang zur Ebene oder die Weitung des unteren Renchtals bei Oberkirch nicht zu erklären.

Wo sich Nebenbäche nicht so rasch eintiefen konnten wie das wasserreiche Haupttal, bilden sie bei ihrer Einmündung Gefällstufen oder münden als Hängetäler mit Wasserfällen über dem Haupttal. Andere Wasserfälle entstanden durch Gesteinsunterschiede. Die Wasserfälle des Liezbachs unterhalb Allerheiligen sind durch einen härteren Granitporphyr bedingt. Die Wasserfälle im Gottschlägtal liegen in einer steilwandigen Schlucht im Quarzporphyr, in die sich der Bach eingetieft hat. Das dortige Edelfrauengrab ist ein Strudelloch unter einem Wasserfall. Der Geroldsauer Wasserfall ist an eine Störung gebunden, die Rotliegendes gegen Granit verstellt.

Das Landschaftsbild wird durch die zahlreichen Kare belebt, von denen einige noch freie Wasserflächen besitzen. Auf der Ostseite der Kammlinie Badener Höhe—Mehliskopf—Hornisgrinde—Schliffkopf—Roßbühl—Lettstädter Höhe häufen sich nach FEZER die Karformen. Als Karseen sind hier noch Herrenwieser See, Mummelsee, Wildsee, Buhlbacher See, Ellbachsee und Glaswaldsee erhalten. Der nördliche Schwarzwald trug in der Würmeiszeit nur kleine Eiskappen auf den höheren Erhebungen und Kämmen. Davon reichten Hängegletscher herab, von denen die Kare geschaffen wurden.

Zum Reichtum der Gebirgslandschaft gehören nicht zuletzt die Mineralquellen. Sie häufen sich im oberen Rench- und Wolfstal, wo die Quellen von Freyersbach, Peterstal, Griesbach, Antogast und Rippoldsau am bekanntesten sind. 50 Quellaustritte von kräftigen Säuerlingen sind in diesem Bezirk gefaßt, weitere Quellen treten ungenutzt aus. Die gefaßten Quellen liefern am Tag 500 kg Kohlensäure, eine gleich große Menge dürfte unerkannt ausströmen. Diese Kohlensäure, etwa 1 t täglich, wird als Nachwirkung des tertiären Vulkanismus aufgefaßt.

Sulzbach in einem Seitental der Rench besitzt eine Therme von 21° C. Auf Störungen in der Nähe der Randverwerfung steigen in der Vorbergzone die Thermalwässer von Hubbad mit einer Temperatur von 33° C und von Erlenbad (21,2° C) auf. Die größte Bedeutung besitzen die bis 69° C warmen Thermalquellen von Baden-Baden, die auf Verwerfungen im Oberkarbon austreten.

Geologische Zeittabelle

		Sedimentation und Abtragung	Vulkanismus	
Quartär	Holozän	Talalluvionen, Moore, Blockhalden und Felsenmeere, Verwitterungs- und Schwemmlern. Ältere Rheinsande, Niederterrassenschotter. Lokale Vergletscherung in der Würmeiszeit, Ablagerung von Löss, Ausbildung des Mittelgebirgsreliefs im Schwarzw.	Kohlensäurequellen als vulkanische Nachwirkungen im oberen Rench- und Wolfstal	
	Pleistozän			
Tertiär		Klebsande, Weißerden, Pliozäne Schotter. Im Miozän und Pliozän Abtragung im Schwarzwald und in der Vorbergzone. Im Oligozän Füllung des Oberrheingrabens mit sandigen, tonigen, mergeligen und salinaren Sedimenten. Eozäne Bohnerzlehme und sandig-kalkige Sedimente	Tertiärer Vulkanismus (mittel- bis obermiozän) im Kaiserstuhl und seiner Umgebung	
Kreide		Festlandsperiode, beginnende Abtragung des Deckgebirges		
Jura		Marine, überwiegend kalkige und mergelige Sedimente. Oolithische Dogger-Eisenerze von Ringsheim-Herbolzheim		
Trias	Keuper		Kalkige, sandige und mergelige Sedimente	
	Muschelkalk		Marine, kalkige, mergelige und salinare Sedimente	
	Buntsandstein	Oberer	Rötton Plattensandstein Karneolhorizont	} Hauptbuntsandstein
		Mittlerer	Hauptkonglomerat Bausandstein	
Unterer		Ecksches Konglomerat Unterschiedlich mächtige Sandsteine mit Manganflecken		
Perm	Zechstein		Karneoldolomit als festländische Bildung	
	Rotliegendes	Ober-Rotliegendes	Schuttsedimente, Konglomerate, Arkosandsteine und Fanglomerate	
		Unter-Rotliegendes	Tonschiefer mit Pflanzenhäcksel, Arkosen; Pflanzenführende Schichten von Oppenau	
Karbon	Oberkarbon	Stefan	Arkosen und Tonschiefer von Hinterohlsbach und an der Geroldseck. Schiefer mit Steinkohlen von Varnhalt-Umweg und Baden-Baden	
		Westfal	Steinkohlen von Diersburg-Berghaupten	
		Namur	Abtragung der Hüllen über den variskischen Magmatiten	
	Unterkarbon	Visé	Im mittleren und nördlichen Schwarzwald keine Unterkarbonsedimente erhalten	Tuffe bei Diersb.-Berghaupt.
		Tournai		
Devon		Grauwacken- und Tonschiefer von Baden-Baden	Diabastuffe	
Kambrium bis Devon		Altpaläozoische Diskordanz mit kräftiger Abtragung des		
Algonkium		Abtragung älterer Gebirge, Bildung von Schuttserien (Paragneis-Ausgangsmaterial) aus Grauwacken, Arkosen und Tonen mit spärlichen mergeligen, vereinzelt kohligem und kalkigen Einlagerungen		

Magmatische, metamorphe und anatektische Vorgänge	Tektonik	Zeit in Mio. Jahren
	<p style="text-align: center;">Bruchtektonik</p> <p style="text-align: center;">Mineralisation tertiärer Störungen</p> <p style="text-align: center;">Kräftige Heraushebung des Schwarzwalds</p> <p style="text-align: center;">Bildung des Oberrheingrabens</p>	— 1
	Epirogene Bewegungen	— 60
		— 130
		— 155
		— 185
		— 210
	<p>Saalische Phase</p> <p>Asturische Phase</p> <p>Sudetische Phase</p> <p>Bretonische Phase</p>	<p>— 210</p> <p>— 265</p> <p>— 320</p> <p>— 520</p>
<p>hydrothermale Mineral- und Erzgänge, Gesteine (Granitporphyre, Aplite, Sphäroporphyre), ältere und jüngere Granite (Perthitglimmergranite), Palingenite (Erzenh-Syenite)</p> <p>anatektische Mobilisation, Bildung von Gneis-Anatexiten</p> <p>Grundmoräne in der paläozoischen Sedimentdecke</p> <p>Grundgebirge</p>	<p>Variskische Gebirgsbildung</p>	
<p>regionale kinetische Metamorphose (Vergneisung)</p> <p>Entstehung der Para-, Ortho- u. Mischgneise</p> <p>Fusion granitischer Magmen (= Orthogneis-Ausgangsmaterial)</p> <p>Metamorphose älterer Sedimentfolgen</p>	Assyntische Gebirgsbildung	

Schriftum zur Geologie der Ortenau

- AMMANN, H., & METZ, R. Die Bergstadt Prinzbach im Schwarzwald. Alemann. Jb. 1956. S. 283—313. Lahr 1956.
- BILHARZ, A. Die Schollen am westlichen Gebirgsrand des nördlichen Schwarzwaldes zwischen Malsch und dem Renchtal. Bad. Geolog. Abh. 5. S. 81—120. Heidelberg 1933.
- BILHARZ, A. Alttertiärablagerungen am Rheintalrand zwischen Murg- und Achertal. Bad. Geolog. Abh. 1. S. 51—54. Karlsruhe 1929.
- BILHARZ, A., & HASEMANN, W. Erläuterungen zu Blatt Baden-Baden der geologischen Spezialkarte von Baden. Freiburg i. Br. 1934.
- DEECKE, W. Die Tektonik des Schwarzwälder Grundgebirges. Fortschr. d. Geologie und Paläontologie 10, 31. S. 143—346. Berlin 1933.
- ECK, H. Erläuterungen zur geologischen Karte der Umgegend von Lahr; in: LUEGER, O. Die Wasserversorgung der Stadt Lahr. Lahr 1884.
- EISELE, K. Sedimentpetrographische Untersuchungen am Buntsandstein des Nordschwarzwaldes. Jh. Geolog. Landesamt Baden-Württemberg 2. S. 69—117. Freiburg i. Br. 1957.
- ERDMANNSDOERFFER, O. H. Die Rolle der Anatexis. Sitz. Ber. Heidelberger Akad. d. Wiss. Math.-nat. Kl. 7. Heidelberg 1939.
- ERDMANNSDOERFFER, O. H., & PETERS-RADZYK. Magmatische und metasomatische Prozesse in Graniten, insbesondere in Zweiglimmergraniten. Heidelberger Beitr. z. Mineral. und Petr. 1. S. 213—350. Heidelberg 1948.
- FAULER, W. Die Geologie der Vorberge bei Durbach (Ortenau). Bad. Geolog. Abh. 7. S. 92—118. Karlsruhe 1935.
- FAULER, W. Der Löß und Lößlehm des Schwarzwaldrandes zwischen Achern und Offenburg. N. Jb. Mineral. Abt. B, B. Bd. 75, S. 191—230. Stuttgart 1936.
- FEZER, F. Schuttmassen, Blockdecken und Talformen im nördlichen Schwarzwald. Göttinger Geograph. Abh. 14. S. 3—34. Göttingen 1953.
- FEZER, F. Eiszeitliche Erscheinungen im nördlichen Schwarzwald. Forsch. z. Dt. Landeskd. Bd. 87. Remagen 1957.
- FLUM, W. Bau und Stratigraphie der Vorberge zwischen Lahr und Ettenheim. Ber. Naturf. Ges. Freiburg 32. S. 145—208. Freiburg i. Br. 1933.
- FRANK, M. Gliederung und Bildung des Rotliegenden in der Baden-Badener Mulde (Oostrog). Mitt. Geolog. Abt. Württ. Statist. Landesamt. 16. Stuttgart 1935.
- FRANK, M. Die Bedeutung der nordschwarzwälder Granitmasse für die Paläogeographie und die Landschaftsgeschichte des Gebietes. Jber. und Mitt. Oberrhein. Geolog. Ver. N. F. 25, S. 57—75. Stuttgart 1936.
- FRENTZEN, K. Die wichtigsten Fundstellen fossiler Pflanzen in Baden und die Entstehung ihrer pflanzenführenden Schichten. Bad. Geolog. Abh. 2. S. 73—82 und 97—109. Karlsruhe 1930.
- GEISSLER, R. Die Jura-Erze am Rande des Schwarzwaldes. Z. f. Erzbergbau und Metallhüttenwesen 4. S. 370—374. Stuttgart 1951.
- GEISSLER, R. Vom Ringsheimer Eisenerzbergbau Geroldsecker Land. Jb. f. d. Landkrs. Lahr 2. S. 38—43. Lahr 1959.
- GÖPPERT, O. Geologische Untersuchungen in der Vorbergzone zwischen Bühl und Achern in Baden. Ber. Naturf. Ges. Freiburg 28. S. 408—450. Freiburg i. Br. 1928.
- GWINNER, M. P. Beitrag zur Entstehung und Paläogeographie des südwestdeutschen Buntsandsteins. Jber. und Mitt. Oberrhein. Geolog. Ver. N. F. 37. S. 12—28, Stuttgart 1955.
- HOENES, D., & SCHNEIDERHÖHN, H. Erläuterungen zur geologisch-lagerstättenkundlichen Exkursion von Baden-Baden über die Schwarzwaldhochstraße zu den Erzgängen des mittleren Kinzigtales. Z. f. Erzbergbau und Metallhüttenw. 5. S. 3—14. Stuttgart 1952.

- KIRCHHEIMER, F. Über radioaktive und uranhaltige Thermalsedimente, insbesondere von Baden-Baden. Abh. Geolog. Landesamt Baden Württbg. 3. S. 1—67. Freiburg i. Br. 1959.
- KIRCHHEIMER, F. Bericht über das Vorkommen von Uran in Baden-Württemberg. Abh. Geolog. Landesamt Baden-Württbg. 2. S. 1—127. Freiburg i. Br. 1957.
- KLEBER, W. Über das Amphibolitvorkommen am Bannstein bei Haslach. Sitz.Ber. der Heidelberg. Akad. d. Wiss. Math.-nat. Kl. 3. Heidelberg 1941.
- MASCHEK, W. Bericht über erdölgeologische Aufschlüsse im Raume Appenweier—Müllheim. Bull. d. Vereinig. Schweizer Petroleumgeologen u. Ing. 21, 61. S. 29—40. Basel 1955.
- MEHNERT, K. R. Über Plagioklas-Metablastesis im mittleren Schwarzwald. Zentralbl. Mineral. A. S. 47—65. Stuttgart 1940.
- MEHNERT, K. R. Petrographie und Abfolge der Granitisation im Schwarzwald I. N. Jb. Mineral. Abh. 85. S. 59—150. Stuttgart 1953.
- MEHNERT, K. P. Petrographie und Abfolge der Granitisation im Schwarzwald II. N. Jb. Mineral. Abh. 90. S. 39—90. Stuttgart 1957.
- MEHNERT, K. R. Die geologische Entwicklung des Schwarzwald-Grundgebirges anhand absoluter Altersbestimmungen nach der K-A-Methode. Geochimica et Cosmochimica Acta 14, p. 105—113. London 1958.
- MEHNERT, K. R., REIN, G., & WIMMENAUER, W. Orthit und Cordierit als Leitminerale für die Gesteinsentwicklung im Grundgebirge des Schwarzwalds. N. Jb. Mineral. Monatsh. A. 9/12 f. 1945/1948. S. 117—135. Stuttgart 1948.
- METZ, R. Alter und Neuer Bergbau in den Lahrer und Emmendinger Vorbergen. Alemann. Jb. 1959. S. 255—292. Lahr 1960.
- METZ, R., RICHTER, M., & SCHÜRENBERG, H. Die Blei-Zinkerzgänge des Schwarzwaldes. Beih. z. Geolog. Jb. 29. Hannover 1957.
- PFEIFFER, D., SCHÄDEL, K., & SCHERER, H. Erläuterungen zur hydrogeologischen Übersichtskarte 1 : 500 000, Blatt Karlsruhe. Remagen 1953.
- PFROMMER, F. Der nördliche Schwarzwald. Bad. Geograph. Abh. 3. Karlsruhe 1927.
- PLATZ, P. Geognostische Beschreibung der Umgebungen von Lahr und Offenburg. Beitr. z. Statistik d. Inn. Verw. d. Großh. Baden. 25. Karlsruhe 1867.
- REGELMANN, K. Geologische Untersuchungen der Quellgebiete von Acher und Murg im nördlichen Schwarzwald. Stuttgart 1903.
- REGELMANN, K. Erläuterungen zu Blatt Obertal-Kniebis der geologischen Spezialkarte von Württemberg. 2. Aufl. Stuttgart 1934.
- REIN, G. Der Werdegang des Orthits in der magmatischen und metamorphen Abfolge des mittleren Schwarzwaldes. N. Jb. Mineral. Abh. 84. S. 365—435. Stuttgart 1952.
- REST, H. Beiträge zur Geologie der Vorbergzone zwischen Lahr und Offenburg. Diss. Freiburg i. Br. 1952.
- REST, H. Dogger-Vorkommen in der Vorbergzone bei Herbolzheim/Baden. Jber. und Mitt. Oberrhein. Geolog. Ver. N. F. 38. S. 55—58. Stuttgart 1956.
- RIEK, G. Stratigraphie des Hauptbuntsandsteins im Schwarzwald. Tübingen 1931.
- ROSENBUSCH, H. Die Kalksilikatfelse im Rench- und Kinzigitgneis. Mitt. Bad. Geol. Landesanst. 4. S. 367—395. Heidelberg 1903.
- SANDBERGER, F. v. Geologische Beschreibung der Gegend von Baden. Beitr. z. Statist. d. Inn. Verw. d. Großh. Baden 11. Karlsruhe 1861.
- SANDBERGER, F. v. Geologische Beschreibung der Umgebungen der Renchbäder. Beitr. z. Statist. d. Inn. Verw. d. Großh. Baden 16. Karlsruhe 1863.
- SAUER, A. Der Granitit von Durbach im nördlichen Schwarzwald und seine Grenzfazies von Glimmersyenit (Durbachit). Mitt. Bad. Geolog. Landesanst. 2. S. 231—276. Heidelberg 1893.
- SAUER, A. Porphyrstudien. Mitt. Bad. Geolog. Landesanst. 2. S. 793—836. Heidelberg 1893.
- SAUER, K. Geologie der Vorbergzone zwischen Ettenheim—Schweighausen—Herbolzheim. Diss. Freiburg i. Br. 1948.

- SAUER, K. Über vulkanische Bildungen in den Vorbergen von Ettenheim—Herbolzheim. Ber. Naturf. Ges. Freiburg 39. S. 53—81. Freiburg i. Br. 1949.
- SAUER, K. Ein neu erschlossener Mineralsäuerling in Bad Peterstal im Renchtal. Mitt. Bad. Landesver. f. Naturkde. und Natursch. N. F. 7 S. 313—320. Freiburg i. Br. 1959.
- SCHALCH, F. Die Amphibolite von Blatt Peterstal-Reichenbach. Mitt. Bad. Geolog. Landesanst. 3, 2. S. 247—252. Heidelberg 1895.
- SCHALCH, F. Erläuterungen zu Blatt Peterstal-Reichenbach der geologischen Spezialkarte von Baden. Heidelberg 1895.
- SCHMIDHUBER, E. Beitrag zur Kenntnis radioaktiver Erscheinungen im krystallinen Grundgebirge des Schwarzwalds. Jber. und Mitt. Oberrhein. Geol. Ver. N. F. 5. S. 35 bis 37. Karlsruhe 1915.
- SCHMITTHENNER, H. Die Oberflächengestaltung des nördlichen Schwarzwaldes. Abh. z. Bad. Landeskde. 2. Karlsruhe 1913.
- SCHMITTHENNER, H. Die Oberflächenformen des nördlichen Schwarzwaldes. Geograph. Z. 33. S. 186—193. Leipzig und Berlin 1927.
- SCHWENKEL, H. Die Eruptivgneise des Schwarzwaldes und ihr Verhältnis zum Granit. Min. Petrograph. Mitt. N. F. 31. S. 139—320. Wien 1912.
- SCHWENKEL, H. Naturschutzgebiet Wilder See-Hornisgrinde. Veröff. d. württembg. Landesst. f. Naturschutz 16. Stuttgart 1939.
- STERZEL, J. T. Die Flora des Rotliegenden von Oppenau im badischen Schwarzwald. Mitt. Bad. Geolog. Landesanst. 3. S. 259—352. Heidelberg 1895.
- STERZEL, J. T. Die Karbon- und Rotliegendfloren im Großherzogtum Baden. Mitt. Bad. Geolog. Landesanst. 5. S. 345—892. Heidelberg 1907.
- STRIGEL, A. Zur Paläogeographie des Schwarzwaldes. Die Abrasionsfläche als klimatisches tektonisches Problem des oberen Perms. Verh. Naturhist.-med. Ver. Ver. Heidelbg. Beilageh. N. F. 15. Heidelberg 1922.
- THÜRACH, H. Über ein Vorkommen von körnigem Kalk im Harmersbacher Tal. Mitt. Bad. Geolog. Landesanst. 3. S. 353—377. Heidelberg 1895.
- THÜRACH, H. Erläuterungen zu Blatt Zell am Harmersbach der Geologischen Spezialkarte von Baden. Heidelberg 1897.
- THÜRACH, H. Erläuterungen zu Blatt Haslach der Geologischen Spezialkarte von Baden. Heidelberg 1901.
- THÜRACH, H., & HERMANN, P. Blatt Bühlertal der Geologischen Spezialkarte von Baden (ohne Erläuterungen). Freiburg i. Br. 1916.
- VOELKER, I. Zum Porphyry vom Simmersbachtal. Centralbl. f. Min. B. 10. S. 549—551. Stuttgart 1928.
- VOGELGESANG, W. M. Geognostisch-bergmännische Beschreibung des Kinzigthaler Bergbaues. Beitr. z. Statist. d. Inn. Verw. d. Großh. Baden 21. Karlsruhe 1865.
- WAGNER, R. Geologische Untersuchungen an einem Teil der nordschwarzwälder Granite. Bad. Geolog. Abh. I. S. 119—138. Heidelberg 1929, und II. S. 1—66. 1930
- WAGNER, G. Die Schwarzwälder Gneise. Geolog. Rundsch. 26. S. 161—185. Stuttgart 1935.
- WAGNER, R. Über Gneise mit Sillimanitknoten aus dem Schwarzwald. Sitz. Ber. Heidelberger Akad. d. Wiss. Math.-nat. Kl. 8. Heidelberg 1936.
- WAGNER, R. Über die Kinzigitgneise von Schenkenzell und die Syenite vom Typus Erzenbach. Sitz. Ber. Heidelberger Akad. d. Wiss. Math.-nat. Kl. 4. Heidelberg 1938.
- WAGNER, R. Zur Kenntnis der Schapbachgneise, Primärtrümer und Granulite. Sitz. Ber. d. Heidelberg. Akad. d. Wiss. Math.-nat. Kl. 10. Heidelberg 1938.
- WAGNER, G. Junge Krustenbewegungen im Landschaftsbild Süddeutschlands. Öhringen 1928.
- WEIDENBACH, F. Die Amphibolite des Kinzig- und Renchgebietes und ihre Beziehungen zu den dortigen Schwarzwälder Gneisen. Jber. und Mitt. Oberrhein. Geol. Ver. N. F. 18. S. 73—92. Stuttgart 1929.

- WERVEKE, L. v. Sillimanitgneis und Ganggranite zwischen Biberach und Zell a. H. Mitt. Bad. Landesver. f. Naturkde. und Natursch. N. F. 1. S. 369—372. Freiburg i. Br. 1925.
- WERVEKE, L. v. Der Heidburggraben im mittleren Schwarzwald. Mitt. Bad. Landesver. f. Naturkde. und Natursch. N. F. 1. S. 462—468. Freiburg i. Br. 1925.
- WERVEKE, L. v. Über die geologische Stellung der Schapbachgneise und Renchgneise im badischen Kinzigtal. Jber. und Mitt. Oberrhein. Geol. Ver. N. F. 16. S. 1—24. Stuttgart 1927.
- WEYL, R. Stratigraphie und Tektonik der Grundgebirgsgrenze zwischen Kinzig und Elz im mittleren Schwarzwald. Bad. Geolog. Abh. 8. S. 46—126. Karlsruhe 1936.
- WEYL, R. Die Entwicklung des rotliegenden Vulkanismus im Schwarzwald. Z. Dt. Geol. Ges. 90. S. 367—380. Berlin 1938.
- WEYL, R., & WITTMANN, O. Tektonische Gliederung des Rheintalrandes zwischen Kinzig und Elz im mittleren Schwarzwald. Jber. und Mitt. Oberrhein. Geol. Ver. N. F. 25. S. 24—33. Stuttgart 1936.
- WILFARTH, M. Epirogenese und Altersbestimmung permischer Sedimente im Schwarzwald. Jber. und Mitt. Oberrhein. Geol. Ver. N. F. 21. S. 15—65. Stuttgart 1932.
- WILSER, J. L. Südgerichteter Schuppenbau und karbonischer Vulkanismus im mittleren Schwarzwald. N. Jb. Mineral. B. Bd. 73. S. 341—383. Stuttgart 1935.
- WITTMANN, O. Über das Diluvium der Lahrer Randhügelzone. Mitt. Bad. Geolog. Landesanst. 11. S. 147—186. Karlsruhe 1936.
- WITTMANN, O. Beiträge zur Geologie der Vorberge zwischen Kinzig und Elz im mittleren Schwarzwald. Tektonik und Morphologie der Lahrer Vorberge. Bad. Geolog. Abh. 8. S. 127—183. Karlsruhe 1936.
- ZIERVOGEL, H. Das Steinkohlengebirge von Diersburg-Berghaupten im Amtsbezirk Offenburg. Mitt. Bad. Geolog. Landesanst. 8. S. 1—62. Heidelberg 1920.

Ur- und Frühgeschichte der Ortenau

Von Karl Gutmann

Neu bearbeitet von Albert Görtz

Die Ortenau ist, wenn man vom Schwarzwald und Odenwald absieht, der in ur- und frühgeschichtlicher Zeit am schwächsten besiedelte Teil Badens. Diese Tatsache steht im Zusammenhang mit der schmalen Siedlungsfläche dieses Teiles der Oberrheinebene. Die zwischen Emmendingen und Offenburg weit vorspringende Vorbergzone engt die Ebene stark ein. Die Vorberge selbst bestehen in der Hauptsache aus dem unfruchtbaren waldreichen Buntsandstein, dem nur ein schmaler Streifen des unter einer mächtigen Lößdecke begrabenen Muschelkalkes im Westen vorgelagert ist. Im Süden ist dieser besser entwickelt. Hier wurden auch die meisten Funde gemacht. Während die Rheinebene im Kaiserstuhlvorland noch hochgelegene, trockene, eine Besiedlung begünstigende Böden aufweist, gehörte der Raum zwischen Schutter und Rench in alter Zeit zu einer sumpfigen, von Wald bedeckten Niederung. Die Überschwemmungsflächen der Schwarzwaldflüsse machten eine Überquerung schwierig, eine Siedlung unmöglich. Nur die Niederterrasse entlang des Hochgestades, die über der Rheinaue gelegen ist, bildete hiervon eine Ausnahme, und das Gebiet nördlich der Acher war durch den Wechsel von flachen Erhebungen und feuchten Niederungen siedlungsfreundlicher.

Die aus eiszeitlichen Schottern aufgebaute Niederterrasse bot zwar für den Ackerbau nicht die besten Bedingungen, zog aber trotzdem den Menschen wegen der relativen Offenheit der Landschaft an. Gute Ackerböden ergibt der verlehnte Löß. Es ist das ideale Siedel- und Wirtschaftsgebiet der frühen Ackerbauer.

Neben den Böden und dem Wasserhaushalt ist das Klima ausschlaggebend für die Besiedlung eines Landstriches. Das gilt natürlich auch für unsere Landschaft. Zeiten großer Wärme drängten die vorhandenen Wasserflächen zurück, vermehrte Niederschläge vergrößerten sie, und damit wechselte der Umfang des besiedelbaren Raumes. Für den Urmenschen des Eiszeitalters waren demnach die Lebensmöglichkeiten denkbar ungünstig. Weite Flächen bedeckten die Flüsse mit ihren Schottern. Jahr für Jahr wechselten sie ihren Lauf, und der Rest bestand aus versumpften Niederungen. Da der Urmensch seine Nahrung durch Einsammeln von Früchten und durch die Jagd gewann, benötigte er weite Flächen. Obwohl in der Ortenau keine Spuren der Altsteinzeit entdeckt werden konnten, ist damit nicht gesagt, daß nicht doch die Menschen der Eiszeit unsere Gegenden durchstreiften. Die Erhaltungsbedingungen für die Funde sind denkbar schlecht. Die primitiven Behausungen der eiszeitlichen Kulturen sind zumeist nicht erhalten geblieben; die Ortenau

weist auch keine Höhlen auf, wie wir sie von der Alb oder auch vom Breisgau kennen. Die eiszeitlichen Tiere, auf die der Urmensch Jagd machte, lebten auch in der Ortenau, wie beispielsweise der Fund eines Mammutstoßzahnes aus den Kinzigschottern bei Willstätt beweist.

Mit dem Ausgang der Eiszeit gestalteten sich auch die Siedlungsverhältnisse in der Ortenau günstiger. In langen Zeiträumen schmolzen die Gletscher der Alpen und der Mittelgebirge infolge der stärkeren Erwärmung ab, sie vergrößerten damit den potentiellen Siedlungsraum. Tundra und arktische Steppe wichen dem Wald mit Birke, Föhre und Fichte, denen Haselstaude, Eiche, Ulme, Linde und Buche folgten. Die Flüsse schnitten sich langsam ein, gruben ein Bett, wenn auch ein sehr breites und wechselndes; der Grundwasserspiegel sank. In trockeneren Zeiten wechselte der Waldbestand an Arten und Dichte des Bestandes. Und seit die ackerbautreibende Bevölkerung sich durchgesetzt hatte, nahm er niemals mehr alle Flächen ein. Während also der Wald im eiszeitlich vergletscherten Mittelgebirge Neuland eroberte, verlor er in der Ebene Fläche an den rodenden und siedelnden Menschen.

Wie schon oben erwähnt worden ist, hat die Altsteinzeit in der Ortenau kaum Spuren hinterlassen, wenigstens wurden bis heute keine entdeckt. Die Übergangszeit zu der wesentlich fortgeschritteneren Jungsteinzeit ist dagegen reich vertreten. Eine ganze Reihe mittelsteinzeitlicher Fundplätze weist das Gebiet zwischen Rastatt, Kehl und Offenburg auf. Sie liegen auf den flachen Erhebungen der Ebene, aber auch auf den Vorbergen des Schwarzwaldes. Ein Teil der Funde gehört der frühen Mittelsteinzeit (Spätmagdalénien), ein anderer der Spätzeit an. An verschiedenen Stellen weisen die mitgefundenen Scherben auf die Jungsteinzeit. Die mittelsteinzeitlichen Geräte fallen durch ihre Kleinheit auf. Kennzeichnend für die frühe Mittelsteinzeit ist die Stielspitze, deren Exemplare aber in Größe und Aussehen verschieden sind. Klingenähnliche und runde Kratzer bilden allgemein die Begleitgeräte. Die mittelsteinzeitlichen Fundstellen sind aber keine Siedlungsplätze, sondern immer wieder aufgesuchte Stellen, die auf Grund ihrer Lage für kurzfristige Aufenthalte bestens geeignet waren; denn auch der Mensch der Mittelsteinzeit war nichts anderes als Jäger und Sammler und kannte keinen festen Wohnplatz. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß die Fundstellen zeitlich und räumlich verschiedene Kulturreste zusammenbringen. Durch die Aufmerksamkeit einiger Sammler wurde innerhalb weniger Jahre ein umfangreiches Material zusammengetragen und damit bewiesen, daß die Ortenau wie andere Landschaften des Oberrheinlandes auch Lebensraum des eiszeitlichen Menschen gewesen war.

Im Laufe langer Jahrhunderte machte der Mensch bedeutsame Schritte in der Kulturentwicklung. Das Eis war längst verschwunden. Eine Fülle neuer Errungenschaften lassen deutlich eine neue Epoche, die Jungsteinzeit, abgrenzen. Ohne die alten Feuersteinwerkzeuge restlos aufzugeben, wurden die neuen Geräte aus Stein sorgfältig geformt und gestaltet. Das wichtigste Stück der Ausrüstung — Werkzeug und Waffe zugleich — war die Steinaxt, die aus hartem, zähem — nicht mehr wie früher sprödem — Gestein durch ein Schleifen und Polieren gewonnen wurde. Die Steinäxte wurden mit Hilfe von Hirschhorn oder Holz geschäftet oder der Stein selbst wurde durchbohrt (Axt von Auenheim, Abb. 1a). Besonders eigenartig ge-

staltet ist das Steinwerkzeug von Bühlertal (Abb. 1b). Eine kräftige Rille, die das Werkzeug am stumpfen Ende umzieht, soll eine Befestigung des Stieles ermöglichen. Wie bei den nichtdurchlochenden Beilen wurde der Schaft gespalten und die Rille ermöglichte eine bessere Befestigung. Eine dritte Axt stammt aus Schutterwald (Abb. 1c). Die Form ist elegant und erhebt sich in der Formung weit über die Struktur des Materials. Diese Axt steht schon am Ende der jüngeren Steinzeit.

Zu den genannten drei Steinbeilen kommen noch weitere aus anderen Orten des mittelbadischen Raumes, aber das ist alles. Leider sind es Einzelfunde, gefunden, geborgen und abgeliefert, ohne daß die Fundumstände beobachtet und ausgewertet werden konnten. Wir können darum auch nicht angeben, ob die Stücke Wohnplätzen

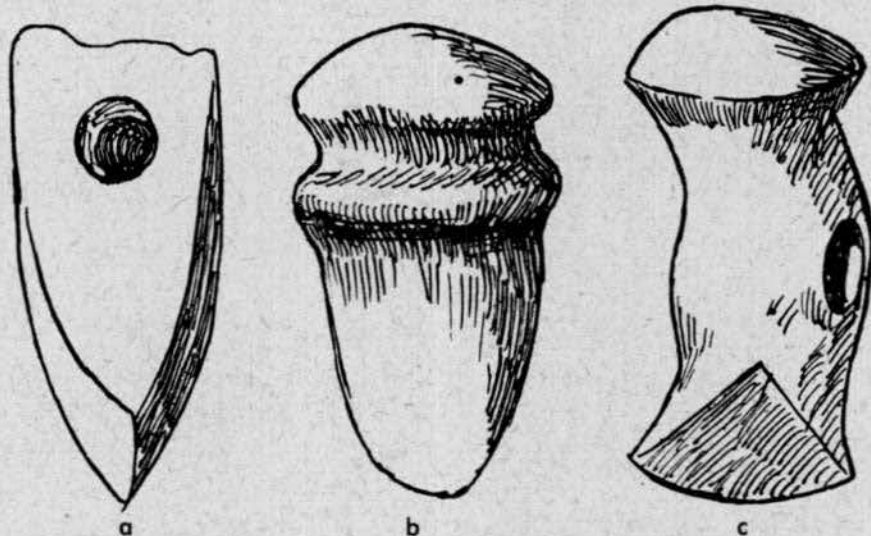


Abb. 1. Beilformen der jüngeren Steinzeit: a Auenheim, b Bühlertal, c Schutterwald

oder Grabstätten entstammen. Sie sagen nicht aus, wie das Leben in der Jungsteinzeit sich abgespielt hat. Nur wenn wir unsere Ortenauer Funde in Zusammenhang mit ähnlichen oder gleichartigen aus den anderen Teilen unseres badischen Landes und darüber hinaus bringen, können die Ortenauer Fundstücke gedeutet werden.

Dabei zeigt es sich, daß die Bevölkerung während der Jungsteinzeit (3. vorchristliches Jahrtausend) nicht einheitlich war, sondern mehreren Kulturkreisen angehörte. Zum westlichen Kreis gehörten die Pfahlbauern der voralpinen Seen und die Michelsberger (so genannt nach der Siedlung auf dem Michelsberg bei Untergrombach). An den Ufern des Bodensees errichteten sie auf Pfahlrosten ihre Häuser. Auch in sumpfigen Niederungen ließen sie sich nieder. So könnte auch in der Rheinniederung bei Auenheim eine Hüttensiedlung gestanden haben, da die „Hüblingswiesen“ verschiedene Steinbeile geliefert haben. Andere Gruppen suchten dagegen Höhen auf, die gut zu verteidigen waren. Wenn in Lahr auf dem „Alt-vater“ und in Baden-Baden auf dem „Battert“ Steinbeile gefunden wurden, so taucht die Vermutung auf, daß diese einmal Michelsbergern als Aufenthaltsplätze dienten.

Die Pfahlbauern lebten weitgehend vom Fischfang, da sie am Ufer von Flüssen und Seen siedelten. Daneben kannten sie aber auch schon Viehzucht und Ackerbau. Die Höhengründungen boten nicht nur eine günstige Verteidigungsmöglichkeit, son-

dern in der Nähe stand auch brauchbares Ackerland zur Verfügung. Die Bewirtschaftung des Ackers hatte aber verschiedene Nebenwirkungen: feste Niederlassungen, planmäßige Vorratswirtschaft, Töpferei, Züchten der Kulturpflanzen und das Halten und Züchten von Haustieren, was auch die Voraussetzung zum Übergang vom Hack- zum Pflugbau war.

Die Erfindung der Töpferei bildete neben dem Übergang zur Ackerwirtschaft die zweite wichtige Errungenschaft. Die Tongefäße sind für uns Kennzeichen der Kulturen; denn in Form und Verzierung schieden sich einzelne Gruppen voneinander und entwickelten eigene Traditionen. Darum werden die jungsteinzeitlichen Kulturkreise auch zum Teil nach Form und Verzierungsweise ihrer Keramik bezeichnet.

Neben den Michelsbergern tauchte noch ein anderes Bauernvolk auf: die Bandkeramiker. Sie kamen aus dem südöstlichen Europa, suchten sich die besten Ackerböden aus und bauten dort ihre Dörfer. Wo der fruchtbare Löß zu finden war, stellten sich auch die Bandtöpfer ein. Leider ist der Lößstreifen gerade in der Ortenau wenig ausgeprägt. Darum sind ihre Spuren in unserem Gebiet sehr spärlich.

Die Axt von Schutterwald gehört einem dritten jungsteinzeitlichen Kulturkreis an, dessen Schwerpunkt im mittleren und östlichen Teile Deutschlands und im östlichen Mitteleuropa lag. Es war ein sehr expansives Bauernvolk, das am Ende der Jungsteinzeit erheblichen Einfluß auf die übrigen Kulturen nahm. Nach den mit Schnureindrücken verzierten Gefäßen nennt man sie Schnurkeramiker. Sorgfältig bearbeiteten sie ihre Steinäxte, gaben ihnen ein starkes Profil und polierten sie. Deshalb taucht auch gelegentlich der Name Streitaxtkultur auf.

Auf der Grundlage des überaus spärlichen Fundmaterials läßt sich eine räumliche Aufteilung der Funde nicht vornehmen. Entsprechend den Siedlungs- und Lebensgewohnheiten mögen die Menschen des Westkreises im Bereich der Niederung oder der Vorhöhen, die der übrigen Gruppen im Bereich der wenigen möglichen Ackerflächen der Niederterrasse und der Lößhügel gesiedelt haben, aber immer mit der Einschränkung, soweit unser Gebiet überhaupt besiedelbar war.

Ein für die Jungsteinzeit wichtiger Platz ist Auenheim. Von hier aus mag es seit alter Zeit einen leichten Übergang hinüber ins Elsaß gegeben haben, wo ein ausgedehntes und dicht besiedeltes jungsteinzeitliches Zentrum merkwürdig von der Leere des diesseitigen badischen Raumes absticht. Das Hochgestade ist die natürliche Fortsetzung, und hier häufen sich auch die Funde, während das gegenüberliegende Schwarzwaldvorland fundleer geblieben ist. Erst bei Baden-Baden ist der Schwarzwaldrand wieder leichter zu erreichen.

Schon für die Steinzeit läßt sich ein Handel nachweisen. Nicht überall gab es geeignetes Werkmaterial für die Gebrauchsgegenstände und für den Schmuck. Noch mehr trifft dies für die Metallzeit zu. Die zur Verarbeitung notwendigen Rohstoffe mußten jetzt von weither geholt werden. Zuerst verwendete man das leicht bearbeitbare Kupfer. Schon am Ende der Jungsteinzeit war es bekannt, konnte aber den Stein nicht verdrängen. Aber schließlich setzte sich eine neue Legierung, die Bronze, durch.

Nur wenige Funde künden in unserem Gebiet von der Bronzezeit (2. vorchristliches Jahrtausend). Aus der frühen Bronzezeit stammt der trianguläre Dolch aus

Hügelsheim, das allerdings schon außerhalb der Ortenau liegt. Dieser Dolch ist ein Importstück aus dem Westen (Abb. 2d). Für die Bedeutung des Handels spricht der Griesheimer Fund. Schon vor langer Zeit wurde im „Gottswald“ ein Schatzfund gemacht, der acht Beile umfaßte und dem Offenburger Museum einverleibt wurde. Der gute Erhaltungszustand läßt auf einen Depotsfund schließen. Die Beile gehören der Hügelgräberbronzezeit an (Abb. 2a). Die Gründe für das Vergraben eines Schatzes können verschieden sein. Es mag manchmal die Last zu schwer geworden sein, da schaffte man sich Erleichterung, indem ein Teil dem Boden anvertraut wurde, bis man wieder darauf zurückkam. Drohende Gefahr kann den Besitzer wohl auch veranlaßt haben, sich seiner Last vorübergehend zu entledigen,

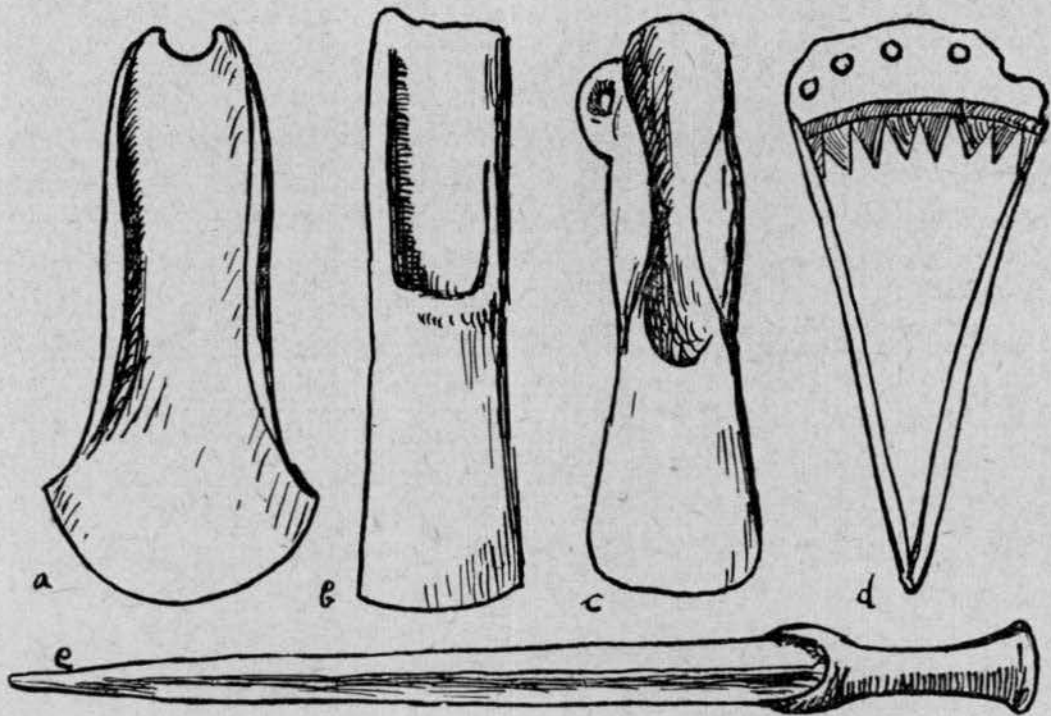


Abb. 2. Funde der Bronzezeit: a Axt von Griesheim, b Axt von Rheinbischofsheim, c Axt von Lahr, d Dolchblatt von Hügelsheim, e Schwert von Meißenheim

da Metall damals einen wertvollen Besitz bedeutete. Aus Bronze wurde ja alles gefertigt: Gebrauchsgegenstände, Waffen und Schmuck. Der Bronzegießer übernahm die Rolle des früheren Steinwerkzeugherstellers. In primitiven Hochöfen wurde das Erz geschmolzen, das Metall gewonnen und in Formen gegossen. Neben den Rohstoffen wurden auch die Altmaterialien beim Gießen verwendet, um neue Geräte daraus zu fertigen.

In der Form der Bronzeäxte lebten die einfacheren Steinäxte weiter (Abb. 2a). Das leichter zu formende Metall gab die Möglichkeit, die Schneide erheblich zu verbreitern. Die Ränder der Axt wurden vorgewulstet, um ihr in dem einen gespaltenen Schenkel des Kniestücks größere Festigkeit zu geben. Daß die Axt auch an der Endbahn nicht herausgleiten konnte, erhielt sie einen Ausschnitt, der beim Hiebe sich fest in das Holz einklammerte. Auf einer weiteren Stufe der Entwick-

lung versah man die Axt selbst noch mit einem waagrechten Quersteg, auf den die Schaftlappen aufstießen. Der Axt wurde somit ein Sprengen des Kniestückes erschwert. Diese Äxte nennt man Absatzäxte. Eine davon wurde in Rheinbischofsheim gefunden (Abb. 2b).

Auf der nächsten Stufe wurden die Randleisten zu Lappen gestaltet und umgebogen, so daß sie sich um die hölzernen Schaftlappen herumlegten, wie eine aus Baden-Baden stammende (aber verschollene) Axt zeigt, oder es konnte noch seitlich eine Öse dazukommen und damit Axt und Stiel noch stärker miteinander verbinden (Abb. 2c).

Zu den Funden der mittleren Bronzezeit (Hügelgräberzeit) gehört auch das Schwert von Meißenheim (Abb. 2e). Es scheint ebenfalls in ungebrauchtem Zustand der Erde übergeben worden zu sein. Das Fundstück stellt der Hügelgräberbronzezeit das beste Zeugnis aus. Die Klinge zeigt einen kräftigen Mittelgrat. Der angegossene Griff ist rund und mit Ritzlinien verziert. Außer den eben besprochenen hat der mittelbadische Raum nur Einzelfunde geliefert, die kaum weiteren Aufschluß geben. Ihren nächstgelegenen Schwerpunkt besaß die Hügelgräberbronzezeit jenseits des Rheins im Hagenauer Forst. Immerhin ist bemerkenswert, daß auch die vorderen Teile der Schutter, Kinzig und Oos Funde aufweisen, woraus man schließen kann, daß die viehzüchtenden Hügelgräberbronze-Leute doch ein weiteres Verbreitungsgebiet gehabt hatten, als ihre Grabhügelfelder es ausweisen.

Sie haben ihren Namen nach der Sitte erhalten, die Toten unter einem aufgeworfenen Hügel zu bestatten. In ihren Raum drangen am Ende der Bronzezeit Menschengruppen ein, die ihre Toten verbrannten, die Asche und übriggebliebene Knochenteilchen in eine Tonurne schütteten und diese mit Beigefäßen versehen in die Erde versenkten. Die einzelnen Graburnen wurden im Rahmen großer Felder beigesetzt. Deshalb hat diese Gruppe den Namen Urnenfelderleute erhalten. Sie kamen aus dem Osten und verdrängten das einheimische Element sehr stark. Die Hügelgräberkultur wurde für lange Zeit ausgeschaltet. Ein großes Gräberfeld der Urnenfelderleute wurde in Singen am Hohentwiel entdeckt und ausgegraben. Aber auch die Ortenau hat einiges an Hinterlassenschaft zu bieten, wenn auch eine planmäßige Erforschung fehlt. Urnenbrandgräber kennen wir aus Lahr und Baden-Baden, Scherben stammen aus Diersheim und eine Bronzenadel aus Altenheim. Im Gewann „Im Heitzenacker“ (Baden-Baden) kamen beim Pflügen Gefäßscherben eines Urnenbrandgrabes zutage. Es handelt sich um ein Grab der älteren Urnenfelderkultur. In einer Zylinderhalsurne lag der Leichenbrand; darüber war eine Deckschale gestülpt, möglicherweise noch eine Urne, von der der untere Teil gefunden wurde. Dazu gehörten noch ein breiter und ein hoher Schulterbecher und zwei Schalen. Das schönste Stück, nämlich ein urnenfelderzeitliches Schwert, stammt aus Kartung, einem Ortsteil der Gemeinde Sinzheim. In der Nähe des Hofgutes Tiefenau wurde dieses Schwert gefunden. Da die Fundumstände fehlen, ist nicht festzustellen, ob es einem Hort- oder Grabfund entstammt. Es ist 74 Zentimeter lang, mit scharfen Schneiden versehen. Die Schwertspitze ist abgerundet. Der Mittelgrat ist beidseits von zwei Längsrippen begleitet. Der Griff zeigt eine mit Niet

versehene Aussparung, die sicher ehemals eine organische Masse trug, die der Verzierung diente. Die eigentlich dichtere Besiedlung unseres Gebietes setzte erst mit der folgenden frühen Eisenzeit ein, die man nach dem Fundort im Salzkammergut Hallstattzeit nennt. Die Hügelgräberbevölkerung setzte sich wieder gegen den Urnenfeldereinfluß durch. In dieser wohl mehr geistigen und kulturellen als kriegerischen Auseinandersetzung gewann das einheimische Volkstum die Oberhand und erlebte eine Blütezeit. Die Handelsverbindungen gingen nach allen Himmelsrichtungen und brachten bisher nicht gekannten Reichtum ins Land. Jedoch der Reichtum förderte die Üppigkeit. Diese Jahrzehnte müssen einen starken Bevölkerungszuwachs erbracht haben. Neues Siedlungsland wurde in Besitz genommen. Stattliche Burgen und Fürstengräber im Lande zeugen von einer frühen staatlichen

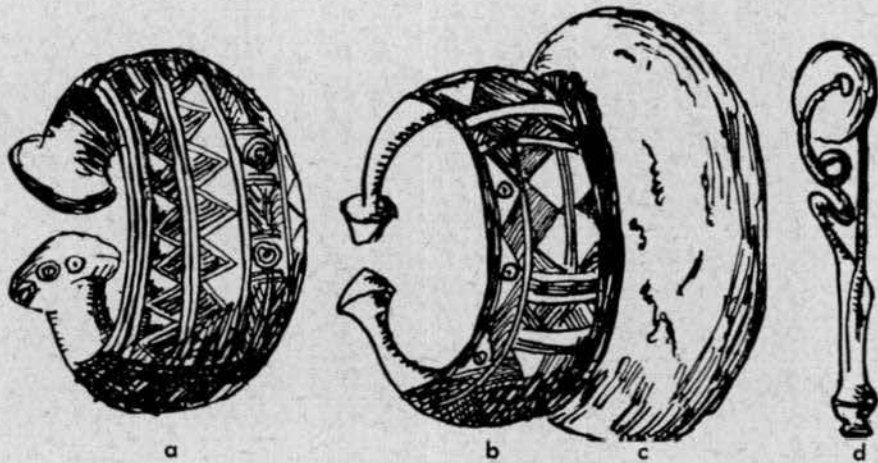


Abb. 3. Funde der Hallstattzeit:
a Söllingen, b und c Meißenheim, d Hügelsheim

Ordnung. Zwei solcher Fürstengräber weist die Ortenau auf, die aber beide am Rande unserer Landschaft liegen, nämlich Kappel und Hügelsheim (Rastatt). Der Tote ist innerhalb einer hölzernen Grabkammer auf einer besonderen Holzunterlage zusammen mit seinem Streitwagen, seinem Schmuck und seinen Waffen bestattet. Über dem Grab wölbte sich ein weithin sichtbarer Grabhügel. In Hügelsheim fand anscheinend auch die Gemahlin des Herrschers in einem eigenen unweit gelegenen Hügel ihre letzte Ruhestätte. Reich an Gold, an importiertem Schmuck und Gebrauchsgegenständen war der Hügel von Kappel. Die Pracht wäre nicht denkbar ohne die Importe aus der mittelmeeerischen Welt. Ein weiteres Grab wurde in Appenweiler freigelegt.

Aber auch das Eisen trat jetzt mehr und mehr hervor. Ursprünglich wurde es seiner Seltenheit wegen nur spärlich, und zwar nur als Schmuck, verwendet. Waffen und Geräte bestanden immer noch aus Bronze. Während noch in der Bronzezeit die Axt das Gerät für viele Zwecke war, wurde sie in der Bewaffnung in dieser Epoche abgelöst durch das Schwert und den Dolch. Das Schwert war lang und wurde aus Eisen gefertigt. Es war nicht mehr nur Stichwaffe wie in der Bronzezeit, sondern mehr für den Hieb berechnet. Der Schmuck entwickelte sich in der späten Hallstattzeit reich. Nicht nur Gold, Bronze und Eisen lieferten Gegenstände

zur Zierde des Körpers und der Kleidung, auch Bernstein, Gagat, Lignit, Glas, Emaille und Korallen fanden gerne Verwendung.

Weniger reich als die erwähnten Fürstengräber, aber in ihren Funden sehr interessant sind die Grabhügel von Söllingen (Rastatt) und Meißenheim. Hier ziehen vor allem die breiten Bronzearmbänder mit kegelförmigen Endknöpfen und reicher Strichverzierung unsere Aufmerksamkeit auf sich (Abb. 3 a und b). Daneben stehen die massiven Lignitarmringe (Abb. 3 c). Einen Einzelfund stellen die zwei gegossenen Armringe aus Scherzheim dar. Die mit einem geometrischen Muster verzierten Reifen enden in doppelkonischen Knöpfen. Auf dem „Kirchberg“ von Windschlag wurden möglicherweise bedeutende hallstattzeitliche Funde zerstört, da beim Abfahren von Boden hallstattzeitliche Scherben gefunden wurden. Die Fundumstände



Abb. 4.
Schnabelkanne von Iffezheim

konnten natürlich nicht beobachtet werden. Die Gräber von Söllingen sind schon ganz an das Ende der Hallstattzeit zu rücken, ebenso die Funde vom Hochgestade zwischen Iffezheim und Rastatt, die eine bronzene Schnabelkanne südöstlichen Imports lieferten (Abb. 4). Diese Funde zeigen eine neue Zeit an. Was wir unter keltischer Kultur verstehen, macht sich in Vorläufern bemerkbar. Es muß eine kriegerische Zeit gewesen sein, wie die vielen und gut gebauten Fliehburgen beweisen. In den Kelten ist das erste Volk auf unserem Boden geschichtlich greifbar. Demnach darf hier der Beginn der Frühgeschichte für unseren Raum angesetzt werden. Nach dem römischen Schriftsteller Tacitus bewohnte unser Gebiet der keltische Stamm der Helvetier, die später Cäsars Eingreifen in Gallien veranlaßten und von diesem im Schweizerischen Voralpenland angesiedelt wurden. Die Bodenfunde lassen uns fast ganz im Stich. Man wird daraus auf eine verhältnismäßig schwache Besiedlung unseres Gebietes durch die Kelten schließen dürfen. Die Ortenauer Funde entstammen einem frühen Abschnitt der späten Eisenzeit, die man auch nach einem Fundort am Neuenburger See La-Tène-Zeit nennt.

Ihr gehört eine Nachbestattung im Söllinger Grabhügel an. Mehr lieferte der La-Tène-zeitliche Grabfund von Friesenheim, nämlich Hals- und Armringe. Aus einem Grab aus Oberschopfheim gelangten zwei Urnen ans Tageslicht, von denen eine, ein doppelkonisches Gefäß, geborgen werden konnte. Der Münzfund von Gamschurst (fünf gallische Münzen) rundet das Fundmaterial neben wenigen anderen

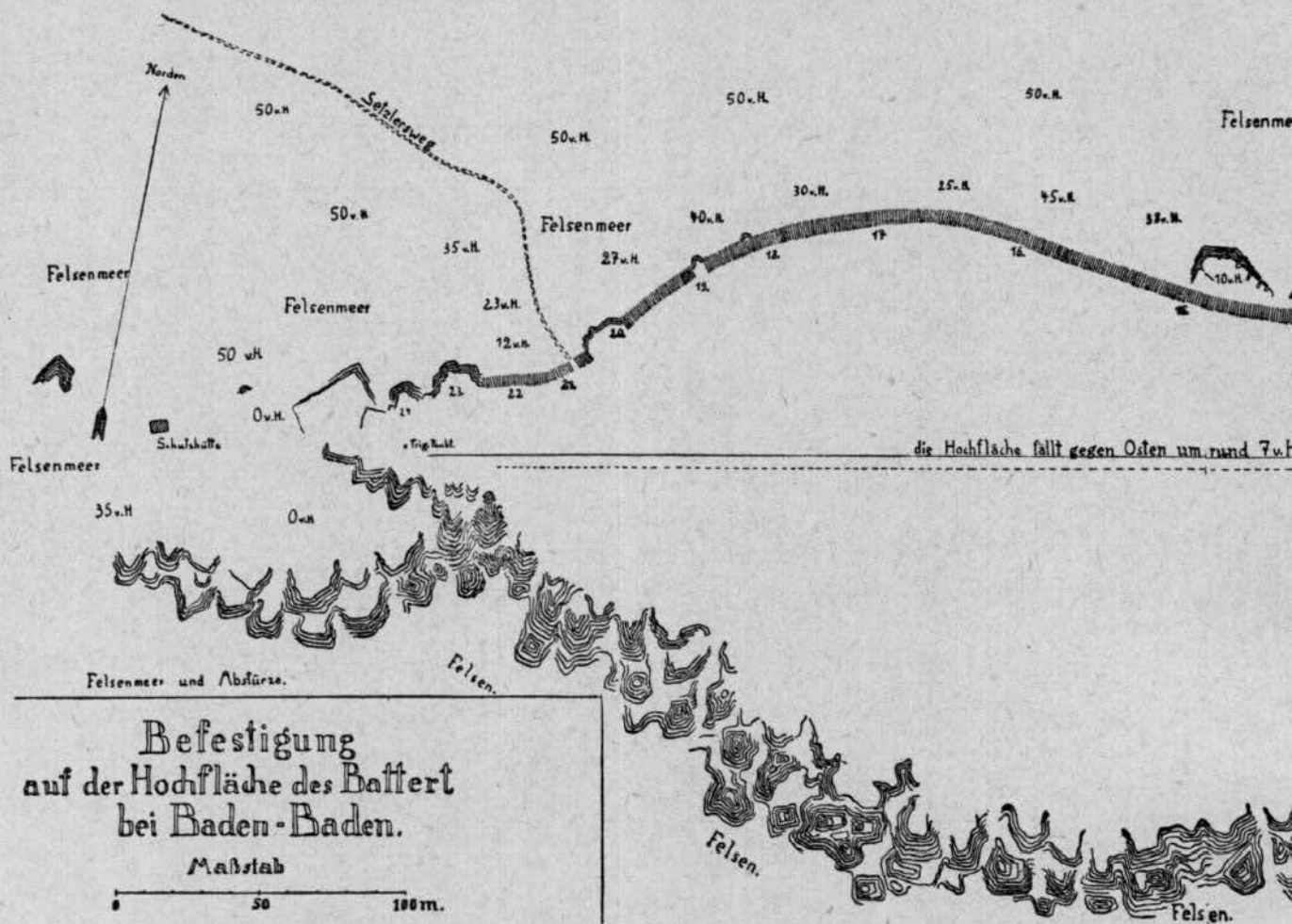
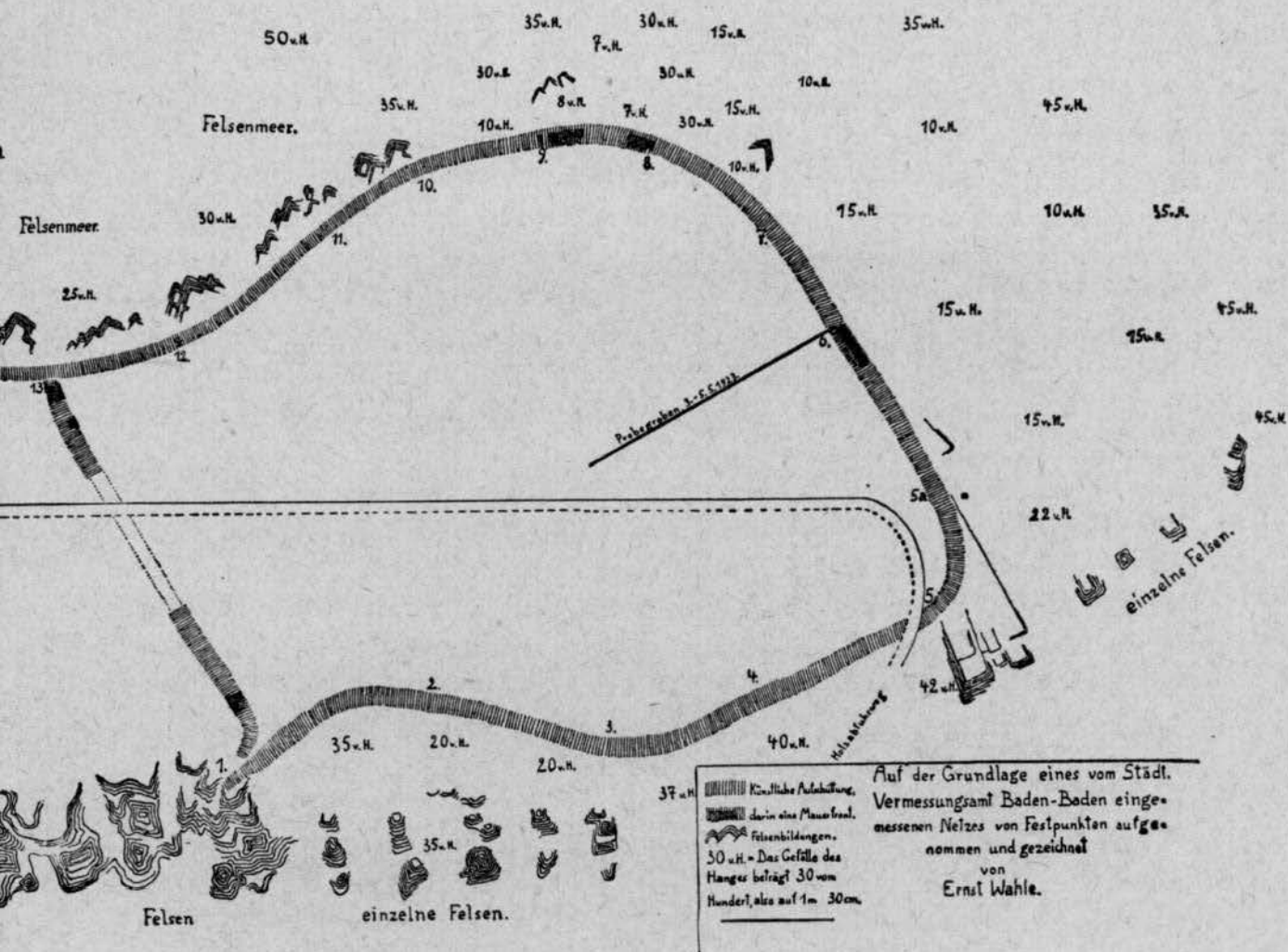


Abb. 5. Befestigung auf der Hochfläche

Funden ab. Daß die Zeiten voll Unruhen und kriegerischer Gefahren waren, zeigen uns die Befestigungen auf dem Battert bei Baden-Baden (Abb. 5). Der Ort war für eine Befestigung gut gewählt. Auf der einen Seite schirmen ihn schroffe Felswände, auf der anderen ein steiler Abhang, der durch senkrecht abwärtsziehende Wälle noch unzugänglicher gemacht wurde. Nach dem gefundenen Scherbenmaterial zu urteilen, mag er schon in vorgeschichtlicher Zeit befestigt gewesen sein. Aber erst in der späten Eisenzeit wird der Platz zu einer bedeutenden Befestigung ausgebaut. Dem Plateau entlang zieht auf der durch Felsen nicht geschützten Seite ein Steinwall, der aus geschichteten Steinplatten mit eingebauter Holzversteifung bestand. Es ist die von Cäsar geschilderte gallische Mauer. Eine Quermauer teilte das Plateau in zwei Teile.

Die Kelten hatten in glänzendem Siegeslauf ganz Süd- und Westeuropa überschwemmt. In Mitteleuropa wurden sie aber Schritt um Schritt zurückgedrängt durch ein neues Volk, das von Norden nachdrängte und in dieser Zeit in unser Gebiet einfiel. Der Stamm der Cimbern, der aus seiner Heimat an der Nordseeküste aufgebrochen war, kam in ungehemmtem Siegeslauf nach Süddeutschland. Rom zitterte vor dem Germanensturm. Obwohl die Germanen das römische Heer bei



Battert bei Baden-Baden

Noreja (213) schlagen konnten, wandten sie sich nach Norden und zogen durch Süddeutschland nach Westen. Andere Völkerschaften, Teutonen und Tiguriner, schlossen sich unterwegs an. Erst der große römische Heerführer Marius konnte ihre Macht brechen. Bei diesen Durchzügen mögen sie auch unseren Raum berührt haben. Teutonen sind später im Odenwald bezeugt. Vielleicht sind sie damit in Zusammenhang zu bringen. Gleichzeitig mit diesen Zügen machte sich auch ein germanischer Druck von Norden her bemerkbar. In unaufhörlichem Vordringen hatten die Germanen die Kelten aus dem mittleren Teil Deutschlands verdrängt und waren an den Nieder- und Mittelrhein gelangt, hatten diesen sogar überschritten. Dem germanischen Druck wichen die Helvetier nach Süden aus. Sie gelangten schließlich auf Umwegen, wie oben schon angedeutet wurde, in die westliche Schweiz. Die schon bisher schwache Bevölkerung nahm noch weiter ab. Den zurückweichenden Kelten folgten germanische Stämme. Denn nachdem Cäsar die Helvetiergefahr beseitigt hatte, mußte er sich gegen die Scharen des Ariovist wenden, dessen Sueben bereits den Rhein überschritten hatten und im Oberelsaß vorgezogen waren. Unser Raum blieb Durchgangsstraße, das jenseitige Gallien lockte. Allerdings unbewohnt war auch das rechtsrheinische Oberrheinland nicht,

wie neue Funde bestätigen, von denen weiter unten die Rede sein wird. Die Helvetier waren abgezogen, ein großer Teil hatte die Niederlage von Bibrakte nicht überlebt. Die Kelten hatten nicht genügend Menschen, um ihre früheren Gebiete auch nur annähernd wieder in Besitz nehmen zu können. Die Germanen waren hingegen über den Rhein wieder zurückgeflutet. Sie blieben außerhalb der römischen Macht sitzen, wohl aber erlagen sie dem römischen Einfluß im Laufe der Zeit. Cäsar suchte, um Gallien zu sichern, die Germanen an anderen Punkten zu treffen. Mit Abschreckungsangriffen war er mehr der Verteidigung zugetan als der Besetzung. Die Einbeziehung Germaniens in das Imperium blieb ein Versuch. Die Varusschlacht im Teutoburger Wald zwang die Römer, ihre Eroberungspläne gegen Germanien aufzugeben. Sie zogen sich hinter den Rhein zurück und sicherten diesen mit einer Postenkette fester Legionslager. Rhein und Donau bildeten die Grenzen des Reiches. Es war keine Friedensgrenze, sondern eine militärische Verteidigungslinie, die alle Nachteile einer eingebogenen Front aufwies: sie verlangte zur Besetzung und Überwachung starke Truppenmassen und erschwerte die Verbindung, besonders die Truppenverschiebung im Falle auftretender Gefahr. Darum schien es geboten, diesen Winkel durch Vorschubung der Postenstellung in die Linie der Basis des Dreiecks abzuschneiden. Und das war um so wichtiger, je mehr das Kaiserreich seine Truppen für Aufgaben an anderen Punkten des Reiches benötigte. Die Operationen wurden ausgeführt unter den Flaviern. Die Ortenau erhielt als Vorfeld von Straßburg wieder erhöhte Bedeutung.

Zwei Punkte waren für den neuen Aufschwung unseres Gebietes von ausschlaggebender Wichtigkeit: Aquae (Baden-Baden) und Argentorate (Straßburg). Die ausgedehnten Funde von Baden-Baden zeigen uns, daß die friedliche Durchdringung des rechtsrheinischen Gebietes mit römischer Kultur der militärischen Besetzung vorausging. Die heißen Quellen des Platzes zogen die Römer an. Schon aus der Zeit um die Mitte des ersten nachchristlichen Jahrhunderts lassen sich römische Einflüsse nachweisen. Baden-Baden war die einzige römische Stadt der Ortenau und später Vorort einer nach ihr benannten Civitas, eines Selbstverwaltungsbezirks, der einen großen Umfang hatte. Überreste von bedeutenden Monumentalbauten, Kasernen, Tempeln, Magistratsgebäuden, Zunfthäusern, Denkmälern und vor allem von den Thermen zeugen vom Glanz des römischen Badeortes. Es wurde gesagt, daß die strategische Linie über unser Gebiet vorgeschoben und vom Niederrhein bis zur Donau eine befestigte Grenze, der Limes, gezogen wurde, die das Hinterland zu sichern hatte. Sie war durch Kastelle und Wachttürme gesichert, so konnte man die Truppen im Hinterland entbehren. Die Ausgangslinie bei der Besitzergreifung und die Auffangstellung bei der Aufgabe des Landes lag jenseits des Rheins.

Mit Straßburg war Baden-Baden schon früh durch eine ausgebaute Straße verbunden. Sie benutzte das Hochufer und zweigte dann nach Osten ab. Eine strategische Bedeutung besaß sie nicht. Dagegen erhielt strategische Wichtigkeit die Kinzigalstraße, die Vespasian 74 n. Chr. erbauen ließ. Möglicherweise folgte man dabei einem älteren Weg; denn hier ist der Schwarzwald tief eingesattelt, die Kinzig durchbricht das ganze Gebirge. Wegen ihrer Wichtigkeit dürfte diese Straße

einen festen Unterbau und eine genügende Breite erhalten haben. Sie führte von Straßburg über Offenburg, Gengenbach, Haslach, Wolfach, Schiltach hinauf auf die Brandsteig, von da aus nach Waldmössingen, wo sie sich gabelte. Von dieser Kinzigtalstraße stammt eine in Offenburg gefundene Säule, deren Inschrift besagt, daß unter Vespasian durch den Legaten Cornelius Clemens diese Straße angelegt wurde.

Eine große Bedeutung für das römische Germanien hat die Regierung Trajans. Als Befehlshaber in Köln erreichte ihn die Nachricht vom Tode Nervas, dessen Nachfolge er antreten mußte. Bevor er nach Italien eilte, ordnete er die Verhältnisse in Germanien. Das schon früher begonnene Werk, das rechtsrheinische Gebiet fest einzugliedern, wurde tatkräftig gefördert. Mit der Anlegung der Kinzigtalstraße unter Vespasian war lediglich der Anfang gemacht worden. Jetzt begann man die innere Organisation, den Ausbau des Straßennetzes, der Kastelle, der Städte und der Verwaltungsordnung. Die Besiedlung des römischen Südwestdeutschlands, des Zehntlandes, wurde dichter. Das Land rechts des Rheins wurde zur Provinz Germania Superior geschlagen, das Gebiet in eine Reihe von civitates eingeteilt. Als den Vorort eines solchen Bezirkes haben wir schon Baden-Baden kennengelernt. Trajan scheint gerade ihm große Aufmerksamkeit gewidmet zu haben. Die zahlreichen Münzen bezeugen einen regen Geschäftsverkehr, eine Architravinschrift erwähnt die Errichtung eines staatlichen Gebäudes.

Vielleicht wurde dieses Gebäude oder Denkmal zur Erinnerung an die Vollendung der Bergstraße errichtet, die um 100 n. Chr. von Trajan angelegt wurde. Ein Meilenstein derselben fand sich bei Bühl. Er gibt an, daß die Straße im vierten Jahr der Regierung Trajans ausgebaut wurde. Die Entfernung bis zur Hauptstadt der obergermanischen Provinz (Mainz) wurde mit 120 römischen Meilen (180 km) angegeben. Von derselben Straße, aber aus späterer Zeit, stammen die vier Meilensteine von Sinzheim, die nun schon die



Abb. 6. Grabstein eines Centurio, gefunden in Offenburg

Entfernung nach dem Vorort des Gaus, also nach Baden-Baden,angaben. Als Wegmesser galt nicht mehr die römische Meile, sondern die gallische Leuge (2,22 km).

Die Trajanstraße folgte in der Hauptsache der heutigen Bergstraße, die von Freiburg über Riegel, Lahr-Dinglingen, Offenburg, Appenweier, Bühl nach Baden-Oos und weiter nach Norden führt. Flurnamen deuten in verschiedenen Gemarkungen auf den alten Straßenverlauf. Neben diesen wichtigen Straßen gab es auch noch einfachere Verkehrsverbindungen zwischen den Siedlungen. So vor allem der

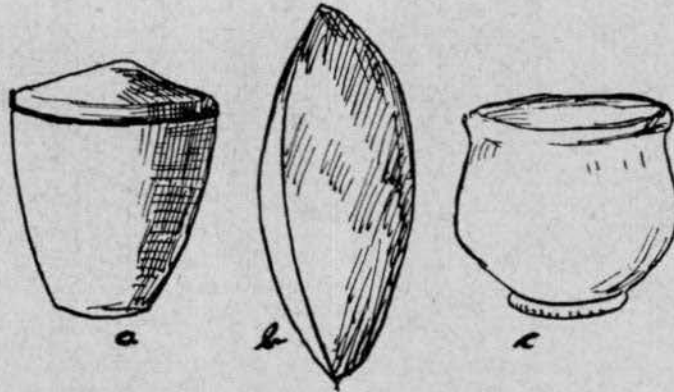


Abb. 7. a Römische Steinurne, b Eisenluppe, c Glasurne

Weg auf dem Hochgestade, dessen nördlicher Zweig weiter oben schon erwähnt wurde. Die südliche Fortsetzung verlief wohl über Kappel, Rust, Weisweil an einen Rheinübergang am Kaiserstuhl. An Querverbindungen gab es neben der Kinzigtalstraße die Route Lahr, Schönberg, Biberach, und im Norden Hügelsheim—Oos. Sicher waren das nicht die einzigen Verbindungen, aber nicht jeder ausgetretene Pfad darf als Straße bezeichnet werden.

Die Kenntnis von der Besiedlung des Landes ist leider auf Gelegenheitsfunde angewiesen. Planmäßige Untersuchungen liegen nur wenige vor. Während Scherben, Mauerstücke und dergleichen nur in geringem Maße die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, werden Münzen schon eher beachtet. Anhand des Fundmaterials lassen sich aber schon einige Angaben machen. Größere Wohnplätze waren neben Baden-Baden Offenburg und Lahr-Dinglingen. Das Offenburger Stadtgebiet bietet immer neues Material, ohne daß sich ein endgültiges Bild ergäbe. Eine wertvolle silberne Merkurstatuette hat man im Gewann „Nachtweide“ gefunden. An der Kreuzung von Kinzigtal- und Bergstraße muß aber eine größere Siedlung bestanden haben. Eine ähnliche Situation bot der Fundplatz „Mauerfeld“ in Lahr-Dinglingen (an der Bundesstraße 3). Nach vielen Einzelfunden konnte schließlich ein Aufschluß untersucht werden, nach dem zu urteilen an der Stelle ein vicus (Dorf) stand. Als vicus wird Sandweier in einer Inschrift genannt. Nach ihr weihten die Bewohner von „Bibium“ den Vierwege-Göttinnen einen Stein. Kleinere Siedlungen sind bezeugt von Gengenbach, Sulz (Lahr), Elgersweier, Höfen (Schutterwald), Hofweier, Niederschopfheim, Reichenbach, Zunsweier, Renchen, Achern, Sasbach, Bühl, Haueneberstein, Balg, Sinzheim. Viele Münzen wurden gefunden, teils in sekundärer Lage, so daß sie für den Ort, wo sie gefunden worden sind,

nichts aussagen können. Die Münzen zeigen aber von Trajan ab eine starke Zunahme, was auf eine stärkere Bevölkerung und wirtschaftliches Aufblühen des Landes hinweist.

Von der römischen Kultur unseres Landes lassen sich nur einzelne Ausschnitte im Rahmen dieser Betrachtung geben. Zuerst müssen die Inschriftensteine erwähnt werden; denn sie vermitteln uns die Kenntnis von all dem, was über die materielle Kultur hinausgeht. Das oben erwähnte Architravstück aus Baden-Baden



Abb. 8. Terrasigillata-Scherben,
gefunden in der Kornstraße
in Offenburg

Museum Offenburg

nennt als Erbauer die erste und elfte Legion. Jedoch kann es sich dabei nur um Kommandos gehandelt haben, die zum Bau bestimmt waren. Die Legionen hatten ihr Standquartier jenseits des Rheins. In Baden-Baden lag nur die 26. Bürgerkohorte, die sowohl auf dem steinernen Gebälkstück eines Monumentalbaues als auch auf einem Brunnenstein, dem Votivaltar eines Centurio und auf Grabsteinen genannt wird. Aus Offenburg stammt der Grabstein eines Centurio der ersten Kohorte der Thrakier (Abb 6), die wohl hier einmal stationiert war. In der abgegangenen Ortschaft Dunhausen (zwischen Plittersdorf und Ottersdorf) wurden fünf Grabsteine römischer Soldaten der VIII. Legion gefunden. Es mag sich hier um eine Veteranensiedlung gehandelt haben. Die VIII. Legion lag seit 70 n. Chr. in Straßburg. Ein anderer Veteran dieser Legion ist in Baden-Baden begraben.

In diesen Fällen weisen Grabstein, Bildnis des Soldaten und Inschrift auf die Begräbnisstätte hin, das Grab selbst ist nicht mehr da. In Niederschopfheim wurde ein Grab gefunden. Auf einem gemauerten Unterbau stand eine steinerne Urne mit Deckel (Abb. 7 a). Sie enthielt ein Glasgefäß mit verbrannten Resten des Toten. Wenige Scherben deuten darauf hin, daß dem Toten Beigaben zugelegt waren. Eine Glasurne, sicherlich auch von einem Brandgrab (Abb. 7 c), stammt von Renchen. Es gibt aber noch einen weit interessanteren Begräbnisplatz aus römischer

Zeit. Ein Zufallsfund aus einer Sandgrube von Diersheim, der durch die Aufmerksamkeit des dortigen Lehrers geborgen werden konnte, erschloß ein reiches Gräberfeld. Eine planmäßige Grabung erbrachte auf einer Fläche von 2 500 qm einundvierzig Fundstellen, davon achtundzwanzig Bestattungen von Leichenbrand. Es fanden sich: Ton- und Bronzegefäße, Schmuck aus Bronze, Glasreste, eiserne Beile und Lanzen spitzen, Haarpfeile aus Eisen und Gewandnadeln aus Bronze.



Abb. 9. Jupitergigantenreiter, gefunden in Haueneberstein

Neben Brandschüttungen wurden auch Aschenurnen gefunden. Aus den metallischen Beigaben und der Art der Urnenbeisetzungen ergab sich, daß hier Germanen bestattet worden waren, die allerdings stark in ihrer kulturellen Hinterlassenschaft von den Römern beeinflusst waren. Auch später wurden noch Brandgräber mit Beigaben und Brandschüttungen freigelegt. Nicht minder interessant ist der erst vor wenigen Jahren entdeckte Begräbnisplatz von Weier (Offenburg). Hier stießen Arbeiter auf drei Brandgräber. Das kammstrichverzierte Scherbenmaterial schließt sich an die Spät-La-Tène-Zeit an und hat seine Parallele in Diersheim. Aus Lahr und Offenburg sind weitere Stücke dieser Keramik bekannt. Hier fehlen aber die germanischen Eigenheiten. Nichts steht entgegen, als Träger eine keltische Provinzbevölkerung zu sehen. Unter der römischen Keramik fällt immer wieder die sogenannte Terra sigillata auf. Fast in jeder römischen Niederlassung finden wir diese Scherben. Sie besteht aus einer feingeschlemmten rötlichen Masse, die klingend hart gebrannt ist und auf der Außenseite reiche Verzierungen trägt. In der frühen

Kaiserzeit wurden dieselben sehr sorgfältig ausgeführt, später dagegen verwaschen und plump. Die feine ältere Ware ist Import aus Südgallien, während die spätere im Elsaß und in der Pfalz fabriziert wurde. Die Töpfer pflegten ihre Produkte mit einem Stempel zu signieren. Stempeldrucke auf Sigillaten lassen eine sichere Datierung der Niederlassung zu, in der sie gefunden wurden (Abb. 8). Auch die römischen Ziegelsteine, sofern sie von öffentlichen oder militärischen Bauten stammen, wurden vielfach mit Stempel versehen. Von den Ziegeln der VIII. Legion in Straßburg gelangte viel Material nach Baden-Baden und Lahr. Auch die obengenannte 26. Bürgerkohorte hatte eine eigene Bauhütte und Ziegelei in Baden-Baden.

Unter den römischen Steindenkmälern unseres Gebietes ragen die Votivsteine an Gottheiten besonders hervor. Sie zeigen eine weitgehende Verschmelzung der einheimischen keltischen und germanischen Götter mit den römischen. Ja selbst ägyptische Götter haben bei uns Verehrung gefunden. Bekannt ist das Eindringen des persischen Mithraskultes. Die fremden Hilfsvölker der Römer waren die Träger und Übermittler dieser Kulte. Auf diesem Weg kam auch das Christentum an den römischen Rhein.

Fast in jeder Ansiedlung finden sich Stücke einer sogenannten „Jupitergigantensäule“. In der Niederlassung von Haueneberstein waren es gleich drei (Abb. 9). Ein vierseitiger Unterbau trug das Bildnis der Juno, der Minerva, des Merkur und des Herkules (Viergötterstein, Abb. 10, von Eckartsweier und Baden-Baden).

Bei unseren Giganten aus der Ortenau folgte über dieser Basis eine mit Schuppenmuster überzogene Säule nach der Art des auf dem Kastelberg bei Gengenbach gefundenen Säulenfragmentes. Dasselbe trägt hier noch die Inschrift des Erneuerers des Denkmals und Weihung an Jupiter. Die Säule endigte in einem Kapitell, das über einer Platte den auf dem Pferde über einen gelagerten schlangenfüßigen Giganten dahinsprengenden Jupiter



Abb. 10. Viergötterstein von Baden-Baden

trug. In ihnen mischen sich verschiedene Vorstellungen römischer, hellenistischer und germanischer Herkunft.

Zum Schlusse unserer Betrachtung über die Besiedlung in römischer Zeit wenden wir unsere Aufmerksamkeit der Form der römischen Behausung zu. Da steht als einziges Beispiel einer in den Hauptzügen festgelegten Villa der Gutshof von Haueneberstein zur Verfügung, der den einfachsten Typus eines römischen Landhauses repräsentiert (Abb. 11). An der östlichen Innenseite einer 74 Meter im Quadrat umfassenden Hofraite stand ein Gebäude (A) von 21,6 zu 14,55 m Seitenlänge. Es gliederte sich in einen fast quadratischen Mittelraum (a) und beiderseits einer Platte den auf dem Pferde über einen gelagerten schlangenfüßigen Giganten angelehnte Nebenräume (b und c). Allen drei Räumen ist eine lange, drei Meter breite Vorhalle vorgelagert. Dieses Gebäude innerhalb der Umfassungsmauer war jedenfalls der Gutshof selbst, während an anderen Stellen (C, D, E) Nebengebäude standen, von denen aber infolge ihrer leichteren Bauweise nichts mehr erhalten ist. Bei B hatte der Bauer innerhalb seines Gehöftes drei Gigantenreiter-säulen aufgestellt.

Nicht lange, nachdem Caracalla die römischen Bäder in Baden-Baden reich und vornehm mit Marmor hatte ausstatten lassen, nahte das Verhängnis für die römische Kultur unseres Landes. Caracalla selbst nennt sich auf der Weihinschrift, die uns von seiner Gunst für die Bäderstadt Zeugnis gibt, „Germanicus maximus“, weil er kurz vorher im Jahre 213 einen Vorstoß über die Reichsgrenze ins Land der Alemannen gemacht und dieselben am Main besiegt hatte. Die Erhebung in Persien und das Entstehen eines neuen Reiches zwang die Römer, die Besatzung des rechtsrheinischen Gebietes zum Teil abzurufen. Die fortgesetzten Schwächen des Reiches nutzten die Alamannen, um den Grenzwall zu überrennen und in das Dekumateland einzufallen. Die Verwahrfunde nehmen in diesen kriegerischen Zeiten wieder zu (Münzen), wie in Sand, Dinglingen, Langenwinkel, Bühl und Baden-Baden (Roheisen), wie in Windschlag, Renchen (Abb. 7b). In der zweiten Hälfte des dritten nachchristlichen Jahrhunderts ist das Gebiet rechts des Rheins für Rom verloren. Nicht einmal der Rhein bleibt eine sichere Grenze.

Die Bodenfunde geben natürlich keinen Aufschluß über die hin- und herwogenden Kämpfe zwischen Römern und Germanen. Wir können lediglich feststellen, daß die Besiedlung des Landes nicht unterbrochen wurde, daß auch nach dem Sturz der römischen Herrschaft auf der rechten Rheinseite römischer Einfluß in Handel und Verkehr stark maßgebend war. Die Münzfunde geben hier erfreulichen Aufschluß. Während die Münzen der Flavier stark vertreten sind, gehen sie von Commodus bis auf Philippus zahlenmäßig zurück. Dann aber werden sie von Decius ab selten, um erst mit Diokletian wieder in größerer Zahl hervorzutreten. Die unsichere Zeit des dritten nachchristlichen Jahrhunderts ist deutlich zu erkennen. Mit Diokletian festigte sich das Reich, und es traten wieder geregelte Verhältnisse ein. Die romanisierte Bevölkerung rechts des Rheins hatte, wenn auch in geringerer Zahl, die Völkerwanderungszeit überstanden und war später dann im germanischen Volkstum aufgegangen. Während aber an anderen Stellen

der römisch-germanischen Grenzzone dies eindeutig nachgewiesen ist, bedarf dieses Problem in unserem Raum einer sorgfältigen Klärung. Versuche, die Reste romanischer Orts- und Flurnamen einer späteren romanischen Einwanderung zuzuschreiben, sind von kompetenter Seite nicht unwidersprochen geblieben.

Über die alamannische Zeit geben uns nur wenige Fundplätze Auskunft. Wohnstättenfunde fehlen und sind auch kaum zu erwarten. Einmal sind die gegenwärtigen Siedlungen auf den alten erwachsen, zum anderen bestanden die Häuser wohl

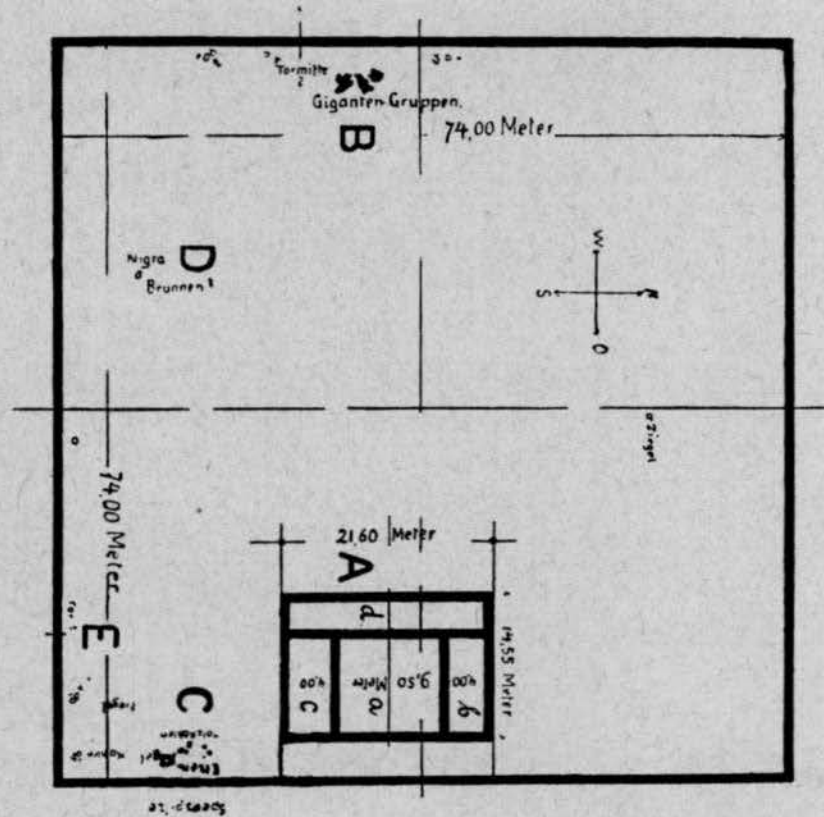


Abb. 11. Grundriß des römischen Landhauses von Haueneberstein

aus sehr vergänglichem Material. Wüstungen treten in großer Zahl erst im Mittelalter auf. Ihre Überreste können daher über die alamannischen Siedlungen nichts aussagen. Also bleiben nur noch die alamannischen Reihengräberfriedhöfe. Grabstätten aus der Frühzeit (Landnahme) gibt es in Baden nur wenige, in der Ortenau keine. Reihengräber fanden sich in Ettenheim, Ettenheimweiler, Altdorf, Ringsheim, Nonnenweiler, Schönberg, Lahr, Dinglingen, Meißenheim, Offenburg, Urloffen, Sinzheim, Oos, Hügelshausen und Iffezheim. Zumeist gaben Zufallsfunde Kenntnis von den Friedhöfen.

Die Siedlungsform der Alamannen ist, um einen geographischen Begriff zu verwenden, der Weiler, dessen Größe Jahrhunderte hindurch konstant blieb. Man gründete neue Siedlungen, eine Vergrößerung war wegen der extensiven Bewirtschaftung des Bodens nicht möglich. Die alamannische Lebensweise wurde aber bald gestört durch den fränkischen Einfluß, der sich seit dem sechsten Jahrhundert immer stärker bemerkbar machte. Gerade die Ortenau bildete den Grenzraum der beiden Stämme. Die Gräber mit reicher Ausstattung dürften die Begräbnisplätze

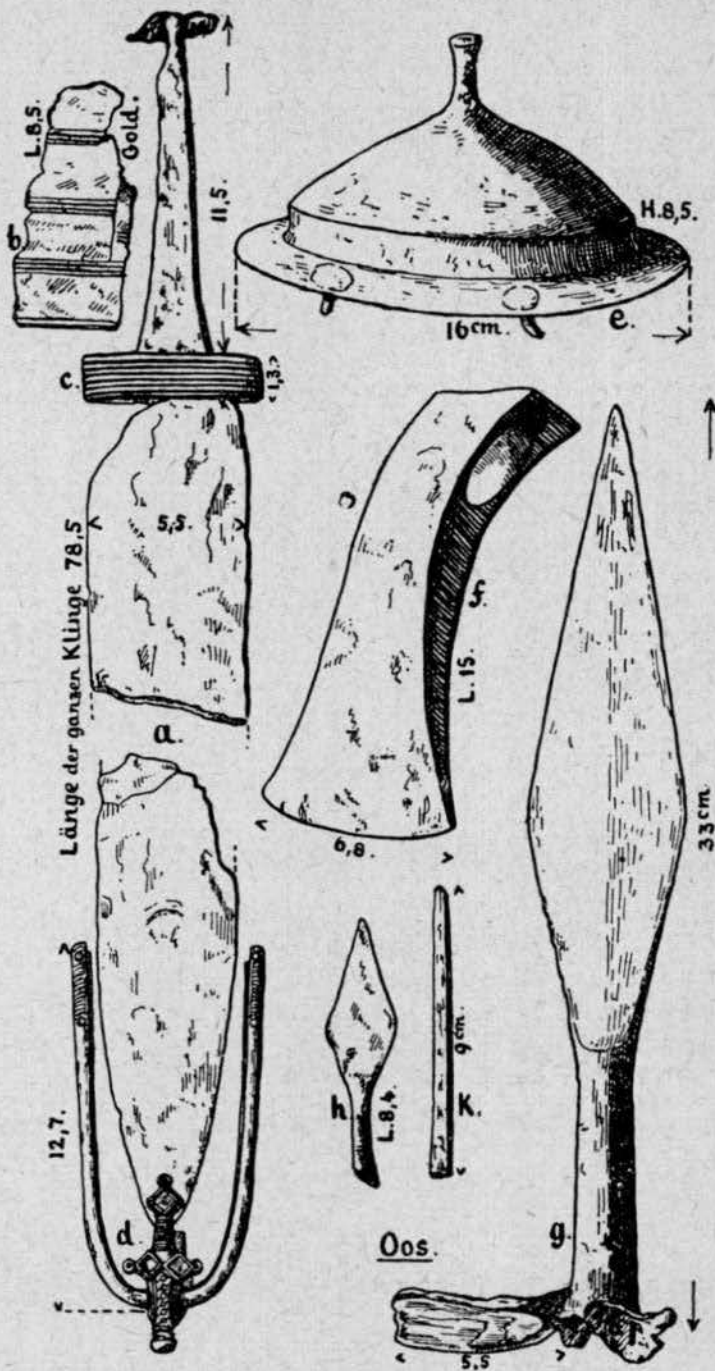


Abb. 12. Beigabe eines alemannischen oder fränkischen Grabes in Oos: a. Spatha. b. Goldblech vom Griff. c. und d. Reste der Schneide. e. Schildbuckel. f. Franziska. g. Speerspitze. h. Pfeilspitze. k. ein Eisenstäbchen

des sich schon früh heraushebenden Ortsadels sein. Der Krieger wurde mit seinen Waffen, die Frau mit Schmuck und anderem Gerät bestattet.

Die Toten liegen zumeist in Reihen nebeneinander geordnet (Reihengräberfelder) nicht sehr tief unter der Erde. Sie wurden in einem Holzsarg beige-
 setzt, die ganze Ausrüstung kam mit ins Grab, wie das die ganze urgeschichtliche Zeit hindurch der Fall war. Manchmal schützte eine Steinkiste den Holzsarg. Nur langsam verschwanden die heidnischen Bräuche der Beigaben. In Lahr-Burgheim wurden noch im achten Jahrhundert Bestattungen mit Beigabe in einer Kirche vorgenommen. Der Tote von Oos (Abb. 12) hatte ein langes zweischneidiges Hiebschwert, die Spatha (a), bei sich. Der Griff war mit Goldblech (b) umgeben. Aus vergoldetem Silber bestand das Mundstück der Scheide (c), aus Silber das Ortband. Reich mit Niello, Vergoldung und Halbedelsteinen ausgeschmückt war der Abschluß des Ortbandes (d). Vom Wehrgehänge fand sich in Oos anscheinend nichts, dagegen zeugen in Offenburg silbertauschierte Schnallen von der

reichen Ausstattung desselben. Über den Füßen des Toten lag der Schild, dessen eiserner Buckel (e) mit den zugehörigen Heftnägeln sowohl in Oos wie in Offenburg sich vorfand. Zur weiteren Ausrüstung des Mannes gehörte das einschneidige Hiebmesser (Skramasax), die Streitaxt (Franciska) (f), der Wurfspieß (g), Pfeil (h) und Bogen. Dazu kommen noch gelegentlich Beinkamm und Bartzänghen. Immer tauchen auch Reste von Keramik, nämlich Gefäße von doppelkonischer Gestalt, auf, so in Urloffen. Aus einem Frauengrab stammen farbige Tonperlen, die in Nonnenweier zum Vor-

schein kamen. Unser Interesse finden auch die Gräber, die bei den Ausgrabungen in der Burgheimer Kirche (Lahr) freigelegt wurden. Die Grabungen haben ergeben, daß die Vorgängerin der jetzigen Kirche bis ins achte Jahrhundert hinabreicht. Mehrere Steinkistengräber befinden sich im Raum der ersten Kirche, die anderen stehen im Zusammenhang mit ihr. Eines davon ist veröffentlicht, nämlich Grab zehn. Es handelt sich um ein sorgfältig erstelltes Steinkistengrab, mit Platten abgedeckt. Nach Freilegung einer Nachbestattung stieß man auf ein reich ausgestattetes Grab. Die Beigaben bestanden aus einer seltenen Vierpaßfibel, einer als Schmuckstück gearbeiteten Goldmünze, Silber- und Goldohrringe, Goldanhänger, Silberarmring und Perlen aus verschiedenem Material. Das Grab zehn ermöglichte unter den sieben Gräbern mit Beigaben eine Datierung. Es gehört in den Anfang des achten Jahrhunderts, also in die merowingische Zeit.

Hand in Hand mit der fränkischen Herrschaft dringt auch das Christentum in unser Gebiet vor. Damit verschwinden auch die Beigaben nach und nach, die mit den heidnischen Anschauungen verbunden waren. Die wichtigsten Quellen für den Ur- und Frühgeschichtler versiegen, und die schriftlichen setzen in immer stärkerem Ausmaß ein.

Aus den Ausführungen können wir jetzt auch die Stellung der Ortenau innerhalb der Ur- und Frühgeschichte unseres badischen Landes erschließen. Starke Anziehungskraft für menschliche Niederlassungen besaß sie während des genannten Zeitraumes nicht. Die Siedlungszentren lagen im südlichen und nördlichen Teil der Rheinebene. Die Ortenau bildete nicht nur in der alamannisch-fränkischen Zeit einen Grenzraum. Die feuchten Niederungen der Ebene, die gering entwickelte Vorbergzone des Gebirges mögen keine günstigen Voraussetzungen für eine frühe Besiedlung unserer Landschaft gewesen sein, aber auf der anderen Seite kann vielleicht ein sorgfältiges Beobachten und ein Achten auf zufällig anfallende Funde manche Lücke schließen und das geschichtliche Bild noch etwas anschaulicher gestalten helfen.

Literatur-Verzeichnis

Badische Fundberichte: Jahrgänge 1925—1958.

- | | |
|--------------------|--|
| Eckerle, August | Merowingische Gräber im Bereich der Kirche St. Peter in Lahr, Stadtteil Burgheim. Neue Ausgrabungen in Deutschland, Berlin 1958, S. 484 bis 491. |
| Garscha, Friedrich | Aus der Frühgeschichte der Ortenau, Jahreshaft 1935 der „Bad. Heimat“, Offenburg und die Ortenau, S. 53—63. |
| Gersbach, Egon | Das mittelbadische Mesolithikum, Bad. Fundberichte, 19/1951, S. 15 bis 44. |
| Kuhn, Friedrich | Die Walchenorte Oberbadens, Jahrbuch der Schweizer Gesellschaft für Urgeschichte, 38/1947, S. 118—126. |
| Petri, Franz | Zum Stand der Diskussion über die fränkische Landnahme und die Entstehung der germanisch-romanischen Sprachgrenze, Darmstadt 1954. |
| Tschira, Arnold | Ausgrabungen in der Kirche St. Peter in Lahr, Stadtteil Burgheim, Neue Ausgrabungen in Deutschland, Berlin 1958, S. 477—483. |

Die Besiedlung der Ortenau in geschichtlicher Zeit

Von Michael Walter †

Neu bearbeitet von Fritz Langenbeck

I. Die heutigen Siedlungen der Ortenau in der Statistik

Die Ortenau umfaßt eine Fläche von rund 1950 qkm, das sind 13 % des ehemaligen Landes Baden. Sieben Kreise teilen sich in das Gebiet; und zwar gehören ihm die Kreise Bühl, Kehl, Lahr und Offenburg ganz an, von den Kreisen Emmendingen 4, Rastatt 7 und Wolfach 14 Gemeinden. Im ganzen umfaßt die Ortenau 187 Gemeinden mit fast 350 000 Einwohnern (Stand vom 31. Dezem-

Nr.	Kreis	Fläche in qkm	Einwohner ¹⁾	Gemeinden	darunter Städte
1.	Bühl	379,45	78 507	39	3
2.	Kehl	310,13	52 281	35	4
3.	Lahr	444,49	78 520	42	3
4.	Offenburg	467,48	97 116	46	4
5.	Emmendingen ²⁾	32,14	6 314	4	1
6.	Rastatt ²⁾	85,28	11 660	7	—
7.	Wolfach ²⁾	248,96	22 631	14	2
	Ortenau	1 967,93	347 029	187	17

¹⁾ Stand vom 31. Dezember 1958.

²⁾ Nur soweit zur Ortenau gehörig.

ber 1958); unter diesen sind 17 Städte und 170 Landgemeinden, darunter 24 mit Mark-Gerechtigkeit. In den 17 Städten wohnen 121 300 Menschen, d. h. rund 35 % der Bevölkerung; das ist wenig verglichen mit ganz Südbaden (53 %) oder gar mit Nordbaden (67 %). Dafür ist die Städtedichte in Südbaden groß; im badischen Landesdurchschnitt kommt auf 142,21 qkm eine Stadt, in der Ortenau aber schon auf 114,33 qkm. Die kleinste Stadt der Ortenau ist Mahlberg mit 1 377, die größte Offenburg mit 27 538 Einwohnern; es fehlt der Ortenau also eine Großstadt, wie sie das übrige Südbaden mit Freiburg, Nordbaden mit Mannheim, Karlsruhe und Heidelberg besitzt, ja selbst eine größere Mittelstadt wie Pforzheim

oder Konstanz, zum Teil erklärt sich das aus der lange beherrschenden Nachbarschaft von Straßburg. Die kleinste Landgemeinde ist Hausgereut, das 116, die größte Bühlertal, das 7 222 Einwohner hat. Über die größte Gemarkung verfügt unter den Städten Lahr, mit 2 879 ha (nach der Eingemeindung von Burgheim und Dinglingen), unter den Landgemeinden Oberharmersbach mit 4 091 ha, die kleinste unter den Städten Gengenbach mit 633, unter den Landgemeinden Langenwinkel mit 115 ha. Nach der Einwohnerzahl verteilen sich die 187 Gemeinden folgendermaßen:

100—	200	Einwohner:	3	Gemeinden,	darunter	0	Städte,	3	Landgemeinden
201—	500	„	26	„	„	0	„	26	„
501—	1000	„	49	„	„	0	„	49	„
1001—	2000	„	62	„	„	2	„	60	„
2001—	3000	„	25	„	„	3	„	22	„
3001—	5000	„	13	„	„	5	„	8	„
5001—	10 000	„	6	„	„	4	„	2	„
über	10 000	„	3	„	„	3	„	0	„

Im Durchschnitt haben die Gemeinden der Ortenau 1 856 Einwohner, die Städte 7 135, die Landgemeinden 1 328.

Nach der Zählung vom 13. September 1950 besaß die Ortenau 88 948 Haushaltungen und 70 169 Wohnungen; es kamen also auf eine Wohnung 1,3 Haushaltungen, gegen 1,4 in ganz Baden, 1,5 im Stadtkreis Mannheim.

Um ein klares Bild von den Besiedlungsverhältnissen einer Landschaft zu gewinnen, darf man nicht von den politischen Gemeinden ausgehen, sondern von den geographischen Siedlungen, von denen oft eine Anzahl zu einer politischen Gemeinde zusammengefaßt ist. Zu ihnen gehören nicht nur Städte und Dörfer, sondern auch Weiler, Zinken oder Rotten, abgetrennte Häusergruppen, ebenso aber auch Einzelsiedlungen, wie alleinstehende Höfe und Häuser, Mühlen u. a.; doch müssen sie landschaftlich und wirtschaftlich eine geschlossene Einheit darstellen und darum auch einen eigenen Namen tragen. So gesehen, ergibt sich für die Ortenau nach dem Ortsverzeichnis von 1953 (auf Grund der Volkszählung vom 13. September 1950, eine spätere Statistik dieser Art lag noch nicht vor) folgendes Siedlungsbild.

Deutlich zeigt unsere Tabelle, daß die Durchschnittswerte für die einzelnen Kreise recht verschieden sind, je nach dem Landschaftscharakter. In der Ebene ist Siedlungshäufigkeit und Siedlungsdichte gering, die Siedlungsgröße aber erheblich, im Gebirge haben wir dagegen eine große Siedlungshäufigkeit und -dichte, aber die Siedlungen selbst sind im Durchschnitt klein. Darin verrät sich schon der verschiedene Siedlungscharakter beider Gebiete, in der Ebene geschlossene, meist große Dörfer, im Gebirge aufgelöste Siedlungen, Streusiedlungen. Die Volksdichte hängt freilich noch von anderen Faktoren ab; aber immerhin, das Gebirge mit seinen großen, kaum besiedelten Waldflächen, besonders im Buntsandstein, zeigt dementsprechend eine auffallend geringe Volksdichte. Eben wegen dieser großen Waldgebiete wie auch wegen der Bruchgebiete in der Ebene und wegen seines immer noch überwiegend

Nr.	Kreis	Zahl der politischen Gemeinden	Geographische Siedlungen					Durchschnittszahlen				vorwiegender Landschaftscharakter
			im ganzen	Städte	Dörfer	Weiler, Zinken, Häusergruppen	Einzelsiedlungen	Zahl der Siedlungen auf eine politische Gemeinde (Siedlungshäufigkeit)	Zahl der Menschen auf eine Siedlung (Siedlungsgröße)	Zahl der Siedlungen auf 1 qkm (Siedlungsdichte)	Zahl der Menschen auf 1 qkm (Volksdichte)	
1.	Bühl	39	309	3	48	180	75	7,8	235	0,81	191	Ebene, Vorhügel, Gebirge
2.	Kehl	35	64	4	34	7	19	1,8	649	0,22	134	Ebene
3.	Lahr	42	162	3	38	68	53	3,9	462	0,38	169	Ebene, Vorhügel, Gebirge
4.	Offenburg	46	402	4	48	175	175	8,7	209	0,86	180	Ebene, Vorhügel, Gebirge
5.	Emmendingen	4	6	1	3	—	2	1,5	922	0,19	172	Vorhügel
6.	Rastatt	7	11	—	7	2	2	1,6	951	0,13	126	Ebene
7.	Wolfach	14	230	2	15	133	80	16,4	92	0,93	85	Gebirge
	Ortenau	187	1 184	17	193	565	406	6,3	265	0,60	158	

(In unserer Tabelle entsprechen die Angaben nur angenähert der Wirklichkeit. Die Einzelsiedlungen [alleinstehende Höfe und Häuser] sind im amtlichen Verzeichnis für die einzelnen Gemeinden nicht gleichmäßig behandelt; in den einen sind sie weitgehend aufgezählt, in anderen dagegen in Zinken und Weilern zusammengefaßt; die Grenzen zwischen Zinken und Einzelsiedlungen sind freilich fließend; in Wirklichkeit gibt es mehr Einzelsiedlungen, als in der Tabelle verzeichnet sind.)

landwirtschaftlichen Charakters bleibt die Volkdichte der Ortenau (für 1950 158) etwas unter dem badischen Landesdurchschnitt (186). Das zeigt sich auch in dem Fehlen von Groß- und größeren Mittelstädten, worüber die folgende Tabelle Aufschluß gibt. Wir teilen dabei die Gemeinden in fünf Zonen auf, die etwa den Landschaftsgürteln entsprechen und sich von Osten nach Westen folgen: **Schwarzwald**, die lößbedeckte **Vorhügelzone**, die meist sehr schmale **Randzone** zwischen den Vorhügeln und dem Bruchgebiet, die nur da breiter wird, wo die Schuttkegel der größeren Flüsse das Bruchgebiet zurückgedrängt haben, dann das **Bruchgebiet** und schließlich die **Niederterrasse** längs des Rheines. Rechnen wir für jede Gemeinde die Volkdichte besonders aus und verteilen wir die Gemeinden auf die fünf **Siedlungszonen**, so ergibt sich folgendes Bild (Stand vom 31. Dezember 1958):

Nr.	Am 31. 12. 1958 wohnten auf 1 qkm	In den Gemeinden insgesamt			in den Siedlungszonen									
		in Städten	in Landgemeinden		im Schwarzwald	ohne Städte	in den Vorhügeln	ohne Städte	in der Randzone	ohne Städte	im Bruchgebiet	ohne Städte	auf der Niederterrasse	ohne Städte
1.	10— 25	1	—	1	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—
2.	26— 50	13	—	13	12	12	—	—	—	—	1	1	—	—
3.	51— 75	17	—	17	13	13	—	—	—	—	3	3	1	1
4.	76— 100	21	—	21	5	5	1	1	—	—	7	7	8	8
5.	101— 125	24	1	23	4	4	3	3	2	1	4	4	11	11
6.	126— 150	20	—	20	1	1	3	3	2	2	8	8	6	6
7.	151— 200	45	4	41	5	5	10	10	16	14	4	4	10	8
8.	201— 300	25	2	23	1	1	7	7	10	8	3	3	4	4
9.	301— 500	13	4	9	4	1	3	3	6	5	—	—	—	—
10.	501— 750	3	1	2	1	1	1	1	1	—	—	—	—	—
11.	751—1000	4	4	—	1	—	1	—	1	—	—	—	1	—
12.	über 1000 Menschen	1	1	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—
Insgesamt . .		187	17	170	48	44	29	28	39	30	30	30	41	38
Volkdichte .		176	489	130	101	83	278	208	299	207	123	123	159	131

Aus dieser Tabelle wie aus der Volkdichtekarte lassen sich schon manche Wesenszüge der **Siedlungsstruktur** erkennen. Zunächst fällt eine gewisse Gleichmäßigkeit in der Volkdichte auf; 114 Gemeinden, d. h. weit über die Hälfte, haben eine Volkdichte von 100—300 Menschen auf dem qkm, liegen also nahe dem

Durchschnitt der Ortenau (176); Extreme nach oben und unten sind selten; das weist auf verhältnismäßig geringe Strukturgegensätze; doch waren diese Gegensätze ein paar Jahrzehnte zuvor noch wesentlich geringer. Schwarzwald und auch Bruchgebiet sind durch geringere Volksdichte gekennzeichnet, vor allem der erstere, wo die Mehrzahl der Gemeinden unter dem Durchschnitt liegt; das ist bedingt durch die weiten Waldgebiete und durch die vor allem auf Vieh- und Holzwirtschaft beruhende Landesnutzung, die ihrem Wesen nach großräumig sein muß; nicht ganz so tief liegt die Volksdichte im Bruchgebiet und ist hier durch die weiten feuchten Wiesenniederungen hervorgerufen; zudem fehlen dem Bruchgebiet die Städte. Im Schwarzwald liegen sie nur in den beiden Haupttälern, die den Verkehr über das Gebirge vermitteln, im Kinzigtal (Gengenbach, Zell am Harmersbach, Haslach) und im Renchtal (Oberkirch und, am Fuß der Kniebisstraße, Oppenau). Auch die Niederterrasse hat eine nur unwesentlich höhere Dichte als das Bruchgebiet; es ist ein Raum, in dem die Landwirtschaft im Vordergrund steht; wo Handelsgewächse, vor allem Tabak, angebaut werden, ist in einzelnen Orten die Dichte etwas größer. Über dem Durchschnitt liegt diese dagegen in der Vorhügel- und in der Randzone. Die lößreiche Vorhügelzone ist das Wein- und Obstbaugebiet des Landes. Der Rebbau vermag schon auf wesentlich kleinerer Bodenfläche als der Ackerbau eine Familie zu ernähren, erlaubt daher eine wesentliche Verdichtung der Bevölkerung. Unter den Landgemeinden haben die der Vorhügelzone die höchste Dichte. Die Randzone ist seit der Römerzeit die Haupt-Süd-Nord-Verkehrsachse des Landes, in ihr liegt darum über die Hälfte der Städte (9 von 17); sie liegen meist an der Einmündung der Schwarzwaldflüsse in die Rheinebene; nur in dieser Zone hat die städtische Bevölkerung zahlenmäßig die dörfliche überholt (66 127 gegen 52 938). Die Karte zeigt aber auch um die Städte eine Verdichtung der Landgemeinden, z. T. sind sie in die Industrieentwicklung mit einbezogen (so z. B. Bühlertal), oder sie sind Wohngebiete für die zunehmende Zahl von „Pendlern“ geworden, die täglich in die benachbarten Städte zur Arbeit fahren. Die ungewöhnliche Bevölkerungsdichte des Schwarzwalddorfes Kuhbach (691) ist nur durch seine Lage unmittelbar vor den Toren Lahrs zu erklären, ebenso die hohe Volksdichte der Landgemeinden um Offenburg, sie liegt hier nahe bei 440, z. T. sogar darüber; zudem sind sie z. T. noch Rebgemeinden. Auf der Niederterrasse finden wir eine solche Verdichtung nur in und um Kehl.

II. Die Lage und die Verteilung der Siedlungen

Siedlungsgröße und Siedlungsdichte sind abhängig von der Siedlungsweise, also davon, ob mehr die geschlossene Stadt- oder Dorfsiedlung oder die Streusiedlung in der Form von Weilern, Zinken und Einzelhöfen vorherrscht. Die Siedlungsweise selbst wird bestimmt durch Boden, Klima und Lage. Am deutlichsten erkennt man das, wenn man Ebene und Gebirge einander gegenüberstellt. Im Kreise Kehl entfallen auf 35 politische Gemeinden nur 84 Siedlungen, auf die

einzelnen Siedlungen 649 Menschen, auf 1 qkm kommen nur 0,22, auf eine politische Gemeinde nur 1,8 Siedlungen; die Volksdichte beträgt 134. Vergleichen wir damit den auf die Ortenau fallenden Teil des Kreises Wolfach, der ganz im Gebirge liegt. Hier setzen sich 14 Gemeinden aus 230 Siedlungen zusammen, d. h. aus neunmal so viel wie im Kreise Kehl; auf eine politische Gemeinde kommen 18,4 Siedlungen; auf 1 qkm 0,93 Siedlungen, d. h. also mehr als viermal so viel wie im Kreise Kehl; die Volksdichte beträgt aber nur 85. Die Ebene ist durch dorfmäßige Siedlung, kleinbäuerliche oder Arbeiterbauernbevölkerung mit vorherrschender Realteilung des Besitzes gekennzeichnet; im Gebirge herrscht Siedlung in Weilern, Zinken und Einzelhöfen mit mittelbäuerlicher Bevölkerung in geschlossenen Höfen, d. h. die Vererbung des Hofes erfolgt ungeteilt an nur einen Erben. Die Ebene pflegt den Feldbau und Anbau von Handelsgewächsen, das Gebirge Vieh- und Holzwirtschaft.

Wie die Siedlungsweise, so wird auch die **A n o r d n u n g u n d V e r t e i l u n g** der Siedlungen durch die Lage und die Bodenverhältnisse beeinflusst. Im allgemeinen kann man in der Ebene eine von Norden nach Süden ziehende reihenförmige Anordnung feststellen, und zwar in zwei Hauptreihen. Die eine zieht am westlichen Rand der Vorhügelzone entlang (**R a n d z o n e**), sie folgt wie die Straße allen Ein- und Ausbuchtungen dieser Zone. Ein doppelter Lagecharakter kennzeichnet diese Siedlungen. Zunächst sind es **R a n d s i e d l u n g e n** sowohl in morphologisch-geologischer Hinsicht wie auch in bezug auf die Bebauung des Bodens; denn ihre Stätte ist da, wo Ebene und Hügelland, Schwemmland und Lößgebiet, Wiesen-, Acker- und Rebland sich berühren. Viele von ihnen sind aber auch **S c h u t t k e g e l s i e d l u n g e n**. Sie liegen dort, wo die Flüsse und Bäche in die Ebene eintreten, ihr Gefälle und damit ihre Transportkraft verlieren und deshalb einen Schuttkegel ablagern, der einen guten Baugrund und fruchtbaren Boden liefert und zugleich die Stelle bezeichnet, wo die Wasserkraft zum letzten Male mit gutem Erfolg für gewerbliche Zwecke ausgenützt werden kann. Mit dieser Rendreihe ist eine Nebenreihe verknüpft, die am inneren oder östlichen Rand der Hügelzone entlangzieht, da wo diese in das Gebirge übergeht. Diese Reihe ist nicht so scharf ausgeprägt wie die Hauptreihe. Meist ist das Bild so, daß der größeren Siedlung am äußeren Rand eine kleinere am inneren entspricht und beide durch einen Wasserlauf verbunden sind, z. B. Bühl und Altschweier, Ettenheim und Münchweier. Wo die Hügelzone breit ist, kann es auf ihr selbst zur Anlage von Siedlungen kommen; als Beispiel sei das alte Pfarrdorf Ulm bei Renchen genannt, dessen ehemalige Bedeutung als kirchlicher Mittelpunkt heute noch das strahlenförmig nach allen Nachbarorten auslaufende Wegenetz verrät.

Die **z w e i t e H a u p t r e i h e** erstreckt sich im Westen auf der **N i e d e r t e r r a s s e**; auch diese Reihe ist in ihrem Verlauf von Geländeverhältnissen abhängig. Sie ist eingliedrig, wo die Terrasse schmal oder weniger fruchtbar ist; sie teilt sich, oder es kommt zur Ausbildung von Siedlungspaaren, wo Boden- und Raumverhältnisse dies zulassen; Siedlungspaare sind z. B. Iffezheim und Sandweier, Schwarzach und Greffern; Teilungen erfolgen zwischen Rheinbischofsheim und Kehl sowie zwischen Ichenheim und Nonnenweier. Entsprechend dem ver-

schiedenen landschaftlichen und verkehrspolitischen Charakter nördlich und südlich von Kehl sind auch die Siedlungen verschieden. Im Norden sind da, wo Bäche und Flüsse die Terrasse durchbrechen, Siedlungen entstanden, die als kleine Residenzen, Festungen, Kultur- und Verkehrsmittelpunkte eine Rolle spielten oder z. T. noch spielen; es seien Namen wie Stollhofen, Schwarzach, Lichtenau, Neufreistett, Rheinbischofsheim und Kehl genannt. Im Süden liegen große Bauerndörfer.

Diese beiden Siedlungsreihen kennzeichnen zugleich das *altbesiedelte Land*, was durch Ortsnamen und Bodenfunde bestätigt wird.

Im *Bruchgebiet* ist die Siedlung an die stehengebliebenen Teile der Niederterrasse, an flache, dem Auge kaum sichtbare Erhebungen gebunden. Im *Gebirge* folgen die Siedlungen den Tälern und dringen mit Zinken und Einzelhöfen auch in die kleinsten Nebentäler; in einigen, z. B. im oberen Renchtal, hat der *Reichtum an Mineralquellen*, in anderen, wenigstens vorübergehend, der *Bergbau*, z. B. um Haslach und um Prinzbach, um Diersburg, siedlungsfördernd gewirkt.

III. Die Ortsnamen der Ortenau

Ortsnamentypus	Im ganzen	Städte und Dörfer	Weiler und Zinken Häusergruppen	Einzelsiedlungen (Höfe, Häuser)	abgegangen (Wüstungen)	Altsiedelland			Rodeland	
						Vorhügelzone	Randzone	Niederterrasse	Bruchgebiet	Schwarzwald
— ingen	6	5	—	—	1	1	1	3	—	1
— heim	35	27	1	1 ¹	6	2	14	19	—	—
— weiler (-weier)	59	28	7	3 ¹	19	14	14	10	14	7
— hofen (-höfen)	47	10	9	2 ¹	26	6	11	17	13	10
— bach	229	47	139	29	14	25	6	1	1	196
— berg	155	7	78	60	10	8	4	1	—	142
— eck	40	2	15	22	1	6	—	—	—	34
— tal	36	8	25	2	1	6	—	—	—	30
— grund	33	—	17	16	—	—	—	—	—	33
— bühl	29	2	11	15	1	4	2	—	—	23
— halde	21	1	9	8	3	2	—	—	—	19
— tung	14	5	2	2	5	—	—	—	14	—
— hurst	28	7	4	2	15	—	—	—	28	—

¹ Wohl nur Rest einer einst größeren Siedlung, also eigentlich den Wüstungen zuzuzählen.

Diese Tabelle der häufigsten und wichtigsten Ortsnamen zeigt, daß die Verteilung der Ortsnamen weitgehend durch Struktur und Lage der Siedlungen bestimmt wird, die sie benennen. Einige wie -ingen und -heim gehören wesentlich geschlossenen Städten und Dörfern an, andere sind kennzeichnend vor allem für Weiler (-weiler, -hofen), andere für Zinken und Höfe (z. B. -berg, -eck, -tal, -grund u. a.). Auch für die einzelnen Siedlungszonen sind bestimmte Ortsnamentypen kennzeichnend. So finden sich -ingen und -heim bis auf eine Ausnahme nur im Altsiedelland, -bach vorzugsweise, -berg, -tal, -grund nahezu ausschließlich im Schwarzwald; -tung und -hurst nur im Bruchgebiet; -weiler und -hofen aber finden wir in allen fünf Zonen, wenn auch mit einer gewissen Bevorzugung des Altsiedelgebietes.

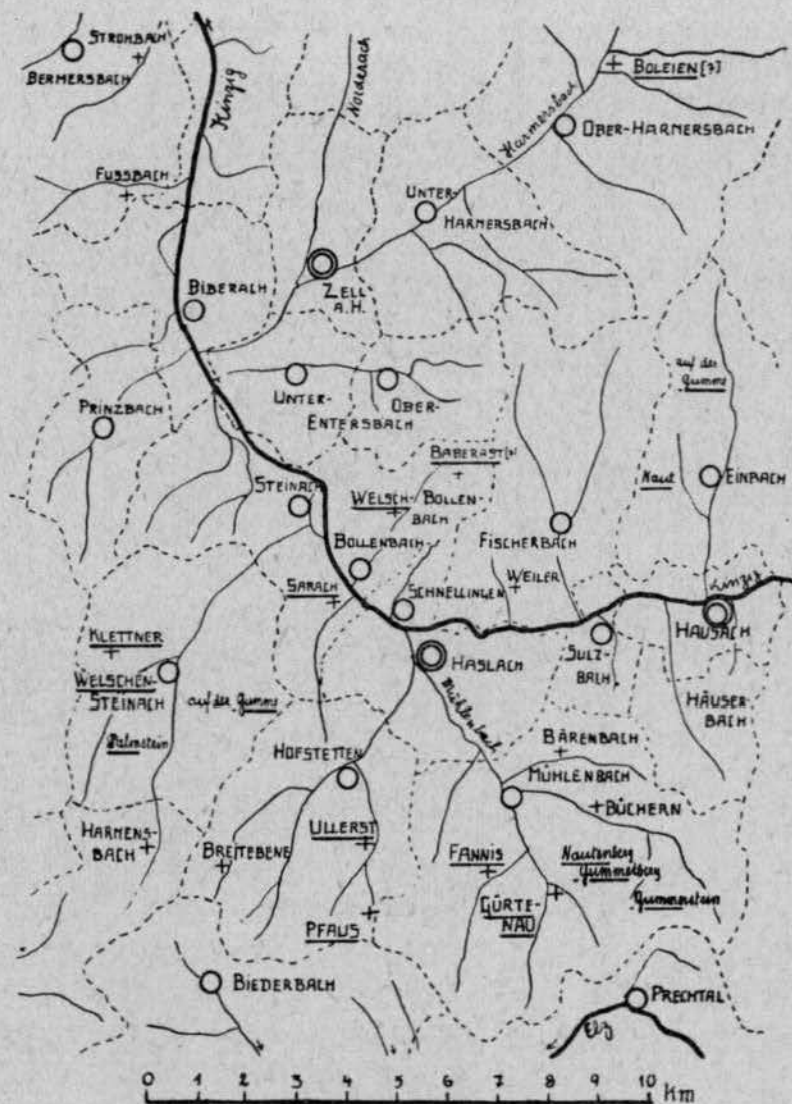
Bei den -heim-Namen sind Schmieheim und Bleichheim nicht mitgezählt, denn hier ist -heim in Anpassung an benachbarte -heim-Namen erst später angefügt, sie heißen ursprünglich nach den Wasserläufen, an denen sie liegen, Schmiehe und Bleichach. Hinzugerechnet werden konnten dagegen die Orte Renchen, Marlen, Urloffen, Müllen und Weiler Müllen (Gemeinde Nußbach), da ihre Namen nur Abschleifungen früher belegter -heim-Namen sind: Reinechheim, Marheim, Urlofheim, Mülnheim; dagegen finde ich entgegen Krieger und Walter in den älteren Belegen keine Handhabe, in Linx (früher Lingisen, Lingiez) einen verstümmelten -heim-Namen zu sehen. Bei dem abgegangenen Ort Gugelingen (bei Freistett) ist es unsicher, ob er auf dem rechten oder dem linken Rheinufer lag. Bei den -weiler-Namen ist Heiligenzell mitgezählt, da es früher Rogereswilre hieß. Verhältnismäßig selten sind Orte mit Rode-Namen (-reut, -rütli, -rode, -schwend); sie fehlen nicht ganz, sind aber oft, weil auf ungünstigen Stellen angelegt, als nicht lebensfähig wieder abgegangen.

Eigenartig und viel umstritten sind die sogenannten Walchen- oder Welschen-Namen. Sie sind gebildet worden mit dem Völkernamen Walchi (= Welsche) oder mit dem Adjektiv dazu walisk = welsch und sind germanische Benennungen für Siedlungen mit gallorömischer oder romanischer Bevölkerung, zum 1. Typus gehört Walhulm (heute Waldulm), zum 2. Welschen-Steinach. Zuweilen ist ein solcher Name durch Volksetymologie zu „Wald“ umgebildet worden, z. B. Sasbachwalden (1347 Saspach walhen, mundartlich Saschwalle); doch muß man vorsichtig sein; wenn Waldmatt nur 1405 Walmatten heißt, aber schon vorher 1398 Waltmatten, dann wird man bei Walmatten eher an ein Schreibversehen denken, zumal die Lage des Ortes trefflich zur Bezeichnung Waldmatt paßt. Auszuscheiden sind auch die Namen, die mit dem Genitiv des Singulars vom oft belegten Personennamen Walah, Walch gebildet sind, also Walzfeld (1405 Walhesvelde) und Waldsteg (1294 Walhesstege); das sind keine Welschen-Ortsnamen. Dagegen gehören noch dazu Welschbollenbach, die abgegangenen Orte Nußweiler (1150 Walevilare) bei Nußbach, Walhofen bei Erlach, Walhof bei Ottersweier. Alle diese Orte liegen in der Vorhügelzone oder im Kinzigtal im Schwarzwald.

IV. Der Gang der Besiedlung

Die vorgermanische Besiedlung ist uns wesentlich durch die Ausgrabungen der Vorgeschichtsforschung bekannt; sie stellte aus der Römerzeit zahlreiche Dörfer (*vici*), Gutshöfe (*villae*) und Befestigungen (*castella*), z. B. bei Offenburg, fest; aber wir kennen aus der Römerzeit kaum einen Namen; durch Zufall bewahrte uns eine römische Inschrift beim heutigen Sandweier den Namen *v i c u s B i b i e n s i s*, d. h. „Siedlung am Zweigweg“, dort, wo von der großen römischen Süd-Nord-Straße, die Augst bei Basel (*Augusta Rauricorum*) mit Ladenburg am Neckar (*Lopodunum*) verband, die Straße nach Baden-Baden abzweigte (*Aquis, civitas Aurelia Aquensis*). Diese Siedlungen werden während der Eroberung der Ortenau durch die Alemannen und die jahrhundertelangen Kämpfe zwischen Alemannen und Römern um diese verlassen oder zerstört oder sie verfallen, ihre Bewohner werden z. T. geflohen, z. T. erschlagen oder gefangen worden sein. Dennoch bleibt die Frage, ob und in welchem Umfange auch nach der alemannischen Landnahme gallorömische Bevölkerung im Lande zurückgeblieben und erst allmählich von den Alemannen aufgesogen worden ist. Schwierig werden sie in eigenen geschlossenen Siedlungen wohnen geblieben sein; sonst müßten deren vorgermanische Namen in größerer Zahl vorhanden sein, wie das etwa an der Mosel zwischen Trier und Koblenz der Fall ist. Es sind eigentlich nur zwei Namen geblieben, Kehl (1341 *Kenle*, von lat. *canale*) und Kork (1007 *Choreka*, mit dem gall.-röm. Suffix *-acum* gebildet); beide Orte aber lagen wohl im Schutz der linksrheinischen Römerfestung Straßburg (*Argentorate*), so daß sich hier gallorömische Bevölkerung in geschlossener Dorfsiedlung halten konnte. Dennoch sind auch sonst Gallorömer, vielleicht als Kriegsgefangene, im Lande geblieben, denn nur sie können den Alemannen die in graue Vorzeit zurückreichenden Namen der größeren Wasserläufe vermittelt haben. Die der beiden größten, Kinzig (*Kinzicha* aus **Kin-tika*) und Rench (*Reinich* aus **Rein-ika*), sind mit dem Suffix *-ika* gebildet, das nach neuerer Ansicht (*Scherer*) in die vorindogermanische Zeit, d. h. ins 2., wenn nicht 3. Jahrtausend vor Christi Geburt, zurückreicht. Alteuropäisch, d. h. indogermanisch, ehe dieses sich in seine verschiedenen Sprachen (*Germanisch, Keltisch, Illyrisch, Italisch* usw.) spaltete, sind wohl die Suffixe *-ara* und *issa (-ussa)*; dazu gehören bei uns die Schutter (*Scut-ara*) und die Acher (*Acch-ara* aus **Aqu-ara*), sowie die Unditz (*Undussa*). Die Murg (entweder = Grenzfluß oder = Fluß im Sumpfgelände) und der Oosbach (von **Ausava*) sind keltisch oder vielleicht illyrisch; vorgermanisch, doch schwer einzuordnen, ist der Name der Elz (wohl aus **Antia*); vielleicht steckt auch in dem Namen Durbach das keltische Gewässerwort „dur“, das wir in der elsässischen und der Schweizer Thur wiederfinden; dafür spricht, daß in älterer Zeit die Formen mit *T* wie Turbach vorherrschen. Nicht keltisch ist trotz der späteren Umgestaltung mit einem *t* am Schluß der Name der Bühlot; die älteste bekannte Form lautet Büchelahe (1377); das ist gut deutsch: Bach am Büchel (*Bühel = Hügel*) oder beim Ort Bühl; in der Tat heißt der Bach nur bei dieser Stadt und im Bühler Tal so, draußen in der Ebene wird er Sandbach genannt.

Ein weiteres Problem der Siedlungsgeschichte ist die Frage, ob sich vor den Alemannen, die zunächst nur die Rheinebene besetzten, Keltoromanen in die Vorberge und in die Schwarzwaldtäler, vor allem in das durch die Römerstraße Straßburg-Rottweil erschlossene Kinzigtal, flüchteten und dort noch länger hielten. Das ist nicht ausgeschlossen, denn gerade da finden wir die Welschen-



„WELSCHEN“-ORTE UND ROMANISCHE ORTS-UND FLURNAMEN

orte. Doch könnte es sich auch um frühmittelalterliche Romanen, etwa solche, die in der Technik des Weinbaues, der Rodung, des Bergbaues besonders erfahren waren, etwa aus der Zeit der fränkischen Herrschaft handeln; eine Entscheidung ist schwer. Besonders eigenartige Verhältnisse finden wir im Kinzigtal im weiteren Umkreis rings um Haslach. In zwei Nebentälern, die bei den Orten Bollenbach und Steinach ins Haupttal münden, finden sich Welsch-Bollenbach und Welschensteinach; weiter ins Gebirge hinaus, vor allem vom letzteren Orte zu den Gemarkungen Hofstetten und Mühlenbach hinüber, gibt es Weiler und Zinken, deren Namen unzweifelhaft romanisch sind; Klettner (1452 Gleppenier aus *Crepo

nigro = schwarzer Fels), Ullerst (1313 Muliers, nach Buck zu moulière = sumpfige Wiese); Fannis (1492 Wannas), Pfaus (1452 zu der Pfous von lat. fossa = Graben), Gürtenau, das noch im 14. Jahrhundert romanische und einge-deutschte Form nebeneinander zeigt (1306 in der Gurt n a c h , 1330 in der Gurt- n a i e , von mittellat. cortina); bei Steinach unten im Kinzigtal gehört wohl dazu Sarach (1345 und später Sarey, wohl zu sar = Flußgeschiebe, ein vorgermanisches, vor allem in den Alpen verbreitetes Wort, das zur Lage des Weilers gut paßt); ob auch das schwer deutbare Baberast (16. Jahrhundert uf dem Baben Rast) in Welsch-Bollenbach und Boleien, für das ältere Belege fehlen, in der Gemeinde Ober-Harmersbach hier eingereiht werden darf, ist unsicher. An mittelalterliche Gründungen, als Bollenbach und Steinach längst bestanden, läßt die Tatsache denken, daß im Haupttal die deutschnamigen Orte Steinach und Bollenbach liegen, erst in den Nebentälern, deutlich in ihrem Namen als von diesen abgezweigt, aber mit romanischen Siedlern besetzt, Welschensteinach und Welsch-Bollenbach (gehört heute noch zur Gemeinde Bollenbach), genau wie am Schwarzwaldrand Waldulm von Ulm abgezweigt ist, Sasbach seine Tochttersiedlungen ins Ried (Sasbachried), in die Vorhügel (Obersasbach) und ins Gebirgstal (Sasbachwalden) hineingegründet hat; auffallend bleibt auch die Tatsache, daß erst von Welschensteinach aus weiter ins Gebirge hinauf die rein romanischen Ortsnamen erscheinen; dazu paßt, daß um diese beiden Orte früher Bergbau, um Waldulm und Sasbachwalden früh Weinbau blühte, wozu man erfahrene Leute aus Welschland herangeholt haben könnte. Eine Urkunde von 926 nennt die Wasserscheide zwischen dem obersten Schuttertal und den Kinzignebentälern, in denen die Romanenorte liegen, c o n f i n i u m A l e m a n n o r u m , Grenze der Alemannen, nämlich gegen die Romanensiedlungen des Kinzigtals; man hat daraus auf deren hohes Alter schließen wollen; aber die Urkunde hat sich als eine Fälschung des 12. Jahrhunderts erwiesen. Anderes spricht freilich auch dafür, daß wir es tatsächlich mit Resten der vorgermanischen Bevölkerung zu tun haben: einmal die Aufgeschlossenheit des Kinzigtals (Römerstraße), in der sich Spuren, wenn auch spärlicher römischer Besiedlung bis nach Haslach verfolgen lassen; dann, daß in Mühlenbach, gerade in der Nähe der Romanen-Orte, sich eine Weiheinschrift für die keltische Schwarzwald-Göttin A b n o b a gefunden hat, die einzige im Gebirge selbst, während sie rings um den Schwarzwald, aber außerhalb des Gebirges, nicht gerade selten sind. Am wichtigsten aber sind die romanischen Flurnamen, die in dieser Gegend nachgewiesen sind; sie müssen nach ihrer sprachlichen Entwicklung schon im 8. und 9. Jahrhundert in deutschem Munde gebraucht worden sein, also ein recht hohes Alter haben, z. B. Naut zu kelt.-rom. nauda (= feuchte Stelle), Palm zu balma (= Felshöhle, überhangender Fels), Gumme zu cumba (Mulde); doch könnte letzteres, weil häufig vorkommend, Lehnwort sein wie das im südlichen Schwarzwald weit verbreitete Dobel. Wir müssen die Frage offenlassen; wenn das ganze romanische Flurnamenmaterial gesammelt und sprachlich durchforscht ist, werden wir vielleicht klarer sehen.

Die eingedrungenen A l e m a n n e n haben sich zunächst mit den zum Ackerbau geeigneten Teilen der E b e n e , d. h. Niederterrasse und Randzone, begnügt, nicht

einmal alles Land genützt, das die Römer schon kultiviert hatten. Als die Germanen im Anschluß an die Völkerwanderungszeit sich auf ehemalig römischem Gebiet ansiedelten, bevorzugten sie als Namen für ihre neugegründeten Siedlungen Bildungen mit -ingen. In dem begünstigteren Breisgau gibt es deren etwa 230; in der von Bruch- und Waldgebieten stark durchsetzten Ortenau sind es nur 6. Das läßt eine nur spärliche alemannische Besiedlung vermuten, die auch durch die Armut an Bodenfunden (Reihengräbern) bestätigt wird. 536 wurde das rechtsrheinische Alemannien von den Franken unterworfen, machte sich aber bald bei dem zunehmenden Zerfall des Merowingerreiches wieder weitgehend selbständig. Nur die Ortenau blieb wohl, infolge ihrer dünnen Besiedlung und weil es vom übrigen Alemannien durch den Schwarzwald abgetrennt war, dauernd unter einem gewissen fränkischen Einfluß; sie wurde gleichsam zum Glacis für die starke fränkische Stellung im Elsaß. Ortsnamenbildungen mit -heim waren gewiß wie -ingen allen Germanenstämmen vertraut. Aber nach heutiger Auffassung sind es doch wohl die Franken, die sie zuerst gebrauchten, nach römischem Vorbild, indem sie damit die spätrömischen -villa-Ortsnamen übersetzten, die sie in Nordgallien kennengelernt hatten. Mit ihren Eroberungen ist -heim ins Oberrheingebiet gekommen; ihre Häufung in der elsässischen Rheinebene ist ohne fränkischen Einfluß kaum erklärbar. Dort können wir auch gerade noch erkennen, wie -ingen-Namen durch Ersetzung durch oder Anhängung von -heim verdrängt werden. Für die Ortenau haben wir dafür freilich nur ein Beispiel, das im Spätmittelalter den Fluten des Rheins erlegene Pfarrdorf Jeringheim, hart südlich von Kehl. Die Ortenau-heim-Orte sind wohl nur vom Elsaß her zu erklären; sie häufen sich bei den alten Übergängen der Römerstraßen über den Rhein: 1. von Selz aus (Muffenheim [abg.], Hügelsheim, Iffezheim, die anderen schon im Uffgau); 2. um Straßburg nördlich von Scherzheim bis Auenheim, östlich Urloffen, Renchen und Rogersheim (abg.); südlich Sundheim und Marlen; 3. beim Brückenübergang von Gerstheim (Elsaß) nach Ottenheim, von hier nach Norden bis Müllen; im Osten trifft diese Querstraße bei Dinglingen auf die große Nordsüdstraße; Orte mit -heim-Namen gibt es von hier nordwärts bis Niederschopfheim, südwärts bis zur Grenze des Breisgaus bei Herbolzheim. Das sind gleichsam fränkische Brückenköpfe in der Ortenau. Mittelpunkt der fränkischen Stellung hier war wohl Burgheim, wo man einen fränkischen Königshof vermuten kann. Wir finden hier ähnliche Verhältnisse wie bei elsässischen Königshöfen. Errichtet wurde Burgheim auf einer römischen Siedlung, die in Spuren nachgewiesen ist und vielleicht befestigt war; denn mit -burg bezeichneten die Germanen gern geschlossene, befestigte römische Siedlungen; die Alemannen hatten es im Gegensatz zu den Franken möglichst vermieden, unmittelbar an römische Siedlungsreste anzuknüpfen. Um Königshöfe werden gern Siedlungen mit unpersönlichen -heim-Namen angelegt, die mit Appellativen oder Namen von Stämmen des Fränkischen Reiches gebildet werden, von denen etwa Kontingente hierher verlegt werden; hier sind es Burgheim und die beiden Schopfheim sowie Friesenheim. Auch die Kirche von Burgheim ist sehr alt, auf Grund der archäologischen Funde spätestens 700 oder nur kurz danach entstanden; sie muß also eine

der ältesten der Ortenau gewesen sein, älter als fast alle seine Klöster; sie war die Königshofkirche, vielleicht ein Ausgangspunkt der von den Franken ins Land getragenen christlichen Missionierung. Freilich erst im 11. Jahrhundert ist in Friesenheim tatsächlich Königsgut nachgewiesen, und Burgheim war in der Hand der Zähringer, vielleicht vom König ihnen als Ausstattung für ihr Ortenauer Grafenamt übergeben. Vermutlich hat das Vieh des Königshofes in der Schutterniederung südlich Burgheims geweidet. Die Franken nannten sie *lar*, d. h. Weideplatz. Dieses Wort ist fränkisch und den Alemannen nicht geläufig; es findet sich kaum in alemannischen Landen, ist aber überaus häufig in fränkischen Stammesgebieten; ein weiterer Beweis für fränkische Zusammenhänge.

Man darf sich nicht vorstellen, daß die -heim-Orte nur von Franken bewohnt gewesen seien, auch dort saßen Alemannen; aber der maßgebende Grundherr war meist ein Franke, auch wurden wohl gelegentlich fränkische Königsleute, Königsfreie mit militärischen Aufgaben, zwischen die Alemannen gesetzt, dieser oder jener -heim-Ort mag auch eine fränkische Neugründung gewesen sein. Wir wissen durch die zahlreichen Reihengräberfriedhöfe im Breisgau, daß die alemannischen -ingen-Orte dort ursprünglich kleine Weiler waren, von denen erst allmählich mehrere zu einem großen Dorf zusammenwuchsen. Es wäre denkbar, daß die Franken mehrere kleine -ingen-Weiler zu einem großen -heim-Dorf zusammengefaßt hätten, so könnte man sich die Bildung der großen -heim-Orte auf der Niederterrasse südlich von Kehl vorstellen. Jedenfalls fand in der frühen fränkischen Zeit (die Entstehung der -heim-Orte fällt wohl in die Zeit vom Ende des 6. bis zu dem des 7. Jahrhunderts) eine gewisse Siedlungsverdichtung statt.

Auch die frühen Ortenauklöster, wichtige Kräfte in der Besiedlungsgeschichte, verdanken ihre Gründung den Franken. Sie haben drei Aufgaben: eine christliche, die Fortführung der Missionierung und Pflege christlichen Lebens, eine politische, die Stützung der fränkischen Herrschaft, und eine wirtschaftliche, die Kultivierung und Besiedlung des ihnen zugewiesenen und später durch Schenkungen und Käufe vermehrten Bodens. Die Entstehung von Schuttern ist dunkel, ob sie noch im 7. Jahrhundert erfolgte, ist unsicher. Mehr Gewißheit für diese Zeit haben wir für die kleine *Cella Monachorum* (Mönchszelle) oberhalb Ettenheims, seitdem moderne Forschung den hl. Landolin, bisher mehr als eine legendäre Gestalt betrachtet, als geschichtliche Persönlichkeit erwiesen hat. Er ist der Gründer der kleinen Mönchszelle. Erst im 8. Jahrhundert ist diese zum Kloster Ettenheimmünster ausgebaut worden. Dem frühen 8. Jahrhundert gehört auch auf einer Rheininsel das Kloster schottischer Mönche Honau, der Mitte des Jahrhunderts die Klöster Arnulfsau/Schwarzach und Gengenbach an. Ihre fränkische Aufgabe wird deutlich, wenn man erkennt, daß sie großenteils in die Lücken zwischen den -heim-Gruppen eingeschoben wurden (vor allem Schuttern und Schwarzach); der hl. Pirmin, Gründer des Klosters Reichenau, von dort wegen seiner Frankenfreundlichkeit ausgewiesen, führte die geistliche Organisation der Ortenauklöster durch. Sein Nachfolger auf der Reichenau, Etto (Heddo), erfährt dort das gleiche Schicksal und wird auf den Straßburger Bischofsstuhl erhoben; er baut Ettenheimmünster aus und ist an der Gründung von Schwarzach

beteiligt; der mächtige Graf Ruthard, ein Franke, kein Alemanne, dem mit dem Grafen Warin das neu unterworfenen Alemannien anvertraut ist, wirkt maßgebend an der Gründung von Schwarzach und Gengenbach mit.

Seit der Wende vom 7. zum 8. Jahrhundert setzt der frühe Ausbau ein, d. h. die Kolonisierung des noch ungenützten Bodens im Altsiedelland. Getragen wird sie vor allem durch die weltlichen und geistlichen Grundherren (Klöster). Dieser Ausbau läßt sich gut erkennen, weil für die neu entstehenden Siedlungen neue Namentypen auftreten, in der Ortenau vor allem -weiler (später meist zu -weier geworden) und -hofen (später oft -höfen); selten -hausen, -dorf, -stätt. Sie erscheinen also zuerst noch auf der Niederterrasse, wo z. B. Wittenweier und Nonnenweier noch heute von Wald umschlossen sind, und in der Randzone, etwa Stadelhofen, Zusenhofen und abg. Sinzenhofen am Rande der Renchwiesen auf deren Schuttkegel. Dann aber schreitet der Ausbau zur Wiederbesiedlung der schon von den Römern besiedelt gewesenen lößreichen Vorhügel, und von neuem entsteht hier ein Wein- und Obstland. Wir nennen etwa Neuweier, Altschweier, Oberweier bei Friesenheim, Münchweier. Schließlich beginnt der Ausbau auch in das bisher unbesiedelte Neuland vorzustoßen, zunächst in das Bruchgebiet, etwa Sandweier, Oberweier bei Bühl, Großweier, Kippenheimweiler u. a. Wohl noch etwas später wagt man in die aufgeschlosseneren Schwarzwaldtäler einzudringen, etwa Weiler und Mittelweiler um Haslach im Kinzigtal, Ottenhöfen im Achertal, Weiler und Katzenweiler im Schuttertal. Der frühe Ausbau verbindet die Landnahmezeit mit der späteren eigentlichen Rodezeit. Kennzeichnend ist daher gerade für seine Namentypen, daß sie sich ziemlich gleichmäßig auf alle fünf Siedlungszonen verteilen, doch noch mit einem leichten Übergewicht im Altsiedelland; das gilt für die -weiler wie für die -hofen (s. Siedlungsnamen-Tabelle). Als Ausbausiedlungen beweisen sie sich auch dadurch, daß sie im Altsiedelland mit den noch übriggebliebenen, daher meist ungünstigeren Böden vorlieb nehmen und sich oft mit nur kleinen Gemarkungen zufriedengeben mußten. Sie waren darum oft nicht lebensfähig; der Anteil der wieder abgegangenen Siedlungen ist bei ihnen deshalb viel größer als bei den Orten der germanischen Frühzeit (bei -ingen 17, bei -heim 20, aber bei -weiler 35 und bei -hofen gar 55 %). (Vgl. Ortsnamen-Tabelle.)

Nun hat man freilich früher (z. T. noch jetzt) die -weiler als römische Gründungen ansehen wollen, weil das Wort in der Tat von dem lat. Wort villare (= zu einer villa, einem Gutshof gehörig) stammt und bei den -weiler-Orten zuweilen Reste römischer Gutshöfe gefunden werden. Doch ist das ein Trugschluß. Die römischen -villare-Siedlungen, wie wir sie in Gallien und anderswo finden, stammen erst aus dem 4. Jahrhundert, d. h. aus einer Zeit, da die Ortenau längst in alemannischem Besitz war und hier römische Siedlungen nicht mehr in Frage kamen; die Alemannen vermieden es freilich, ihre Siedlungen unmittelbar an die Reste römischer anzulehnen; aber der Ausbau mußte mit dem übriggebliebenen vorlieb nehmen; so nutzte man jetzt auch römische Siedlungsreste, wo vielleicht Brunnen und Wege noch zu gebrauchen waren. Deutlich können wir erkennen, wie viele -weiler-Orte auf Gemarkungen älterer Siedlungen als Tochter- oder

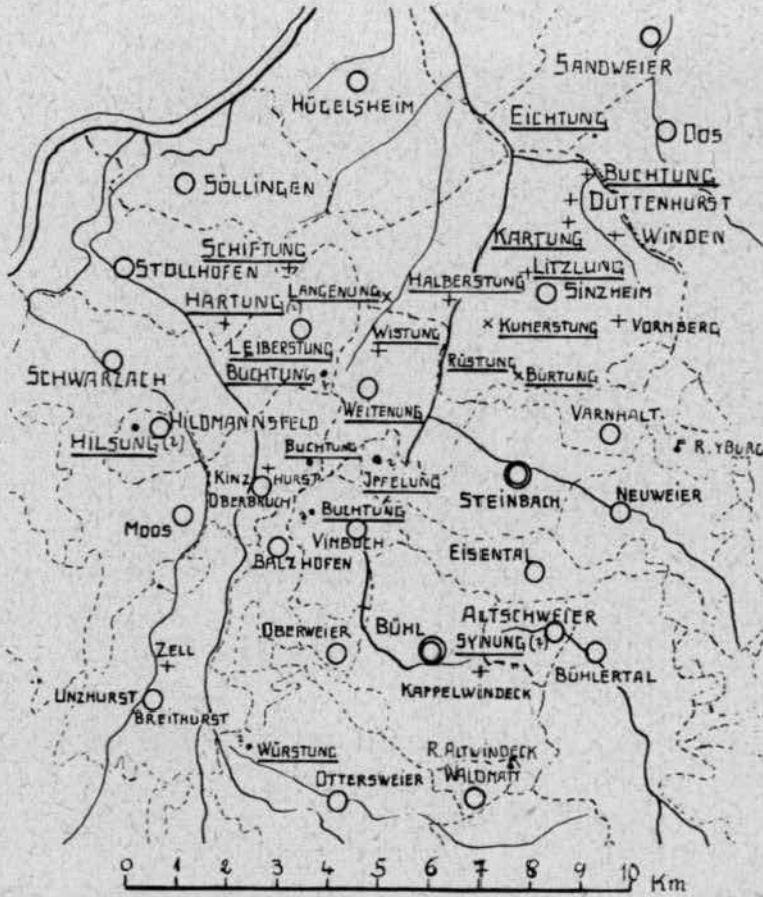
Ausbausiedlungen angelegt sind, sie wurden zunächst einfach kurz „der (oder das) Wiler“ genannt; und als ihrer immer mehr wurden, erhielten sie unterscheidende Zusätze zu ihrem Namen; Ettenheimweiler, heute noch auf Gemarkung Ettenheim, hieß im 16. Jahrhundert bloß Wiler, Kippenheimweiler, dessen Gemarkung deutlich aus der von Kippenheim herausgeschnitten und von ihr umklammert ist, wurde noch 1417 nur Wiler genannt, das abgegangene Schutterweiler auf der Gemarkung Schuttern 1377 Wilre prope (bei) Schuttern, Oberweiler und Rotgersweiler (heute Heiligenzell) sind auf dem Boden Friesenheims entstanden, dessen Gemarkung sie z. T. noch heute umklammert. Neuweiler ist aus der Gemarkung Steinbachs, Sandweiler (1311 Wilre, 1339 zu Wilre by Uffensheim) aus der von Iffezheim herausgeschnitten. Auf der Griesheimer Mark lagen Weiler und Waltersweiler. Um den alten Vorort der Ortenau Kinzigdorf, die alte Mal- und Gerichtsstätte, die später in Offenburg aufgegangen ist, lagert sich ein ganzer Kranz von Weilerorten, die wohl größtenteils von Kinzigdorf aus angelegt worden sind und mit diesem wohl eine Markgenossenschaft gebildet haben. Doch entstehen auch -weiler-Siedlungen mit eigener großer Gemarkung, wie etwa Ottersweiler und Bodersweiler (884 Bothalawilari); letzteres ist vielleicht vom Grafen Bodalus gegründet, der um 750 lebte; er hatte das Kloster Honau 749 mit Grundbesitz beschenkt, das seinerseits in Bodersweiler Besitz hatte. Bodalus gehörte der elsässischen Herzogsfamilie der Etichonen an, von denen Herzog Adalbert 722 eben das Kloster Honau gegründet hatte.

Am frühen Ausbau sind die Klöster stark beteiligt. Um ihnen geschlossenen Besitz beim Kloster zu sichern, mußte man auf die noch unbesiedelten Gebiete zurückgreifen; so wurden Schuttern, Honau und Schwarzach im Bruchgebiet, Gengenbach und Ettenheimmünster im Schwarzwald ausgestattet; ersteres vor allem östlich der Kinzig mit weiten Waldgebieten bis zum Mooskopf hinauf. Durch Kultivierung dieser Gebiete schritt die Besiedlung weiter in neue Gebiete. Damit setzt die eigentliche Rodungszeit ein.

Die Rodungsarbeit der Klöster erfolgte z. T. in Klosterhöfen durch die Mönche selbst, in etwas späterer Zeit vor allem durch die Laienbrüder (conversi), z. T. durch ihre hörigen Bauern. Solche von Mönchen bewirtschafteten Höfe hießen Kloster- oder Mönchshöfe oder auch Zellen (cellae). So finden wir rings um Schuttern Schutterzell, Kürzell (= Kirchzell), und als Kaiser Heinrich II. der Abtei Besitz in Rutgersweiler geschenkt hatte, dort die Heiligenzelle, deren Name dann schließlich auf den ganzen Ort überging. Zell bei Unzhurst geht auf Schwarzach, Zell am Harmersbach und wohl auch Zell-Weierbach auf Gengenbach zurück.

Im Bruchgebiet, namentlich im nördlichen, im Besitzbereich der Klöster Honau und Schwarzach, treten eigentümliche Siedlungsnamen auf, die wir in ganz Süddeutschland nur hier finden: die auf -tung und -hurst. Zwar Flurnamen auf -hurst gibt es auch hier genug, sie bedeuten Gestrüpp, Buschwerk und damit bestandene Stellen, aber nicht als Siedlungsnamen; solche auf -hurst (später -horst) gibt es massenhaft in Niedersachsen; sie bezeichnen dort niedrige, meist flache Erhebungen in Sumpf und Moor und in den Marschen, Erhebungen, die allein dort Ansiedlung ermöglichen. In Flandern und am Niederrhein aber gibt es massenhaft Ortsnamen

auf -dung (später -donk), die ebenfalls die flache Erhebung in feuchter Niederung bedeuten; genau das bezeichnen aber auch die -tung- und -hurst-Ortsnamen in unserem Bruchgebiet; d. h. die Stellen, wo noch Besiedlung und etwas Ackerbau möglich waren. Wir finden ferner -dunk- und -horst-Siedlungen an der Mittel-elbe und Havel, nordwestlich von Magdeburg. Hier wissen wir urkundlich, daß Nieder-



-TUNG- ORTE

- = DÖRFER + = NEBENDORTE (WEILER, HÖFE) X = ABGEGANGEN
- = GELÄNDENAME (?) BEI DER SIGNATUR = LAGE UNSICHER
- ? HINTER DEN NAMEN = UNSICHER, OB EIN -TUNG-NAME

sachsen und Flamen sich im 12. Jahrhundert hier kolonisierend niedergelassen und die Ortsnamen aus ihrer alten Heimat mitgebracht haben. Das gleiche dürfen wir nun auch für unsere -hurst- und -tung-Orte annehmen; nur geschieht es bei uns viel früher. Widendunc (heute Weitenung) ist schon 884, Gamanisthurst (Gamshurst) 902 (in einer zwar gefälschten, in ihren Besitzangaben aber glaubwürdigen Urkunde) genannt. Vermutlich haben die beiden Klöster sich Menschen von der Nordseeküste zu beschaffen gewußt, weil sie in der Kultivierung von feuchten Niederungen und Mooren besonders erfahren waren, und vielleicht solche, die durch Sturmfluten ihre Heimat verloren haben. Wie und durch wen sie hierher geführt worden sind, wissen wir nicht. Daß wir noch heute, wenn auch nur vereinzelt, Flurnamen norddeutscher Prägung wie fenn = Moor, Ol = feuchte Niederung, felm = Wasserlauf

u. a. finden, macht unsere Vermutung nur wahrscheinlicher. Die Kapelle der heiligen Brigida, der Schottenheiligen, in Weitenung weist auf Gründung durch das Schottenkloster Honau hin.

Ob zu diesen Ausbausiedlungen gelegentlich auch gefangene *W e n d e n* herangezogen und in geschlossenen Siedlungen angesetzt worden sind, kann aus den Ortsnamen Winden (bei Sinzheim) oder Windenbach (Gemeinde Mühlenbach hoch im Schwarzwald) vermutet werden; schwerlich gehörte aber Windschlag (1110 Windesleh = Grabhügel eines Windo) dazu; hier ist ein Personennamenname das Näherliegende. Aber Vimbuch (1154 Vintbuhc = Vintbuch) ist sicher keine Wendensiedlung; der schwer deutbare Name beginnt nicht mit einem W, sondern stets mit einem V, d. h. einem F-Laut, und mit einem solchen wird es auch heute gesprochen.

Auch die Aufteilung eines Ortes in Nieder- und Ober- weist auf Ausbau auf alter Ortsgemarkung hin. Niederschopfheim greift mit Oberschopfheim auf die Vorhügel hinauf, Sasbach mit Obersasbach ebenso, während es mit Sasbachried ins Bruchgebiet vordringt. Dagegen ist Achern (früher Niederachern) Tochtergründung des älteren Oberachern; durch seine bessere Verkehrslage hat es später den Mutterort überflügelt. Zu Sand gehört Neusand. Auch die Gemarkungsgrenzen in ihrem Verlauf vermögen manches auszusagen; wir sahen es schon bei den-weiler-Orten. Ebenso ist Hildmannsfeld deutlich aus der Gemarkung von Schwarzach als Tochttersiedlung herausgeschnitten; es gehörte früher zur Gemarkung Schwarzach und gehört heute wieder dazu; auch bei Dinglingen und Langenwinkel, bei Sasbach und Sasbachried verrät die Gemarkungsgestaltung deutlich die ehemalige Zugehörigkeit des jüngeren Ortes zum älteren.

Am spätesten ist d e r S c h w a r z w a l d besiedelt worden; abgesehen von den wenigen schon erwähnten frühen Vorstößen im Kinzig- und Schutter-, vielleicht auch im Acher- und unteren Renchtal geschieht das nicht vor dem Jahre 1000. Damit beginnt auch für unser Gebiet die große *R o d e z e i t* d e s d e u t s c h e n M i t t e l a l t e r s. Bei uns in der Ortenau sind wohl die Klöster vorangegangen. G e n g e n b a c h hat im Kinzigtal von Ohlsbach bis nach Steinach gerodet; begünstigt durch die Römerstraße, die das Kinzigtal geöffnet hat, konnte es rasch vorankommen. Von dieser Grundlinie drang seine Kolonisation nach Osten die Seitentäler hinauf bis zum Mooskopf, vielleicht sogar bis in die obersten Nebentäler der Rench hinein. Wie weit es dabei die tatkräftige Förderung seiner Vögte, der Zähringer, erfuhr, ist nicht klar zu erkennen, aber sie ist wahrscheinlich. Das oberste Unditztal (heute Ettenheimer Bach) hinauf und hinüber ins oberste Schuttertal kolonisierte Kloster E t t e n h e i m m ü n s t e r, bis es am Hühnersedel mit der vom Elztal aufsteigenden Rodung des Klosters Waldkirch zusammentraf. In der letzten großen Kehre der Schutter (talaufwärts) stand wohl der große Viehhof des Klosters, damals swaiga genannt, um den sich dann die Gemeinde Schweighausen entwickelt hat.

Seit dem 11. Jahrhundert sehen wir aber auch überall d i e g r o ß e n H e r r e n - g e s c h l e c h t e r vom Schwarzwald Besitz ergreifen. Auch sie wollen durch Rodung und Ansiedlung ihre Einkünfte steigern; aber vor allem wollen sie, was im zersplitterten Altland kaum noch möglich war, im Rodungsland sich ein geschlos-

senes Territorium aufbauen, in dem sie allein maßgebend waren, zu Landesherren wurden. Vor allem waren es die Zähringer, die mit Beherrschung der Übergänge über den Schwarzwald sich einen geschlossenen Flächenstaat schaffen wollten, der über das Gebirge hinweg ihre Besitzungen in der Baar mit denen im Breisgau und in der Ortenau verbinden sollte. Die Ortenau war der Nordflügel ihres Machtbereiches. Als Grafen der Ortenau, als Vögte der Klöster Schuttern und Gengenbach und des weiten Besitzes der Bischöfe von Bamberg, den Heinrich II. im Rench- und Kinzigtal und in dessen Vorlanden diesem geschenkt hatte, besaßen sie eine starke Stellung und reichen Besitz. Wie andere große Herren übertrugen sie die Rodungsarbeit ihren Ministerialengeschlechtern. Das ganze Renchtal (als bambergisches Lehen) unterstand ihnen, die Kolonisation des Tales führten ihre Ministerialen, vor allem die von Stauffenberg, die sich nach dem Schloß Stauffenberg bei Durbach benannten, in bescheidenerem Maß wohl auch die von Schauenburg und von Neuenstein durch. Im Kinzigtal, oberhalb des gengenbachischen Besitzes, haben um Haslach die Zähringer sich durch Rodung eine Allodialherrschaft aufgebaut, die durch den Bergwerksbetrieb hier noch an Bedeutung gewann. Von Burgheim aus über Kuhbach und vielleicht bis Reichenbach haben sie sich auch im Schuttertal Einfluß gesichert. Das mittlere Schuttertal bis zum Kinzigtal hinüber wird Rodungs- und Herrschaftsgebiet der Herren von Hohengeroldsack, die sich nach der beherrschenden Burg inmitten ihres Gebietes benannten. Leider wissen wir wenig über ihre Anfänge; als wir von ihnen hören, haben sie schon weit in die Ebene übergegriffen und standen im Begriff, nach dem Aussterben der Zähringer und Staufer zur mächtigsten Herrschaft der Ortenau zu werden. Die Silberbergwerke von Prinzbach, nahe ihrem Stammschloß, haben ihnen die Mittel zu ihrer weitausgreifenden Politik gegeben.

Im Nordteil der Ortenau sind es vor allem die Grafen von Eberstein, die hier rodend ins Gebirge vordrangen; das Kerngebiet ihrer Rodeherrschaft, Murg- und Albtal, schon außerhalb der Ortenau, gaben sie nicht aus der Hand, weiter im Süden, in der Ortenau, ließen auch sie ihre Ministerialen arbeiten, im weiteren Umkreis des Bühler Tals die Herren von Windeck, deren Burgen Alt- und Neuwindeck sich über dem Bühler und dem Laufer Tal erheben, im Achertal die Herren von Röder mit ihren Burgen Hohenrod (Brigittenschloß) und Rodeck, im obersten Tal die von Bosenstein, deren Burg über Ottenhöfen stand, um nur ein paar Namen zu nennen.

Meist brachten diese Herren Bauern aus ihren Besitzungen im Altsiedelland mit; aber sie suchten sie auch von anderswo zu bekommen, „die darkomen liute“. Um sie für die schwere Rodungsarbeit zu gewinnen, gewährten sie ihnen oft besseres Besitzrecht (freie Erbleihe) und größere Freiheiten (z. B. Freizügigkeit); nicht überall haben die Bauern diese Freiheit wahren können; aber im ganzen hat sich Bauerfreiheit im Schwarzwald besser gehalten als in der Ebene.

Als die große Rodung begann, war der Schwarzwald nicht mehr ganz unbekannt. Die Dörfer vor dem Westhang des Gebirges hatten die Wälder bis zum ersten Höhenkamm hinauf zur Waldweide genutzt und, als der Drang danach größer wurde, sich zu Waldmark-Genossenschaften zusammengeschlossen,

mit strengen Ordnungen der Nutzungsrechte, oft mit einem mächtigen Herrn als Obermärker. Solche Waldgenossenschaften fanden sich überall in der Ortenau. Noch tiefer in den Schwarzwald gelangten Jäger, Fischer, Hirten. Durch sie erhielten Bäche und Flüsse, Täler und Gründe, Berge und Halden, Matten und Wälder ihre Namen. Diese Naturnamen griffen die rodenden Siedler auf, um ihre neu entstehenden Siedlungen zu benennen; sie sind darum für den Schwarzwald kennzeichnend, der sich darin von den anderen Siedlungszonen deutlich unterscheidet (vgl. Siedlungsnamen-Tabelle).

Die Kolonisation des Schwarzwalds war bäuerlich; aber schon früh gelangte auch der *B e r g b a u* zu z. T. bedeutsamer Wirksamkeit, und Verleihungen von Bergrechten wurden sehr begehrt. In der Ortenau ist es vor allem das mittlere Kinzigtal im weiteren Umkreis von Haslach, wo der Bergbau blühte und natürlich Menschen heranlockte. Aber wenn die Erzgänge erloschen, verlief sich meist die Masse der Bergleute, ein typisches Beispiel dafür ist Prinzbach.

Im allgemeinen ist die Besiedlung im 14. Jahrhundert abgeschlossen, und es folgt eine längere *Z e i t d e s S t i l l s t a n d s* und sogar d e s *R ü c k s c h r i t t e s*. Man hatte oft allzukühn gerodet und die Kolonisation in zu ungünstiges Gelände vortragen, nun zeigten sich viele Siedlungen als nicht lebensfähig und gingen ein; Lockungen kamen hinzu, das weite Rodungsland im deutschen Osten, die Städte, von denen es hieß, daß Stadtluft frei mache; Bergwerke mußten wegen Unergiebigwerden ihren Betrieb einstellen; den Höfen im Rodungsland, vor allem im Schwarzwald, hatte man nur die gleiche Größe wie im Altsiedelland gegeben; das war zu wenig, und viele gingen ein; erst allmählich lernte man, mehrere zu einem lebensfähigeren Hofe zusammenzulegen und ihm bessere Bedingungen zu geben. Vor allem auf solche wirtschaftlichen Krisen gehen die meisten unserer *W ü s t u n g e n* (abgegangene Orte) zurück, nicht auf Kriege; in diesen werden zwar auch ganze Dörfer verbrannt, Saaten zerstampft, flüchten die Bewohner; ist der Feind aber abgezogen, kehrt man zurück und baut die vertraute Heimatscholle wieder auf. Gewöhnlich vollzieht sich der Untergang einer Siedlung ganz allmählich, zuweilen bleibt noch ein Hof, eine Kapelle, oft nur Gemäuer, ein paar Flurnamen, ineinandergeschachtelte Gemarkungsteile der Orte, welche die Mark des untergegangenen unter sich aufgeteilt haben, zuweilen auch das nicht einmal, allenfalls noch eine Ortssage. Auch der Rhein hat am Boden der Ortenau genagt; die Dörfer Jeringheim und Hundsfeld südlich Kehl sind ihm zum Opfer gefallen; doch er hat die Ortenau auch vergrößert; Ottersdorf, Plittersdorf, Wintersdorf lagen im 9. Jahrhundert noch auf der elsässischen Seite; indem der Rhein hier sein Bett nach Westen hin verlagerte, kamen diese Dörfer zur Ortenau.

Nach dem Dreißigjährigen Krieg begann eine gewisse Wiederbelebung der Besiedlung. Zur Ausnutzung der Wälder gründete man, was in anderen Teilen des Schwarzwaldes schon viel früher geschehen, *G l a s h ü t t e n*. Sie zogen Holzfäller und Pottaschesieder nach. Aber meist wurde bald die Waldverwüstung so groß, daß die Glashütte verlegt werden mußte, die Holzfäller aber blieben meist und wurden oft wieder Bauern; so ist 1623 die Siedlung Glashütte im Laufer Tal entstanden; die Glashütte selbst ist heute in Achern. Später sind wohl noch ein

paar kleine Holzfällersiedlungen dazugekommen, und, als Kennzeichen der Gegenwart, meist auf dem Höhenkamm, der die Grenze der Ortenau im Osten bildet, die Höhenkurorte von Bühlerhöhe bis zum Ruhstein und zur Zuflucht auf dem Kniebis. Eine Besonderheit ist die Kobalt- und Fayence-Fabrik, die Abt Rischer von Gengenbach um 1760 im hintersten Norddrachtal gründete; dort entstand Nordrach-Fabrik mit eigener Gemarkung, heute wieder mit Nordrach vereint. In der Rheinebene ist auf der früheren Mark Dinglingen um 1790 das Dörfchen Langenwinkel gebaut worden; noch heute der Ort mit der kleinsten Gemarkung.

Aber nicht diese wenigen Neugründungen bestimmen die Siedlungsgeschichte der neuesten Zeit, sondern der immer stärker und nachhaltiger einsetzende Wandel in der Siedlungsstruktur, die eine weitgehende Umschichtung oder Umsiedlung der Bevölkerung auslöste. Es sind äußerst verwickelte Vorgänge, die wir, schon mit Rücksicht auf den begrenzten Raum, nur eben andeuten können.

Der Vorgang beginnt eigentlich schon im Mittelalter mit der Entstehung der Städte. Sie spielen aber auch eine wichtige Rolle in dem zweiten Vorgang, bei der zunehmenden Industrialisierung, die z. T. gerade auch in der Ortenau parallel geht mit der Entwicklung immer ungesunderer Verhältnisse in weiten Teilen der Landwirtschaft. Ein dritter Vorgang schließlich ist die Eingliederung der Millionen von Heimatvertriebenen und Ostflüchtlingen und der Einbau der aus den ostdeutschen Gebieten nach dem Westen verlagerten Industrie.

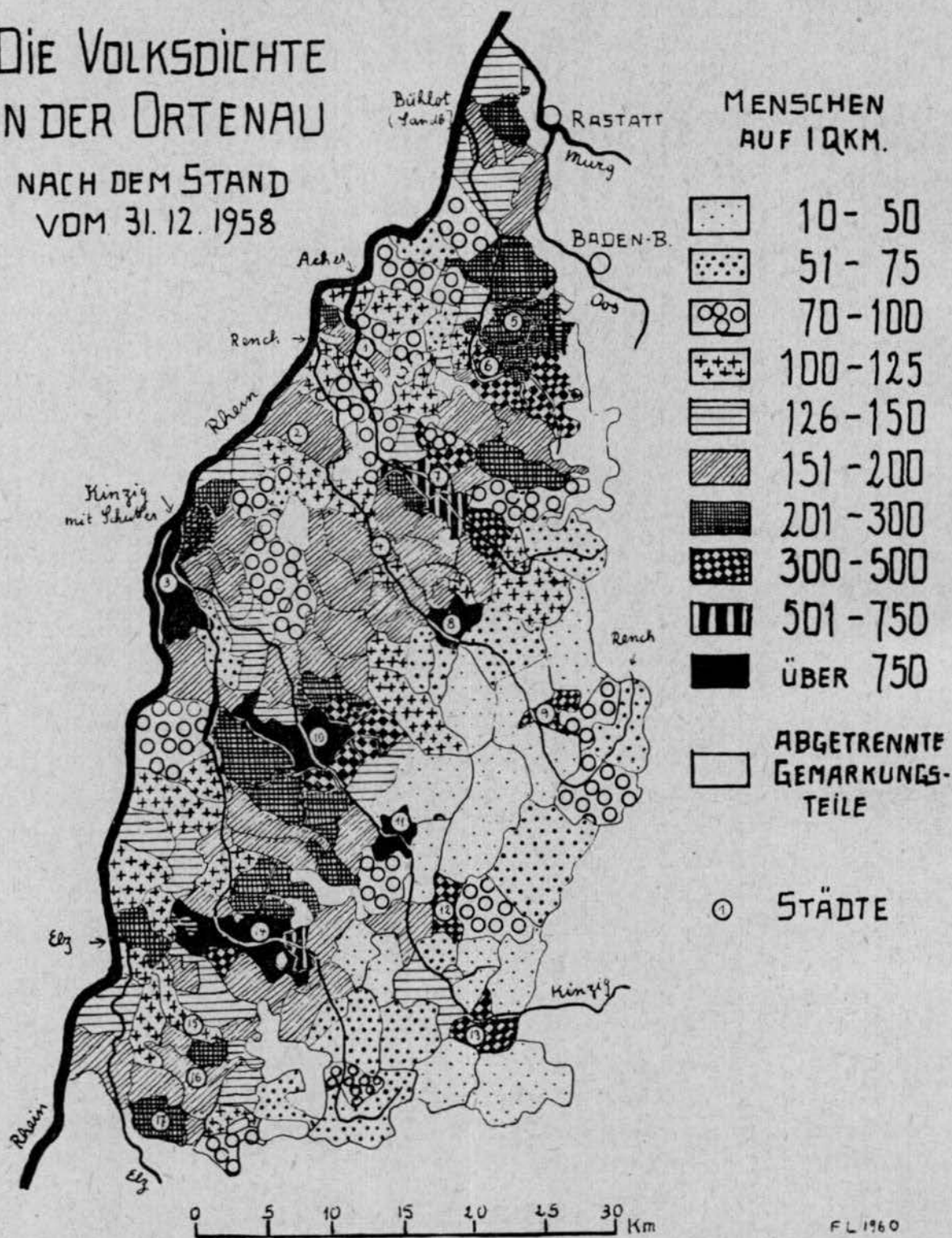
Besonders schlimm war es in der Ebene im Gebiet der Freiteilbarkeit des bäuerlichen Besitzes; sie hatte zu einer Zersplitterung des Besitzes und einer Zerstückelung der Ackerflur geführt, so daß schließlich immer mehr Bauernhöfe nicht mehr die volle Ackernahrung zu geben vermochten, die bäuerliche Bevölkerung auf zusätzlichen Verdienst angewiesen war.

Besser hielt sich das mittlere Bauerntum auf den geschlossenen Schwarzwaldhöfen, wo der Besitz ungeteilt vererbt wurde; doch blieb auch dort die Frage der weichenden Erben, die nicht alle auf dem Hof des Vaters oder Bruders mitschaffen konnten. Auch da ist mancher Hof zugrunde gegangen, aufgeteilt oder aufgeforstet worden. Diese Schwierigkeiten führten seit dem 18. Jahrhundert zu einer zunehmenden Auswanderung, soweit nicht das örtliche Handwerk den Überhang an Arbeitskräften aufnehmen konnte.

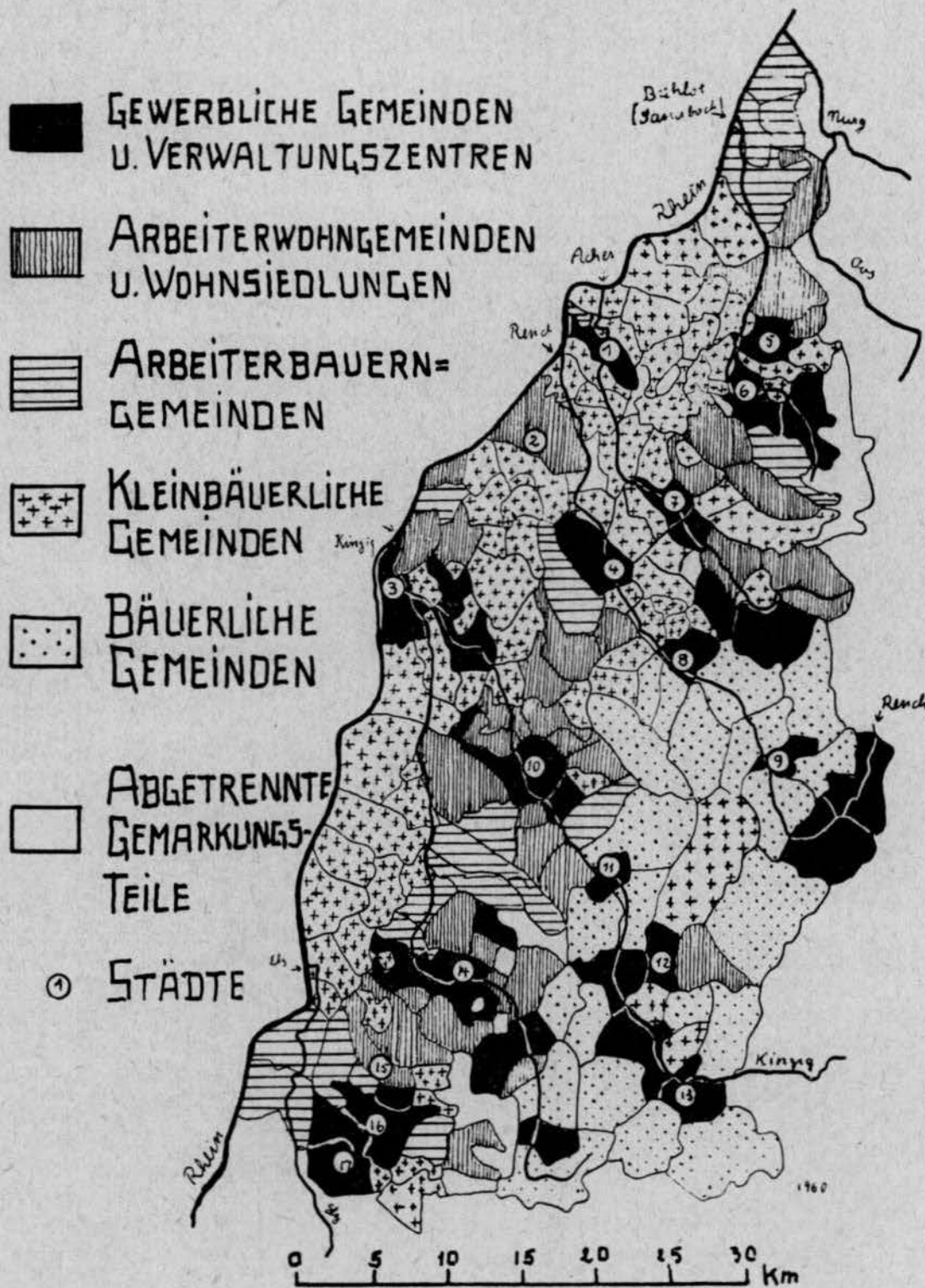
Die Industrialisierung vermochte die notwendigen Arbeitsplätze zu stellen; naturgemäß entfaltet sie sich vor allem in den Städten, wo ja Handel und Gewerbe von früh her ihren Sitz hatten. Entscheidend war vor allem ihre heutige Verkehrslage, ob sie Industrien anzuziehen vermochten; nicht allen Städten der Ortenau ist das in gleichem Maße gelungen. Wichtig war aber auch eine gewisse Dezentralisierung der Industrie, daß wenigstens kleinere Industrien sich auch in den Dörfern ansiedelten und dort freigewordene Arbeitskräfte auffingen. Das ist vor allem in einzelnen verkehrsaufgeschlossenen Schwarzwaldtälern der Fall, wo zu bodenständiger Industrie wie Sägewerken bald auch andere

Die Volkdichte in der Ortenau

NACH DEM STAND
VOM 31.12.1958



STÄDTE: 1. LICHTENAU 2. FREISTETT 3. KEHL 4. RENCHEN
5. STEINBACH 6. BÜHL 7. ACHERN 8. OBERKIRCH 9. OPPENAU
10. DFFENBURG 11. GENGENBACH 12. ZELL A.H. 13. HASLACH 14. LAHR
15. MAHLBERG 16. ETTENHEIM 17. HERBOLSHEIM



GEMEINDE-TYPENKARTE DER ORTENAU
 NACH P. HESSE, GRUNDPROBLEME DER AGRARVERFASSUNG, 1949.

trat; auch die vorhandenen Wasserkräfte trugen dazu bei. Damit trat auch in Dörfern mit gelockerter Siedlungsform bald eine Verdichtung um einen Siedlungskern.

Größer ist die Grundstücksbewegung in der Ebene mit seinem Kleinbauertum. So mancher Kleinbauer, dem der Ertrag seines Hofes nicht mehr zum Leben reicht, führt seine Landwirtschaft nur noch als Nebenbetrieb weiter und sucht sich eine gewerbliche Arbeitsstätte; er wird zum Arbeiterbauern. Andere behalten das Bauernhaus nur noch als Wohnstätte und stoßen den übrigen Besitz ab; dieser findet vor allem zwei Arten von Abnehmern: Kleinbauern, die ihren Besitz wieder zu einer vollen Ackernahrung abzurunden versuchen, vor allem aber Arbeiter, die hier sich ein Eigenheim errichten wollen; so wird aus manchem Bauerndorf allmählich eine Arbeiterwohngemeinde. Von ihnen und den Arbeiterbauerngemeinden geht vor allem der Pendlerstrom zu den gewerblichen Arbeitsplätzen, zumal Motorrad und Omnibus diesen Strom unabhängig von der Eisenbahn gemacht haben. Nach Paul Hesse (Grundprobleme der Agrarverfassung, 1949) müssen wir in unserem Raum unterscheiden:

A. Gewerbliche Gemeinden und Verwaltungszentren, in denen über drei Viertel der Erwerbstätigen nicht mehr landwirtschaftlich tätig sind: 31 = 16,6 %.

B. Arbeiterwohngemeinden und Wohnsiedlungen: 36 = 19,2 %.

C. Arbeiterbauerngemeinden: 20 = 10,7 %.

D. Kleinbäuerliche Gemeinden, oft noch mit ungesunden Wirtschaftsverhältnissen: 78 = 41,7 %.

E. Mittelbäuerliche Gemeinden mit noch gesundem Bauerntum: 22 = 11,8 %.

Natürlich gibt es Übergänge; doch müssen wir die feinere Untergliederung Hesses hier beiseite lassen.

Deutlich können wir auf unserer Gemeindetypenkarte erkennen, wie die Dörfer rings um die am meisten industrialisierten Städte zu einem Kranz von Arbeiterwohngemeinden und, wenigstens bei einzelnen, zu einem weiteren Ring von Arbeiterbauerngemeinden geworden sind. Besonders eindrucksvoll ist diese Verteilung rings um Offenburg und auch um Lahr. Die Arbeiterbauerngemeinden im nördlichsten Zipfel der Ortenau, zwischen Sandbach und Murg, gehören schon zum Einzugsgebiet von Rastatt; auch das industriell aufblühende Herbolzheim mit Ringsheim ist von Arbeiterbauerngemeinden umgeben. Weniger deutlich ist die Entwicklung in Kehl, aber doch erkennbar. Auch um Achern und Bühl ist sie sichtbar. Das Eindringen gewerblicher Tätigkeit in die Schwarzwaldtäler ist gut von der Karte abzulesen. Die siedlungsmäßige Auswirkung wird klar erkennbar, wenn wir die Gemeindetypenkarte mit der der Volksdichte vergleichen. Gewerbliche und Arbeiterwohngemeinden bilden die Kerne der größten Volksverdichtung, nur liegen die Akzente zum Teil etwas anders, weil hier in der Rand- und Vorhügelzone auch die Rebgemeinden hohe Volksdichte aufweisen, die auf der Gemeindetypenkarte zum Teil noch als kleinbäuerliche Gemeinden (oft nur noch als vereinzelte Inseln) erscheinen. Deutlich heben sich bei diesem Vergleich die Gemeinden ab, die zwar zum Hesseschen A-Typus gehören, aber nicht eigentlich gewerbliche Gemeinden sind; dazu gehören etwa die alten Amtsstädtchen aus der Zeit der einstigen kleinstaatlichen Herrschaften, wie etwa Lichtenau und Mahlberg, deren Betriebe vor allem dem Handwerk angehören; dazu in ganz anderer Weise die Schwarzwaldbäder Griesbach und Peterstal, wo die im Badebetrieb, in Fremdenverkehrs- und Gaststättenbetrieben Tätigen die in der Landwirtschaft Beschäftigten weit überflügelt zu haben scheinen. In ihrer Nachbarschaft fehlen darum die Arbeiterwohn- und Arbeiterbauerngemeinden. Bei ihnen ist es deshalb auch nicht zu einer besonderen Bevölkerungsverdichtung gekommen.

Die Untersuchungen von P. Hesse stützen sich auf das Material der Volkszählung von 1939. Seitdem ist die Entwicklung, zum Teil beschleunigt, weitergegangen, aber nicht in

normaler Weise. Denn inzwischen ist der zweite Weltkrieg über das Land gegangen, mit Bombenangriffen und Evakuierungen und Besetzungen (als Beispiel etwa Kehl: 1939 12 199, 1950 erst 3540, 1958 schon wieder 12 186 Einwohner), es folgte der Zusammenbruch und die Pflicht, die Millionen von Heimatvertriebenen und Ostflüchtlingen unterzubringen und die aus den ostdeutschen Gebieten nach dem Westen verlagerten Industrien wieder in den deutschen Wirtschaftsprozeß einzubauen. Das konnte nicht ohne Einflüsse auf die Siedlungsverteilung und Siedlungsstruktur bleiben. Zunächst erhielten manche bäuerliche und kleinbäuerliche Siedlungen, die in ihrer Bewohnerzahl schon längere Zeit zu stagnieren begonnen hatten, Zuwachs, zumal wenn auch ein kleinerer Ostbetrieb dorthin verlegt wurde und neue Arbeitsplätze schuf. Man hat sogar bäuerliche Neusiedlung versucht, es sei hier als Beispiel die Maiwaldsiedlung bei Renchen genannt. Aber der Hauptstrom ging doch wohl dorthin, wo günstige Bedingungen, vor allem für den Verkehr, die Entwicklung der gewerblichen Siedlungen schon vorher gefördert hatten. Sie zwang zu gesteigertem Wohnungsbau. Am Außenrand, oft noch deutlich abgesetzt, entstehen neue Wohnsiedlungen, doch mit der Tendenz, mit der Altsiedlung zusammenzuwachsen, etwa die Siedlung Flüchtlingshilfswerk bei Lahr (1950: 206 Einwohner) oder die Hägenich- und die Ehletsiedlung bei Bühl, bei Kehl die Kronenhofsiedlung (1950: 454 Einwohner), um Offenburg die Siedlungen Am Uhlgraben (1950: 655 Einwohner), am Albersbösch, am Kinzigdamm; das abgegangene Dorf Hildboltsweier ist hier als Siedlung zu neuem Leben erwacht (1950: 485 Einwohner). In Schuttertal „Die Siedlung“ (1950: 67 Einwohner), Zell am Harmersbach „Die Waldsiedlung“, die „Brandrain-Siedlung“ bei Kappelrodeck.

Ein paar Zahlen mögen zum Schluß die jüngste Siedlungsentwicklung kennzeichnen. Von 1950 bis 1958 ist die Volksdichte gestiegen:

in der Ortenau	von 160 auf 176, also um 16
in den Städten	von 386 auf 489, also um 103
in den Landgemeinden	von 125 auf 130, also um 6
in den gewerblichen Gemeinden	von 300 auf 369, also um 69
in den Arbeiterwohngemeinden	von 170 auf 197, also um 27
in den Arbeiterbauerngemeinden	von 147 auf 160, also um 13
in den kleinbäuerlichen Gemeinden	von 117 auf 119, also um 2
in den bäuerlichen Gemeinden	von 53 auf 53, also um 0

V. Die Städte der Ortenau

Die Wachstumsziffern in der letzten Spalte täuschen freilich etwas, da sie nicht überall das natürliche Wachstum darstellen, sondern von Eingemeindungen herrühren, die dann die Einwohnerzahlen sprunghaft emporschnellen lassen; das ist vor allem nach 1900 geschehen. So in Bühl, das Kappelwindeck gewann; Haslach, zu dem Schnellingen geschlagen wurde; mit Kehl wurde die Doppelgemeinde Dorf Kehl-Sundheim, mit Oberkirch Gaisbach (schon früher Fernach) vereinigt, mit Lahr-Dinglingen (schon früher Burgheim). In früheren Zeiten aber waren die Lahrer in Burgheim und Dinglingen eingepfarrt. Im 16. Jahrhundert hatte Offenburg, das zunächst keine eigene Gemarkung besaß, den alten Hauptort der Ortenau, Kinzigdorf (das schon 926 in einer freilich gefälschten Urkunde als oppidum bezeichnet wurde), und das Dorf Ufhoven aufgesogen (Privileg Kaiser Maximilians I.) und so eine eigene Gemarkung gewonnen. Immerhin sind solche Einverleibungen

Nr.	Name	Einwohnerzahl im Jahre					Größe der Gemarkung in ha	Erste urkundliche Erwähnung	Stadt seit	Bemerkungen	Bevölkerungszunahme von 1858—1958 in % von 1858
		1825	1858	1875	1925	1958					
1.	Achern . .	1 638	2 611	2 878	5 335	6 002	851	um 1050	1808	1808 zur Stadt erhoben	128 %
2.	Bühl . . .	2 354	2 727	3 037	4 290	8 828	2 272	1283	1835	1403 Marktrecht verliehen. 1835 zur Stadt erhoben	224 %
3.	Ettenheim . .	2 934	2 843	2 933	3 091	4 219	2 142	926	vor 1312	Vor 1221 Marktrecht. 1312 oppidum genannt	48 %
4.	Freistett . .	554	446	475	307	3 355	2 132	828	1740	1740 als Handelsniederlassung Neufreistett gegr.	652 %
5.	Gengenbach .	1 851	2 165	2 340	3 416	5 532	633	8. Jahrh. (Kloster)	vor 1231	1231 als oppidum, d. h. befestigter Platz, erwähnt	155 %
6.	Haslach . .	1 570	1 554	1 704	3 022	4 904	1 180	um 1099	vor 1278	1278 als oppidum erwähnt	216 %
7.	Herbolzheim .	1 941	2 001	1 996	3 084	4 593	1 710	1108/22	1810	1810 zur Stadt erhoben	130 %
8.	Kehl . . .	2 362	3 819	4 918	9 467	12 186	1 405	1289	1681	1681 als Stadt und Festung gegründet	219 %
9.	Lahr . . .	5 859	7 156	8 491	14 075	22 342	2 879	1215	um 1279	1250 castrum genannt. 1279 castrum et oppidum	212 %
10.	Lichtenau . .	1 087	1 108	1 297	1 121	1 395	842	1298 (Burg)	1300	1300 zur Stadt erhoben. 1298 gegründet	26 %
11.	Mahlberg . .	1 060	1 150	1 045	1 031	1 377	1 148	1007	um 1150 (?)	1223 Marktverleihung. 1246 castrum (Burg) erwähnt	20 %
12.	Oberkirch . .	1 859	2 208	2 705	4 319	7 732	982	1225	1225	1225 civitas genannt	250 %
13.	Offenburg . .	3 564	4 114	6 598	16 613	27 538	2 097	um 1101	Ende 11. Jh.	1148 castrum (Burg) erwähnt. 1246 oppidum genannt	572 %
14.	Oppenau . .	1 678	1 684	1 950	2 140	2 883	661	um 1070	1299/1309	1299/1309 Burg u. Stadt genannt (damals Friedberg)	71 %
15.	Renzen . . .	2 434	2 244	2 263	2 273	3 128	1 936	1115	1836	1302 castellum (Burg). 1318 oppidum genannt	39 %
16.	Steinbach . .	1 832	2 028	2 025	2 063	2 710	1 181	um 1070	1258	1258 Stadtrecht verliehen	34 %
17.	Zell a. Harm.	1 177	1 322	1 440	2 055	2 577	775	1139	vor 1334	1351 civitas genannt. 1334 als stat erwähnt	95 %

meist ein Beweis für die Wachstumskräfte und Raumbedürfnisse der Städte und darum die oben zusammengestellten Wachstumswahlen keine wirkliche Entstellung der natürlichen Entwicklung; doch freilich mit Ausnahme von Freistett. Das Städtchen Neufreistett, eine Fehlgründung des 18. Jahrhunderts, ohne eigene Gemarkung, mit geringer und stets abnehmender Bevölkerung, wurde erst lebensfähig durch die Vereinigung mit dem viel älteren, stattlichen Dorf Freistett mit großer Gemarkung und ansehnlicher Bevölkerung. Im Mittelalter wurden einverleibte Dörfer oft abgerissen; heute werden sie in den Stadtbereich einbezogen und verraten in Hausbau und Erwerb oft noch lange ihre dörfliche Herkunft, so z. B. Dorf Kehl; aber allmählich zieht auch hier der städtische Charakter ein; landwirtschaftliche Räume werden in Werkstätten und Lagerräume umgewandelt; Bauernhäuser müssen städtischen Bauten weichen, die Industrie zieht ein, aber immer noch finden sich vereinzelte bäuerliche Fachwerkhäuser gleichsam als Schmuckstücke und geschichtliche Denkmäler, die an frühere Verhältnisse erinnern.

Schon die mittelalterliche Stadt ist der Sitz von Handel und Gewerbe, und der Markt ist eines ihrer wesentlichen Kennzeichen; als Marktorde sind viele Städte gegründet; wesentlich ist für die Stadt ihre Ummauerung; als solche hat sie dann auch politisch-militärische Bedeutung; sie kann dann auch zu einem solchen Zweck errichtet worden sein, oft bei oder mit einer Burg, so Lahr, Lichtenau, Mahlberg, Oberkirch (Burg Fürsteneck), Offenburg, Oppenau, Renchen. In beiden Fällen war eine günstige Verkehrslage an bedeutenden und viel benützten Straßen eine wichtige Vorbedingung; das gilt auch für die Ortenaustädte; über die Hälfte (neun) liegt an der Bergstraße, der uralten Nord-Süd-Verkehrslinie am Fuß des Schwarzwaldes, drei an der Kinzigtalstraße, zwei an der Rench-Kniebis-Straße, die beide über den Schwarzwald nach Schwaben führen, drei an der „Rheinstraße“, die geringere Bedeutung hat. Für die neuzeitliche Entwicklung spielen aber noch andere Faktoren, wie günstiges Hinterland, Möglichkeiten gewerblicher und industrieller Entwicklung, nachbarliche Konkurrenz, eine gewichtige Rolle; so finden wir neben aufblühenden und wachsenden Städten solche, deren Einwohnerzahl (ehe der Bevölkerungszustrom aus dem Osten einsetzte) weitgehend stagniert; so kam Steinbach nicht gegen Bühl auf, das mit dem Bühler Tal und durch die Kleinbahnverbindung mit dem Hanauerland besseres Hinterland besitzt. Renchen blieb hinter Oberkirch zurück, seitdem die Verbindung von Straßburg über den Kniebis nach Schwaben nicht mehr über Renchen, sondern über Appenweier und Oberkirch geht, und deshalb auch die Renchtalbahn von Appenweier, nicht von Renchen abzweigte. Mahlberg war gegen das begünstigte Lahr mit dem Schuttertal als Hinterland und der Straße zum Kinzigtal im Nachteil; damit konnte sich auch Ettenheim mit dem kleinen Tal des Ettenheimer Baches nicht messen. Lichtenau und Freistett sind Landstädtchen geblieben inmitten verhältnismäßig dünnbesiedelten Kleinbauernlandes, wo auch zunächst nichts zu einer Industrie lockte. Erst die ganz modernen Bestrebungen der Dezentralisierung der Industrie, Verlegung von Industrie, vor allem auch ehemals ostdeutscher, auf das Land, bietet ihnen wieder eine bescheidene Aussicht. Weitaus am begünstigten ist Offenburg im offenen Land an der Kreuzung der beiden wichtigsten Verkehrslinien des Landes, der Süd-Nordlinie Basel—Frankfurt und der West-Ostlinie Paris—Straßburg—Bodensee—Innsbruck; dazu das Kinzigtal und z. T. auch das Renchtal als Hinterland; so mußte Offenburg zur größten Siedlung der Ortenau werden;

wenn es dennoch nicht über eine, nicht einmal große Mittelstadt hinausgewachsen ist, dann vor allem darum, weil es durch die Jahrhunderte im Schatten des bedeutend älteren, größeren, mächtigeren und reicheren Straßburg lag, in deren Nachbarschaft eine Stadt auch nur ähnlichen Ausmaßes keinen Raum hatte.

Die Gründung einer Stadt erfolgt in der Regel durch einen Rechtsakt, durch welchen eine Stadt entweder neu geschaffen oder einer schon bestehenden Siedlung das Stadtrecht verliehen wird, z. B. Steinbach; gewöhnlich erfolgte die Verleihung auf Bitten des Territorialherrn durch den Kaiser. Die Neugründung kann neben einer schon bestehenden Siedlung erfolgen, so etwa Offenburg neben Kinzigdorf, Friedberg neben dem Dorf Oppenau, dessen Namen sie bald annahm, neben einem Kloster wie in Gengenbach, oder auch aus wilder Wurzel, meist mit einer Burg, wie wohl in Lahr und in Lichtenau. Die verschiedene Entstehungsweise läßt sich oft noch im Grundriß ablesen. Neu angelegte Städte zeigen manchmal einen regelmäßigen Grundriß rings um den Markt; eine solche planmäßige Anlage ist noch heute in den Stadtkernen von Haslach, Zell, Offenburg, Oberkirch, Oppenau, auch in Lahr um die ehemalige Burg sichtbar; ebenso bei Kehl, wo die Stadt auf dem Boden des durch Krieg zerstörten Dorfes entstand, das an anderer Stelle wieder aufgebaut wurde. Bei Steinbach ist ein kleines Quadrat mit dem Marktplatz aus dem Dorf ausgeschieden und mit einer Mauer umgeben worden. Wie bei Kehl ist auch sonst das ältere Dorf verlegt worden; das ist wohl bei Ettenheim, Haslach, Oberkirch und Zell der Fall gewesen; die Leutkirche von Gengenbach und die Lage der alten Pfarrkirche von Oppenau halten die Erinnerung an die Lage des ehemaligen Dorfes fest. Wo das Dorf selbst zur Stadt geworden ist, zeigt diese meist noch einen dörflichen Grundriß, so z. B. Renchen und Achern. Manchmal haben sich auch vor den Toren der Stadt neue Dörfer gebildet, z. B. in Lichtenau und Mahlberg, die dann erst in neuerer Zeit in die Stadt und ihre Stadtrechte einbezogen wurden.

Nicht alle mittelalterlichen Orte mit Stadtcharakter haben diesen wahren können; dafür ist Prinzbach der krasseste Beweis; infolge seines Silberbergbaues, mit dessen Einkünften die Geroldsecker die kühnen Unternehmungen ihrer weitgreifenden Politik finanzierten, wurde es eine Bergwerksstadt; als der Bergbau erlosch, sank es, abseits des Verkehrs liegend, wieder zu einem kleinen Dorf herab; erst neuerdings hat man unter Gestrüpp Reste seiner Stadtbefestigung bloßgelegt. Auch um das Kloster Schuttern schien sich eine Stadt entwickeln zu wollen, da der Ort aber gleichzeitig auch Geroldsecker Burgsitz wurde, wurde er in die zahlreichen Geroldsecker Fehden hineingerissen, erlitt so viel Schaden dabei, daß die Entwicklung zur Stadt nicht zum Abschluß gekommen ist. Kloster Schwarzach nützte das Recht zu einer Stadtgründung auf dem benachbarten Gewann „Vallator“ nicht aus, sondern begnügte sich mit dem Markt zu Stollhofen, das deshalb im 14. und 15. Jahrhundert wiederholt als Stadt bezeichnet wurde (1306 die stat ze Stallhoven, 1388 burg und stat). Als Stollhofen an Baden kam, wurde Schwarzach selbst Marktort, der mit Straßburg durch das „Grefferner Marktschiff“ und mit Bühl lebhaften Marktverkehr unterhielt. Willstätt war wie Lichtenau Sitz eines lichtenbergischen Amtes, hatte Burg und Markt, ist aber nie ganz Stadt geworden, ob-

wohl es gelegentlich so genannt wird (1362 Willestette burg und stat), dann aber auch wieder „flecken mit der bürge“ (1372) und „burg und dorf“ (1409). In genau der gleichen Lage war Renchen, Sitz eines bischöflich-straßburgischen Amtes (sein berühmtester Amtmann im 17. Jahrhundert der Dichter Grimmelshausen), er wurde ebenfalls gelegentlich, so 1318, oppidum genannt; es ist wenigstens in der Neuzeit Stadt geworden.

Nach der Entstehungszeit kann man die Städte der Ortenau in drei Gruppen einteilen.

Die Hauptgruppe, es sind elf Städte, stammt aus dem Mittelalter. Es sind z. T. Markt- und Handwerkerstädte, vor allem im Schwarzwald, für die Bauern in den beim Markort zusammenlaufenden Tälern. Das gilt für Zell wie für Haslach, bei letzterem galt sogar eine Zeitlang für die Bauern der Marktzwang. Andere sind als Verwaltungssitz oder aus militärischen Gründen errichtet, wie die schon erwähnten Burgstädte; an alten Dingstätten des Landes sind Offenburg und Mahlberg emporgewachsen.

Die bedeutendsten Städtegründer sind im deutschen Südwesten neben den Staufern die Zähringer gewesen. Ihre Städte hier dienten ihrer Politik der Beherrschung der Straßen über den Schwarzwald und dem Aufbau eines Flächenstaates vom Oberrhein zur Baar über den Schwarzwald. Kähni hat überzeugend nachgewiesen, daß Offenburg eine zähringische Gründung gewesen sein muß, sie war ein bedeutender Pfeiler in ihrem Herrschaftssystem. Auch Haslach ist wohl zur weiteren Beherrschung des Kinzigtals und wohl zum Schutz der Bergwerke von den Zähringern gegründet; wir kennen es im späteren Besitz ihrer Erben, der Fürstenberger. Das Renchtal ist alter zähringischer Besitz; schon sieben Jahre nach dem Aussterben der Zähringer wird Oberkirch civitas (Stadt) genannt, so daß Börsig wohl mit Recht die Gründung auch dieser Stadt den Zähringern zuweist. Die Städte Gengenbach und Zell könnten Gründungen des Klosters Gengenbach sein, auf dessen Territorium sie lagen; doch können auch hier die Zähringer, die Vögte des Klosters Gengenbach waren, ihre Hände mit im Spiel gehabt haben. Eine Gründung des Klosters Allerheiligen ist Burg und Stadt Friedberg beim Dorf Oppenau, die bald dessen Namen annahm. Lahr ist von den Herren von Geroldseck, Lichtenau auf gekauftem Allodialbesitz von den Herren von Lichtenberg erbaut worden, die sie im Gegensatz zu ihrer Stammburg Lichtenberg in den Nordvogesen Lichtenau nannten, Steinbach hat von den Markgrafen von Baden sein Stadtrecht erhalten. Ettenheim ist Markt und Sitz eines Amtes der Bischöfe von Straßburg gewesen und durch diese zur Stadt geworden; Kaiser Friedrich II. hielt die Gründung dieses Marktes für unrechtmäßig und verlegte ihn nach Mahlberg; durch Schiedsspruch behielten beide Orte ihre Märkte, mußten sie nur zu verschiedenen Zeiten abhalten. Ob durch die Marktverlegung Mahlberg zur Stadt geworden ist oder erst als Sitz der Teilherrschaft Geroldseck-Mahlberg, vermag ich nicht zu sagen.

Die zweite Gruppe bilden die Stadtgründungen des 17. und 18. Jahrhunderts; dazu gehören Kehl und Freistett. Fast das ganze 17. Jahrhundert ist das Oberrheingebiet schwer heimgesuchter Kriegsschauplatz.

So entstehen hier aus rein militärischen Gründungen *Festungsstädte*, als eine solche ist *Kehl* auf den Trümmern des zerstörten Dorfes *Kehl* gebaut worden. *Neufreistett* ist 1740 von dem Straßburger Bankier *Kuckh* als Handelshafen für seine Floßkompagnie gegründet worden, aber schon 1774 geriet das Unternehmen in Konkurs, 1834 ging auch der Hafen ein, und das Städtchen verkümmerte.

Die dritte Gruppe umfaßte die Städte *Achern*, *Bühl*, *Herbolzheim* und *Renchen*; ihnen ist zu Beginn des 19. Jahrhunderts das Stadtrecht verliehen worden, das ihnen nach ihrer Bedeutung und Entwicklung längst gehört hätte, denn *Bühl* besaß schon seit 1403 das Marktrecht und hatte Mauern und Tore; auch *Renchen* wird schon 1318 *oppidum*, d. h. befestigter Platz, genannt. *Achern* als Verwaltungsmittelpunkt und Sitz eines Gerichtsbezirkes der Landvogtei *Ortenau*; *Herbolzheim* hatte eine rege industrielle Tätigkeit entwickelt.

IV. Die Dorf- und Gemarkungsformen

An Siedlungsformen sind in der *Ortenau* vertreten das *Haufendorf*, die *Weileranlage*, die in Einzelhöfe aufgelöste *Hofgutsiedlung* und *Mischtypen* zwischen diesen Siedlungsformen.

Das *Haufendorf* ist die typische Siedlung der Rheinebene. Meist ist es die einzige Siedlung auf der *Gemarkung*; kennzeichnend ist die Geschlossenheit der Siedlung, die unregelmäßige Verteilung der Häuser und, dadurch bedingt, die gewundenen Straßen; beim normalen Typus zeigt der Grundriß eine unregelmäßig rundliche Gestalt. *Altenheim*, *Schutterwald*, *Renchen*, *Leutesheim*, *Plittersdorf* sind typische Vertreter dieser Art, im Bruchgebiet etwa *Unzhurst*, *Wagshurst*. Doch gibt es davon Abwandlungen mannigfacher Art. Die einfachste ist die, daß das Dorf bei seiner Erweiterung ausschließlich der Flucht der sie durchziehenden Straße folgt, das Bild eines *Straßendorfes*, ohne doch die Fluranordnung eines solchen zu haben; besonders häufig findet sich dieser Sondertypus im Bruchgebiet, wo die Gestaltung des einst allein besiedlungsfähigen, zwischen den Brüchen etwas erhöhten Landes oft zu einer solchen Anlage zwang; *Gamshurst* erstreckt sich über fast 3 km, kleiner sind *Leiberstung* oder *Oberbruch*; sie ziehen sich am Rand einer flachen Erhebung hin. Für das *Niederterrassengebiet* nenne ich *Memprechtshofen*, es erstreckt sich wie *Helmlingen* am Fuß einer leichten Geländeerhebung hin; *Fautenbach*, südlich *Achern*, dehnt sich ausschließlich längs des gleichnamigen Baches aufwärts in die *Vorhügel*, abwärts ins Bruchgebiet hinein; gewiß wollte man an beiden Anteil haben und sich den Bach in möglichst großem Umfang sichern. Diese Erstreckung steht senkrecht zur Hauptverkehrslinie, *Bundesstraße 3*, die das Dorf in der Mitte schneidet, und längs der sich hier kaum eine Siedlungsentwicklung andeutet; bei *Kappel am Rhein* wird die Form des Dorfes durch einen *Bachlauf* und die senkrecht daraufstoßende Straße bestimmt. Bei *Goldscheuer* hat sich das Dorf aus einer ursprünglich runden Anlage einseitig längs einer Straße weiterentwickelt. Eine weitere Form ist die *Straßenkreuzsiedlung*, wenn die

Dorfanlage den Ästen zweier sich kreuzender Straßen folgt, wie etwa bei Hügelsheim oder Diersheim; und es entsteht ein sternförmiges Siedlungsbild, wenn die Siedlungsentwicklung einem ganzen Bündel von Straßen folgt, die im Dorf zusammenlaufen oder von ihm ausgehen; bei Ottersweier sind es sechs. Die Siedlungsform von Urloffen ist durch die Grenze zwischen Bruchgebiet und einer Geländeerhebung bestimmt. Geländeformen, Wasserläufe, Straßen beeinflussen also weitgehend die Sonderformen der einzelnen Dörfer.

Kennzeichnend für alle diese Dörfer war einst die *Gewannflur*, wesentlich für die ehemalige Dreifelderwirtschaft; wegen der äußeren Vielgestaltigkeit der Haufendörfer hat man diese deshalb auch *Gewanndörfer* genannt. Aber dieses alte Flurbild, mag es da und dort noch durchschimmern, ist längst zerstört; Ablösung der Dreifelderwirtschaft, zunehmender Anbau von Handelsgewächsen (Hanf, Tabak u. a.), die zunehmende *Zersplitterung der Ackerflur* in zahllose, immer kleiner werdende Parzellen und schließlich die *Flurbereinigung*, die heute im Gange sind, durch die man unter anderem durch Zusammenlegung von Parzellen die unrationelle Feldzerstückelung beseitigen will, all das hat die alte *Gewannflur* fast völlig ausgelöscht. Wohl hat man sich beim Hanfbau zunächst auf Ackerstücke beschränkt, die außerhalb der *Gewanne* und ihres Flurzwangs lagen, auf die sogenannte *Bühn* oder *Beunt*, an die noch zahlreiche Flurnamen und die mit Steinen umlagerten Hanfreezen erinnern; aber das ging meist auf Kosten der Allmend und hat den Verfall der *Gewannflur* nicht aufgehalten.

Seltener ist in der Rheinebene der *Weiler*, soweit es sich um eine Siedlung mit *Weilerflur* (Blockflur) handelt, d. h. kleine, etwas aufgelockerte Siedlungen, die Äcker der einzelnen Bauern in größeren Stücken (Blöcken) in Gemengelage. Häufiger sind sie fast nur im Bruchgebiet, wo die Inseln besiedlungsfähigen Landes oft keine größere Ausdehnung zuließ. Michelbuch, Schiftung, Malchhurst, Litzloch, Walzfeld, Elzhofen gehören dazu; selbst Hildmannsfeld wird man als ursprüngliche *Weilersiedlung* ansehen. Manche *Weiler* sind freilich wohl nur Reste zurückgehender Dörfer, so vielleicht *Müllen*; sie hatten dann wohl meist *Gewannfluren*.

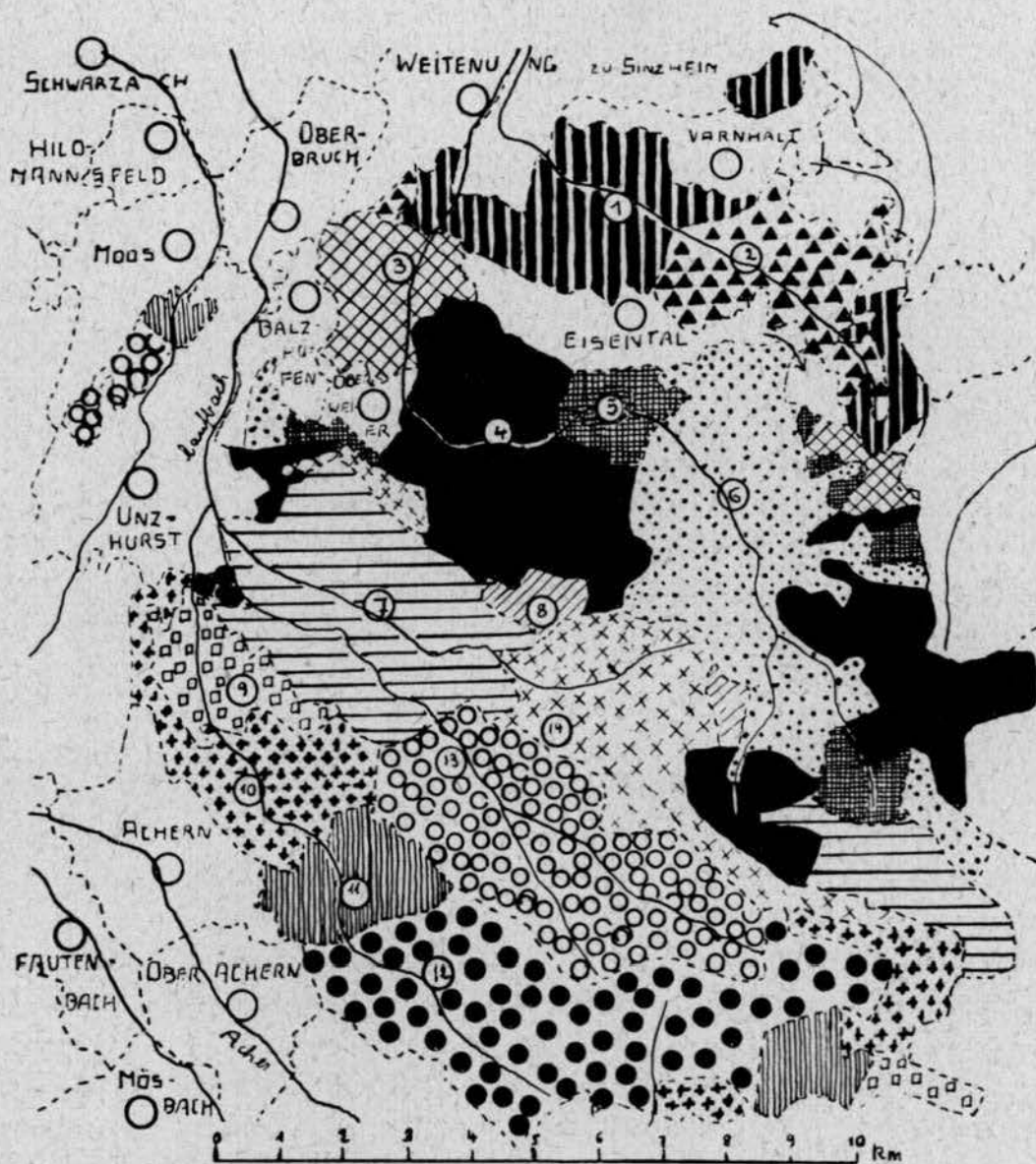
Einzelhöfe sind in der Ebene selten, und dann meist letzte Reste eingegangener Siedlungen, so etwa der *Ottenweierhof* bei Schutterzell. Am ehesten sind sie noch im Bruchgebiet zu erwarten, und wir wissen, daß Kloster Schwarzach dort solche errichtet hat; auch von den -tung- und -hurst-Orten sind manche nur Höfe gewesen. Der heute noch bestehende Hof *Buchtung* bei Sinzheim war schon 1391 ein solcher („*Buchtungshoff*“); auch der *Langhursthof* bei Hildmannsfeld wird 1314 als solcher genannt; wie dieser sind die meisten wieder eingegangen, *Duttenhurst* bei Sinzheim, *Dachshurst* bei Eckartsweier stehen noch heute.

Viele Gemeinden des Altsiedellandes sind um der Weide willen ins Bruchgebiet und vor allem ins Gebirge vorgestoßen, lange, ehe die Siedlung dorthin nachfolgte. Zur Verteidigung wie zur rechten Verteilung ihrer Nutzungsrechte haben sie sich zu *Markgenossenschaften* zusammengeschlossen, die sich in der Ortenau fast lückenlos längs des Gebirges und des Bruchgebietes von der Ettenheimer bis zur Steinbacher Waldmark hinzogen; von der Niederterrasse aus erstreckten sich

solche ins Bruchgebiet (z. B. die Markgenossenschaft des Maiwaldes, des Fünfheimerwaldes). Diese Waldmarken sind zu Anfang des 19. Jahrhunderts aufgelöst und unter die markberechtigten Gemeinden aufgeteilt worden; möglichst jede wollte dabei Anteil an den Matten im Bruch wie am Wald des Gebirges erhalten. Aber nur wenigen Gemeinden gelang es, geschlossene Gemarkungen zu erhalten, die freilich schmal und langgestreckt, Anteil an den Bruchmatten, am Ackerland, Rebburg und Gebirgswald besaßen, wie etwa Eisental, Sinzheim oder Niederschopfheim. Für die anderen war eine solche Verteilung nur möglich, wenn sie abgetrennte Gemarkungsteile erhielten. So hat Bühl (es besitzt nach Lahr die größte Gemarkung der Ortenau) neben seinem Kerngebiet um die Stadt mit Anteil am Acker- und Rebland seine Bruchwiesen draußen im Waldhagenich und seine großen Wälder auf den Höhen des Schwarzwaldes; die Höhenkurorte Sand, Oberplättig und Bühlerhöhe liegen so auf Bühler Gemarkung. Obersasbach besitzt im Bruchgebiet Anteil an den „Markmatten“ bei Moos, zwei Stunden vom Dorf entfernt; aber auch am Gipfel der Hornisgrinde (1164 m) liegt einer seiner Gemarkungsteile, wiederum Stunden vom Hauptort entfernt. Anderswo ist es ähnlich. Kappel am Rhein hat seinen Wald nicht unweit vom Streitberg.

Auch die Rebdörfer am Fuß der Vorhügel oder meist auf diesen sind überwiegend Haufendörfer, oft sehr gedrängt, da der Rebbau eine Verdichtung der Bevölkerung begünstigt. Ein solches Haufendorf im Rebgelände ist z. B. Eisental bei Bühl; östlich Offenburg sind die Rebdörfer Rammersweier, Weierbach, Zell und Riedle, in zwei Gemeinden gegliedert, zu einem zusammenhängenden großen Siedlungskomplex mit fast 4 500 Einwohnern (1958) zusammengewachsen. Oder solche Winzerdörfer ziehen kilometerlang am Fuß der rebenbedeckten Steilhänge hin, wie etwa Ortenberg und Zunsweier, oder mit einer Abzweigung in einem Tälchen in die Rebberge selbst vordringend wie Ortenberg mit seinem Ortsteil Freudental. Zuweilen haben die Dörfer am Rand der Vorhügel, selbst noch im Ackerland liegend, jüngere Außensiedlungen ins Rebland vorgeschoben, so z. B. Sinzheim-Vormberg; 1366 war das noch ein bloßer Flurname: „vor dem Berg zu Sunßheim“, 1526 ist es dann schon „der hoff vorm Berg“ und 1604 heißt es ausdrücklich „der rebhoff vorm Berg“. Ähnlich von Steinbach aus Varnhalt, ebenfalls noch Flurname 1479 „in der Farnhalden“, 1546 „in den Farnhalden“; heute ist es eine selbständige Gemeinde; vielleicht ist in wesentlich früherer Zeit Neuweier, ebenfalls von Steinbach aus, in ähnlicher Weise entstanden; so hat Ulm bei Renchen Reiersbach und Weingarten (der Name verrät den Zweck), Nesselried Illenbach und Kohlstatt in die Reben vorgeschoben.

Der Weinbau ist, wo guter Boden (etwa Granit oder Gneis) vorhanden war, auch in die Schwarzwaldtäler hinein und die Schwarzwaldhänge hinauf vorgezogen; damit dehnen sich die Gemarkungen solcher Winzergemeinden ins Gebirge hinein; als Siedlungsform entsteht hier ein Mischungsstypus; zu dem geschlossenen Winzerdorf, an den Wegen zu den Reben sich entwickelnd, tritt, meist oberhalb des Dorfes, Streusiedlung von einzelnen Höfen und Häusern, zuweilen in lockeren Zinken und Weilern etwas näher beisammen liegend; ein typisches Beispiel ist Sasbachwalden; 1950 wohnten von seinen rund 1600 Einwohnern 450



ZERTEILTE GEMARKUNGEN

- | | | | | | | | |
|--|---------------|--|------------------|--|---------------|--|------------|
| | 1 STEINBACH | | 2 NEUWEIER | | 3 VIMBUCH | | 4 BÜHL |
| | 5 ALTSCHWEIER | | 6 BÜHLERTAL | | 7 OTTERSWEIER | | |
| | 8 WALDMATT | | 9 SASBACHRIED | | 10 SASBACH | | |
| | 11 OBERASBACH | | 12 SASBALHWALDEN | | 13 LAUF | | 14 NEUSATZ |

im geschlossenen Winzerdorf, weitere 250 in zwei größeren und dichteren Zinken (der eine ebenfalls im Rebge­lände), die übrigen verteilen sich auf Zinken, von denen zwei über 60, vier 31—60, neun unter 30 Einwohner hatten, und Höfen, davon einer mit 20, fünf mit 11—15, fünf mit 6—10 Einwohnern. Es handelt sich, soweit auch diese Zinken als Außenposten ins Rebge­lände gehören, hier um kleinbäuerliche Bevölkerung mit kleinem, ungleichem Besitz und einer gewissen Teilbarkeit, meist reicht er nicht zum Leben aus, und ihre Besitzer sind auf Wald- oder Industriearbeit angewiesen; auch der Wald ist hier nicht in Bauernhand.

Vielleicht waren es einst größere Höfe; darauf deutet die modifizierte Form der Teilbarkeit der Höfe. Nach den Feststellungen von R ö h m (Die Vererbung des landwirtschaftlichen Eigentums in Baden-Württemberg, 1957) erhält ein Erbe den größeren Teil des Betriebes, die anderen nur einzelne Grundstücke. Ein anderes Beispiel ist Durbach; hier sitzt etwa ein Drittel der Bevölkerung im geschlossenen Winzerdorf, dazu kommt noch das große Weingut auf Schloß Staufenberg, die übrigen sind auf die zahlreichen, weit zerstreuten Zinken und Höfe verteilt; doch handelt es sich hier um Bauern mit etwas größerem Besitz auf unteilbaren Höfen (geschlossene Vererbung).

Die Einödfur ist die kennzeichnende Siedlungsform des eigentlichen Schwarzwaldes. Hier liegt der Besitz des Bauern geschlossen in einem Stück beisammen; auch Wald gehört dazu; der Hof liegt meist mitten in seinem Besitz; da die Vieh- und Waldwirtschaft vorherrscht, muß der Besitz geräumiger sein als im Gebiet vorherrschenden Acker- oder gar Rebbaus. Das bedingt zweierlei: die Höfe liegen vereinzelt für sich in weiter Streulage und sie werden, ungeteilt, meist an den jüngsten Sohn vererbt (geschlossene Höfe). In den Schwarzwaldtälern, vor allem in den Seitentälern, reihen sie sich in ganz losen, unregelmäßigen Reihen (sogenannte Zinken) aneinander. Während die geschlossene Siedlung „Dorf“ heißt, spricht man bei den in einem Tal oder Nebental lose zerstreuten Einzelhöfen von „Tal“, z. B. „das tal von Nordrach“ („vallis Norderahe“) oder kurz „in der Nordrach“ oder „im Liebach dem tale“.

Verbreitet ist diese Hofgutsiedlung in der Ortenau vor allem in den Nebentälern des Kinzigtales von Gengenbach aufwärts, im oberen Rench- und obersten Achertal mit ihren Nebentälern, im obersten Schuttertal und in den Nebentälern des mittleren, also etwa in dem Gebiet, in dem unsere Gemeindetypenkarte bäuerliche Gemeinden verzeichnet. Doch hat auch in diesem Gebiet die Auflösung schon eingesetzt; neben die Höfe treten die Häusle; soweit es Leibgedinghäusle für den Altbauern sind, nachdem er den Hof dem Sohn übergeben hat, gehören sie durchaus zur alten Ordnung. Daneben treten aber auch die Werkshäusle (nicht selten für weichende Erben), in denen Handwerker, Waldarbeiter, Tagelöhner, später Industriearbeiter (darunter auch Pendlers) wohnen. Das führt auch hier zu einer Siedlungsverdichtung, der gewöhnlich zuerst den Kern der Siedlung, meist um Kirche, Schule, Wirtshaus, später auch Rathaus, erfaßt, der dann „das Dörfle“, „das Dorf“, „bei der Kirche“ oder ähnlich genannt wird. Handwerker und Kaufleute siedeln sich hier an, das Beherbergungsgewerbe entfaltet sich mit zunehmendem Fremdenverkehr, auch Industrie beginnt sich anzusetzen, dem gesteigerten Bedarf nach Baugrundstücken fällt mancher alte Hof, zumal in der Nähe der Kernes, zum Opfer. Nur wenige alte Bauerngemeinden sind heute noch ohne eine solche zentrale Verdichtung, etwa Schweighausen, Schönberg, Ramsbach, Liebach u. a. Mit diesen Verdichtungsvorgängen verändert sich ganz allmählich auch die Sozialstruktur. Schon erscheinen auf unseren Karten mitten im Bereich der (mittel)bäuerlichen Gemeinden Orte wie Nordrach, Unterentersbach, Bollenbach, Furschenbach als kleinbäuerliche Gemeinden, und mit dem Kleinbauerntum dringt auch die Teilbarkeit vor. Auf der Karte von

Röhm werden mitten im Bereich des badischen Hofgüterrechts Gemeinden wie Schuttertal, Hofstetten, Biberach, Nordrach, Seebach als solche bezeichnet, wo nur die größeren Höfe noch die Unteilbarkeit bewahren, die kleineren aber nicht mehr. Gemeinden wie Seebach, Unterharmersbach, Wittelbach gelten schon als Arbeiterwohngemeinden; wo die Industrie ihren Einzug gehalten, vor allem in den Haupttälern, sind die Schwarzwalddörfer zu gewerblichen Gemeinden geworden, so Bühlertal, Ottenhöfen, Waldulm, Biberach, Steinach.

Geschlossene Dörfer im Schwarzwald finden sich im unteren Teile des Kinzigtales (bis Haslach), des Schutter- und des Achertales. Die größere Breite erlaubt hier bei mildem Klima im größeren Ausmaß Ackerbau und (vor allem im Mittelalter) Weinbau und damit schon früh größere Verdichtung. Diese Dörfer im Kinzig- und Schuttertal sind nach den Untersuchungen von Martiny (Die ländliche Siedlungsgestaltung im Schwarzwald, 1932) keine Gewanndörfer, sondern sie hatten eine Weilerflur; er schließt daraus, daß sie nicht in der Landnahmezeit, sondern als Weiler der Rodezeit entstanden sind; im Kinzigtal, mit den vielen Namen auf -ach (wie Biberach, Steinach, Haslach u. a.), muß das ziemlich früh gewesen sein, denn -ach (-aha) kommt bald nach 1000 n. Chr. in unserer Sprache außer Gebrauch. Die Dörfer des Haupttals und die Streusiedlungen in den Nebentälern verzahnen sich insofern, als neben den Dörfern im Haupttal auch einzelne Hofgüter, in den unteren Teilen der Nebentäler dorfähnliche Verdichtungen auftreten; Martiny schließt daraus, daß beide der gleichen Entstehungsperiode angehören.

An den Schluß der ersten Ausgabe schrieb Michael Walter: „Die grundlegende Literatur zur Siedlungskunde ist in meinem ‚Kleinen Führer für Heimatforscher‘ verzeichnet. An spezieller Literatur wurden vor allem die zahlreichen Ortsgeschichten, die Mitteilungen des Statistischen Landesamts, an Zeitschriften ‚Die Ortenau‘, das Freiburger Diözesan-Archiv, die Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins benutzt. Dazu kamen Wanderungen und Beobachtungen an Ort und Stelle und das Studium des einschlägigen amtlichen Kartenmaterials.“ Der Neubearbeiter hat darüber hinaus die neueren und neuesten Jahrgänge der genannten periodischen Veröffentlichungen, zu denen seitdem das Alemannische Jahrbuch und die Badische Heimat getreten sind, sowie neue Veröffentlichungen allgemeinen oder örtlichen Inhalts benutzt. Das neueste Zahlenmaterial des Statistischen Landesamts sowie die amtlichen Karten 1 : 25 000 und 1 : 100 000 und die Schwarzwaldvereinskarten 1 : 50 000 wurden eifrig zu Rate gezogen.

Die Hausformen der Ortenau

Von Hermann Schilli

Die Ortenau weist eine Fülle recht unterschiedlicher Hausformen auf. In diesem Artenreichtum spiegeln sich die natürlichen und geschichtlichen Gegebenheiten dieses Gaues, denn jede Hausform verdankt ihren Ursprung der Landschaft, in der sie steht. Diese Vielfalt der Formen verlangt zu ihrem Verständnis einige Vorbemerkungen.

Die Entstehung einer Hausform ist ein vielschichtiger Vorgang, bei dem die verschiedensten Kräfte und Einflüsse mitgewirkt haben. Ein Haus befindet sich in ständiger Umgestaltung, die sich in diesen Tagen im Gegensatz zu früheren Epochen in geradezu beängstigend schnellen und traditionslosen Bahnen vollzieht. Unsere Zeit wird mit ihrer nur auf das Wirtschaftliche ausgerichteten Denkweise, ihren neuen Baustoffen, die durch die neuzeitlichen Beförderungsmittel überall zu haben sind, und ihren maschinellen Arbeitsgeräten, auf die Dauer gesehen, die Vielfalt an Hausformen verringern und auch die Kulturlandschaft der Ortenau verarmen lassen.

Die Ortenau ist der Oberflächengestalt nach eine dreistöckige Landschaft. Der erste Stock liegt in der von vielen Wasserläufen durchzogenen, noch im 6. Jahrhundert kaum bewohnbaren Rheinebene, der zweite erstreckt sich auf die Vorbergzone, und der dritte Stock greift weit in den Schwarzwald hinein. Diese geographische Lage allein verlangt vom Menschen die Gestaltung unterschiedlicher Häuser, die den wirtschaftlichen Bedürfnissen und den Baustoffen der einzelnen Stockwerke angepaßt sind. Man denke nur einmal an die Rheinebene mit ihrer ursprünglichen Dreifelder- und heute so vielseitigen Fruchtwechselwirtschaft, die Scheuern, Tabakschöpfe und Wirtschaftshöfe verlangt, an die Vorbergzone mit ihrem Rebbau, der gleichmäßig temperierte Keller zum Ausbauen und Lagern des Weines benötigt. Neben dem Weinbau ist in der Vorbergzone immer schon eine bescheidene Dreifelder- bzw. Fruchtwechselwirtschaft einhergegangen, zumal sich die Gemarkungen der Siedlungen in den Vorbergen zumeist noch in die Rheinebene hinaus erstrecken. Der mit der älteren Dreifelderwirtschaft gekoppelte Flurzwang ließ wiederum Haufendörfer entstehen, in die sich die Häuser einordnen müssen.

Diese beiden Zonen haben in der Vergangenheit mit ihren Eichenbeständen und den reichlichen Lehmvorkommen die Baustoffe für die hier stehenden Fachwerkbauten geliefert. Natursteine, die sich mit ihren natürlichen Lagerflächen als Werkstoffe besonders eignen, wie etwa Kalke und Buntsandsteine, sind in der Ortenau nur in bescheidenen Mengen zu finden, oder die Lager liegen zu weit ab von den Siedlungen. Natursteine sind daher nur zu Kellern, Fenster- und Türgewänden

sowie zu Treppen verwandt worden. Nur für die städtischen Bauten sind die Sand- und Kalksteinbrüche in dem Vorhügelland genutzt worden. In der südlichen Ortenau ist auch gelegentlich das Fachwerk mit Bruchsteinen ausgesetzt worden.

Das dritte Stockwerk, der Wald, läßt nur eine bescheidene Landwirtschaft zu. Er gehört mit den gerodeten Weidbergen zur Welt des Viehzüchters und der Feld-Graswirtschaft mit den ihnen angepaßten Einzelhöfen. Hier steht der ideale Baustoff vor der Türe, so daß in diesem Teil der Ortenau ein eindrucksvolles Holzbaugesamt entstanden ist, das sich erst in jüngster Zeit in eine Steinbaulandschaft verwandelt.

Die geologischen Eigenarten und die geographische Lage des Gebietes haben in der Vergangenheit auch den Ablauf der Besiedlung bestimmt und auf die geschichtlichen Ereignisse der Ortenau eingewirkt, die beide wiederum die Hausformen beeinflusst haben. Wenn wir Walters¹⁾ Darstellung über den Gang der Besiedlung folgen, dann müßten wir in dem zuerst besiedelten zweiten Stockwerk, auf der Niederterrasse und im Vorhügelland die Nachkommen der ursprünglichen Häuser suchen, denn die ältesten Formen sind selbstverständlich nicht überkommen. Nach dem Ausbau dieses Stockwerkes wurde das Bruchgebiet der Rheinebene entwässert und für den Menschen bewohnbar gemacht. Hier müßte demnach die Anknüpfung an die Ausgangsform einer jüngeren Hausart zu finden sein, die in diesem Gebiet mit hohem Grundwasserstand und ständiger Überschwemmungsgefahr unter Ausnutzung der technischen Erfahrungen, die man beim Bau der Häuser in dem Vorhügelland gewonnen hatte, entwickelt worden ist.

Nachdem Vorhügelgebiet und Rheinebene besetzt waren, drang der Mensch mit Rodungshöfen in den Wald ein, der eine ganz andere Bewirtschaftung erforderte, einen anderen Baustoff bot und damit den Menschen vor neue Aufgaben stellte. Hier im Wald mußte die jüngste Hausform der Ortenau entstehen, bei der die Bauerfahrungen, die man bis dahin gesammelt hatte, verwendet wurden.

Wenn auch die wirtschaftlichen Notwendigkeiten, die sich aus der geologischen Anlage des Gebietes ergeben, die Häuser geformt haben, so darf ihr Einfluß nicht überschätzt werden, obgleich sie hier an erster Stelle aufgeführt sind. Diese Erfordernisse allein schaffen von sich aus noch keine Formen; sie stellen nur bestimmte Aufgaben an den Menschen, welcher der eigentliche Gestalter unserer Häuser bleibt. Rückblickend ist er es in der Ortenau in dreifacher Hinsicht gewesen. Einmal in seiner Eigenschaft als Träger der Siedlungstätigkeit und als Territorialherr, der die Siedler, darunter auch Landfremde, ansetzt und zunächst durch Zuteilung und Bemessung der nötigen Baustoffe und später durch baupolizeiliche Bestimmungen die Hausform entscheidend zu beeinflussen vermag. Zum zweiten als Erbauer der Häuser, für den einmal aus einer inneren Haltung heraus sein Haus mehr ist als eine Ansammlung von Räumen zur Erledigung der notwendigen Arbeiten und zur Befriedigung der einfachsten persönlichen Bedürfnisse, und zum dritten als Gestalter der Häuser, der mit mehr oder minder großem technischem Geschick und seiner künstlerischen Gestaltungsgabe die gestellten Bauaufgaben meistert.

Des weiteren sei noch auf die fruchtbaren und wechsellvollen Beziehungen zu dem benachbarten Elsaß mit seiner Hauptstadt Straßburg hingewiesen. Sie ergaben sich

¹⁾ Walter, Michael, Die Besiedlung der Ortenau in geschichtlicher Zeit. „Die Ortenau“, 16. Heft 1929.

aus der engen wirtschaftlichen, kirchlichen und zeitweise auch politischen Verflechtung Straßburgs mit dem vorderen und mittleren Kinzigtal und mit dem Renchtal. Darüber hinaus besaßen alle Ortenauer Klöster und die einflußreichen Geschlechter ihre Absteigequartiere in Straßburg, und umgekehrt für das straßburgische Patriziat

Baden.



Abb. 1. Firstsäulenhaus auf dem Stadtbanner von Baden. Holzschnitt, vielleicht von Jacob Roebel (1533) oder von Jacob Kallenberg, Bern

ist das Kinzigtal mit seinen Bodenschätzen immer ein Feld wirtschaftlicher Betätigung gewesen. Gerade die Fachwerk- und Giebelgestaltungen aller Ortenauer Häuser verraten sehr deutlich den Straßburger Einfluß und weisen die Ortenau als ein Nebenland des Elsasses aus. Man denke an den lebhaften Gegensatz des mit Fachwerkfiguren überzogenen Giebeldreieckes und des einfach gehaltenen Erdgeschosses der Ortenauer Fachwerkhäuser aller Art (Abb. 9), eine Formüberlieferung des ursprünglichen städtischen Bürgerhauses, bei dem das Erdgeschoß nur den Eingang und einen Wirtschaftsraum enthalten hat und schmuck- und häufig fensterlos ge-

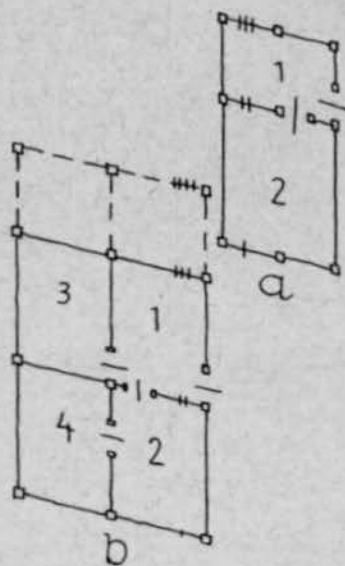
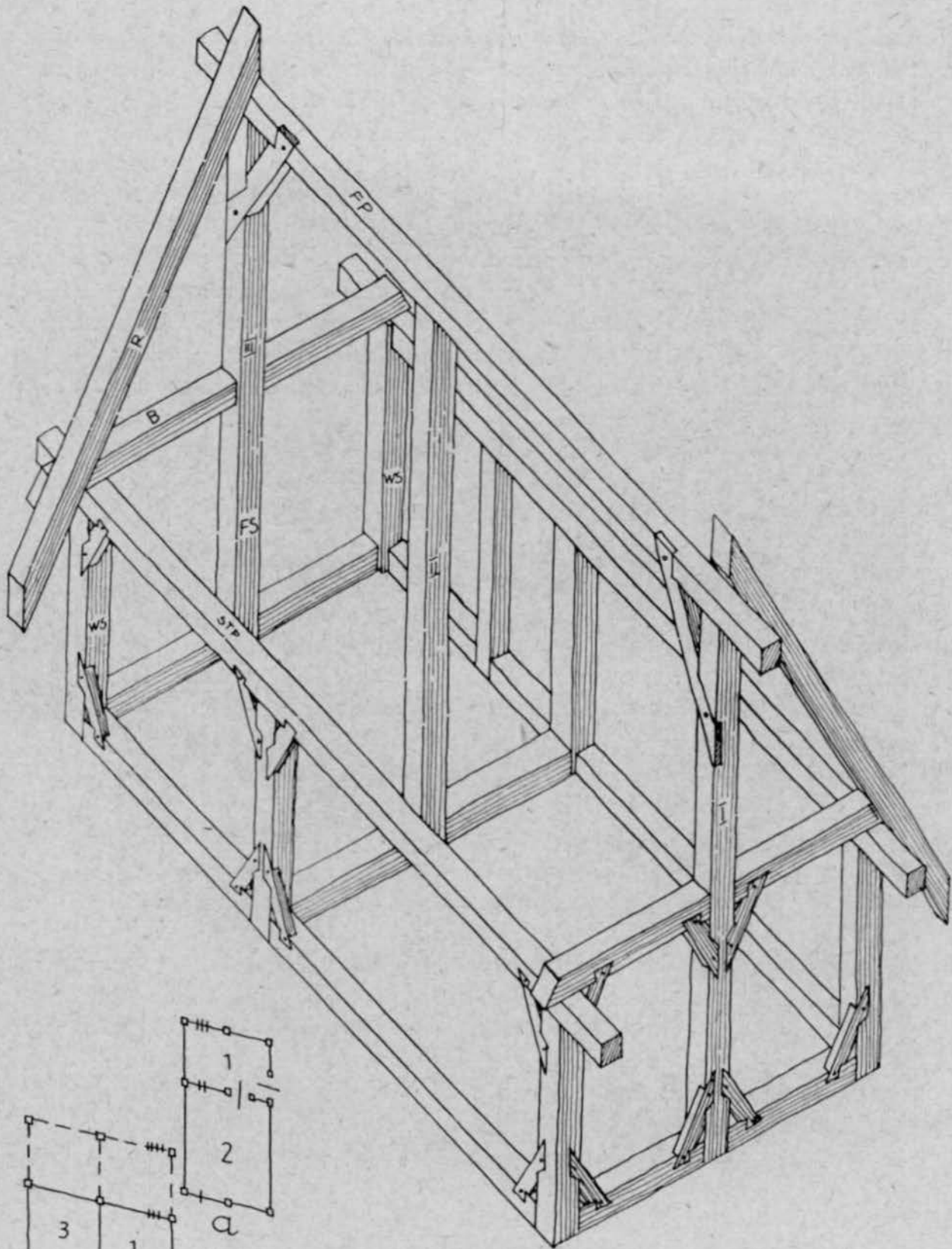


Abb. 2. Firstsäulenhaus. FS Firstsäule, FP Firstpfette oder Firstbaum, WS Wandsäule, B Balken, STP Stockpfette, R Rafen

← Abb. 2 a. 1 Hausgang, 2 Stube, b. 1 Hausgang, 2 Stube, 3 Küche, 4 Kammer

wesen ist. Man beachte ferner die durch eine Laube aufgelöste Dachregion und das Abwalmen der Giebelspitze, das an der 1586 erbauten großen Metzger an der Ill erstmals vorgenommen wurde und gerade in der mittleren Ortenau sehr oft nachgeahmt worden ist (Abb. 7, 9). Ein weiteres eindrucksvolles Beispiel für den Straßburger Einfluß auf den Hausbau ist das Bürgerhaus an der Ecke Haupt- und Metzgerstraße in Offenburg (Bäckerei Gehring). Es ist gegen Ende des 18. Jahrhunderts im Louis XVI.-Stil erbaut worden, in einer Zeit, in der steile Dächer nach der Art dieses Hauses und wie sie in der mittelalterlichen Gotik üblich gewesen sind, längst nicht mehr dem Zeitgeschmack entsprochen haben. Im 17. Jahrhundert sind in Straßburg wohl noch Bürgerhäuser mit steilen, gotischen Dächern erbaut worden, sie zeigen aber auf ihren Vorderfronten Stilmerkmale der Renaissance — man erinnere sich an die schöne Gruppe beim Münster. Diese hohen Dächer benötigte der Bürger, um geräumige, luftige Speicher zur Aufbewahrung von Lebensmitteln für ein Jahr zu besitzen.

Desgleichen kann das malerische Schwarzwaldhaus im Bereich der Kinzig, Rench und Schutter und deren Nebenflüssen mit seiner spätgotischen asymmetrischen und stark körperlichen Gliederung der Schauseite nicht ohne die Modeströmungen, die von Straßburg ausgingen, verstanden werden.

Straßburger Vorbilder haben aber nicht nur die Architektur beeinflußt, sondern sie haben auch die Weiterentwicklung der Hausgefüge angeregt, die zweckmäßiger, wohnlicher und immer mehr den wechselnden Bedürfnissen angepaßt worden sind.

Endlich muß zu den Einwirkungen, welche die Entwicklung der Häuser in der Ortenau beeinflußt haben, auch die soziale Schichtung, die in erster Linie durch den Erbgang verursacht worden ist, gezählt werden. Das erste und das zweite Stockwerk sind Gebiete der Freiteilung, während im Schwarzwald die Bauern im Verein mit den Lehensherren die geschlossene Vererbung durchgesetzt haben. Hier erbt der jüngste Sohn, der „Hofengel“, den Hof. Die Realteilung hatte kleine und kleinste Güter, die geschlossene Vererbung große arrondierte Höfe zur Folge.

Die Kleinbauern in der Rheinebene und im Vorhügelland sowie die vorgeborenen Söhne der Schwarzwälder, soweit diese sich überhaupt selbständig machen konnten, und die Handwerker in allen drei Siedlungszonen können zumeist infolge Geldmangels mit der technischen Entwicklung nicht Schritt halten. Ihre bescheidenen Häuser behalten durch die Jahrhunderte hindurch kleine Räume; in vielen Fällen werden sie auch zu Kümmerformen. Die Häuser dieser Bevölkerungsschicht sind daher vielfach noch in den alten Gefügearten abgezimmert und hierdurch für die Geschichte der Entwicklung der Hausformen von größter Bedeutung.

Betrachten wir nunmehr die alten Bauweisen der Ortenauer Häuser, die Gerüste und die Grundrisse in ihrer Zuordnung zueinander, welche die Seele eines Hauses und damit den Bautyp mit seinen wichtigsten Merkmalen ausmachen, so ergeben sich in der Ortenau bis in das 16. Jahrhundert hinein dem Landschaftsaufbau entsprechend drei Hausgebiete. Der Dreißigjährige Krieg und die ihm folgenden Franzosenkriege haben allerdings die Grenzen der Hausgebiete verwischt, und in den letzten drei Jahrhunderten haben sich die ursprünglichen Formen des ersten und des zweiten Stockwerkes vermischt, so daß wir in diesen beiden Landstrichen

Häuser mit den beiden Baugedanken vorfinden, die anfänglich getrennt in den unteren Stockwerken der Ortenau das Bauen bestimmten. Das ist nicht verwunderlich, denn die Grenzlinie zwischen dem Vorhügelbereich und der Rheinebene kann nicht überall gezogen werden; sehr oft erstreckt sich die Ebene unmittelbar bis zum Gebirge, und die Vorbergzone fehlt im Landschaftsaufbau. Außerdem besitzen viele Rebgemeinden ausgedehnte Ländereien in der Rheinebene.

Das urtümliche Haus der Oberrheinebene und damit auch der Ortenau, das in dem Vorhügelgebiet gestanden hat, war ein *F i r s t s ä u l e n h a u s*, dessen Gerüst



Abb. 3.
Zunsweier, Hauptstraße 285

noch heute in der Anordnung der Räume und zum Teil noch im Aufbau und dadurch am äußern der Ortenauer Häuser nachwirkt (Abb. 1, 2). Das Gerüst hat zunächst aus zwei, dann aus drei Firstsäulen (FS) mit je zwei Wandsäulen in einer winkelrechten Ebene zur Firstrichtung bestanden. Die Firstsäule und die beiden Wandsäulen sind jeweils durch einen Balken (B) miteinander verbunden. Diese konstruktive Einheit, Wandsäule-Firstsäule-Wandsäule, nennt der Zimmermann einen Binder oder Bund. Auf den Köpfen der Wandsäulen liegen die Stockpfetten (StP), die einmal die Wände nach oben abschließen, zum andern die Dachhölzer, die „Rafen“, aufnehmen. Die Stockpfetten sind gleichzeitig Rafenschwellen. Auf den Enden der Firstsäulen ist der „Firstbaum“ (FP), auch Firstbalken oder Firstpfette

genannt, aufgelagert. Bei größeren Bauten werden zwischen den Stockpfetten (Rafenschwellen) und der Firstpfette noch Dachpfetten (DP) angeordnet, die durch weitere Säulen (STS) unterstützt sind (Abb. 4, 17). Die Stockpfette wird hierbei nur noch in seltenen Fällen als Schwelle benutzt; in der Regel wird fortan über das Dachgebälk parallel mit den Längswänden des Hauses eine Schwelle (Fußpfette, Rafenschwelle SPS, PS) gelegt (Abb. 17). Über den Pfetten hängen die Rafen (Abb. 2, 4a, 17). Auf ihnen wird die Deckung aus Stroh, Schindeln oder Ziegeln befestigt. Die Last des Daches wird von den Pfetten und den unter den Pfetten stehenden Säulen getragen und damit in das Innere des Gebäudes geleitet. Diese Dachform wird Pfettendach²⁾ genannt.

Drei Binderscheiben (Abb. 2, I, II, III), in den Rechtssatzungen der südwestdeutschen Dörfer und Archivalien „Gabeln, gäbell, creutz“ geheißen, hintereinander gestellt und durch die Dachpfetten und die Firstpfette in ihren Stellungen gehalten, ergeben das Hausgerüst der Häuser in den Vorbergen um 1300 (Abb. 1, 2). Die Binderscheiben teilen dabei das Haus in zwei Zonen, in die Eingangszone (Abb. 2a Raum 3) und in die Stubenzone (Raum 2). Eine späterhin in der Firstrichtung eingezogene weitere Wand teilt die zwei Zonen jeweils noch nach der Raumbreite (Abb. 2b). Der Raum 1 wird unterteilt in den Flur (1), in der Ortenau Hausgang und „Huseren“ genannt, und in die Küche (3). Von der Stube (2) ist die Kammer (4) abgetrennt worden. Wir nennen daher diese Form *Küchenflurhaus*.

Die Wände haben keine Lasten zu tragen. Sie schließen das Haus lediglich nach außen ab. Ihre Gefache zwischen den Säulen sind mit Flechtwerk-Lehmfüllungen oder mit Bohlen ausgesetzt gewesen.

Nunmehr vermögen wir uns das Haus im Vorhügelland der Ortenau um 1300 vorzustellen. Es hat wie folgt ausgesehen: Drei vom Erdboden bis zum First durchgehende Firstsäulen, und je drei Wandsäulen in jeder Längswand umschreiben das Haus in seiner äußeren Form. Haus- und Dachgerüst sind nicht zu trennen; sie waren eine Baueinheit, die auch in einem Arbeitsgang aufgerichtet worden ist.

Von diesem Hausgerüst ist nur die Raumeinteilung bis in die Gegenwart beibehalten; die Firstsäulen sind verschwunden und in der geschichtlichen Ortenau nur noch höchst selten, gelegentlich in Nebenbauten oder in spärlichen Resten vorhanden (Abb. 3, 5), im Gegensatz zu den anschließenden Gauen und zum Schwarzwald.

In der Ortenau wird dieser Gerüstbau unter dem Einfluß der Bürgerhäuser in Straßburg schon im Verlauf des 14. Jahrhunderts vom stockwerkweisen Aufbau abgelöst. Während auf dem Lande noch um 1300 die Häuser mit durchgehenden Firstsäulen aufgerichtet worden sind, wurde in Straßburg in dieser Zeit bereits,

²⁾ Neben dem Pfettendach wird am Oberrhein seit dem Ausgang des Mittelalters bei den bäuerlichen Bauten noch eine Mischform zwischen Pfetten- und Sparrendach verwendet (Abb. 4, 6). Beim Sparrendach sperren sich die Sparren wie die gespreizten Schenkel eines Zirkels auf einen Dachbalken, der über die Hausbreite gelegt ist. Die zwei Sparren und der Balken bilden ein unverschiebbares Dreieck. Die Dachlast wird bei dieser Gerüstart auf die Außenwände des Hauses übertragen. Das Sparrendach ist in Norddeutschland beheimatet.

Rafen und Sparren sind also zwei verschiedene Konstruktionselemente. Die Rafen hängen und die Sparren stehen. Leider werden diese Unterschiede von den heutigen Bauleuten nicht mehr sprachlich ausgedrückt. Heute werden alle Dachhölzer Sparren genannt. Nur im Schwarzwald, in der Schweiz und in Bayern werden von den älteren Zimmerleuten noch sachlich die Rafen von den Sparren unterschieden.

bildlich gesprochen, Viereckkiste auf Viereckkiste gesetzt und als oberen Abschluß noch eine für sich gefertigte Dreieckkiste als Dach aufgestockt. Hierbei ist die Firstsäule und mit ihr der Firstbalken im oberen Winkel des Dachdreiecks zunächst erhalten geblieben. Die „Rafen“ sind jedoch hierzulande zu „Sparren“ geworden, die mit ihren unteren Enden auf dem Dachbalken stehen, während sie in der Mitte noch in der ursprünglichen Weise unterstützt werden. Aus dem anfänglichen Haus mit durchgehenden Säulen (Abb. 2, 17) ist das Haus mit „Dachstühlen mit stehenden Stuhlsäulen“, wie diese Bauweise heute bezeichnet wird, entstanden (Abb. 4a). Im Zuge der weiteren Vereinfachung der Konstruktion sind in der Regel die Restfirstsäulen im obersten Dachdreieck ganz und mit ihnen auch die Firstbalken weggelassen worden (Abb. 4b). Am Ende dieser Entwicklung, die in die Hochgotik fällt, sind die Säulen, die unter den Dachpfetten stehen, unter die Dachflächen gedreht worden, so daß der liegende Stuhl mit dem freien Dachraum entstanden ist (Abb. 4c). Seitdem sind am Oberrhein die liegenden Stühle mit und ohne Brustriegel (BR) üblich. Im oberen Giebeldreieck mag dabei sehr wohl noch eine Restfirstsäule unter dem ebenfalls erhalten gebliebenen Firstbalken bei allen Stuhlarten stehen bleiben (Abb. 4a). Diese Restfirstsäule wird im Volksmund bezeichnenderweise „Heidenkreuz“ geheißt, eine Benennung, in der noch die Erinnerung an die alte Bauweise fortlebt.

Während diese jüngeren Dachstühle das Gerippe für die Fachwerke an den Giebeln der Häuser im Vorhügelland abgeben, bestimmt noch heute der Küchenflurgrundriß, der durch das ursprüngliche Firstsäulengerüst bedingt worden ist, die Wohngewohnheiten der Bewohner dieses Gebietes.

Das Küchenflurhaus der Mittel- und Kleinbetriebe hat drei, das der Großbetriebe vier Binderscheiben. Mit der vierten Binderscheibe wird es dreizonig; in seinem hinteren „gäbell“

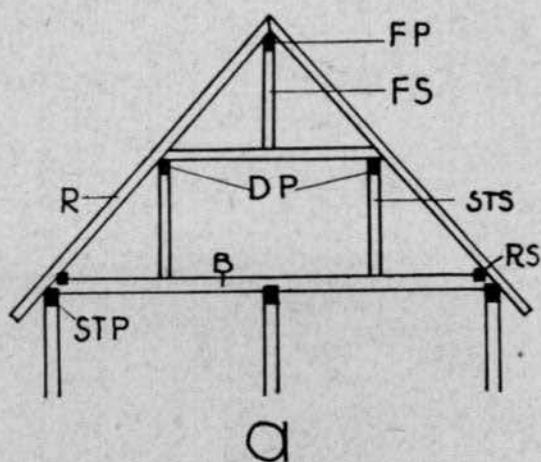


Abb. 4 a. Dachgerüste der Ortenau.
 FS Firstsäule, FP Firstpfette oder Firstbaum, DP Dachpfette, STP Stockpfette, STS Stuhlsäule, R Refen, B Balken, RS Rafenschwelle

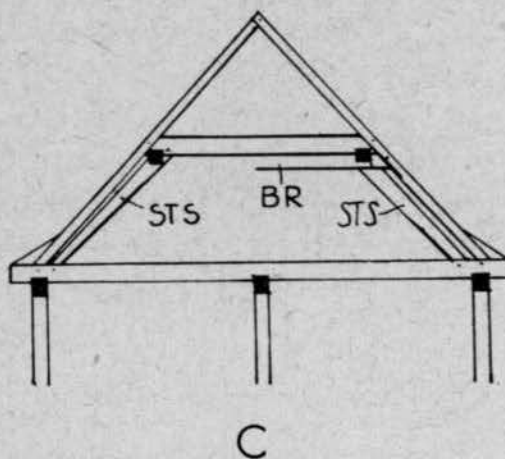
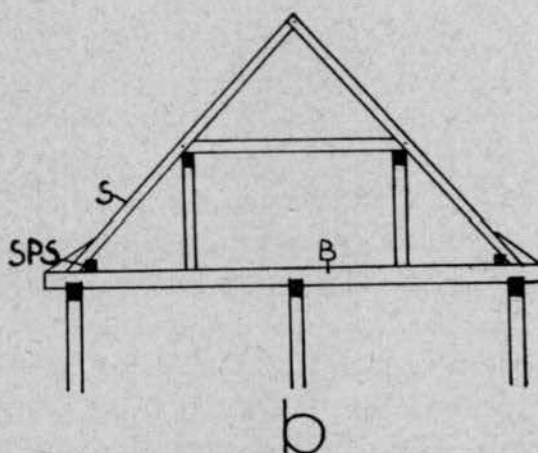


Abb. 4 b und c. S Sparren, SPS Sparrenschwelle, BR Brustriegel, STS Stuhlsäule, bei b stehend, bei c liegend



Abb. 5. Käfersberg, Offenburg. FP Firstpfette oder Firstbaum, FS Firstsäule, B Balken, WS Wandsäule, S Stockpfette

birgt es eine oder zwei weitere Kammern (Abb. 2d, strichpunktiert). In vielen Häusern sind auch im Dachgeschoß am Giebel gegen die Straße hin eine oder zwei „Bühnenkammern“ ausgebaut worden.

Im Rebland sind die Küchenflurhäuser gestellt, d. h. auf einen steinernen Unterbau gestellt, der den Keller enthält. Der Zugang zum Keller liegt, wenn irgend möglich, auf der Schattenseite des Hauses, damit er kühl bleibt. Freitreppen, die zum Teil sehr aufwändig gestaltet sind, führen in das Hausinnere.

In der Rheinebene, nördlich und südlich von Offenburg, von Rastatt etwa bis zur Freiburger Bucht bei Riegel, und in dem hessischen Riedgebiet zwischen dem Unterlauf des Neckars und der Weschnitz steht allseitig umgeben von Firstsäulenhäusern und Häusern mit Dachstühlen das Haus mit Kniestock, das der Volksmund „anderthalbstöckig“ oder „Halbstock“ nennt (Abb. 7).

Beim K n i e s t o c k h a u s liegen die Dachfüße höher als der Dachboden, der bei dieser Hausart eingetieft erscheint (Abb. 8). Dachboden, Kniestockwände und Dachhölzer bilden im Querschnitt einen fünfeckigen Dachraum. Hierbei stützen sich die Dachhölzer mit ihren unteren Enden meist auf die Hauswände; sie sind hier echte Sparren, im Gegensatz zu den Rafen. Es gibt jedoch eine beträchtliche Anzahl Kniestockhäuser, die Rafen besitzen.

Dieser interessante Typ, der mit seinem inselartigen Auftreten inmitten eines alten Firstsäulenhausesgebietes der Forschung manches Rätsel aufgibt, ist in einem Aufsatz der „Badischen Heimat“³⁾ näher beschrieben. Hier soll nur angedeutet werden, daß diese Form nach dem Abwägen aller Deutungsmöglichkeiten in ursächlichen Zusammenhang mit der Besiedlung der Bruchzone durch wasserbaukundige Niederdeutsche zu bringen ist. Diese Niederdeutschen waren nach Walter⁴⁾ und Langenbeck⁵⁾ vermutlich bei der fränkischen Durchdringung unseres Gebietes über Straßburg, das ein Vorort der fränkischen Eroberer in jenen Zeiten gewesen ist, an den Oberrhein umgesiedelt worden. Wir hätten damit in dem Kniestockhaus eine sichtbare Erinnerung an die tragische Geschichte der Alemannen vor uns. Jedoch mag

³⁾ Schilli, Hermann, Das oberrheinische (mittelbadische) Kniestockhaus. „Badische Heimat“, 1/1957.

⁴⁾ Walter, Michael, Die Besiedlung der Ortenau in geschichtlicher Zeit. „Die Ortenau“. Mitteilungen des Historischen Vereins für Mittelbaden. 16/1929.

⁵⁾ Langenbeck, Fritz, Ortsnamenprobleme unter Berücksichtigung oberrheinischer Verhältnisse. „Die Ortenau“, 33/1953. Langenbeck, Fritz, Die Entstehung der -heim-Ortsnamen im südbadischen Oberrheintal. „Badische Heimat“, 1/1957. Langenbeck, Fritz, Die tung- und hurst-Namen im Oberrheinland. „Alemannisches Jahrbuch“ 1958. Schauenburg, Lahr.



Abb. 7. Elgersweier, Haus Nr. 35

den Alemannen der Gedanke versöhnen, daß sich diese Hausform, neben den andern fränkischen Anregungen, trotz ihrer komplizierten und holzverschlingenden Zimmerungsweise, in ihrer Kombination mit den Wirtschaftsgebäuden als außerordentlich praktisch und wirtschaftlich erwiesen hat, so daß das Halbstockhaus von dem Bruchgebiet ausgehend auch im Vorhügelland sehr beliebt geworden ist und hier große Verbreitung gefunden hat.

Das Kniestockhaus ist in den letzten 80 Jahren als Kleinwohnhaus bevorzugt worden. Im Zuge der starken Volksvermehrung hat man den Dachraum besser ausnützen und die wenig brauchbaren Winkel zwischen Dachboden und Dach vermeiden wollen. Diese Gesichtspunkte sind jedoch neu; vorzugsweise sichern die oben angeführten praktischen Seiten dem anderthalbstöckigen Haus auch heute noch

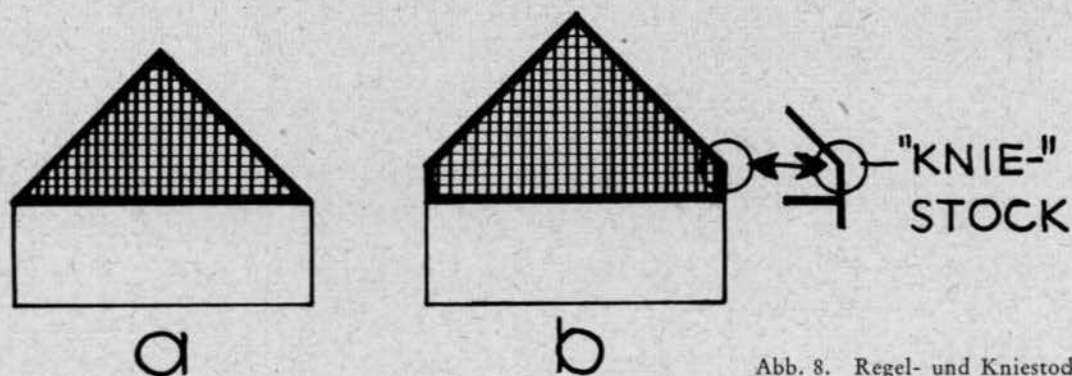


Abb. 8. Regel- und Kniestockbauweise

seine Wertschätzung. Bis zu den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts sind aber die Kniestöcke der bäuerlichen Bauten nie ausgebaut gewesen; sie haben zu allen Zeiten zum Aufbewahren von Vorräten und altem Hausrat gedient.

Das Halbstockhaus der Großbauern und zum Teil das der mittleren Bauern steht allein und bildet mit den Wirtschaftsgebäuden, die sich an seinem hinteren Ende in



Abb. 9. Ottenheim

einem rechten Winkel anschließen, ein Gehöft (Abb. 9). Die Abfolge der Wirtschaftsräume ist dabei sehr unterschiedlich. Bei den Mittel- und Kleinbetrieben sind das Wohnhaus, die Stallung und der „Barren“ unter einem Dach vereinigt. Die Scheuer, der Schopf und der Kleintierstall, die ebenfalls ein gemeinsames Dach haben, sind rechtwinklig zur Firstlinie des Wohnstallbarrenhauses⁶⁾ abgeknickt. Der „Barren“ ist ein deckenloses Gebäude, in dem die Garben nach ihrem Einbringen von der Erde bis unter die Dachziegel gelagert worden sind, um dann in der danebenstehenden Scheuer gedroschen zu werden. Die vordere Hälfte der Scheuer hatte zu diesem Zweck einen gestampften Lehmbofen. Diese Wohnstallbarrenbauten sind dann zumeist mit der Giebelseite zur Straße gestellt und umschließen mit den restlichen Wirtschaftsgebäuden und dem Nachbarhaus einen nach der Straße hin offenen, etwa quadratischen Wirtschaftshof (Abb. 9). Nach 1700 sind die Wohnstallbarrenhäuser auch gelegentlich parallel zur Straße angeordnet worden.

Bei dem Zusammenschieben von Wohnhaus und Wirtschaftsbauten hat sich der Kniestock als außerordentlich zweckmäßig erwiesen. Beim Kniestock liegt die obere

⁶⁾ Wenn die Wohnung, der Stall und die Scheuer unter einem Dach zusammengezogen werden, was auch gelegentlich vorkommt, dann entsteht ein Wohnstallspeicherhaus.

Kniestockschwelle, die zugleich Stockpfette und Wandrähm ist (Abb. 8), auf etwa 3,20 m bis 3,40 m Höhe. Ein Halbstockhaus mit einer Wandhöhe von 3,40 m (0,60 m Sockelhöhe plus 2,20 m Stubenhöhe plus ca. 0,60 m Kniestockhöhe) und ein „Barren“ mit einer Wandhöhe von 3,40 m sind ohne konstruktive Schwierigkeiten leicht unter einem Dach zu vereinen. Dieser Vorzug hat dem Kniestockhaus zu seiner



Abb. 10.
Mahlberg, Karl-Kromer-Straße

Beliebtheit verholten. Für die vielen Mittel- und Kleinbetriebe, welche die Ortenau als altes Gebiet der Freiteilung aufweist, hat sich das Wohnstallbarrenhaus mit dem anderthalbstöckigen Wohnteil als die wirtschaftlichste und zweckmäßigste Hausart erwiesen. In dieser Verbindung konnte das Halbstockhaus das urtümlichere Firstsäulenhaus und seine Abkömmlinge, die Häuser mit stehenden und liegenden Dachstühlen des Altsiedellandes, zurückdrängen und zu der vorherrschenden Hausform der Ortenau werden. Hierbei hat das Kniestockhaus für seinen Aufbau die stehenden und liegenden Stühle des ehemaligen Firstsäulenhauses übernommen. Geben und Nehmen gehen auch hier Hand in Hand. Noch im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts sind in der Ortenau Halbstockhäuser in den überlieferten Formen errichtet worden.

Das Kniestockhaus ist, wie das Haus mit Dachstühlen, mit Fachwerkwänden aus Flechtwerk-Lehmfüllung umwandet. Um diese wetterempfindliche Wandart gegen

die hierzulande häufigen Schlagregen zu schützen, tragen die nach Westen, Süden und Südwesten gerichteten Fachwerkgiebel Wetterdächlein, auf dem Lande „Dubak“- oder „Welschkorndächle“ geheißen. Sie verleihen mit ihren dunklen Flächen und den starken Schatten auf den hellen Fachwerkwänden den Dörfern der Ortenau einen besonderen Reiz.

Beide Arten werden vielfach bereichert durch Lauben, die das Giebelfeld auflockern (Abb. 7, 10). Diese Lauben sind wiederum eine elsässische Eigenart, die der eingangs erwähnte Kulturwind aus dem Westen auf die rechte Rheinseite gebracht hat. Glücklicherweise stehen in der Ortenau noch einige *L a u b e n h ä u s e r* aus dem 16. Jahrhundert. In den letzten Jahrzehnten sind viele Lauben zugemauert worden. Die Balken, welche die Lauben ursprünglich umrahmt haben, sind noch leicht zu erkennen (Abb. 9).

Das fachwerkgezimmerte Halbstockhaus steht in der Rheinebene auf einem niederen Bruchstein- oder Feldsteinsockel und ist nicht unterkellert, während im



Abb. 6. Zell-Riedle, Haus Nr. 93.
S Sparren, DP Dachfette, BR Brustriegel,
B Balken, WS Wandsäule, STS Stuhlsäule
(liegend)

rebenbestandenen Vorhügelland auch die Kniestockhäuser wie die hier gewachsenen Häuser mit Stühlen auf einem steinernen Untergeschoß errichtet worden sind, das einen Keller enthält (Abb. 6).

In der Raumeinteilung unterscheiden sich die Halbstockhäuser nicht von den Bauten mit Dachstühlen, die natürlich neben den Kniestockhäusern immer wieder gebaut worden sind. Beide Hausarten sind in der Regel zweizonig, nur große Bauern haben dreizonige Wohnhäuser. Von der Hof- und Traufseite führt der Eingang in die Flurzone mit dem Hausgang und der dahinter liegenden Küche (Abb. 2b, Räume 1 und 3). Vom Hausgang aus gelangt man in die der Straße zugekehrten Zone mit der Stube und der Kammer (Abb. 2b, Räume 2 und 4). Die Lage der Stube ist bedingt durch die Straße und den Hof; beide will der Bauer von der Stube aus übersehen können. Zur Hofrückseite liegt bei großen Häusern die dritte Zone mit zwei weiteren Kammern, die ebenfalls vom Hausgang aus zugänglich sind (Abb. 2b, strichpunktierte Räume).



Abb. 11. Bodersweier

Mit dem Anbau einer Reihe von Futter- und Nutzpflanzen, wie Welschkorn, Zichorie, Krapp und der gleichzeitigen Förderung des Hanfbaues, ist das Einkommen der Bauern von 1750 an sehr gestiegen. Der neue Reichtum hat sich u. a. auch im Bauwesen ausgewirkt. Aus diesen Zeiten stammen die stattlichen zweigeschossigen Häuser und die Tabakschöpfe mit durchbrochenen Wänden, die zum Bild der Dörfer in der Rheinebene gehören (Abb. 11).

Wenden wir uns zum Schluß dem dritten Stockwerk im Landschaftsaufbau der Ortenau und damit dem dritten Hausgebiet, dem Schwarzwald, zu. Bei der Betrachtung dieser Hauslandschaft müssen wir die Gebiete, die von der alten geschichtlichen Ortenau aus besiedelt worden sind, von jenen Gegenden trennen, die vom Breisgau oder gar von Osten her erschlossen worden sind.

Die Siedler aus der Ortenau haben das Haus gekannt, das bereits begonnen hatte, die Firstsäule zu verlieren, und das Wohnstallbarrenhaus mit Kniestock. Diese beiden Bauweisen haben sie in ihrer neuen Heimat, im Wald, in eine den besonderen Verhältnissen angebrachte Form gebracht. Die Kolonisten auf dem Breisgau und den östlichen Gäulandschaften dagegen haben das Firstsäulenhaus, das zu Beginn der Rodung des Schwarzwaldes noch unbestritten in ihrer alten Heimat üblich gewesen ist, mitgenommen und zu der stattlichen Größe und Form weiterentwickelt, die in die Gegenwart überliefert wurde. Die verschiedene Herkunft der Siedler in den Waldgebieten am Ostrand der Ortenau ist daher noch deutlich an den Hausformen abzulesen.

Allen Häusern des Schwarzwaldes ist das große Dach eigen, das Menschen, Tiere und Erntegut birgt. Über den beiden Schmalseiten sind Voll- oder Halbwalme angeordnet. Wenn irgend möglich, wird das Haus immer so gestellt, daß der Bauer vom Hang aus in den Dachraum, die Scheuer, einfahren kann. Noch um die Jahrhundertwende waren die gewaltigen Dächer mit Stroh oder mit Schindeln gedeckt.

An den Rändern der geschichtlichen Ortenau, im Kinzig-, Rench-, Acher- und zum Teil im vorderen Schuttertal und dessen Nebentälern, die zu den Übergängen in das Kinzigtal führen, steht ein Schwarzwaldhaus, das mit seiner körperlichen Schönheit und seinem klaren, konstruktiven Aufbau mit liegenden Stühlen von ortenauischen und städtisch-straßburgischen Bauepflogenheiten geprägt worden ist (Abb. 12). Diese Hausart wurde nach ihrem Hauptverbreitungsgebiet



Abb. 12.
Oberharmersbach-Riersbach.
Rübenmichelhof

„Kinzigtäler Haus“ benannt. Hierbei muß allerdings in Kauf genommen werden, daß dieses Haus im Schutter-, Rench- und Achertal, hier nur gelegentlich, vorkommt.

Das Kinzigtäler Haus ist gekennzeichnet durch den malerischen farbigen Gegensatz zwischen dem steinernen Sockelgeschoß und dem hölzernen Obergeschoß, den stark asymmetrischen räumlichen Gliederungen an der Stirnseite, die ohne spätgotisch-städtische Anregungen nicht vorstellbar sind, den „Trippel“ oder „Gang“, wie die Erinnerung an die elsässische Giebellaube bezeichnet wird, und den Halbwalme, dessen Schatten wundervoll vom „Trippel“ zu dem bunten Strohdach überleiten. Leider müssen wir dieser Schilderung hinzufügen: Das war das Bild noch

vor 130 Jahren. Die jüngste Zeit hat dieses Haus, das zu den prachtvollsten Häusern des deutschen Sprachgebietes gehört, bis auf wenige Bauwerke verschwinden lassen. Dabei mag uns die Beobachtung trösten, daß die Neuzeit, bis zur Stunde wenigstens, die ursprüngliche Form mit den großen Dachflächen und ihren lebhaften Umrißlinien und der stark gegliederten Vorderseite nicht zu zerstören



Abb. 13.
Lautenbach (Renchthal)
Busamhof

vermochte, so daß sich die östlichen Ränder der Ortenau immer noch als selbständige Hausgebiete im Landschaftsbild abheben.

Im Rench- und im Achertal tritt an die Stelle des Halbwalmes ein vorgekrager, verbretterter Giebel (Abb. 13).

Bei diesem Haus sind die Dach- und die Wandkonstruktion zwei getrennte Baueinheiten (Abb. 14). Der Querschnitt mit der merkwürdigen „Rauch-, Schlupf-“ oder „Nußbühne“, wie das etwa 60 cm hohe Halbgeschoß zwischen dem Wohnteil und dem Dachboden genannt wird, und das frühe Auftreten des liegenden Stuhles lassen ohne Mühe die Zusammenhänge mit der Kniestockbauweise erkennen.

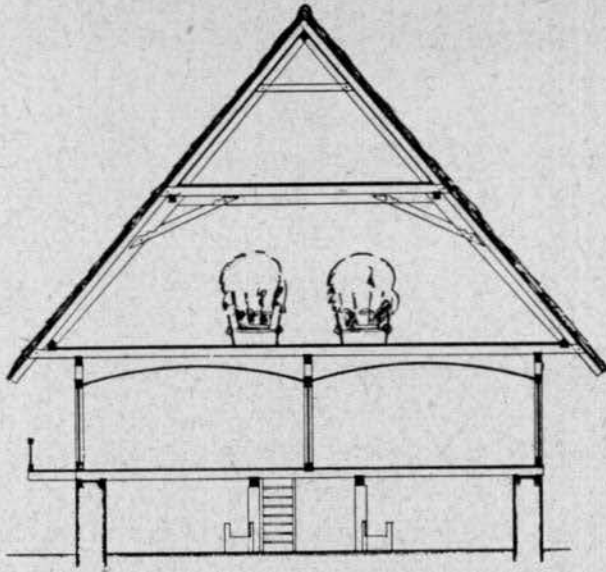


Abb. 14. Querschnitt durch ein Kinzigtälcher Schwarzwaldhaus

Der Gang der Besiedlung, nach der der Mensch zu Beginn des 12. Jahrhunderts in die Randgebiete des Schwarzwaldes eingedrungen ist, läßt den Schluß zu, daß um diese Zeit bereits unter Straßburger Einfluß die Bemühungen eingesetzt haben, die Firstsäule, diese Gegnerin jeder freien Raumgestaltung, aus der Konstruktion herauszunehmen. Tatsächlich hatten die Straßburger Bürgerbauten aus dem 13. Jahrhundert, die Baudirektor Beblo 1912 abreißen ließ, die Firstsäulen als tragende Bauteile bereits verloren. Nur so ist es zu verstehen, daß bei den ältesten Kinzigtälcher Häusern, die aus dem Ende des 15. Jahrhunderts stammen, die Firstsäulen verschwunden sind, während der Firstbaum und die hängenden Rafen noch erhalten geblieben sind (Abb. 14).

Auch die Raumverteilung zeigt Anklänge an den Küchenflurgrundriß der Ortenauer Häuser. Nur ein hinzutretender Mittelgang, der firstparallel in der Mitte des Hauses die Eingangs- und die hintere Kammer-Zone durchquert, bedingt ein etwas abweichendes Bild (Abb. 15 a).

Weitere Eigenarten dieses Typus sind die Unterbringung der Stallungen im Sockelgeschoß und die Stapelung des Heues zu ebener Erde im angebauten Wirtschaftsteil (Abb. 15 a). Besonders hingewiesen sei auch auf die eingeschossigkeit des Kinzigtälcher Hauses, die es wiederum abhebt gegen die anderen Schwarzwälder

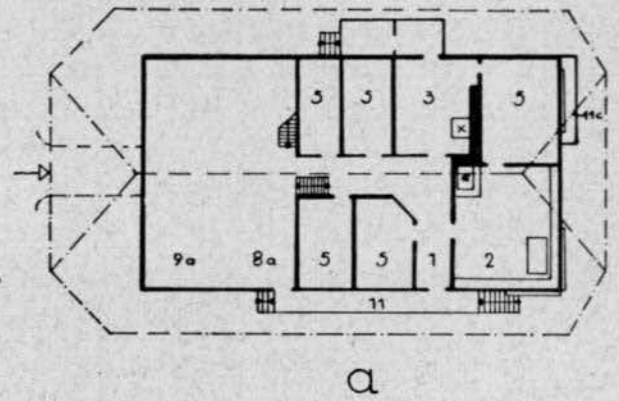


Abb. 15 a. Grundrisse der Schwarzwaldhäuser am Rande der Ortenau. Kinzigtälcher Haus

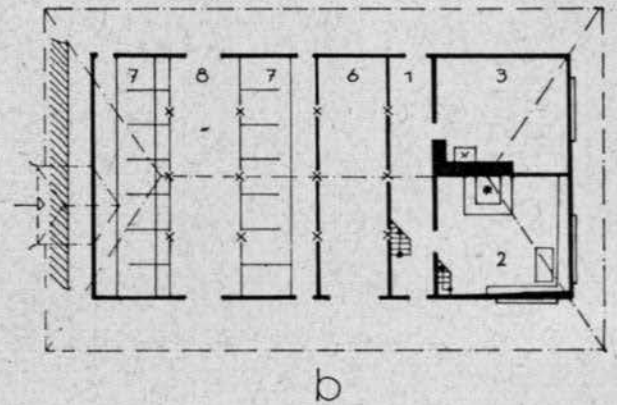


Abb. 15 b. Jüngerer „Heidenhaus“

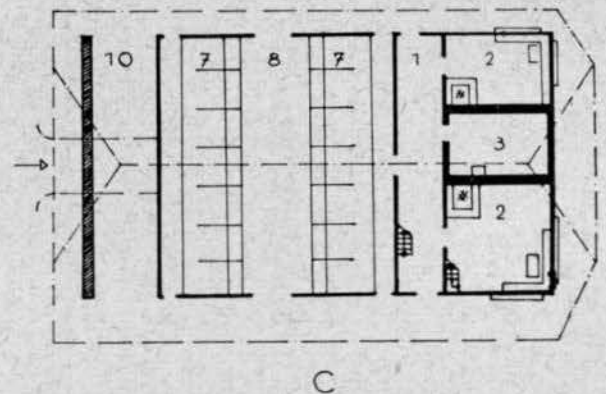


Abb. 15 c. Gutacher Haus.

1 Hausgang, 2 Stube, 3 Küche, 5 Kammer, 6 Tenne, 7 Stall, 8 Futtergang, 8a Futterstock, 9a Heulege, 10 Schopf, 11 Gang, 11c Stubengang („Trippel“)

Arten und gegen die jüngeren Mischformen, die in großer Variationsbreite, ein- und zweigeschossig, in den Bereichen entstanden sind, in denen das Kinzigtäler Haus mit den zwei andern Schwarzwälder Formen am Rande der heutigen Ortenau, dem „Heidenhaus“ und dem Gutacher Haus, zusammentrifft.

Das Kinzigtäler Haus ist entweder umwandet mit dem in der Rheinebene üblichen Fachwerk mit Flechtwerk-Lehmfüllung, oder die Rodungssiedler haben



Abb. 16. Ottenhöfen, Murhof

das mitgebrachte Fachwerk mit fichtenen oder tannenen Bohlen ausgesetzt (Abb. 12 zeigt beide Wandbildungen).

Im Acherthal sind die wenigen Kinzigtäler Häuser, welche die Verwüstungen durch die Kriege im 17. Jahrhundert überdauert haben, langsam von einer neuen Hausart verdrängt worden. Dieses jüngere Haus hat vom Kinzigtäler Haus die große Form, das steinerne Untergeschoß mit den Stallungen, die Raumeinteilung und das Dachgerüst mit liegenden Stühlen, Firstbaum und die hängenden Rafen übernommen. Im Gegensatz zu seinem Vorbild ist es jedoch zweigeschossig und hat einen Giebel, der mit seiner starken Übersetzung noch an den „Trippel“ des Kinzigtäler Hauses erinnert. Die Wände bestehen aus Fachwerk mit Flechtwerk-Lehmfüllungen. Das Fachwerk ist nach Ortenauer Art gestaltet. Der erste Stock hat eine bescheidene, der zweite Stock eine reich gegliederte Wandaufteilung (Abb. 16).

Auf den Höhen zwischen dem Kinzig- und dem Elztal und um den Hünersedel tritt eine andere Hausform auf, welche die Siedler aus dem Breisgau, in dem sich das alte Firstsäulenhaus weit länger halten konnte als in der Ortenau, mitgebracht haben. Auf diesen Hochflächen ist das Firstsäulenhaus, das in der früh- und

mittelgotischen Zeit noch allgemein üblich gewesen ist, zu der bemerkenswerten Größe mit zwei Wandsäulen und drei „Hochsäulen“, wie der Schwarzwälder sagt, in einem Binder weiterentwickelt worden (Abb. 17).

Haus- und Dachwerk sind bei dieser Hausart noch in mittelalterlicher Weise eine Baueinheit, die auch hier, wie die Hausinschriften aussagen, an einem Tage aufgerichtet worden ist. Eine unter städtischem Einfluß malerisch entwickelte

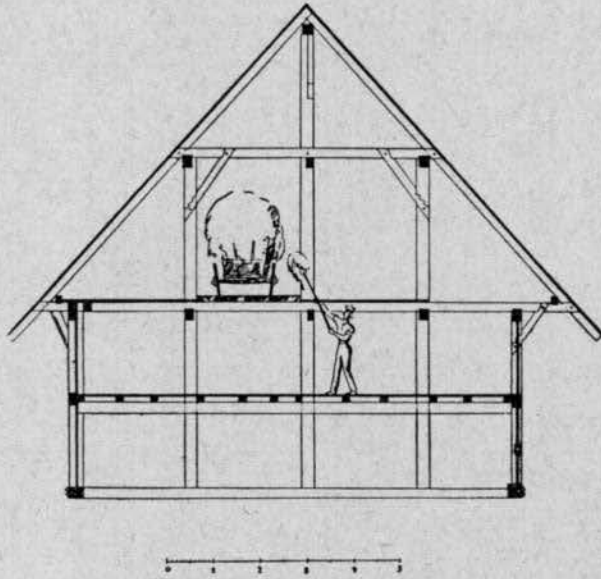


Abb. 17. Querschnitt durch ein Heidenhaus

Giebelseite, wie sie etwa das Kinzigtäler und das Gutacher Haus aufzeigen, fehlt bei dieser Hausart. Sie besitzt jedoch weiterhin die altertümlichen Vollwalme, das sind die dreieckigen Dachflächen über den Schmalseiten des Hauses. Diese Vollwalme werden erst in der jüngsten Zeit in Halbwalme in der Art des Kinzigtäler Hauses umgestaltet. Die Dachflächen über den Langseiten des Hauses sind weit herabgezogen; auf den Kaltwetterseiten reichen sie bis auf den Boden, wobei die Traufen den Geländebewegungen folgen. Damit verbinden sie das Haus untrennbar mit dem Boden und fügen es wundervoll in das Landschaftsbild ein (Abb. 18).

Das urtümliche Aussehen dieser Hausart und ihre wirklich altertümliche Abzimmerung haben dazu geführt, daß diese Bauten von den Schwarzwäldern „Heidenhäuser“ genannt werden, weil sie von den Heiden erbaut sein sollen, obgleich selbstverständlich jeder Schwarzwälder weiß, daß nicht die Heiden diese Häuser erbaut haben. An der Hochsäule der Tenne hängen bis zur Stunde mumifizierte Ochs- oder Pferdeköpfe, die Schädel der Zugtiere, die nach der Überlieferung das Holz zum Bau der Häuser beige karrt haben.

Die vom Geist der Vorzeit unwitterten Hochsäulenbinder unterteilen das Haus quer zum First in einen zweiraum breiten Wohnteil und in einen Wirtschaftsteil (Abb. 15b). Der Wohnteil enthält im Erdgeschoß die Stube und die Küche und darüber im Obergeschoß die Schlaf- und die Rauchkammer. Im Wirtschaftsteil liegen zu ebener Erde die Tenne und der Stall mit dem Futtergang. Darüber befinden sich über der Eingangsseite des Hauses einige Kammern für die Mägde und Knechte; das restliche Obergeschoß enthält die „Heukreuz“, welche die Heuvorräte aufnehmen. Das Dachgeschoß umfaßt einen großen Boden, den Wirtschaftsraum des Hofes und eine Brücke, auf der die Heuwagen nach den darunterliegenden Heukreuzen entladen werden. In den Dachraum führt eine Hocheinfahrt (Abb. 17).

Bei den älteren Bauten, den „Heidenhäusern“, liegt der Wohnteil immer am Hang; die Stube ist nach Westen oder nach Süden gerichtet. Diese Anordnung läßt diese Häuser geduckt und schwer, aber auch warm und heimelig erscheinen. Sie gibt der Schwarzwälder Kulturlandschaft ein besonderes Gepräge.

Im 17. Jahrhundert ist einmal das Haus unter dem Dach so gedreht worden, daß bei den Häusern, die von diesem Zeitpunkt an gebaut worden sind, der Wohn- teil zum Tal und der Wirtschaftsteil nunmehr gegen die Berglehne liegen. Zum ändern sind mancherorts die Häuser quer zur Falllinie des Hanges gestellt worden. Hierbei ist aus der Längseinfahrt eine Quereinfahrt geworden, die eines kleinen Dachausbaues, einer „Wiederkehr“, bedarf.



Abb. 18.
Furtwangen-Katzensteig, Schwarz-
bauernhof, erbaut
1580

Die „Heidenhäuser“ sind ganz aus Holz errichtet. Die Wände bestehen aus Bohlen, die, unter sich gefälzt oder genutet, in die Rillen der Wandsäulen eingelassen sind. Die Dächer sind mit Stroh oder mit Schindeln gedeckt gewesen. Heute treten an die Stelle dieser herkömmlichen Deckungsstoffe Kunstschieferplatten und Ziegel.

Im Gutachtal und weiter nach Osten findet sich eine dritte Form von Schwarzwaldhaus, das *Gutacher Haus* (Abb. 19). Mit seinem Fachwerkkern in der Mitte der Schauseite ist es vielleicht das malerischste Haus des Schwarzwaldes, das durch seine Schönheit den Ruhm der Schwarzwälder Häuser begründet hat. Dieses Haus zeigt eindringlich, wie die Territorialherrschaft u. U. eine Hausart mitgestaltet. Seine Form verdankt das Gutacher Haus zum größten Teil den baupolizeilichen Bestimmungen eines verordnungsfreudigen Landesherrn. Die „Neue Bauordnung des Fürstenthums Württemberg vom 1. März 1568“ hat verlangt, daß die Küche und die darüber liegende Kammer mit dem Rauchfang aus Gründen der Feuersicherheit in die Mitte des Hauses gelegt und deren Wände mit Mauerwerk ausgeriegelt werden müssen. Die übrigen Wände bestehen wie bei den Schwarzwaldhäusern aus Holz. Die gleiche Verordnung empfiehlt eine Dach-

deckung mit Lehmstroh, deren unterste Strohlage dicht mit Lehm gestrichen wird. Diese Lehmstrohdächer haben sich in der Praxis bewährt, denn im Gutachtal und von ihm ausgehend im mittleren Kinzigtal sind bis vor wenigen Jahren noch sehr viel Strohdächer zu finden gewesen. Im Innern ist das Hausgerüst mit Hochsäulen in der Art der Schwarzwälder „Heidenhäuser“, mit denen es die Zweigeschossigkeit teilt, oder mit den liegenden Stühlen des Kinzigtäler Hauses abgezimmert.



Abb. 19.
Gutach, Vogtbauernhof.
Erbaut 1573

Alle Schwarzwälder Häuser werden begleitet von einer Reihe kleinerer Gebäude, wie Leibgeding- und Berghäuschen, Speicher, Mühlen und Schöpfe, mit denen sie zusammen den Hof bilden. Diese Höfe sind die Mittelpunkte in sich geschlossener Wirtschaftskreise gewesen. Ihre Einzelbauten sind dem Hauptgebäude des Hofes nachgestaltet. Daher haben die Kleinbauten der Kinzigtäler Höfe „Nußbühnen“, Halbwalme und Stelzungen, während sie in den Bereichen des Gutacher Hauses und der „Heidenhäuser“ das Halbgeschoß, den Halbwalme und ein steinernes Untergeschoß nicht besitzen.

Dieses Neben- und Miteinander sehr unterschiedlicher Hausformen in einem Gebiet wie die Ortenau ist selten und daher bemerkenswert. Es ist ein eindrucksvolles Zeugnis für die bewegte Geschichte dieses Gaues und die Buntheit seiner nicht minder lebhaft gestalteten Landschaft.

Verzeichnis der Schriften, die sich mit den Häusern der Ortenau befassen.

Gruber, Otto, Deutsche Bauern- und Ackerbürgerhäuser. G. Braun, Karlsruhe 1926.
Schilli, Hermann, Bauernhäuser der Ortenau. „Die Ortenau“, 23. Heft 1936. Das Heidenhaus. „Die Ortenau“, 24. Heft 1937. Die Verteilung der Hausarten in der Ortenau. „Die Ortenau“, 27. Heft 1940. Sinnbilder, Hauszeichen und verwandte Symbole in unserer badischen Heimat. „Mein Heimatland“, Heft 2/1941. Landesverein Badische Heimat.

Ländliche Haus- und Hofformen im alemannischen Gebiet Badens. „Badische Heimat“, Heft 3/4 1951. Das Schwarzwaldhaus. Kohlhammer-Verlag. Stuttgart 1953. Das mittelbadische Kniestockhaus in neuer historischer Sicht? „So weit der Turmberg grüßt“, Beiträge zur Kulturgeschichte, Heimatgeschichte und Volkskunde. Karlsruhe. 8/1955. Das ober-rheinische (mittelbadische) Kniestockhaus. „Badische Heimat“, 1/1955. Wohn- und Werkbauten in Glashütten des nördlichen Schwarzwaldes. „Alemannisches Jahrbuch 1958.“ Moritz Schauenburg, Lahr. Das Bauernhaus in Ried und Tal. Lahr. „Geroldsecker Land“, 1/1958/59.

Politische und kirchliche Geschichte der Ortenau*

Von Manfred Krebs

Daß von der Ortenau als einer in sich abgeschlossenen Landschaft gesprochen werden kann, beruht auf geschichtlichen Vorgängen einer fernen Vorzeit, die wir heute in ihren Einzelheiten nicht mehr aufzuhellen vermögen. Die Ortenau ist als politisches Teilgebiet innerhalb des alemannischen Siedlungsraumes zuerst in Erscheinung getreten. Die Grenzen, die sich damals herausbildeten, reichten hin, um in einem primitiven Zeitalter dünner Besiedelung einzelne Gaue im Rahmen des zusammenhängenden Volksganzen voneinander zu scheiden; ob sie geeignet sein würden, im weiteren Verlauf der Geschichte diesen Grenzcharakter zu bewahren, das hing nicht ausschließlich von den natürlichen geographischen Bedingungen ab. Die politischen Einflüsse dynastischer, territorialer Verhältnisse waren hier von weitreichender Wirkung.

Wie verschieden solche Wirkungen sein können, zeigt ein Vergleich mit dem benachbarten Elsaß. Dort bildete der ganz unbedeutende Eckenbach bei Schlettstadt Jahrhunderte hindurch und bis in die neuere Zeit eine scharfe politische und kirchliche Grenzscheide. Daß der Nord- und Südgrenze der Ortenau, den Flußläufen der Murg, Oos und Bleich, eine solche Rolle nicht beschieden war, hängt mit der ganz andersartigen politischen Entwicklung zusammen, die hier schon frühzeitig ein Übergreifen des zähringischen Hauses von Süden, der badischen Markgrafschaft von Norden her mit sich brachte und dadurch die Bedeutung dieser Grenzlinien minderte. Politische Bindungen waren hier stärker als die ursprünglichen Abgrenzungen und die natürliche Lage. Die Ortenau hat deshalb nur verhältnismäßig kurze Zeit ein politisches Eigenleben geführt, sie erscheint schon im Mittelalter dank ihrer Vermengung mit den nördlichen und südlichen Nachbargebieten nur als ein Bindeglied in dem größeren Zusammenhang der Oberrheinischen Tiefebene. Das Aufgehen unserer Landschaft in dem langgestreckten Rheinuferstaat, dem sie heute angehört, hat diese Entwicklung zu ihrem natürlichen Abschluß geführt.

* Mit Zusätzen von L. Lauppe, Waldkirch.

Als viel stärker erweist sich die trennende Kraft des Schwarzwaldes, der die Ortenau im Osten begrenzt. Die Höhenkämme, die nur sehr allmählich der Besiedelung erschlossen wurden, müssen ursprünglich nicht eine einfache Grenzlinie, sondern einen ganzen Grenzgürtel gebildet haben, durch den allein der Paß des Kinzigtales eine bequeme west-östliche Verbindung herstellte. Dieses Flußtal ist denn auch auf lange hinaus der einzige Durchlaß geblieben, und es ist bezeichnend, daß das Haus Fürstenberg auch nach Verlust der in der Ebene gelegenen Besitzungen gerade die Kinzigtaler Herrschaft als Schlüssel zu seinen östlich der Schwarzwaldgrenze gelegenen Stammländern zu behaupten wußte. Hiervon abgesehen aber bildete das Waldgebirge im Osten einen mauerähnlichen Abschluß. Die Ortenau wendet ihr Antlitz nach Westen.

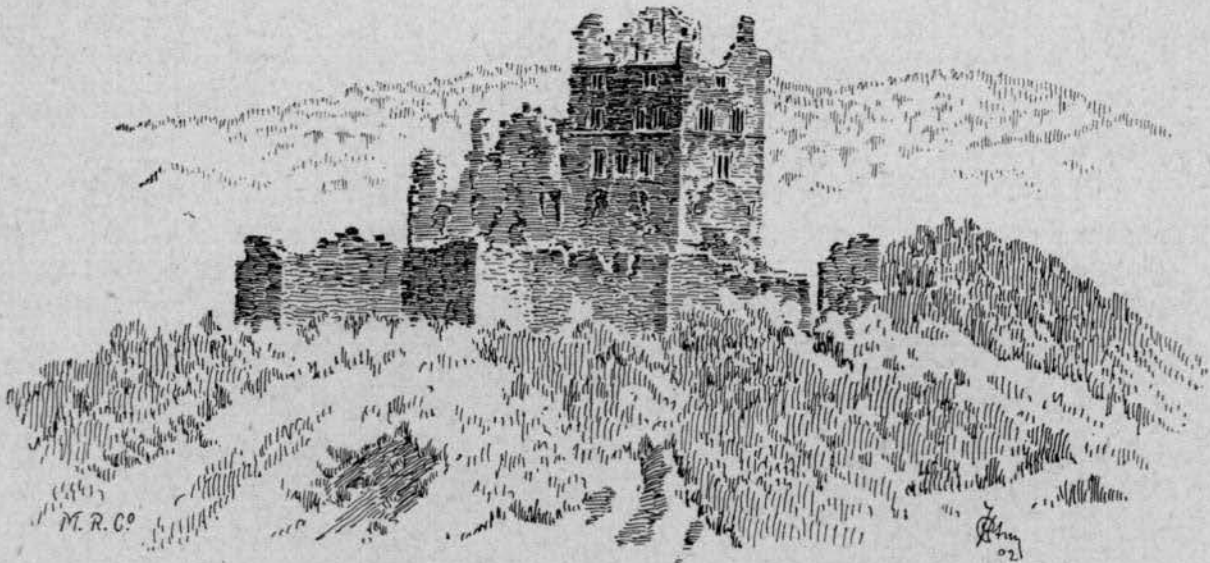
Es ist in jüngster Zeit oft genug darauf hingewiesen worden, daß die Oberrheinische Tiefebene zu beiden Seiten des Stromes eine natürliche und kulturelle Einheit bildet. Die Geschichte der Ortenau ist eine ununterbrochene Beweiskette für die Richtigkeit dieses Satzes. Die kirchliche Zugehörigkeit der Landschaft zum Bistum Straßburg, das ausgedehnte weltliche Territorium der Bischöfe auf dem rechten Rheinufer, die Einwirkung der Stadt Straßburg in allen Dingen des politischen, wirtschaftlichen und geistigen Lebens bezeugen einen unaufhörlichen Einfluß des Elsaß, dem der seit alters vielbenutzte Kehler Rheinübergang einen bequemen Weg in das Kinzigtal als das Herz der Ortenau wies. Solange nach den Worten des Geschichtsschreibers Otto von Freising die Oberrheinlande von Mainz bis Basel das Kernstück des Reiches bildeten, war die Ortenau wie das Elsaß und zusammen mit ihm ein politisches Binnengebiet, das von den Händeln der großen Politik nicht nahe berührt wurde. Seitdem der Rhein als Grenze ein europäisches Problem darstellte, wurde sie zum Grenzland, das alle Wechselfälle der politischen Entwicklung Europas zu spüren bekam, dem von den Religionskriegen des 16. bis zur Brückenkopfpolitik des 20. Jahrhunderts ein gerüttelt Maß von Leiden zuteil wurde.

Der im folgenden unternommene Versuch, diese Dinge kurz im Zusammenhang zu schildern, läßt sich nur als vorläufige Skizze bewerten, da die brauchbaren Vorarbeiten spärlich sind¹⁾ und eine Durchsicht des umfangreichen Urkunden- und Aktenmaterials nur im beschränkten Maße möglich war.

I. Gau und Grafschaft Ortenau bis zum Aussterben der Zähringer.

Die Ortenau wird zum erstenmal am Anfang des 8. Jahrhunderts als Bestandteil des alemannischen Gebiets erwähnt; zweifellos bildete sie damals schon seit Jahrhunderten einen in sich abgeschlossenen Gau, dem im Rahmen des alemannischen

¹⁾ Ein für allemal nenne ich hier: Ph. Ruppert, Geschichte der Ortenau. I. Achern 1878. Derselbe, Geschichte der Mortenau. I. Gesch. des Hauses und der Herrschaft Geroldseck. Achern (1883). Joh. Fritz, Das Territorium des Bistums Straßburg, Köthen 1885. Joh. Beinert, Gesch. des Bad. Hanauerlandes, Kehl 1909. Sigmund Riezler, Gesch. des fürstl. Hauses Fürstenberg, Tübingen 1883. Eberh. Gothein, Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes, I, Straßburg 1892. Die Kunstdenkmäler des Großh. Baden. VII. Kreis Offenburg, Tübingen 1908.



Ruine Geroldseck

Staatslebens gewisse Funktionen militärischer und rechtlicher Natur zufielen. Der große Alemannensieg des Frankenkönigs Chlodovech im Jahre 496 hatte hieran nichts geändert, da die fränkische Eroberung an der Oos-Murg-Linie, also eben an der Nordgrenze unserer Landschaft, haltmachte. Die Ortenau wurde damals zum nordwestlichen alemannischen Grenzgau gegen die Franken. Als sich Chlodovech nach Überwindung der Burgunder im Jahre 502 anschickte, das Alemannenland völlig der fränkischen Herrschaft zu unterwerfen, gebot ihm die mächtige Hand des Ostgotenkönigs Theoderich Einhalt, und der Rest der Alemannen behielt unter gotischer Schutzherrschaft seine Selbständigkeit. Aber dieser Zustand war nicht von langer Dauer, da wenig später die Ostgoten in Italien gezwungen waren, die wandenden Grundfesten ihrer Macht gegen die wuchtigen Angriffe des Oströmischen Reiches in einem erbitterten Ringen auf Leben und Tod zu verteidigen. Die nördlich der Alpen gelegenen Schutzgebiete waren unter diesen Umständen wertlos und nicht zu halten; König Witiches trat sie in den dreißiger Jahren des 6. Jahrhunderts durch förmlichen Vertrag an die Franken ab. Seit dieser Zeit also war das gesamte alemannische Gebiet im Fränkischen Reich aufgegangen, und eben damals wird sich die fränkische Siedelung noch über die bisherige Grenze vorgeschoben und auf einen großen Teil der Ortenau ausgedehnt haben.

Die Lage Alemanniens an der Peripherie des Frankenreiches und die zunehmende Zersplitterung und Machtlosigkeit des merowingischen Herrscherhauses brachten es mit sich, daß auch unter fränkischer Botmäßigkeit den Alemannen noch ein starkes Maß von Unabhängigkeit gewahrt blieb. Unmerklich verwandelte sich in der Folgezeit das vom König abhängige Amtsherzogtum in ein erbliches Stammesherzogtum, gegen dessen Selbständigkeitsgelüste erst die tatkräftigen Hausmeier aus karolingischem Hause ernstlich einzuschreiten wagten. Viermal hintereinander in den Jahren 709 bis 712 führte Pippin der Mittlere den fränkischen Heerbann gegen den Herzog Gottfried und dessen Nachfolger Willehar. Der letztere ist eben derjenige, der zum erstenmal ausdrücklich als Beherrscher der Ortenau bezeugt wird²⁾. Daß

²⁾ „(sanctus Desiderius) venit in fines Alamannorum ad locum, cuius vocabulum est Mortunaugia, ubi dux preerat nomine Willicharius.“ *Passio Desiderii*, Mon. Germ. SS. rer. Meroving. VI, 57.

er nur die Ortenau beherrschte, diese also damals ein besonderes Herzogtum neben dem alemannischen bildete, wie Stälin vermutungsweise angedeutet hat, dürfte doch kaum anzunehmen sein; dagegen spricht schon, daß sich die gegen ihn gerichteten Unternehmungen der Franken bis in die Bodenseegegend erstreckten. Willehar war einer der letzten alemannischen Herzöge. Das planvolle Aufsteigen der Karolinger zur höchsten Gewalt ließ bald keinen Raum mehr für die Sonderbestrebungen un-

botmäßiger Stammeshäupter. Im Jahre 748 wurde das Herzogtum durch Pippin den Jüngeren endgültig beseitigt.

In mehreren Phasen hatte sich so der Übergang Alemanniens und damit der Ortenau an das Fränkische Reich vollzogen. Hand in Hand damit drang das Christentum in diese Gebiete ein³⁾. Im 6. Jahrhundert konnte die Hauptmasse der Alemannen noch als heidnisch gelten, das Stammesgesetz aus der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts zeigt das Heidentum bereits in ziemlich hoffnungsloser Abwehrstellung gegen die überlegenen christlichen Einrichtungen. Daß die Kirche



Altestes Siegel des Klosters Schuttern mit König Offo, dem sagenhaften Gründer

auch damals noch ziemlich heftige Kämpfe gegen die Anfeindungen heidnischer Kreise zu bestehen hatte, ist aus zahlreichen Bestimmungen des Gesetzes ersichtlich, aber welche überragende Stellung sie im Lande schon einnahm, zeigt doch eben der ausgesprochen christliche Geist der Gesetzgebung, deren Absicht fast in erster Linie darauf gerichtet zu sein scheint, Rechte, Ordnungen und Organe der Kirche zu schützen. Klösterlicher Niederlassungen wird ausdrücklich gedacht. Solche waren dank dem Missionseifer irischschottischer Mönche auch in der Ortenau wahrscheinlich bereits seit dem ausgehenden 7. Jahrhundert vorhanden, wie sich wenigstens für Ettenheimmünster und Schuttern vermuten läßt. Die Gründungsgeschichte dieser Stätten verliert sich allerdings im Dunkel der Sage. Die Legende von Landelin, obwohl immer nur in mündlicher Tradition fortgepflanzt, mag immerhin noch an geschichtliche Tatsachen anknüpfen, da das Wirken irischer Glaubensboten ja die natürliche Voraussetzung für die Klostergründungen bildet; die angebliche Stiftung des Klosters Schuttern (Offoniswilare) durch einen gewissen Offo und dessen Gleichsetzung mit dem angelsächsischen König Offa ist dagegen eine wertlose Fiktion späterer Pseudogelehrsamkeit.

Festeren Boden betreten wir mit dem 8. Jahrhundert. Die Feldzüge des mittleren Pippin, über deren Verlauf und Ausgang nichts Näheres bekannt ist, scheinen doch den fränkischen Einfluß im Lande ganz wesentlich gestärkt zu haben. Sein Nachfolger Karl Martell konnte eine planmäßige Missionierung ins Werk setzen, für

³⁾ Vgl. zum folgenden Jos. Sauer, Die Anfänge des Christentums und der Kirche in Baden (Neujahrsblätter der Bad. Histor. Kommission. NF. 14). Heidelberg 1911.



Hauptportal des Klosters
in Schwarzach

die ihm in der Person P i r m i n s ein Organisator von seltener Tatkraft und Begabung zur Verfügung stand. Die älteren Gründungen, bis dahin wohl mehr oder weniger formlose Einsiedeleien, wurden durch Einführung der B e n e d i k t i n e r r e g e l zu lebensfähigen Klöstern umgestaltet, bedeutende Neugründungen traten hinzu. Neben H o n a u, das infolge seiner Lage auf einer Rheininsel von vornherein mehr Beziehungen zum Westen hatte und später durch seine Verlegung auf das elsässische Festland ganz aus den Grenzen der Ortenau ausschied, sind hier S c h w a r z a c h und G e n g e n b a c h zu nennen. Die Gründungsgeschichte der Klöster, so sehr sie von Legenden umrankt und durch spätere Fälschungen verdunkelt ist, läßt doch soviel erkennen, daß die Missionierung das bewußte Werk einer Vereinigung staatlicher und kirchlicher Gewalten war. Besonders die E i n -

wirkung Straßburgs, ein stets wiederkehrender Einschlag in dem Gewebe der Ortenauer Geschichte, ist bei dieser Gelegenheit zum erstenmal deutlich wahrzunehmen. Der nahe gelegene Bischofssitz, dessen Diözesangrenzen sich etwa seit dieser Zeit mit den alten Gaugrenzen der Ortenau deckten, war das natürliche Hauptquartier der Missionsbestrebungen. Welch bedeutende Rolle den Klostergründungen im wirtschaftlichen Leben unserer Landschaft bestimmt war, ist an dieser Stelle nicht auszuführen; ihres Eingreifens in die politischen Verhältnisse wird im Verlauf der Darstellung noch öfter Erwähnung getan werden müssen.

Es ist selbstverständlich, daß der fränkische Staat seine Autorität nicht nur zur Ausbreitung des christlichen Glaubens und zur Förderung kirchlicher Bestrebungen benutzte, sondern daß er vor allem seine eigenen staatlichen Einrichtungen auf die unterworfenen Gebiete übertrug. Nach der Aufhebung des alemannischen Herzogtums scheinen zwar zunächst die Grafen des Thur-, Argen- und Linzgaues, Warin und Ruthard, mit einer Art Statthalterschaft über ganz Alemannien betraut worden zu sein⁴⁾, aber das war nur ein Übergangszustand, der sehr bald der endgültigen Einführung der fränkischen Grafschaftsverfassung gewichen sein muß. Leider klafft hier in den Quellenangaben gerade über die Ortenau eine beträchtliche Lücke. Die erste zuverlässige urkundliche Erwähnung der Grafschaft Ortenau stammt erst aus dem Jahre 888, in dem König Arnulf seinem Presbyter Isanpreht 8 Hufen „in pago Mortunouua vocato in comitatu Ebarhardi in locis Ouuanheim et Baldanheim“ schenkte⁵⁾. Über die Persönlichkeit dieses ersten namentlich bekannten Ortenaugrafen wissen wir nichts Näheres; Grandidier hat gemeint⁶⁾, ihn mit einem Grafen Eberhard identifizieren zu sollen, der ein Verwandter der Waldrada, der berüchtigten Konkubine Kaiser Lothars I., war und nach dem Tod des Kaisers gewaltsam vom Kloster Lüders Besitz ergriff; für diese Vermutung spricht nichts als nur die Gleichheit des Namens, die aber doch bei einem zeitlichen Abstand von mehr als 30 Jahren (Kaiser Lothar war 855 gestorben) kaum ins Gewicht fallen dürfte. Viel eher möchte ich annehmen, daß unser Graf Eberhard mit dem gleichnamigen Sülchgaugrafen identisch ist, der im Jahre 888 bezeugt wird⁷⁾; man wird zu dieser Annahme um so stärker gedrängt, als auch am Anfang des 11. Jahrhunderts beide Gaue offenbar einem einzigen Grafen unterstanden. Nach der Nennung Eberhards vergeht wieder fast ein Jahrhundert, bis uns weitere Ortenaugrafen namentlich bekannt werden: 961 und 973 Konrad, 994—1004 Kuno, 1007

4) Warinus et Ruodhardus qui totius tunc Alamannie curam administrabant. Walahfridi vita b. Galli II, 14. (Mitteil. zur vaterl. Gesch., hrsg. v. Hist. Ver. St. Gallen XXIV, 1891, S. 56.) Über diesen Grafen Rudhard, der im Einvernehmen mit den fränkischen Hausmeiern stand und bei der Gründung der Klöster Schwarzach und Gengenbach eine maßgebende Rolle spielte, vgl. H. Büttner, Franken und Alamannen in Breisgau und Ortenau. Ein Beitrag zur Geschichte des Oberrheins im 8. Jahrhundert. In: Zeitschr. für die Gesch. des Oberrheins 91 (1939), bes. S. 339 ff.

5) Straßb. UB. (= Urkundenbuch) I 28 Nr. 33. — Der von Ruppert, Mortenau I 179 als Ortenaugraf für die Jahre 826 und 828 angeführte Erchanger war Graf des elsässischen Nordgaus, vgl. Böhmer-Mühlbacher, Regesten des Kaiserreiches unter den Karolingern, 849.

6) Hist. de l'église de Strasb. II Pièces justif. S. 289 Anm. u.

7) in pago Hattinhunta et Sulihgeuvva in comitatibus Perengarii et Epärhardi. Neugart, Cod. dipl. Alem. I 474. Der Sülchgau war die Gegend um Rottenburg am Neckar.

Hessinus; der letztere scheint gleich seinem Vorgänger im 9. Jahrhundert den Sülchgau mit der Ortenau vereinigt zu haben⁸⁾).

Unmittelbar darauf gelangte die Grafschaft Ortenau an das Geschlecht der Zähringer, das sie nun, von einer kurzen Unterbrechung abgesehen, bis zu seinem Aussterben im Jahre 1218, also durch zwei volle Jahrhunderte, innehatte. Die Erblichkeit des Grafenamtes, die wir in der Ortenau seit dem Jahre 1016 feststellen können, deutet darauf hin, daß sich in der Zwischenzeit der Charakter der Grafschaften von Grund auf geändert hatte.

Der Graf, vom König mit der Banngewalt beliehen, war ursprünglich dessen unmittelbarer Vertreter im Gerichts- und Heerwesen, der höchste ordentliche Beamte der lokalen Verwaltung gewesen und hatte sein Amt auf Lebenszeit innegehabt. Mit dem Aufkommen des Lehnswesens, das dem gesamten politischen Leben des Mittelalters sein Gepräge aufgedrückt hat, begann sich dieser Amtscharakter allmählich zu verwischen; mehr und mehr betrachtete man die Grafschaften als Lehen, und es konnte nicht ausbleiben, daß der Grundsatz, der Erblichkeit, der auf alle Lehen Anwendung fand, auch für diese Amtslehen Geltung gewann. Die bedeutende und verhängnisvolle Rolle, die der Partikularismus in der deutschen Geschichte gespielt hat, ist zum Teil wenigstens durch diese Entwicklung ermöglicht worden, die den Einfluß der Zentralgewalt schwächte und die Macht der erblichen Grafenfamilien



Ruine Schauenburg, Nordostansicht

in gleichem Maß hob. Die Grafschaften als erbliche Lehen waren eine Keimzelle des späteren Landesfürstentums. Aber sie waren nicht die einzige. Dieselben Jahrhunderte, in denen sich die Umbildung der Grafschaften zu Lehen vollzog, waren Zeugen tiefgreifender wirtschaftlicher und sozialer Wandlungen, die auch auf die Struktur der staatlichen Einrichtungen nicht ohne Einfluß blieben. Nach altgermanischem Rechtsgrundsatz fiel alles eroberte und herrenlose Land dem König zu. Es kann kaum bezweifelt werden, daß die karolingischen Herrscher auch nach der endgültigen Niederwerfung und Aufhebung des alemannischen Herzogtums von diesem Recht Gebrauch machten und ebensowohl die herzoglichen Ländereien wie die unbesiedelten Gebiete, die gerade in der Schwarzwaldgegend noch von beträchtlichem Umfang gewesen sein müssen, für den königlichen Fiskus beanspruchten. Den-

⁸⁾ Vgl. Mon. Germ. DO. I (= Diplomata Ottonis I) 224; DO. II 51; DO. III 158, 273; D. H. II 57, 69, 161, 167. Kuno und Konrad sind nicht identisch, wie Ruppert, Mortenau I 15, angibt, denn der Name Konrad in DO. III 273 ist irrtümlich; der Kanzleischreiber hat die Namen bereits verstorbener Grafen gedankenlos aus seiner Vorlage abgeschrieben, vgl. Sickel, Kaiserurkunden in der Schweiz 63 f.

noch waren es in der Regel keine größeren geschlossenen Gebietskomplexe, die auf diese Weise in der Hand der Herrscher vereinigt wurden. Einerseits blieb der Besitz der freien Bauern in der Regel wohl von dem königlichen Aneignungsrecht ausgeschlossen und bestand, wenn auch in allmählich sich wandelnden Formen⁹⁾, weiter fort, andererseits begann sich schon in der Karolingerzeit auf Kosten des reichlich verschenkten Königsgutes ein Großgrundbesitz geistlicher und weltlicher Herren herauszubilden, der teils auf gesetzlichem, teils auf ungesetzlichem Wege allmählich immer mehr staatliche Rechte für sich beanspruchte und dadurch eine Bresche in das System der fränkischen Grafschaftsverfassung schlug. Ihren gesetzmäßigen Ausdruck fand diese Abbröckelung der staatlichen Hoheitsrechte in dem Begriff der *Immunität*, durch den die Amtsgewalt der Grafen in den für „immun“ erklärten grundherrschaftlichen Gebieten zuerst eingeschränkt, später ganz ausgeschaltet wurde. Die ausgedehnten kirchlichen Besitzungen erfreuten sich der Immunität meist schon in früher Zeit¹⁰⁾. Die Hintersassen der betreffenden Grundherrschaft waren dadurch gegen unmittelbare Belangung durch den ordentlichen Richter, den Grafen, geschützt und unterstanden dem Immunitätsgericht, das der vom Grundherrschaft ernannte Vogt leitete. Die Ausdehnung der vogteilichen Rechte auf die im Bereich der Grundherrschaft ansässigen freien Leute und die benachbarten Hintersassen fremder Grundherren war nur eine Frage der Zeit und eine natürliche Folge der Streulage, in die der große Grundbesitz fast ausnahmslos zersplittert war¹¹⁾.

Am Ende dieser Entwicklung standen die *Vogteien* als gleichberechtigte Hoheitsbezirke neben den alten Grafschaften. Daß den letzteren daraus die empfindlichsten Einbußen erwachsen, liegt auf der Hand, aber in vielen Fällen wußten die gräflichen Familien diesen Verlust auszugleichen, indem sie die Kirchenvogteien als Lehen mit ihrer Grafschaft vereinigten. Was die Staatsgewalt an Hoheitsrechten verlor, ging auf diese Weise an die großen Geschlechter über und verstärkte die Tendenzen der territorialen Machtentwicklung. Es lag ja auch in der Natur der Dinge begründet, daß die Kirche, die als solche nach den kanonischen Grundsätzen die Blutgerichtsbarkeit nicht selbst ausüben konnte, bei der Übertragung der Vogteien die angesehensten Großen der Nachbarschaft bevorzugte, die als Inhaber großen Grundbesitzes und gräflicher Rechte die Wahrung der vogteilichen Autorität und in Notfällen den Schutz der kirchlichen Güter verbürgten. Daß diese mächtigen Vögte ihre Stellung häufig nicht zum Nutzen, sondern zum Schaden der Kirchen verwalteten, nimmt nicht wunder, aber eben die Differenzen, die sich fast

9) Sehr häufig fand Auftragung freien Gutes an eine Kirche statt mit Vorbehalt lebenslänglicher Nutznießung oder sonstigen einschränkenden Bedingungen. Wir haben für die Ortenau einen solchen Fall aus dem Jahre 861, in dem die Brüder Thethart und Bubo ihren Besitz „in pagello Morinauginse“ dem Kloster St. Gallen überlassen. UB. v. St. Gallen II 386.

10) Für die Ortenau haben wir Zeugnisse aus dem 9. Jahrhundert. Der ortenausche Besitz des französischen Klosters St. Denis genießt Immunität i. J. 866, Württemb. UB. I 166, Nr. 141. Das Kloster Schuttertern scheint um 877—880 die Immunität erlangt zu haben, vgl. in der Ausgabe der Mon. Germ. die Vorbemerkung zu der Bestätigungsurkunde Heinrichs II, DH. II 209.

11) So ist es durchaus charakteristisch für die mittelalterlichen Besitzverhältnisse, daß auch weit entlegene kirchliche Anstalten in der Ortenau begütert waren, St. Denis (siehe oben Anm. 10), St. Gallen (siehe oben Anm. 9), Chur i. J. 961, DO. I 224, Peterlingen i. J. 998, DO. III 273.



Gengenbach, Rathaus

allenthalben hieraus ergaben, beweisen zur Genüge, welche Bedeutung die Erwerbung kirchlicher Vogteien für die Förderung weltlicher Machtbestrebungen hatte. Die Stellung, welche die Zähringer seit dem Beginn des 11. Jahrhunderts in der Ortenau einnahmen, bietet für diese Verhältnisse ein treffendes Beispiel.

Bezelin von Villingen, der Stammvater des zähringischen Hauses, war ein häufig gesehener Gast am Hofe Heinrichs II., den er auch nach Italien begleitet hat. Der Gunst der Kaisers verdankte er wohl die Verleihung der Ortenau, als deren Graf er zuerst im Jahre 1016 bezeugt wird¹²⁾. Es war freilich nicht mehr die Ortenau in ihrem alten oben gekennzeichneten Umfang, die dadurch an das Haus Zähringen gelangte. Wenige Jahre zuvor hatte Heinrich II. seine Lieblingsgründung, das Bistum Bamberg, in unerhört reicher Weise mit Besitzungen ausgestattet, die sich vom mittleren Deutschland bis nach Kärnten erstreckten und im Westen den Rhein erreichten. In der Ortenau gehörten dazu die Klöster Gengenbach und Schuttern und der Hof Nußbach¹³⁾, die dadurch in die Immunität des Hochstifts Bamberg einbezogen und so von der Amtsgewalt des Ortenaugrafen befreit wurden. Es ist zu vermuten, daß Bezelin gleichzeitig mit der Grafschaft auch die Vogtei über diese bambergischen Güter erwarb, die im Besitz seiner Nachkommen erscheint und nach dem Aussterben des Geschlechtes den Gegenstand jahrzehntelanger Kämpfe bildete.

¹²⁾ Friesenheim in comitatu Berchtoldi in pago Mortinouua. DH. II 348. Die Identität dieses Berthold mit Bezelin ist nicht zweifelhaft, da nach Bezelines Tode (15. Juli 1024) sofort sein Sohn Berthold im Besitz der Grafschaft erscheint: 1025 Schuttern in pago Mortenowa in comitatu Bertholdi comitis. DK. II 13.

¹³⁾ Gengenbach: Mon. Germ. DH. II 167; für Schuttern ist nur die Bestätigungsurkunde Konrads II. v. J. 1025 erhalten: DK. II 13; Nußbach: DH. II 156.

Welchen Umfang diese Vogtei hatte, lassen erst die Urkunden und Verträge des 13. Jahrhunderts mit hinreichender Deutlichkeit erkennen. Zum Kloster Gengenbach gehörten Offenburg, Ortenberg, der Ort Gengenbach, Zell und Harmersbach, also fast das ganze Kinzigtal, das Kernstück der Ortenau, sowie im Süden Mahlberg und Ichenheim. Dazu kam das Kloster Schuttern mit seinem Besitz, der gerade im Jahre 1016 noch eine bedeutende Vermehrung erfuhr¹⁴⁾. Dieses umfangreiche Vogteigebiet in Verbindung mit den Grafschaftsrechten und einem nicht unbeträchtlichen Allodialbesitz sicherte den Zähringern den vorwaltenden Einfluß im Gebiet der Ortenau. Der Ursprung der zähringischen Allodien in dieser Gegend ist nicht aufzuklären; jedenfalls erstreckten sie sich im wesentlichen auf das Renchtal, das wohl überhaupt erst durch die Zähringer der völligen Besiedelung erschlossen wurde.

Bezels Sohn, Berthold I., erbte nach dem Tode des Vaters die ortenauschen Besitzungen und Rechte¹⁵⁾. Da er hiermit die Grafschaft im Breisgau, Thurgau und Albgau vereinigte, nahm er in den Oberrheinlanden eine gebietende Stellung ein, die es ihm nahelegen mußte, bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit die Hand nach einem Herzogtum auszustrecken. In der Tat wurde ihm 1061 das Herzogtum Kärnten zugesprochen, von dem er, ohne es je betreten zu haben, wenigstens den herzoglichen Titel für sich und sein Haus erlangte. Mit dieser Standeserhöhung wird es wohl zusammenhängen, daß Berthold damals seine Grafschaften, mit Ausnahme des Breisgaus, in dem seine Stammgüter lagen, aufgab. In der Ortenau erscheinen wieder Grafen, die mit dem zähringischen Hause in keinem erweisbaren verwandtschaftlichen Zusammenhang stehen, 1064 Wernhard, 1070 Luitfrid¹⁶⁾. Die Urkunde, die den letzteren nennt, vermittelt uns außerdem die Erkenntnis, daß Ottenheim eine der Mal- oder Gerichtsstätten der Ortenau war, sicherlich nicht die einzige, denn Kinzigdorf (das später in Offenburg aufgegangen ist) erscheint schon am Anfang des 10. Jahrhunderts in der gleichen Bedeutung¹⁷⁾ und könnte wegen seiner zentralen Lage am ehesten als Hauptdingstätte der ganzen Ortenau in Frage kommen. Dafür spricht auch der Wortlaut unserer Urkunde, der den Ort Ulm „*in pago Mortenowa in comitatu Chinzibdorf et Ottenheim*“ gelegen sein läßt. Daß statt des zu erwartenden Ausdrucks „*in comitatu Luitfridi*“ die Bezeichnung der Grafschaft nach zwei Dingstätten gewählt wird, ist sehr absonderlich und schwer zu erklären¹⁸⁾, aber es berechtigt doch nicht im mindesten zu der von Mone und anderen Forschern mit großer Sicherheit vorgetragenen Behauptung, die Ortenau sei damals in zwei Grafschaften, Kinzigdorf und Ottenheim, zerfallen. Wenn dies wirklich gemeint wäre, hätte ja Ulm nach Angabe der Urkunde in beiden Grafschaften zugleich liegen müssen! Vielmehr läßt gerade diese Stelle, da Ulm im Norden, Ottenheim im Süden unserer Landschaft liegt, mit zweifelloser Deutlichkeit erkennen,

14) Heinrich II. schenkte den Ort Heiligenzell, eine Hufe in Friesenheim und sechs Hufen in Plobsheim „*de nostro iure ac dominio*“, also Königsgut. DH. II 348.

15) Vgl. die Urkunden DK. II 13; 180; St. 2358, 2547, in denen Berthold als Ortenaugraf erscheint.

16) Stumpf, Die Reichskanzler, 2642 a; Schöpflin, Als. diplom., I 174 nr. 221.

17) *in publico mallo in oppido quod dicitur Chinzibdorf*. Würdtwein, Nov. subsid. III 350. Die Urkunde ist zwar verfälscht, und es bleibt deshalb zweifelhaft, ob diese Angabe wirklich für das 10. Jahrhundert zutrifft, aber in keinem Falle konnte sie der Fälscher ganz aus der Luft greifen.

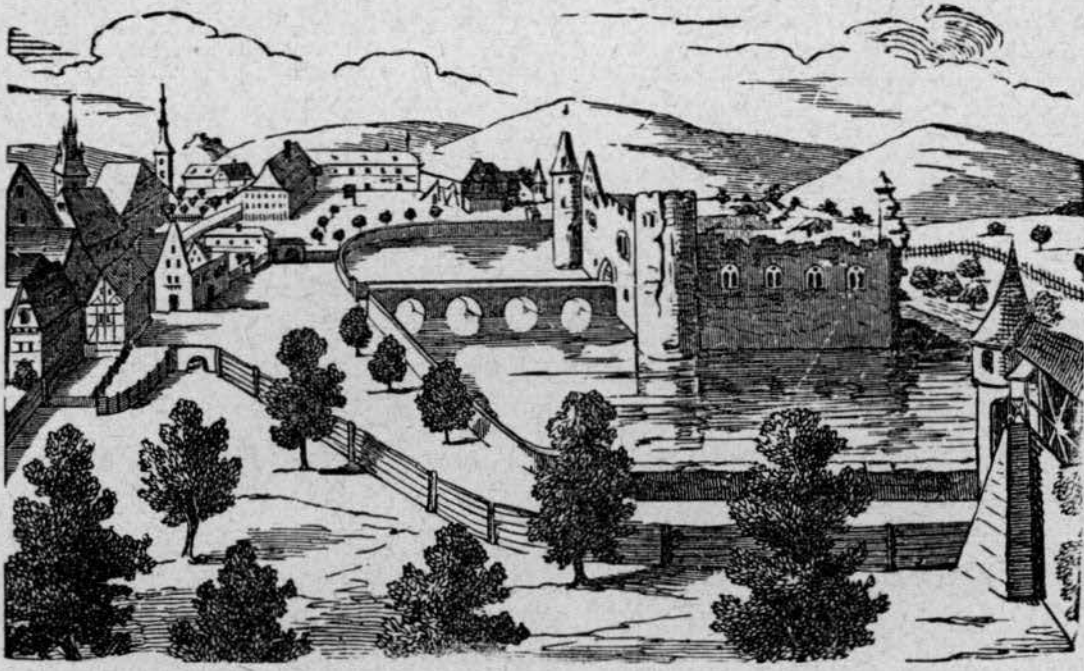
18) Der Deutungsversuch Th. Müllers, ZGORh. (= Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins) NF. VIII 427 scheint mir Beachtung zu verdienen.

daß die Ortenau, soweit sie nicht mit Immunitätsgebieten durchsetzt war, noch immer eine einzige Grafschaft bildete. Auch in den sonstigen Urkunden findet sich nicht der geringste Anhaltspunkt dafür, daß jemals mehrere Grafschaften nebeneinander bestanden, also mehrere Grafen gleichzeitig amtiert hätten. Die Grenzen der Grafschaft Ortenau scheinen während ihres ganzen Bestehens mit denen des alten Gaus zusammengefallen zu sein, also wirklich eine „Gaugrafschaft“ umschlossen zu haben. Daß die königliche Kanzlei es für nötig hielt, Gau- und Grafschaftsbezeichnung nebeneinanderzustellen, kann hiergegen kaum ins Feld geführt werden. Da viele Gae in mehrere Grafschaften geteilt waren, hatte sich dieser Kanzleigebrauch herausgebildet, und es läßt sich wohl denken, daß er pleonastisch auch in solchen Fällen bestehen blieb, wo eine derartige Unterscheidung nicht nötig gewesen wäre.

Berthold von Zähringen hatte seine Erhebung zum Herzog von Kärnten der Kaiserinwitwe Agnes, der Mutter Heinrichs IV., zu verdanken. Die vormundschaftliche Regierung dieser Frau führte ein Zeitalter weltbewegender Kämpfe herauf, das die Brandfackel der Entzweiung auch in die stillen klösterlichen und dörflichen Niederlassungen der Ortenau schleuderte. Die leider sehr spärlichen Gengenbacher Annalen lassen das mehr ahnen als erkennen, aber auch ohne ihre kargen Andeutungen müßte man als selbstverständlich annehmen, daß die Ortenau von dem jahrelangen Ringen zwischen Fürstentum und Zentralgewalt, Kaisertum und Papsttum in Mitleidenschaft gezogen wurde. Denn die einflußreichsten Machthaber des Gebiets, der Zähringer und der Bischof von Straßburg, gehörten entgegengesetzten Parteilagern an. Berthold stand im Verein mit dem Schwabenherzog und späteren Gegenkönig Rudolf von Rheinfeldern in einer fast ununterbrochenen Opposition gegen Heinrich IV., während Bischof Werner von Straßburg, der dem päpstlichen Bann trotzte und den König nach Kanossa begleitete, zu dessen unentwegtesten Anhängern zählte. Die Gengenbacher Abtliste gibt ein Beispiel dafür, wie sich die großen Gegensätze allenthalben geltend machten. Der frühere Reichenauer Abt Ruotpert, vom Papst mit dem Banne belegt, hatte es wohl dem Einfluß der königlichen Partei zu danken, daß er im Jahr 1074 die Abtei Gengenbach erhielt. Willo, der nach Ruotperts Ermordung 1075 folgte, verfiel gleichfalls der Exkommunikation; er wurde vertrieben und mußte in Mainz eine Zuflucht suchen. Jahrelang war dann die Abtei verwaist, und als 1089 die Wahl eines neuen Abtes zustande kam, mußte doch der Gewählte sogleich wieder den Machenschaften des Propstes Berthold weichen und konnte erst 1096 unter dem Schutz Bertholds II. von Zähringen, der sich mit Gewalt des Klosters bemächtigte, zurückkehren. Wer die Grafschaft Ortenau in diesen bewegten Zeiten verwaltet hat, ist uns nicht überliefert. Ein im Jahr 1092 verstorbener Graf Burchard von Staufenberg, dessen Name in den Schenkungsbüchern der Klöster Hirsau und Reichenbach auftaucht, kann mit einiger Sicherheit auf die Ortenau bezogen werden, da sein Stammsitz wohl in der Burg Staufenberg bei Durbach zu suchen ist. Seine Beziehungen zu den Zähringern legen die Vermutung nahe, daß er von diesen mit der Grafschaft betraut wurde, um der königlichen Partei, besonders dem Bischof von Straßburg, im westlichen Schwaben Widerpart zu halten.

Mit der schon nicht mehr ganz sicheren Nennung dieses Grafen Burchard verschwindet die Grafschaft Ortenau endgültig aus der Geschichte. Gleichwohl wird man annehmen müssen, daß sie noch bis zum Aussterben der Zähringer im alten Umfang fortbestand und von dem herzoglichen Hause mitverwaltet wurde. Berthold II., der Schwiegersohn des Gegenkönigs Rudolf von Rheinfelden, setzte zwar noch geraume Zeit nach seines Vaters Tode (1078) dessen Politik fort und erlangte sogar 1092 von welfischer Gnade die schwäbische Herzogswürde als Prätendent gegen die königstreuen Hohenstaufen. Aber wenige Jahre später, 1098, machte er mit Heinrich IV. seinen Frieden, wohl kaum ohne für seinen Verzicht auf das Herzogtum Schwaben gewisse Gegenleistungen zu verlangen, als welche man sich am ehesten die Rückgabe der früher von den Zähringern innegehabten Grafschaften denken könnte. Gerade für die Ortenau allerdings ist in Ermangelung jeglichen Zeugnisses kein strikter Nachweis zu erbringen, aber man wird sich bei Beurteilung dieser immerhin auffälligen Tatsache vor Augen halten müssen, daß die Interessen des zähringischen Hauses im 12. Jahrhundert eine andere Richtung einschlugen und größere Ausmaße annahmen. Zur Sorge um die breisgauischen Hausgüter, das Stammkloster St. Peter und die neugegründete Stadt Freiburg trat bald die Verwaltung des burgundischen Rektorats, in dem die Zähringer einen gewissen Ersatz für die entgangenen Herzogtümer Kärnten und Schwaben erblicken konnten. Beim Aufbau dieser neuen südwestdeutschen Hausmacht trat die Ortenau, die ganz an ihrem äußersten Ende gelegen war, naturgemäß an Bedeutung zurück. Die dort gelegenen Hausgüter scheinen vorzugsweise als Heiratsgut der Töchter oder zur Ausstattung jüngerer Söhne gedient zu haben. So kam die Schauenburg bei Oberkirch an Liutgard, die Tochter Bertholds II., bei ihrer Vermählung mit Gottfried von Calw und stand nach des letzteren Tod im Mittelpunkt eines Erbfolgestreites zwischen Konrad von Zähringen, der die Feste seinem Hause erhalten wollte, und dem Herzog Welf, dessen Ansprüche sich auf seine Vermählung mit Uta, einer Verwandten¹⁹⁾ der zähringischen Liutgard, gründeten. Konrad, mit den Staufern verbündet, belagerte Schauenburg im Jahre 1133, aber König Lothar, dem der gemeinsame Kampf der Zähringer und Staufern gegen die Welfen nicht erwünscht war, wußte ihn zur Aufhebung der Belagerung und wohl auch zum Abschluß eines Vergleichs zu bewegen, durch den die zähringischen Rechte wenigstens vorläufig ausgeschaltet wurden. Denn Uta lebte noch bis mindestens 1196 auf der Schauenburg, von der sie den Titel „Herzogin von Schauenburg“ annahm. Durch die Gründung des benachbarten Prämonstratenserklosters Allerheiligen hat sie sich im kirchlichen Leben des Landes ein bleibendes Denkmal gesetzt. Zu den Stiftern dieses neuen Gotteshauses gehörte auch ein jüngerer Bruder Herzog Bertholds IV., Hugo von Ullenburg. Sein Name beweist schon, daß er auf den zähringischen Gütern in der Ortenau residierte, außerdem aber hat uns ein Urbar des Klosters Tennenbach ausdrücklich überliefert, daß Hugo bei der Teilung mit seinen Brüdern bedeutenden Besitz an Eigen- und Lehensgut im Breisgau und in der Ortenau erhielt und

¹⁹⁾ Das sehr dunkle Verwandtschaftsverhältnis zwischen Uta und Liutgard hat man auf die verschiedenste Weise aufzuhellen versucht. Nach der neuesten Erklärung von Möller (ZGORh., NF. 39, 515 ff.) wäre Uta nicht die Tochter, sondern die Nichte der Liutgard.



Ansicht der Tiefburg Lahr von Nordwesten

daß nach seinem Hinscheiden, da er selbst kinderlos war, die Allodien an seinen Bruder Albert von Teck fielen, die Lehen aber an seinen Neffen Berthold V.²⁰⁾. Zu den Lehen gehörte auch die Ullenburg selbst, die sich seit dem Jahre 1070 im Eigentum des Straßburger Hochstifts befand. Wir dürfen aus diesen Nachrichten mit völliger Sicherheit schließen, daß die Zähringer noch das ganze 12. Jahrhundert hindurch das herrschende Geschlecht in der Ortenau waren. Der Verwaltung und militärischen Sicherung ihrer umfangreichen, aber zerstreuten Besitzungen dienten die Ministerialen, ein Stand unfreier Rittergeschlechter, der eben damals durch den Heer- und Hofdienst und die dadurch bedingten Beziehungen zum Fürstentum aus der Unfreiheit zu einer geachteten sozialen Stellung und großem Einfluß emporzusteigen begann. Da sich diese Geschlechter nach ihren Wohnsitzen zu nennen pflegten, können wir ihre Ausbreitung über den ganzen Landstrich vom Schutterbis zum Renchtal verfolgen. Ihre Burgen, deren Trümmer noch heute von den Kuppen des Schwarzwaldes auf eine fremdgewordene Welt herabschauen, verliehen der Landschaft ein neues Gepräge. Sie waren die militärischen und administrativen Brennpunkte der Gebiets Herrschaft. Tiefburgen sicherten auch die Kreuzungen der großen Verkehrsstraßen in der Rheinebene; einige von ihnen wie Lahr und Offenburg wurden später die Ausgangspunkte für die Anlage städtischer Siedelungen.

Der Letzte des Geschlechtes, das diesen bedeutenden Besitz sein eigen nannte, Herzog Berthold V., starb im Jahre 1218. Sein Hinscheiden gab das Signal zu einem langwierigen Erbfolgestreit, der eine vollständige Umwälzung der Machtverhältnisse am Oberrhein herbeiführte und somit auch in der Geschichte der Ortenau eine neue Epoche einleitet.

²⁰⁾ Freib. Diöz. Archiv XIV 86.

II. Der zähringische Erbfolgestreit und die Entwicklung der Territorien. Die Ortenau im ausgehenden Mittelalter.

Die Schwestern des letzten Zähringers, Agnes und Anna, waren mit den Grafen Egeno IV. von Urach und Ulrich von Kiburg vermählt. Zwischen diesen nächstberechtigten Erben wurde der Allodialbesitz so geteilt, daß Kiburg die linksrheinischen Lande in der Schweiz, Urach die rechtsrheinischen erhielt. Während sich aber die Kiburger unangefochten in den Besitz ihrer Erbschaft setzen konnten, stieß das Haus Urach auf die entgegenstehenden Ansprüche einiger Mitbewerber, die zu langwierigen Auseinandersetzungen Anlaß gaben. Neben zwei abgezweigten Linien des zähringischen Stammes, den Herzögen von Teck und den Markgrafen von Baden, trat vor allem König Friedrich II. auf den Plan, der den Todesfall zur Stärkung der staufischen Hausmacht und zum Ausbau des Reichsgutes am Oberrhein auszunutzen strebte. Auf welche Rechtsgründe er diese Bestrebungen stützte, ist nicht klar zu ersehen. Aber ob nun eine sehr entfernte Verwandtschaft der Staufer mit den Zähringern als Argument ins Feld geführt wurde oder nicht, jedenfalls scheint Friedrich das Bewußtsein gehabt zu haben, daß es um die Rechtsgrundlage seiner Ansprüche schlecht bestellt sei, und um diesem Übelstand abzuhelpen, kaufte er den Herzögen von Teck ihr Erbrecht ab. Auf Grund einer im September 1218 mit den Urachern getroffenen Vereinbarung, deren Inhalt uns nicht näher bekannt ist, muß er auch alsbald einen großen Teil der zähringischen Güter okkupiert haben, in der Ortenau außer dem Eigengut im Renchtal, das von Hugo von Ullenburg an das Haus Teck gefallen war, auch die bambergischen Kirchenlehen, denn schon im November 1218 urkundet er auf dem bambergischen Schlosse Mahlberg und bezeichnet bei dieser Gelegenheit das alte zähringische Ministerialengeschlecht von Roggenbach als seine Getreuen. Der junge Egeno V., der im Namen seiner Eltern die Ansprüche der Uracher vertrat, war begreiflicherweise mit dieser Lösung der Erbfolgefrage wenig zufrieden und rief die Entscheidung der Waffen an. Nur dem Umstande, daß dem König daran gelegen sein mußte, für die dringenden Aufgaben seiner italienischen Politik freie Hand zu bekommen und einem befriedeten Deutschland möglichst bald den Rücken kehren zu können, hatte es Egeno zu verdanken, daß seine Auflehnung ihm nicht zum Unheil wurde. Im September 1219 kam in Hagenau ein Vertrag zustande, in dem Friedrich auf die von den Herzögen von Teck erkauften Erbrechte und Eigengüter zugunsten Egenos verzichtete. Im übrigen sollte es beim bestehenden Zustand bleiben. Die bambergischen Kirchenlehen, die der König auf Grund der Ulmer Abmachung besetzt hatte, behielt er also auch weiterhin und suchte einige Jahre später diesen Besitz sich und seinem Hause zu sichern, indem er dem Bischof Ekbert von Bamberg „das Lehen seiner Kirche in der Mortenau, das früher der Herzog von Zähringen von dieser Kirche zu Lehen getragen hatte“, für 4000 Mark Silber abkaufte.

Die Verwaltung dieses neuen Reichgutkomplexes, der einen großen Teil der Ortenau ausmachte, wurde nun durch eine auf die Dauer berechnete Organisation geregelt, über die wir glücklicherweise durch die unschätzbaren, von Schulte ver-

öffentlichem *Acta Gengenbacensia*²¹⁾ einigen Aufschluß erhalten. Als oberster Reichsbeamter wird ein Herr von Bodman genannt, der nach Schultes kaum abzuweisender Verbesserung²²⁾ den Titel *procurator*, d. h. Statthalter, geführt haben wird und dem das Landgericht (*iudicium provinciale*) übertragen war. Er dürfte also, wie früher die Zähringer, die noch übrigen ortenauischen Grafschaftsrechte mit der Vogtei über die bambergischen Kirchengüter vereinigt haben. Doch war seine Stellung von der seiner letzten Vorgänger grundverschieden. Die königlichen Prokuratoren des 13. Jahrhunderts waren wieder, wie die Grafen der karolingischen Zeit absetzbare Beamte²³⁾. Ihre Einsetzung bedeutete einen entscheidenden Schritt über das Lehnswesen hinaus, den Anfang eines Berufsbeamtentums, das später in allen Teilen der Staatsverwaltung Eingang fand. Dem Landrichter standen als Lokalbeamte königliche Schultheißen in Offenburg und Mahlberg zur Seite; daß sie nicht rein städtische Schultheißen waren, zeigt ein Schreiben König Heinrichs vom September 1233, worin er ihnen vorwirft, das Kloster Gengenbach nicht gegen seine Bedränger geschützt zu haben; beide Schultheißen hatten also in Vertretung des Königs oder Landrichters die Rechte und Pflichten der Klostervogtei auszuüben. Neben ihnen wird noch ein Vogt Reinbold von Ortenberg genannt, den Krieger als ersten in der Reihe der Ortenauer Landvögte aufzählt²⁴⁾; so umfassende Befugnisse kann er aber neben dem Landrichter und zwei Reichsschultheißen kaum gehabt haben, es wird in ihm eher ein Burgvogt mit wesentlich militärischen Funktionen zu erblicken sein.

Auch auf die wirtschaftliche Hebung der Besitzungen in der Ortenau war Friedrich eifrig bedacht. Offenburg, neben der alten Malstätte Kinzigdorf im Anschluß an eine zähringische Burg erwachsen, wurde wohl damals endgültig zur Reichsstadt erklärt und zum Sitz einer königlichen Münzstätte gemacht. Den Markt, den die Bischöfe von Straßburg in Ettenheim eingerichtet hatten, verlegte Friedrich nach Mahlberg. Darüber entspann sich ein fünfzehnjähriger Streit mit dem Bistum, der erst im Jahre 1236 dahin entschieden wurde, daß die Märkte an beiden Orten bestehenbleiben, aber an verschiedenen Tagen abgehalten werden sollten. Auch andere Differenzen wurden damals geregelt. Die bischöflichen Rechte und Güter in Offenburg, deren Vogtei einst die Zähringer innegehabt hatten, verblieben als Lehen in der Hand des Kaisers²⁵⁾.

Schließlich aber hatte diese Einigung zwischen dem Kaiser und dem Bistum Straßburg ebensowenig Bestand, wie die Regelung der zähringischen Erbschaftsfrage. Es ist bekannt, daß Friedrich II. den geistlichen und weltlichen Fürsten Deutschlands weitgehende Rechte verliehen hat, deren Ausbau zur uneingeschränk-

21) ZGORh. NF. IV.

22) a. a. O. S. 101 Anm. 1.

23) Zu 1234 berichten die *Acta Gengenbacensia*, daß der Herr von Bodman „a iudicio provinciali auctoritate regia secernitur“.

24) Topogr. Wörterbuch II 436.

25) Es ist ganz irreführend, wenn öfters behauptet worden ist, der Bischof habe 1236 auf die Stadt Offenburg verzichtet. Offenburg gehörte zu Gengenbach, war also bambergisches Lehen und wurde nach dem Übergang dieses Lehens von den Zähringern an die Hohenstaufen Reichsstadt. Auf die Stadt als Ganzes hatten die Straßburger Bischöfe kein Anrecht; in den einschlägigen Urkunden ist denn auch stets nur von den Gütern und Rechten der Straßburger Kirche in Offenburg die Rede.

ten territorialen Landeshoheit nur noch eine Frage der Zeit sein konnte. Das Aufgehen des Kaisers in einer Weltpolitik, deren Mittelpunkt Italien bildete und seine dadurch bedingte jahrelange Abwesenheit vom Reich taten der königlichen Autorität den schwersten Eintrag. Seine Absetzung durch den Papst und das Aussterben des hohenstaufischen Geschlechtes führten vollends einen Zustand allgemeiner Anarchie herbei, der für die ehr- und ländergierigen Bestrebungen der Territorialherren den günstigsten Nährboden abgab. Jeder griff zu, wo er konnte, um für sich und sein Haus die unwiederbringliche Gelegenheit zu nutzen; das schutzlose Reichs-



Einige Typen (Pfennige) der Offenburger Reichsmünze

1. Engel mit Kreuz, König auf dem Thron mit Blumenzepter und Kreuz. 2. Engel mit Kelch, Brustbild des Königs mit Kreuz und Blütenzepter. 3. Kombination von 1 und 2. 4. Kirchenportal und König mit Reichsapfel und Zepter. 5. Kirchengiebel mit 2 Engeln, König. 6. Obol (Halbpfennig) wie 5 Museum, Offenburg

gut vor allem war jedem kecken Zugriff ausgeliefert, und wer den Kaiser und seine Anhänger nach Kräften schädigte und beraubte, konnte noch dazu päpstlicher Lobsprüche und klingender Belohnung sicher sein, denn die Kurie scheute — besonders unter Innocenz IV. — nicht davor zurück, auch die offenkundigsten Rechtsbrüche ihrer Anhänger, wenn sie nur dem Interesse der päpstlichen Politik dienten, zu sanktionieren.

Wie im ganzen Reich, so haben auch in der Ortenau die Besitz- und Hoheitsverhältnisse durch diese Ereignisse eine grundstürzende Umwälzung erfahren. Zu den eifrigsten Anhängern des Papsttums im südwestlichen Deutschland gehörte der Straßburger Bischof Heinrich III. von Stahleck. Bald nach der Absetzung des Kaisers, die auf dem Lyoner Konzil des Jahres 1245 ausgesprochen wurde, eröffnete er einen planmäßigen Feldzug gegen die staufischen Besitzungen zu beiden Seiten des Oberrheins. Sein Einvernehmen mit der Kurie war so allgemein bekannt, daß der Straßburger Chronist Ellenhard geradezu den Ausdruck gebrauchen konnte, der Bischof habe bei diesem Vorgehen auf Befehl des Kardinaldiakons und Legaten Petrus gehandelt. Das ganze Kinzigtal von Offenburg bis Hausach fiel in seine Hände; seine Parteigänger, die Herren von Geroldseck, setzten sich in den Besitz der Feste Mahlberg. Der Papst säumte nicht, diese Eroberungen mit seiner Autorität zu decken; im Juni 1248 erhielt der Bischof von Innocenz IV. die Erlaubnis, die genommenen Plätze zu behalten²⁰⁾. Es war nun die Frage, wie sich das Haus Urach,

²⁰⁾ Die Urkunde (Schöpflin, Als. dipl. I 366 Nr. 462) ist früher fälschlich dem Papst Gregor IX. zu-

das doch erst vor kurzem sehr widerwillig diese bambergischen Lehen dem Kaiser eingeräumt hatte, zu dieser gewaltsam herbeigeführten Änderung stellen würde. Von den Söhnen Egenos V. verzichtete der jüngere, Heinrich von Fürstenberg, bereits im Jahre 1250 auf alle seine Rechte in Offenburg, Ortenberg und Gengenbach zugunsten der Straßburger Kirche und behielt sich nur einige Plätze des mittleren Kinzigtales vor, Steinach, Haslach und Biberach, die mit seinen in der Baar und im östlichen Schwarzwald gelegenen Hauptlanden in unmittelbarer Verbindung standen; er vereinigte damit seit der Erbteilung zwischen den Häusern Fürstenberg und Freiburg, die zu Ende der vierziger Jahre stattgefunden hatte, auch noch die alten zähringischen Allodien im Renchtal. Egenos älterer Sohn, Konrad von Freiburg, verzichtete schon deshalb auf ein Vorgehen gegen den Straßburger Bischof, weil er gleich ihm zu den Anhängern der kirchlichen Partei zählte. Mit Besorgnis mußte es ihn aber erfüllen, daß die Herren von Geroldseck im Süden der Ortenau, also in unmittelbarer Nähe seiner eignen breisgauischen Besitzungen, ihre Macht ausdehnten. Es gelang ihm auch, im Jahre 1250 die Burg Lahr zu erobern und den Walther von Geroldseck gefangenzunehmen, aber von dauerndem Erfolg war dies Ereignis nicht begleitet. Der Geroldsecker verstand, das neu eroberte Mahlberg festzuhalten.

Wie berechtigt die Besorgnisse Konrads von Freiburg gewesen waren, sollte sich bald darauf zeigen. Walther betrieb in der Tat eine Territorialpolitik großen Stils, die nicht weniger bezweckte, als dem Hause Geroldseck eine ausgesprochene Vormachtstellung in den oberrheinischen Landen zu verschaffen. Sein älterer Sohn Hermann erlangte im Jahre 1261 von König Richard die Übertragung der Landvogteien im Elsaß, im Breisgau und in der Ortenau, der jüngere, Walther, hatte schon ein Jahr vorher den Straßburger Bischofsstuhl bestiegen. Die Skrupellosigkeit, mit der die Geroldsecker diese Machtfülle und das Fehlen einer königlichen Autorität zum Schaden des Reiches und zur Unterdrückung der städtischen Freiheiten ausnutzten, führte jedoch bald zu einer Katastrophe. Das aufstrebende und selbstbewußte Bürgertum der Stadt Straßburg brachte eine geschlossene Koalition der benachbarten Mächte zusammen, die fast alle das Emporsteigen des Hauses Geroldseck mit eifersüchtigen Blicken verfolgten. Die Schlacht bei Hausbergen (8. März 1262) brachte den Verbündeten einen vollen Erfolg. Der Landvogt Hermann war unter der Zahl der Gefallenen, sein Bruder Walther überlebte den unseligen Tag, der ihn aus der Höhe ehrgeiziger Hoffnungen jäh herabstürzte, nur um ein Jahr. Der Vater der beiden, der alte Walther von Geroldseck, verhartete noch im Kriegszustand gegen seine Feinde, aber man war auf beiden Seiten lahm und ohne Tatenlust und schloß denn auch endlich zu Kappel a. Rh. am 24. Juli 1266 einen lahmen Frieden, der nur den Austausch der Gefangenen und Verzicht auf Schadenersatz festlegte. Von einschneidender Bedeutung war dieser sogenannte waltherianische Krieg eigentlich nur für die innere Geschichte des Bistums und der Stadt Straßburg, er befreite die Bürgerschaft endgültig von der bischöflichen Bevormundung; dagegen hat er die territorialen Verhältnisse, besonders auf dem rechten Rheinufer, nicht wesentlich verändert. Das Haus Geroldseck konnte seine Er-

geschrieben worden. Bei Heyck (S. 500) und andern Forschern findet sich daher die irrtümliche Angabe, bereits Bischof Berthold von Teck habe im Jahre 1232 diesen Feldzug unternommen.

werbungen in der Ortenau behaupten und zu einem geschlossenen Territorium ausbilden, zu dem außer den alten Stammburgen Geroldseck und Lahr nun auch Mahlberg mit der Vogtei über das Kloster Schuttern und die vom Bistum Straßburg zu Lehen gehende Vogtei über Ettenheimmünster gehörte. Welche Schicksale der rechtsrheinische Besitz des Bistums Straßburg während des waltherianischen Krieges hatte, wird uns nicht überliefert; jedenfalls suchte Walthers Nachfolger, Bischof Heinrich IV., schon im ersten Jahr seiner Regierung Vorsorge zu treffen, daß das Kinzigtal seiner Kirche erhalten blieb: er kaufte es 1263 dem Bischof Berthold von Bamberg für 4000 Mark Silber ab. Dennoch sollte es dem Straßburger Bistum nicht beschieden sein, diesen wichtigen Besitz auf die Dauer festzuhalten. Als die Wahl Rudolfs von Habsburg im Jahre 1273 der autoritätlosen Zeit des Zwischenkönigtums ein Ende machte, war es das erste Bestreben des neuen Herrschers, die vergessenen Reichsrechte wieder geltend zu machen und die entfremdeten Reichsgüter zurückzugewinnen. Der Straßburger Bischof Konrad von Lichtenberg, ein treuer Anhänger des habsburgischen Hauses, muß damals auf die Eroberungen seines Vorgängers Walther in der Ortenau endgültig verzichtet haben, denn noch unter Rudolfs Regierung erscheint Offenburg wieder als Reichsstadt. Einen eigenen Landvogt für den Ortenauer Reichsbesitz scheint Rudolf allerdings nicht sogleich wieder eingesetzt zu haben; als unter seiner Regierung eine schwere Gewalttat an einem Offenburger Bürger verübt wurde, da war es Hartmann von Baldeck, Vogt in den oberen Habsburger Landen, der dem König darüber berichtete und den Auftrag erhielt, diese Angelegenheit und andere Vorkommnisse im Lande genau zu untersuchen. Erst unter Rudolfs Nachfolger, Adolf von Nassau, wird ein besonderer Reichslandvogt bezeugt.

So war die zähringische Erbschaft in der Ortenau im wesentlichen in drei Teile zerfallen: im Süden hatten die Herren von Geroldseck ihre Herrschaft auf Kosten des alten Zähringer-gutes erweitert; das ganze untere Kinzigtal kam zum Reich, während oberhalb Zell und im Renchtal das Haus Fürstenberg festen Fuß gefaßt hatte. Die Bemühungen des Straßburger Bistums, aus dieser Erb-streitigkeit und den Wirren des Interregnums für sich Gewinn zu ziehen, waren schließlich erfolglos verlaufen; es blieb auf seinen verhältnismäßig kleinen Besitz im Renchtal und Ettenheim beschränkt, den es erst im 14. Jahrhundert wesentlich abrunden und zu geschlossenen herrschaftlichen Ämtern gestalten konnte²⁷). In der Kehler Gegend begann sich im 13. Jahrhundert das elsässische Geschlecht der Herren von Lichtenberg einzunisten.

Da alle diese Teilgebiete im 13. und 14. Jahrhundert die hohe Gerichtsbarkeit und die sonstigen landesherrlichen Hoheitsrechte erhielten, war die Ortenau seit dieser Zeit kein einheitliches politisches Gebilde mehr, sondern nur noch ein loses Bündel selbständiger Territorien. Der Name Mortenau oder, wie es seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts durchweg heißt, Ortenau,

²⁷) Vgl. hierzu K. F. Probst, Oberkirchs Anteil an der Geschichte des Hochstiftes Straßburg. In: „Ortenau“ 17 (1930), S. 1—16.

nimmt infolgedessen eine neue Bedeutung an. Er bezeichnet zwar auch weiterhin die ganze Landschaft im Umfang der alten Gaugrenzen, aber doch nur noch im Sinne eines historischen Landschaftsnamens. Wenn es etwa 1303 von Fürsteneck und Oberkirch heißt, sie seien „in der gegene zu Mortenowe gelegene“, so deutet schon die Wahl des farblosen Ausdrucks „Gegend“ an, daß hiermit über die politische Zugehörigkeit der betreffenden Orte nichts ausgesagt werden soll; Ausdrücke wie „das lant zu Mortenowe“ und ähnliche werden in der Folgezeit häufig in dieser ganz allgemeinen Bedeutung angewandt. Daneben lebt auch der staatsrechtliche Begriff Ortenau weiter fort, aber er beschränkt sich, dem Zwange der geschichtlichen Entwicklung folgend, jetzt auf den Reichsbesitz im Mittelpunkt des alten Gaus und bezeichnet nur noch die sogenannte Reichslandvogtei mit den zugehörigen Reichsstädten. Seit dem 13. Jahrhundert läßt sich also eigentlich von einer Geschichte der Ortenau im alten umfassenderen Sinne nicht mehr reden, sondern streng genommen nur noch von einer Geschichte der Territorien, die auf dem Boden der alten Grafschaft Ortenau erwachsen waren; die Darstellung muß zwei verschiedene Entwicklungsreihen zusammenfassen: auf der einen Seite die Ausbildung der einzelnen Territorien und ihre wechselseitigen Beziehungen, auf der andern ihre gemeinsamen Schicksale, soweit sie durch ihre fortbestehende geographische und kulturelle Verbundenheit bedingt sind.

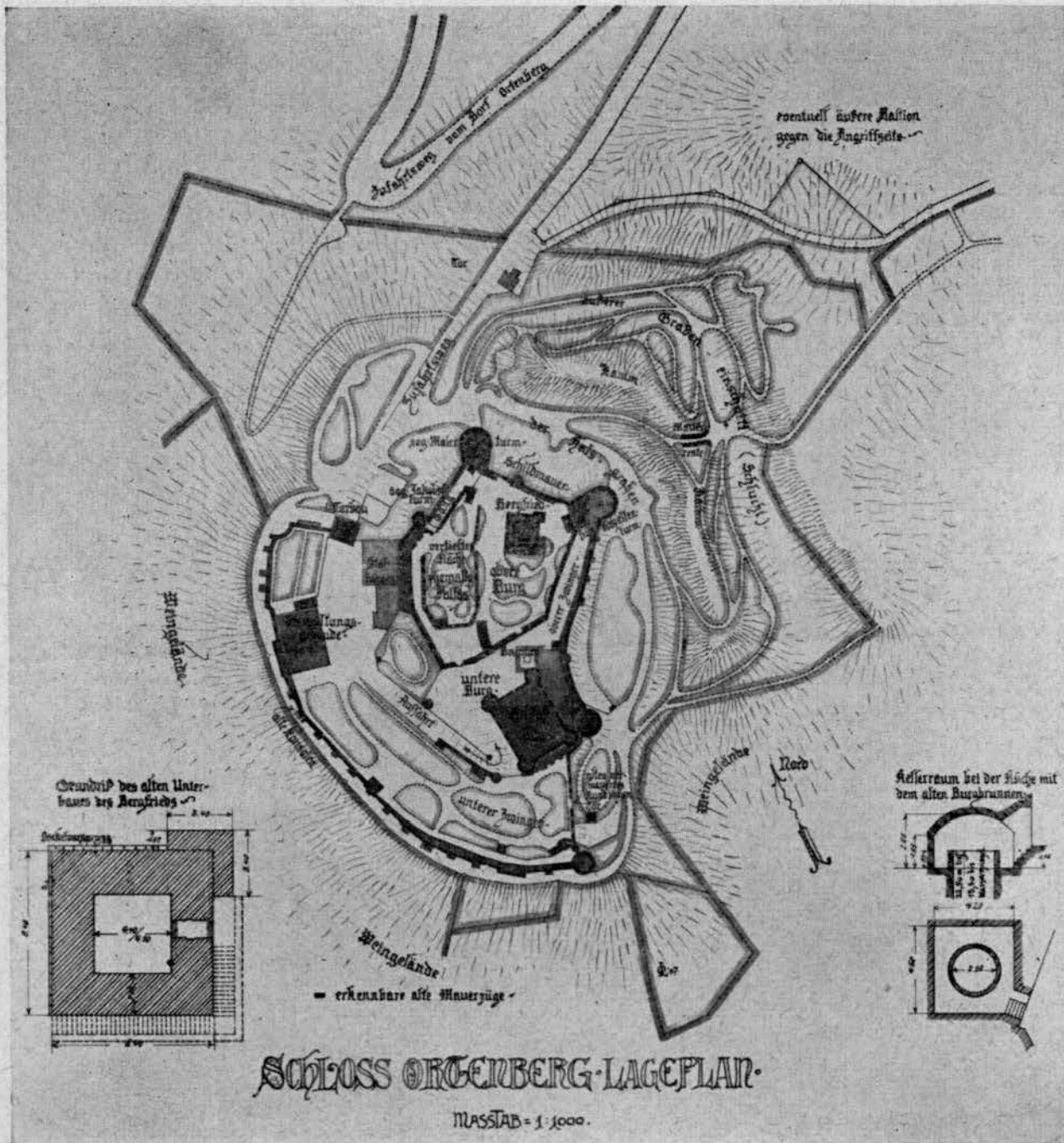
Unter den Territorien der Ortenau nimmt die Reichslandvogtei schon nach ihrer räumlichen Lage eine zentrale Stellung ein. Der Stein zu Ortenberg, Amtssitz und Dingstätte der Reichslandvögte seit dem 13. Jahrhundert, beherrscht den Austritt der Kinzig aus dem Gebirge und den wichtigen Schnittpunkt der Kinzigstraße mit der großen Nord-Südverbindung Frankfurt—Basel; er bildet die Herzkammer des ganzen Gebiets²⁸⁾. Der Reichsbesitz, der sich um diesen Mittelpunkt gruppierte, beschränkte sich, seitdem zu Beginn des 14. Jahrhunderts die Reichsdörfer im Renchtal endgültig an das Bistum Straßburg übergegangen waren, auf die vier Gerichte Achern, Ortenberg, Griesheim und Appenweier. Die drei Reichsstädte Offenburg, Gengenbach und Zell sowie das Tal Harmersbach waren zwar, wie es in späteren Akten ausgedrückt wird, „in einer gewissen Verhältniß zu der Landvogtey gehörig“ und wurden allgemein als ein Bestandteil der Vogtei betrachtet, deren wechselvolle Schicksale sie teilten, aber sie verstanden es doch, wenn auch nur unter immer erneuten Kämpfen, sich eine von der Oberhoheit des Landvogtes fast unabhängige Stellung zu erringen. Ihre Verpflichtungen beim Amtsantritt eines neuen Vogtes bestanden eigentlich nur in dem Versprechen, die Reichssteuer pünktlich zu entrichten und in Notfällen nach Maßgabe ihrer Kräfte zur Landesverteidigung beizutragen. In allem übrigen, besonders auf dem Gebiet der Rechtsprechung, erfreuten sie sich einer völligen Selbständigkeit. Der Zwölferrat, der sich selbst ergänzte und an dessen Spitze ein vom Reich ernannter Schultheiß stand, übte eine unbeschränkte Gerichtshoheit aus und hatte als Appellationsinstanz nur das Rottweiler Hofgericht über sich; er hatte auch in Zweifelsfällen durch einen besonderen Spruch

²⁸⁾ Vgl. F. Vollmer, Schloß Ortenberg. In: „Ortenau“ 34 (1954) S. 100—123; 35 (1955) S. 142—151.

darüber zu entscheiden, was in der Stadt Rechtens und Herkommen sei; an diese Weistümer des Rats war dann der Vogt gebunden. Einer gewissen Willkür in der Festsetzung der städtischen Rechte war dadurch der Weg geebnet, und man kann verstehen, daß die Städte bei den mannigfachen Anfeindungen, denen sie ausgesetzt waren, gerade an diesem Recht mit unerbittlicher Hartnäckigkeit festhielten. Es waren nicht nur die Landvögte selbst, die ihnen das Leben sauer machten und bei jeder Gelegenheit ihre Rechte zu beschneiden suchten; Gengenbach und Zell hatten außerdem einen erbitterten Feind in der Abtei Gengenbach. Die Geschichte dieser beiden Gemeinwesen ist von den Kämpfen gegen das Kloster so gut wie ausschließlich erfüllt. Einsetzung des Schultheißen, Besetzung der städtischen Pfarrei, Nutzung der Allmenden, besonders der Kinzigfischerei, Erhebung von Steuern und Gefällen, dies alles waren Streitpunkte, die zu ungezählten Malen verhandelt, durch feierliche Verträge, Privilegien und Schiedssprüche geregelt und dann doch wieder von der einen oder andern Seite erneut aufgegriffen wurden.

Aber auch abgesehen davon hatten die Städte allen Grund, über der Erhaltung ihrer Reichsunmittelbarkeit eifersüchtig zu wachen. Das deutsche Königtum des ausgehenden Mittelalters, oft in Parteiungen umstritten, stets abhängig von dem guten Willen der Fürsten, besonders der Kurfürsten, die ihr Wahlrecht zu den unerhörtesten Erpressungen mißbrauchten, war darauf angewiesen, die Reichsrechte und Reichsgüter freigebig zu verschleudern, um Anhänger zu werben oder festzuhalten. Wer dem König mit der rechten Hand einen Dienst leistete, hielt schon die linke offen, um eine möglichst fette Pfandverschreibung entgegenzunehmen. Wenn hie und da ein Stück Reichsgut nicht verpfändet war, so konnte das beinahe als Ausnahme gelten. So blieb denn auch die Vogtei Ortenau nur kurze Zeit unmittelbar in des Reiches Gewalt. Schon unter Ludwig dem Baiern wurde 1330 das Tal Harmersbach aus der übrigen Landvogtei „herausgebrochen“ und an Fürstenberg verpfändet; diese Absonderung gab die Veranlassung dazu, daß sich später das „freie Reichstal Harmersbach“ auf die Dauer von der eigentlichen Vogtei trennte und neben den drei Städten eine durchaus eigenartige, reichsunmittelbare Bauernrepublik bildete. Wenige Jahre später kam die gesamte Landvogtei Ortenau in den Pfandbesitz des *M a r k g r a f e n R u d o l f v o n B a d e n*, und von dessen Söhnen 1351 an den Straßburger Bischof Berthold. König Ruprecht löste zwar die Hälfte der Pfandschaft ein, aber nicht für das Reich, sondern für sein pfälzisches Haus. Straßburg und Pfalz übten seitdem die ungeteilte Gemeinherrschaft über die Ortenau aus. Die pfälzische Hälfte, die schon 1460 nach der Achtung Friedrichs des Siegreichen vorübergehend an Baden gelangt war, ging am Anfang des 16. Jahrhunderts nach dem unglücklichen Ausgang des Landshuter Erbfolgekrieges der Pfalz endgültig verloren und kam an Fürstenberg²⁹⁾. Aber schon 1521 erhielt Ferdinand von Habsburg von seinem kaiserlichen Bruder Karl die Erlaubnis, beide Hälften, die fürstenbergische wie die straßburgische, einzulösen. Die Ortenau kam dadurch an *Ö s t e r r e i c h* und bildete anderthalb Jahrhunderte lang mit Elsaß und Breis-

²⁹⁾ Vgl. F. K. Barth, Der bairisch-pfälzische Erbfolgekrieg im Fürstenbergischen und in der Ortenau 1504. In: „Ortenau“ 18 (1931) S. 8—51. Dazu auch A. Wetterer, Die Kurpfalz in der Ortenau, ebd. 22 (1935) S. 71 bis 88, und M. Krebs, Der ungeteilte Pfandbesitz der Landvogtei Ortenau, ebda. 24 (1937) S. 82—88.



Plan der Burg Ortenberg

gau einen Bestandteil der vorderösterreichischen Lande. Die Pfandherren der Landvogtei waren, wie man sieht, durchweg Machthaber, deren Territorien der Ortenau unmittelbar benachbart waren. Daß sie versuchen würden, den Pfandbesitz nach Möglichkeit mit ihren eigenen Landen auf Kosten des Reiches zu verschmelzen und die reichsstädtischen Freiheiten zu unterdrücken, lag auf der Hand. Den augenfälligsten Versuch dieser Art hat das Bistum Straßburg gemacht, das sich 1358 durch kaiserliches Privileg zusichern ließ, daß die Pfandstädte außer dem Reichshofgericht nur dem bischöflichen Gericht unterworfen sein sollten. Diese unerhörte Neuerung, ein Faustschlag ins Gesicht der wohl erworbenen städtischen Rechte,

mußte die heftigsten Gegenwirkungen hervorrufen. Der weitschauenden Politik des Gengenbacher Abts Lambert von Burne³⁰⁾ hatten es die Städte zu danken, daß ihnen der Kaiser 1366 den Straßburger Ansprüchen zum Trotz die ausschließliche Gerichtsbarkeit des Zwölferrats und die Verbindlichkeit der Ratsweistümer bestätigte. Dieses seitdem immer wieder erneuerte Privileg hat jederzeit als Eckpfeiler der städtischen Verfassungen gegolten. Aber bei alledem hielt sich das reichsstädtische Leben in der Ortenau doch in sehr bescheidenen Grenzen. Gengenbach und Zell, die im Schatten der reichen und anspruchsvollen Abtei lebten, konnten es nie zu nennenswerter Bedeutung bringen. Offenburg überragte sie weit, aber auch diese Stadt hat sich doch nicht so glänzend entwickelt, wie es ihrer überaus günstigen Verkehrslage eigentlich entsprochen hätte. Das wirtschaftliche und politische Übergewicht des so dicht benachbarten Straßburg wirkte erdrückend. Die Ortenau gehörte nicht nur wirtschaftlich zum Hinterland der elsässischen Hauptstadt; auch ihre territoriale Gestaltung wurde von Straßburg aus entscheidend beeinflußt.

Durch die Ausdehnung der Straßburger Diözese über das ganze Gebiet der Ortenau wurden die Bischöfe frühzeitig dazu gedrängt, auf dem rechten Rheinufer auch weltliche Rechte und Besitzungen zu erwerben. Schon 1070 faßten sie mit der Erwerbung von Ulm und Ullenburg im Renchtal festen Fuß, ein Jahrhundert später war auch weiter südlich, in der Ettenheimer Gegend, der Grundstock eines weiteren Besitzkomplexes in ihrer Hand. Ihr Versuch, während des Interregnums durch Erwerbung des Kinzigtales eine Brücke zwischen diesen beiden Gebieten zu schlagen und so fast die gesamte Ortenau in ihrer Hand zu vereinigen, hatte, wie bereits berichtet wurde, nur vorübergehenden Erfolg, aber um so glücklicher waren die Bischöfe des 14. Jahrhunderts im Ausbau ihrer Renchtaler und Ettenheimer Besitzungen. Die ewige Geldnot der deutschen Könige und der wirtschaftliche Niedergang des Hauses Fürstenberg gaben ihnen erwünschte Gelegenheit, Stück um Stück hinzuzuerwerben und dadurch ihren Streubesitz zu geschlossenen Herrschaften abzurunden. Schon 1271 sah sich Fürstenberg veranlaßt, die Hälfte des Dorfes Oberndorf bei Oberkirch und das Ramsbachtal abzugeben, 1303 folgten Fürsteneck und Oberkirch mit reichem Zubehör in der Nachbarschaft und im Oppenauer Tal; Friedrich der Schöne verzichtete 1316 auf die Reichsdörfer Renchen, Ulm, Sasbach und den Rest des Oppenauer Tales; nachdem 1321 noch die letzten Reichsrechte in dieser Gegend dem Bistum überantwortet waren, sah sich dieses im glücklichen Besitz einer zusammenhängenden Gebietsherrschaft mit eigener, von der Landvogtei unabhängiger Jurisdiktion. Oberkirch, das den Mittelpunkt bildete, erhielt 1326 von Bischof Johann I. Stadtrecht und wurde ummauert; von dieser Stadt trug seitdem die ganze Herrschaft ihren Namen. Sie unterstand einem Vogt oder Amtmann, der mit dem Amtsschreiber in Oberkirch residierte und die höhere Gerichtsbarkeit ausübte; Berufungen gingen an das Hof- und Appellationsgericht, das sich in Zabern, später in Ettenheim befand. Für die niedere Gerichtsbarkeit und die

³⁰⁾ Lambert, einer der bedeutendsten Staatsmänner des Zeitalters, gelangte als Ratgeber Karls IV. und Inhaber mehrerer Bischofssitze zu hohen Ehren. Er entstammte wohl kaum, wie Gothein 242 angibt, dem Patriziergeschlecht von Berne, dürfte überhaupt nicht in Gengenbach einheimisch gewesen sein, sondern ist eher dem elsässischen Adelsgeschlecht von Burne (= Niederbronn) zuzuweisen.

Verwaltung wurden die sechs Gerichtsbezirke Oberkirch, Kappel, Sasbach, Oppenau, Ulm und Renchen geschaffen; in jedem dieser Bezirke bestand ein Zwölfergericht, das sich aus einem Schultheißen, einem Stabhalter und zehn von der Bürgerschaft präsentierten Gerichtsmännern zusammensetzte.

Weniger umfangreich waren die Besitzungen des Bistums im Süden der Ortenau. Das Amt Ettenheim umfaßte nur einen schmalen Streifen am Rande unserer Landschaft und dehnte sich im übrigen über die benachbarten Teile des Breisgaves aus. Erst im 18. Jahrhundert erlangten die Bischöfe auch die uneingeschränkte Landeshoheit über das Kloster Ettenheimmünster, das seitdem ein besonderes Klosteramt bildete. Übrigens waren beide bischöflichen Herrschaften, Oberkirch und Ettenheim, ebenso wie die Landvogtei meistens im Besitz von Pfandherren, besonders seitdem im ausgehenden 14. Jahrhundert die Regierung Friedrichs von Blankenheim das Bistum in schwere Schulden gestürzt und einer Periode trauriger Mißwirtschaft entgegengeführt hatte.

In enger Verbindung mit dem Bistum griffen auch die unterelsässischen Herren von Lichtenberg über den Rhein. Ursprünglich wohl ein unbedeutendes Ministerialengeschlecht, waren sie im 13. Jahrhundert als Inhaber der Straßburger Vogtei zu hohem Einfluß emporgestiegen, und vollends als die Brüder Konrad und Friedrich nacheinander die Straßburger Bischofswürde erlangten (1273—1305), war bequeme Gelegenheit zu einer ausgiebigen Territorialpolitik gegeben, die alsbald auch das rechte Rheinufer in ihren Kreis zog. Zu Willstätt, das wohl schon am Anfang des 13. Jahrhunderts in Händen der Lichtenberger war, kam reicher Besitz hinzu: Ludwig von Lichtenberg erscheint 1274 als Herr des Dorfes Rheinbischofsheim, Johann konnte 1295 seiner Gemahlin Adelheid bereits 17 Dörfer der Kehler Gegend, die er vom Bistum zu Lehen trug, als Pfand für ihr Wittum verschreiben. Bischof Konrad baute die Herrschaft noch weiter aus; eine Stadt, die er 1298 aus den Quadersteinen der zerstörten elsässischen Burg Krax errichtete, erhielt in bewußtem Gegensatz zur Stammburg des Geschlechtes den Namen Lichtenau. Willstätt und Lichtenau wuchsen sich zu Mittelpunkten der lichtenbergischen Herrschaft aus und bildeten den Sitz zweier Ämter, deren jedes mehr als ein Dutzend Dörfer umfaßte. Zuweilen, wenn Erbteilungen die Güter des Hauses zersplitterten, wurden auch die beiden rechtsrheinischen Ämter auseinandergerissen und kamen an verschiedene Herren. Im 15. Jahrhundert wurden sie wieder vereinigt, aber bald danach — 1480 — starb das Geschlecht Lichtenberg, das inzwischen die Grafenwürde erlangt hatte, aus. Die Nichten des letzten Lichtenbergers waren mit den Grafen Philipp von Hanau und Simon Wecker von Zweibrücken-Bitsch vermählt, die ihr Erbrecht gegen den Straßburger Bischof mit den Waffen behaupten mußten. Ein Vergleich sprach schließlich Willstätt dem Hanauer, Lichtenau dem Zweibrücker zu. Amt Lichtenau wurde nach dem Tode der Gräfin Elisabeth von Hohenlohe, der Witwe Ludwigs V. von Lichtenberg, Heiligabend 1488 ein gemeinsam regiertes Kondominat.

Im Süden der Ortenau waren seit Jahrhunderten die Herren von Geroldseck ansässig, die es aufs glücklichste verstanden hatten, die autoritätslose Zeit des Interregnums zum Ausbau ihrer Herrschaft zu benutzen, und auch

durch den unglücklichen Ausgang des waltherianischen Krieges keine nennenswerte Einbuße erlitten. Dennoch ging ihr Haus keiner großen und glänzenden Zukunft entgegen. Verhängnisvoll war vor allem, daß bereits 1277 eine endgültige Teilung der Herrschaft Geroldseck zwischen den Brüdern Heinrich und Walther, den Söhnen des bei Hausbergen gefallenen Landvogts Hermann, und deren Oheim Heinrich, Grafen von Veldenz, stattfand. Der Veldenzener erhielt die Vogtei von Ettenheimmünster und alles Land von der Bischofsmühle (zwischen Lahr und Kuhbach) nach Osten, also auch die Stammburg Geroldseck selbst, die Besitzungen in Schwaben sowie die Hälfte der Burg Schwanau und des Dorfes Ottenheim; die Brüder bekamen die Besitzungen um Lahr und Mahlberg, alles Land westlich der Bischofsmühle und die Güter im Elsaß sowie die andere Hälfte von Schwanau und Ottenheim. Damit war für immer das geroldseckische Gebiet in zwei Teile geteilt, eine obere Herrschaft Geroldseck und eine untere Lahr-Mahlberg. Der Zweig Lahr-Mahlberg starb bereits 1426 aus, und seine Besitzungen kamen durch Erbgang an den Grafen Johann von Mörs-Saarwerden, der aber erst nach langen Kämpfen mit dem Stammhause Geroldseck seine Erbschaft antreten konnte und seitdem so sehr in Schulden verstrickt war, daß er sich 1442 genötigt sah, die zugeteilte Hälfte seiner Herrschaft dem Markgrafen Jakob I. von Baden zu verpfänden. Nachdem 1497 an Stelle der Verpfändung ein förmlicher Verkauf getreten war, stand die Herrschaft Lahr-Mahlberg seit dem 16. Jahrhundert unter dem Kondominat der Grafen von Nassau als Rechtsnachfolger des Hauses Saarwerden und der Markgrafen von Baden-Baden.

Das Haus Baden faßte auf diese Weise auch im Süden unserer Landschaft festen Fuß, wo es schon im Jahre 1366 durch Ankauf aller Lehnsgüter und Lehnsleute der Grafen von Freiburg seinen Einfluß auszubreiten begonnen hatte. Die Ortenau war durchsetzt mit badischen Besitzungen, die eine Brücke zwischen den oberen und unteren Landen bildeten. Im Norden hatte sich um Steinbach, das 1258 nach Freiburger Muster Stadtrecht erhielt, durch allmähliche Aufsaugung des Besitzes der Grafen von Eberstein und der Herren von Windeck ein umfangreicher badischer Gebietskomplex gebildet, der sich südlich bis Neusatz und Ottersweier erstreckte und dessen Grenze gegen die Landvogtei nach langen Streitigkeiten zwischen den markgräflichen Vögten zu Bühl und den Amtsleuten der Vogtei Ortenau schließlich durch den sogenannten Ortenauer Herrschaftsvertrag vom 19. März 1530 endgültig festgelegt wurde. In der Mitte der Ortenau lag außerdem als badische Enklave die Herrschaft Staufenberg, die 1366 durch Kauf von den Grafen von Eberstein erworben wurde.

Im oberen Kinzigtal haben sich die Grafen von Fürstenberg als unmittelbare Erben der Zähringer auf die Dauer zu behaupten vermocht, während sie die Renchtaler Besitzungen bald an Straßburg abgeben mußten. Haslach, Steinach und Biberach waren ihnen bei der Teilung des urachischen Gebietes von vornherein zugefallen, Hausach wurde später durch Vermählung Heinrichs II. von Fürstenberg mit der Freiburger Erbtöchter Verena hinzugewonnen. Nach mehrfachen Teilungen wurde der gesamte Kinzigtaler Besitz von Heinrich IV. wieder in einer Hand vereinigt. Aber seine Söhne teilten von neuem; unter Konrad und

seinem Sohn Heinrich VI. bestand eine besondere Herrschaft Kinzigtal, die sich etwa von Steinach bis Oberwolfach erstreckte.

So war die Ortenau im 13. und 14. Jahrhundert in eine Reihe kleiner territorialer Gebilde zerfallen, deren gegenseitige freundliche und feindliche Beziehungen unablässig hin- und herfluteten und mit ihrem kaum entwirrbaren Wechsel von nachbarlichen Fehden und Kriegshändeln, Verträgen und Bündnissen der weiteren geschichtlichen Entwicklung ihr Gepräge aufdrückten. Wie alle benachbarten größeren und kleineren Mächte an den Schicksalen der Ortenau unmittelbaren Anteil nehmen mußten, so wurde auch die Ortenau selbst in alle politischen Verwicklungen der Nachbarterritorien unerbittlich hineingezogen.

Die Regierung Rudolfs von Habsburg, die an der Schwelle des ausgehenden Mittelalters steht, hat wie im ganzen Reiche so auch in den oberrheinischen Gebieten eine gewisse Festigung der durch die voraufgegangenen Wirren ins Wanken geratenen politischen Verhältnisse herbeigeführt. Die Ansprüche des Reichs wurden wieder geltend gemacht, der Kampf aller gegen alle, der die Jahrzehnte des Interregnums durchtobt hatte, wich wieder einem geordneten Rechtszustand. Aber die höchsten Ziele, die dem wiederhergestellten Königtum vorschweben mußten, hat Rudolf doch nicht erreicht: die Kaiserwürde blieb ihm versagt, und der Plan, das Königtum seinem Sohn Albrecht zu vererben, scheiterte an dem Widerstand der Fürsten, die auf das Wachsen der habsburgischen Macht eifersüchtig waren. Seitdem wurde die Königskrone zum Spielball in der Hand der Kurfürsten, und jede Thronerledigung gab Anlaß zu neuen Parteiungen. Das Schicksal des Reichsgutes spiegelt diesen Wechsel der Dinge wider. Als nach dem Tode Rudolfs von Habsburg die Wahl der Kurfürsten auf den unbedeutenden Grafen von Nassau fiel, übertrug der neue König die Ortenauer Landvogtei seinem Oheim, dem landfremden Grafen von Katzenelenbogen; erst als der Entscheidungskampf mit Albrecht von Habsburg unmittelbar bevorstand, glaubte er durch Begünstigung der einheimischen Geschlechter seine Anhängerschaft verstärken zu können: die Landvogtei des Elsaß wurde dem Grafen von Pfirt, die in der Ortenau Hermann von Geroldseck übertragen. Beide Landvögte führten ebenso erbitterte wie ergebnislose Kämpfe gegen den Bischof Konrad von Straßburg, der das habsburgische Panier am Oberrhein unentwegt hochhielt, aber bald wurden sie in den Untergang des schwachen Königs mit hineingerissen. Landvogt Hermann fiel bei Göllheim, und Albrecht suchte, sobald er die Krone erlangt hatte, das Haus Geroldseck für seine Feindseligkeit zu strafen, indem er Mahlberg als heimgefallenes Reichslehen beanspruchte und seinem Anhänger, dem Grafen Egon von Freiburg, verpfändete; doch scheint es dem Freiburger nicht gelungen zu sein, den Pfandbesitz anzutreten. Ein anderer Partei-gänger des Hauses Habsburg, Otto von Ochsenstein, gelangte dagegen in den Besitz der Landvogtei, die er während Albrechts ganzer Regierung innehatte. Das Königtum Heinrichs VII., ganz auf die italienische Politik und die universalen Ziele des alten Kaisertums gerichtet, hat die oberrheinischen Lande weniger unmittelbar berührt. Um so tiefere und verderblichere Wirkungen hinterließ der Thronstreit zwischen dem Habsburger Friedrich und Ludwig dem Baiern. Es ist

bereits oben bemerkt worden, daß Friedrich, um sich Mittel für den Kampf gegen den Nebenbuhler zu verschaffen, die Reichsgüter im Renchtal an das Straßburger Bistum verschleuderte. Was von Rechten des Reichs in der Ortenau noch übrig war, gab dann später der Wittelsbacher vollends preis, indem er die Landvogtei mit den Reichsstädten dem badischen Markgrafen verpfändete. Der Kampf der Gegenkönige zerklüftete die ohnehin bei jeder Gelegenheit aufbrechenden lokalen Gegensätze noch tiefer. Bischof Berthold von Straßburg lag in ununterbrochener Fehde mit den Anhängern der bairischen Partei, den Herren von Staufenberg, Schauenburg und Winterbach, den Reichsstädten und dem Grafen von Oettingen, den Ludwig zum Landvogt eingesetzt hatte. Auch die Herren von Geroldseck, die von ihrer Feste Schwanau aus durch Zölle und Räubereien Handel und Schiffahrt aufs schwerste geschädigt hatten, bekamen die harte Faust des kampflustigen Prälaten zu spüren, dem es 1333 im Bunde mit der Stadt Straßburg gelang, die Raubburg in Grund und Boden zu zerstören. Einen Angriff auf die Ortenauer Reichsstädte gedachte er mit lothringischer Hilfe ins Werk zu setzen; als diese ausblieb, mußte er sich damit begnügen, Oberkirch und Renchen stärker zu befestigen und von dort aus den Feinden nach Kräften zu schaden.

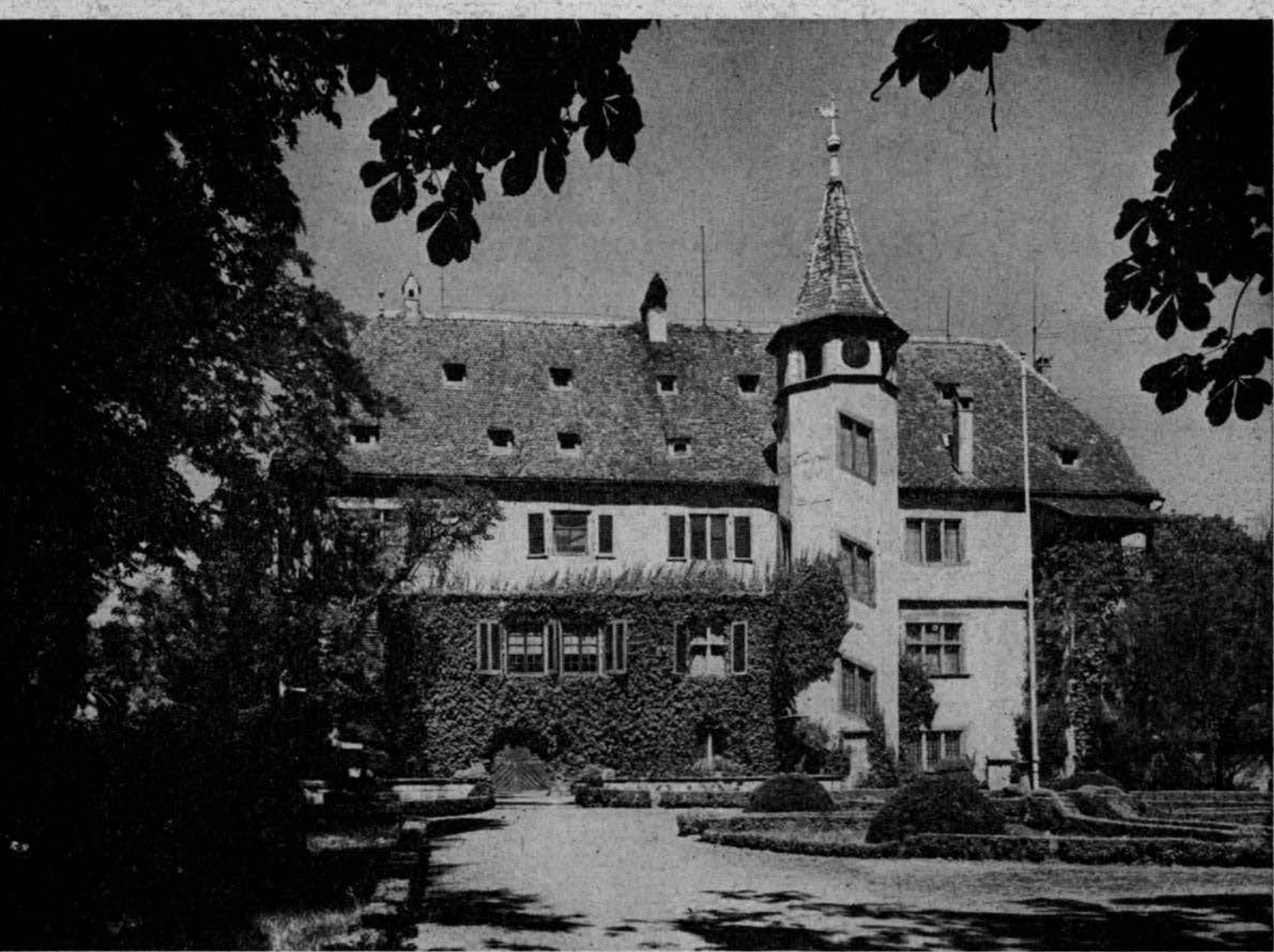
So nahe wie damals wurde die Ortenau im ausgehenden 14. und im 15. Jahrhundert kaum noch einmal von den Angelegenheiten des Reichs und des Königtums berührt. Mit dem Aufsteigen der Luxemburger und Habsburger verschob sich der Schwerpunkt der Reichspolitik nach Osten. Das Zeitalter, in dem — von dem kurzen Zwischenspiel der Regierung des pfälzischen Ruprecht abgesehen — Prag und Wien die bevorzugten Residenzen der Herrscher waren, überließ die bunte Welt der südwestdeutschen Territorien ihrem Schicksal, das heißt einem verwirrenden Wechsel nie zur Ruhe gelangender Bewegungen und Gegenbewegungen, die an dieser Stelle nicht bis in ihre einzelnen Phasen verfolgt werden können. Unter den Territorien am Oberrhein, die zur Ortenau in unmittelbarer Beziehung standen, waren gegen Ausgang des Mittelalters zwei in unverkennbarem Aufstieg begriffen, die Pfalz auf Kosten der badischen Markgrafschaft und die Stadt Straßburg auf Kosten des Bistums. Für das Verhältnis der beiden letzteren Mächte kann der sogenannte Achtkrieg des Jahres 1392 als epochemachend angesehen werden. Daß die Stadt der Reichsacht, die wegen einiger Verfehlungen ihres Ausbürgers Bruno von Rappoltstein über sie verhängt war, jahrelang trotzte, daß sie sich gegenüber ihren verbündeten Gegnern — dem Bischof, dem Markgrafen von Baden, dem Grafen von Württemberg, den Herren von Lichtenberg und anderen — unbesiegt behaupten konnte, war eine Kraftprobe, die ihrer politischen Geltung förderlich sein mußte. Im Verlauf dieser Kämpfe wurde von den Straßburgern die erste feste Rheinbrücke bei Kehl erbaut und gegen alle Angriffe der Gegner behauptet. Der Besitz dieses strategisch wertvollen Rheinübergangs gab der Bürgerschaft Gelegenheit, auch die gegnerischen Lande rechts des Rheins mit bewaffneter Hand heimzusuchen; ihr Aufgebot verbrannte das lichtenbergische Willstätt und verwüstete die Ortenau von Offenburg bis Lahr. Nach Wiederherstellung des Friedens hatte die Stadt die Genugtuung, ihren Anspruch auf die Kehler Brücke durch königliches Privileg bestätigt zu sehen. Der Straßburger Bischof Friedrich von Blankenheim

hatte dagegen durch seine Aufwendungen zum Kriege die Finanzen des Hochstifts über Gebühr in Anspruch genommen. Es hätte einer starken und sorgenden Hand bedurft, um diese Scharte auszuwetzen; aber die Regierung seines sittenlosen und pflichtvergessenen Nachfolgers Wilhelm von Diest trug nur dazu bei, den Ruin der bischöflichen Machtstellung zu vervollständigen. Stück für Stück gingen die Ortenauer Besitzungen des Bistums in die Hände der Stadt und angesehenen Straßburger Geschlechter über. Der sogenannte bischöfliche Krieg der Jahre 1428 und 1429, der den Zwiespalt vertiefte, suchte auch die Ortenau heim. Vergebens bemühten sich die Herren von Lichtenberg und Markgraf Bernhard von Baden als Verbündete des Bischofs die Kehler Rheinbrücke in ihre Gewalt zu bringen. Die Stadt Straßburg war auch diesmal in ihren Unternehmungen glücklich; nach mehrfachen erfolgreichen Zügen über den Rhein gelang es ihr schließlich auch, Oberkirch, das längst vom Bistum in die Pfandschaft der Stadt übergegangen war und jetzt von einem feindlichen Aufgebot belagert wurde, zu entsetzen.

Die Markgrafen von Baden waren, wie man sieht, an diesen Straßburger Kriegshändeln stets beteiligt, denn obwohl sie die im Jahre 1334 gewonnene Landvogtei schon zwei Jahrzehnte später an Straßburg abgeben mußten, standen sie doch durch ihre übrigen Besitzungen nach wie vor zu allen Ortenauer Ereignissen in der engsten Beziehung. Unter den zahlreichen Fehden jener Zeit gab es kaum eine, in der sie sich nicht zur einen oder anderen Partei geschlagen hätten oder wenigstens, falls es ihr Interesse gebot, als Friedensvermittler tätig gewesen wären. Mit ihrer versöhnenden Tätigkeit ernteten sie nicht immer Dank, wie in jener Schauenburger Fehde des Jahres 1432, als sie die Zerstörung der Schauenburg durch die verbündeten Gegner, den Grafen von Württemberg, die Stadt Straßburg und andere, zu hindern suchten. Daß sie die Landvogtei nicht auf die Dauer zu behaupten vermochten, war für die weitere Ausbreitung ihrer Macht in diesen Gegenden ein empfindlicher Schlag. Nur vorübergehend eröffnete sich noch einmal die Aussicht, wenigstens die pfälzische Hälfte der Vogtei zurückzugewinnen, aber die militärischen Erfolge Kurfürst Friedrichs des Siegreichen machten diese Hoffnung bald zerschanden. So blieb die pfälzische Vorherrschaft durch das ganze 15. Jahrhundert unbestritten. Erst der unglückliche Ausgang des Landshuter Erbfolgekrieges im Jahre 1504 machte ihr ein Ende. Im Verlauf dieses Krieges erschien König Maximilian selbst mit einem 8000 Mann starken Heere in der Ortenau. Die drei Städte fielen ohne Schwertstreich in seine Hand und erlangten alsbald die Bestätigung ihrer herkömmlichen Rechte und Freiheiten; auch die Feste Ortenberg, bei der er anfangs auf Widerstand stieß, mußte nach zweitägiger Beschießung die Tore öffnen. So war die Landvogtei ganz in der Hand des Königs und blieb seitdem, nach vorübergehender Überlassung an die Fürstenberger, endgültig beim Hause Habsburg.

Solch unmittelbares Eingreifen der königlichen Gewalt in die oberrheinischen Verhältnisse bildete aber doch eine Ausnahme. Zumeist war der Eifersucht der Territorien freier Spielraum gelassen, Selbsthilfe an der Tagesordnung. Die Kleinsten unter den Kleinen konnten sich nur durch Anlehnung an Mächtigere oder Zusammenschluß dagegen schützen, von den größeren Nachbarn erdrückt zu werden. So hatten sich Offenburg, Gengenbach und Zell, die stets fürchteten, daß sie „mit

der zeit in der pfandherren eigenschaft oder ander seruitut khommen und be-
trungen werden möchten“, schon frühzeitig als „Vereinstädte“ zusammengetan,
um allen Beeinträchtigungen ihrer Rechte gemeinsam zu begegnen. Auch die Ritter-
geschlechter der Ortenau, soweit es ihnen überhaupt gelungen war, gegenüber dem
Druck der fortschreitenden Territorienbildung sich ihre Reichsunmittelbarkeit zu
bewahren, kamen schließlich zu der Erkenntnis, daß es einer geschlossenen Organi-
sation bedürfe, um die Aufsaugung der nicht allzu umfangreichen und außerdem
weit zerstreuten ritterschaftlichen Besitzungen durch die benachbarten geistlichen
und weltlichen Herrschaften zu verhindern. Den Hauptanstoß zum endgültigen
Zusammenschluß der Ritterschaft scheint die Gewaltherrschaft des burgundischen
Landvogtes Peter von Hagenbach am Oberrhein gegeben zu haben, dessen Drohun-
gen gegen die Herren von Schauenburg das Schlimmste befürchten ließen. Die
Schauenburger suchten sich gegen Gewaltmaßnahmen von dieser Seite durch ein
Bündnis zu sichern, das den Markgrafen von Baden mit den angesehensten Orten-
auer Geschlechtern, den Schauenburg, Röder, Neuenstein, Bach, Bock und Hummel
von Staufenberg, Widergrün, Windeck und anderen, zu einer engen Gemeinschaft
verband (28. Juli 1474), die unter einem jährlich wechselnden Bundeshauptmann
zur Beschickung gemeinsamer Schiedsgerichte und Ausrüstung einer Bundesmann-
schaft verpflichtet war. Das war der Anfang der „Reichsritterschaft
Ortenau“. Denn als nach Ablauf dieses auf zehn Jahre geschlossenen Vertrages
und nach der Hinrichtung Hagenbachs neue Fährlichkeiten auftauchten und be-
sonders Kurfürst Philipp von der Pfalz die Reichsfreiheit der Ritterschaft bedrohte,
schlossen die Schauenburg, Röder und Neuenstein — diesmal ohne Baden — einen
neuen Bund, dem bald zahlreiche Rittergeschlechter beitraten und der sich seit dem
Anfang des 16. Jahrhunderts als besonderer Bezirk an den Neckar-Schwarzwald-
Kanton des schwäbischen Ritterkreises angliederte. Auf den Ritterkonventen, die in
wechselnden Zwischenräumen meist in Offenburg, Oberkirch oder Bühl tagten,
wählten die immatrikulierten Geschlechter die Verwaltungsorgane ihrer Korpo-
ration: einen Ritterhauptmann oder Präsidenten (später Direktorialrat genannt),
vier Ritterräte und Ausschüsse, zwei Vizeausschüsse oder Zugeordnete. Die Rechte
der Immatrikulierten waren übrigens abgestuft: Nur die sogenannten Realisten,
die im Besitz eines versteuerten Grundeigentums und eigener Untertanen waren,
hatten das volle aktive und passive Wahlrecht; die Propriisten, die zwar Grund-
besitz, aber keine Untertanen hatten, besaßen wohl Sitz und Stimme auf den Kon-
venten, wurden aber in der Regel nicht zu den Direktorialstellen gewählt; ganz
vom Stimmrecht ausgeschlossen waren die Personalisten, die überhaupt nicht über
Grundbesitz verfügten. Die Ortenauer haben allezeit mit der unterelsässischen Rit-
terschaft in engster Verbindung gestanden, wie denn viele Familien in beiden Kan-
tonen zugleich immatrikuliert waren, von denen daher ein französisches Witzwort
sagte, sie säßen „à cheval sur le Rhin“. Auch nachdem die Ritterschaft längst eine
historische Reliquie geworden war, der jede Daseinsberechtigung mangelte, blieb
ihre Organisation in der überkommenen Form weiter bestehen und schleppte sich
als Überbleibsel einer lange verklungenen Epoche bis zum Untergang des Heiligen
Reiches fort, mit dem zusammen sie in Trümmer dahinsank.



Rust. Balthasarburg. Im Besitz des Grafen von Metternich

In wie enger Verbindung die Ortenau mit den benachbarten linksrheinischen Gebieten stand, konnte verschiedentlich bei Betrachtung ihrer politischen Verhältnisse festgestellt werden. Noch näher und vielfacher war ihr kirchliches Leben mit dem Elsaß verknüpft, da von alters her die ganze Landschaft einen Bestandteil der Straßburger Diözese bildete. Die Bischöfe von Straßburg sind uns bereits des öfteren in unserer Darstellung begegnet, nicht als geistliche Fürsten, sondern als Territorialherren, die mit der Waffe oder mit dem Geldsack ihr irdisches Gut nicht minder eifrig zu mehren strebten, als irgendein weltlicher Großer. Es bedarf kaum eines Hinweises darauf, daß diese unablässige Verstrickung in territoriale Händel der geistlichen Tätigkeit der Bischöfe und ihrer Organe auf die Dauer den schwersten Eintrag tun mußte. Schon im 12. und 13. Jahrhundert wälzten die Bischöfe einen großen Teil ihrer kirchlichen und richterlichen Funktionen auf die Mitglieder des Domkapitels ab, denen als Archidiakonen einzelne Teile der Diözese zur Verwaltung überwiesen wurden. Seit 1364 erscheint die Ortenau als Archidiakonat „*ultra Rhenum*“; sie zerfiel in drei Landkapitel oder Archipresbyterate, ein niederes zu Ottersweier, ein mittleres zu Offenburg und ein oberes zu Lahr. Die einzelnen Landkapitel hielten regelmäßige Kapitelversammlungen ab, in denen jeder Priester über den Zustand seiner Pfarrei und die Pfarrkinder Bericht erstatten mußte. Der Archipresbyter hatte in allen Fällen, wo

ein Eingreifen der geistlichen Gerichtsbarkeit erforderlich schien, eine Voruntersuchung zu führen und nötigenfalls an Bischof oder Archidiakon zu berichten. Statuten der Landkapitel Lahr und Ottersweier aus dem 14. und 15. Jahrhundert, die sich erhalten haben, gewähren in diese Tätigkeit der Archipresbyterate erwünschten Einblick. Die archidiakonalen Sendgerichte selbst fanden nur alle paar Jahre einmal statt. Es fehlte also viel daran, daß die Archidiakonen ihren Verwaltungspflichten innerhalb der ihnen zugewiesenen Bezirke persönlich und regelmäßig nachgekommen wären. Gehörten sie doch, wie die Bischöfe selbst, durchweg dem hohen Adel an und waren deshalb auch im geistlichen Gewande — das sie zudem häufig nicht einmal trugen — von den weltlichen Interessen ihrer Familie und ihres Besitzes keineswegs losgelöst.

Der exklusive Charakter des Straßburger Domkapitels, das dadurch mehr und mehr zu einer Versorgungsanstalt für die jüngeren Söhne vornehmer Familien wurde, übertrug sich zum Teil auch auf die Klöster der Diözese. Der Konvent des Klosters Gengenbach, das sich im Anfang des 12. Jahrhunderts unter Abt Friedrich der Hirsauer Reform zugewandt hatte, beschloß schon 1398, bürgerliche Elemente fernzuhalten; seitdem kamen die Pläne, das Kloster in ein weltliches Stift zu verwandeln, nicht mehr zum Schweigen. Gegen diese geistige Einstellung der Klosterinsassen konnten auch Reformversuche wenig ausrichten. Der Bursfelder Kongregation, die sich seit den dreißiger Jahren des 15. Jahrhunderts von Niederdeutschland aus verbreitete und eine Rückkehr der Benediktinerklöster zur strengen alten Regel durchzuführen suchte, gehörte zwar Ettenheimmünster schon seit ihren Anfängen an; Gengenbach schloß sich ihr 1463 an, und am Ende des Jahrhunderts wurde auch Schuttern durch den aus Hirsau gesandten Abt Johann von Widel gewonnen. Aber die Strenge der Regel stand nach wie vor nur auf dem Papier. Von dem hohen Rang, den sie in den ersten Jahrhunderten ihres Bestehens als Pflanzstätten der Kultur eingenommen hatten, waren die Klöster längst herabgesunken. Am deutlichsten sind die Erscheinungen des Verfalls an den Gengenbacher Zuständen aufzuzeigen. Die Sitze im Konvent und andere geistliche Würden waren bei den Söhnen des Adels begehrt, weil sie Pfründen und Einkünfte sicherten; die Pflichten, die mit dem geistlichen Amt verbunden waren, suchte man gern auf andere abzuwälzen. Schon zu Beginn des Jahrhunderts erwirkte sich das Kloster von Bischof Wilhelm von Straßburg die Erlaubnis, die Klosterpfarreien mit Vikaren zu besetzen, die alle Bürden des Pfarrdienstes zu tragen hatten, aber von der dafür eingesetzten Dotation nur einen kläglichen Rest erhielten, da der Hauptteil der Einkünfte für die Bedürfnisse des Klosters verwendet wurde. 1437 ließen sich die Mönche gar völlig von der Pfarrtätigkeit dispensieren. Die natürliche Folge war, daß die Stadt Gengenbach, um die Seelsorge nicht ganz im argen liegenzulassen, 1469 eine eigne Pfründe mit Laienpatronat errichtete und so der alten klösterlichen Pfarrei mit einer neuen städtischen Konkurrenz machte.

Auch den Pflichten des Schuldienstes entzogen sich die Mönche seit langem; ihre Stelle vertrat ein gemieteter niederer Kleriker, der seinen Posten nur sehr mangelhaft versah. Als aber 1495 die Stadt aus diesem Übelstande die natürliche Folgerung zog und eine eigene Schule einrichtete, brausten die Mönche gleichwohl über

diesen Eingriff in ihre Rechte auf und erwirkten tatsächlich eine schiedsgerichtliche Entscheidung, worin die Schließung der städtischen Schulen angeordnet, allerdings auch gleichzeitig dem Abt eingeschärft wurde, für ordnungsmäßige Handhabung des Unterrichts Sorge zu tragen.

Um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts, als das kirchliche Leben in Gengenbach auf einem Tiefpunkt angelangt war, machte Bischof Albrecht von Straßburg den Versuch, durch eine neue Kirchenordnung die Verhältnisse zu bessern. Die größten Mißbräuche, die sich eingenistet hatten, das Wohnen der Mönche in eigenen Häusern, das Zusammenleben mit Konkubinen, das Tragen weltlicher Kleidung, die Teilnahme an Gelagen und allen möglichen weltlichen Geschäften, sollte der strengen klösterlichen Gemeinschaft und Disziplin weichen. Aber die Mönche erwiderten den Versuch einer gewaltsamen Änderung ihres Lebenswandels von neuem mit dem Plan, das Kloster in ein Chorherrenstift umzugestalten. Die landesherrliche Begehrlichkeit des Kirchenfürsten suchte man dadurch zu ködern, daß man sich bereit erklärte, das Stift seiner Landeshoheit zu unterstellen. Die Mönche erreichten damals ihr Ziel nicht, verloren es aber deshalb nicht aus den Augen. Der Konventuale Philipp von Eselsberg scheint die Seele dieser Bewegung gewesen zu sein und auch an einem förmlichen Aufruhr, der sich im Jahre 1506 erhob, den Hauptanteil gehabt zu haben. Der damalige Abt Konrad von Müllheim wurde Anfang Dezember, als er nach einer Sitzung den Kapitelsaal verlassen wollte, von Prior und Konvent mit Waffengewalt überfallen und unter allerhand Mißhandlungen eingekerkert. Über die tieferen Gründe dieser Ausschreitungen sind wir nicht unterrichtet, da die vor Gericht gemachten Aussagen zum Teil wohl nur als Vorwände angesehen werden können; wahrscheinlich haben doch die Säkularisationspläne dabei eine Rolle gespielt, denn Philipp von Eselsberg, der nach Konrads Tode auf irreguläre Weise die Abtwürde erlangte, hörte auch später nicht auf, in dieser Richtung tätig zu sein. Es gelang erst 1523, wenigstens von Rom die Genehmigung zu dieser Umwandlung zu erreichen; aber Kaiser Karl V. verhielt sich völlig ablehnend, er soll geäußert haben, schlechte Mönche seien ihm lieber als noch schlechtere Kanoniker. Der damalige Reichslandvogt Graf Wilhelm von Fürstenberg suchte aus der schwankenden und bedrängten Lage des Klosters für sich Vorteile zu ziehen; er ließ den Abt samt den acht Konventualen verhaften und setzte es in einem Vertrage vom 27. Februar 1525 durch, daß die Güterverwaltung einem vom Reichsregiment zu bestellenden Schaffner übertragen wurde. So hatte schließlich das Kloster durch eigne Schuld eine merkliche Einbuße an seiner Selbständigkeit erlitten.

Bis zu einem gewissen Grade wird man den Zuständen in Gengenbach eine typische Bedeutung beimessen dürfen. Der Verfall der klösterlichen Einrichtungen war allgemein und gab auch anderwärts den weltlichen Gewalten willkommenen Anlaß, auf Kosten der geistlichen Institute ihre Macht zu erweitern. So haben es die badischen Markgrafen verstanden, die Schirmvogtei über das Kloster Schwarzach, die sie seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts innehatten, allmählich in völlige Landeshoheit umzuwandeln. Auch bei diesem Kloster war die finanzielle Lage so mißlich, daß Markgraf Christoph sich 1476 zu einer Radikalkur entschließen mußte:

die meisten Mönche wurden in andere Klöster verschickt und die Zahl der Schwarzer Klosterinsassen auf den Abt und zwei Konventualen beschränkt.

Die Ortenauer Klöster haben niemals eine so hohe kulturelle Bedeutung gehabt wie etwa die großen Bodenseeklöster und manche Abteien des Elsaß. Ihre literarische und künstlerische Tätigkeit scheint sich, soweit wir uns nach den spärlichen Zeugnissen ein Urteil erlauben dürfen, in bescheidenen Grenzen gehalten zu haben. Dennoch mußte der Niedergang des Seelsorge- und Unterrichtswesens, der mit ihrem sittlichen und wirtschaftlichen Verfall verknüpft war, auf das geistige Leben von verhängnisvollem Einfluß sein, dies um so mehr, als es in der Ortenau an größeren Städten fehlte, deren aufstrebendes Bürgertum die kulturelle Überlieferung des entarteten Mönchtums hätte aufnehmen und fortbilden können. Einzig in Offenburg entfaltete sich seit Ende des 15. Jahrhunderts regeres geistiges Leben. Eine um 1490 errichtete Buchdruckerei bildete einen gewissen Anziehungspunkt für Gelehrte von Ruf, wie den Schulmann Gervas Soupher, seinen Schüler, den Rechtsgelehrten Wendelin Bittelbrunn, den Historiographen Paul Volz und andere. Aber diese Offenburger Gelehrtenrepublik war doch nur ein Ableger des Wimpfelingischen Humanistenkreises und konnte sich mit den Mittelpunkten der humanistischen Bildung wie Straßburg und Schlettstadt an Bedeutung nicht messen.

Die politischen und kirchlichen Zustände des Deutschen Reichs im 15. Jahrhundert, wie wir sie in dem engeren Raum der Ortenauer Geschichte gespiegelt sahen, hinterlassen keinen erfreulichen Eindruck. Aber eben aus der Zersplitterung und Verwahrlosung, die allen Verhältnissen des menschlichen Lebens ihr Zeichen aufdrückte, erhob sich der Ruf nach Neuerung und Besserung mit wachsender Stärke. Die Ziele, denen man zustrebte, wie die Mittel, deren man sich zu ihrer Erreichung bediente, sind so mannigfach und wechselnd wie die menschliche Natur selbst. Von den theoretischen Reformplänen menschheitbeglückender Schreibtischweisheit bis zu den niedrigsten Schmäh- und Zankschriften, von den Reichs- und Kirchenreformversuchen, die auf Reichstagen und Konzilien von den Spitzen der Nation beraten wurden, bis zur verzweifelten Selbsthilfe bedrängter Bauernhaufen, deren Blick am Nächstliegenden haftete, durchlief der Drang nach Erneuerung des Lebens eine Stufenleiter verschiedenster Ausdrucksformen, die dem geschichtlichen Leben dieser Epoche einen eigenartigen Reiz verleihen. Wenn schließlich jedes Zeitalter den Übergang vom Vergangenen zum Kommenden bildet, so gibt es doch Geschichtsperioden, denen dieser Übergangscharakter in ganz besonderer Weise eignet. Die Zeit von der Mitte des 13. bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts kann man in diesem prägnanten Sinn als Übergangsepoche bezeichnen. Die universalen Mächte des Mittelalters sanken dahin, Hierarchie und Feudalismus machten neuen Gestaltungen des staatlichen und kirchlichen Lebens Platz. Im Inneren festigte sich die vielfältige Menge der Territorien zu eigenartigen Staatsgebilden, die noch auf Jahrhunderte den Rahmen für das politische Leben der Nation abzugeben bestimmt waren, während daneben das erstarkte Bürgertum der Städte auf geistigem und wirtschaftlichem Gebiet zu einer führenden Stellung aufstieg. Neue internationale Beziehungen und Gegensätze schufen eine gänzlich veränderte Kräfteverteilung, die

für den Charakter der europäischen Politik und Geschichte bestimmend wurde. Wir werden zu verfolgen haben, wie alle diese Dinge die kleine territoriale Welt der Ortenau beeinflussten und umgestalteten.

III. Bauernkrieg und Reformation

Die Reichsgewalt des ausgehenden Mittelalters hat sich in zahllosen Fällen als unfähig erwiesen, auch nur die elementarste staatliche Funktion des Schutzes der Untertanen auszuüben. Je mehr sich der Schwerpunkt der Reichspolitik nach dem Osten verschob, desto ausschließlicher war gerade der Südwesten gegen äußere Angriffe und innere Wirren auf die eignen Kräfte angewiesen. Zuweilen, wenn auch die Territorialherren versagten, geschah es wohl, daß die bäuerliche Bevölkerung sich aus eigenem Antrieb zusammenscharte und gegen den Landesfeind voring. Der bunte Schuh des Bauern wurde dann als Zeichen eines solchen sich selbst helfenden Volksaufgebots „aufgeworfen“. Aber dieses Sinnbild der Selbsthilfe nahm in einem von sozialpolitischen Reformplänen erfüllten und von mannigfacher wirtschaftlicher Not gezeißelten Zeitalter bald eine revolutionäre Bedeutung an. Örtliche Bauernunruhen unter dem Zeichen des Bundschuhes flackerten bald hier, bald dort auf, in der Regel gegen lokale Mißstände im Steuer- und Gerichtswesen ankämpfend. Erst gegen Ende des Jahrhunderts erweiterten sich diese Tendenzen unter dem Einfluß leidenschaftlicher Agitatoren zu einer grundsätzlichen radikalen Auflehnung des „armen Mannes“ gegen alle Obrigkeit. In der Schlettstadter, Bruchsaler und Freiburger Gegend kam es um die Jahrhundertwende zu solchen Bundschuh-Erhebungen, die von den landesherrlichen Behörden ohne große Mühe unterdrückt werden konnten. Die Ortenau blieb von diesen Ereignissen verschont. Der Aufstand des „Armen Konrad“, der im nördlichen Teil dieser Landschaft im Jahre 1514 ausbrach, hatte, obwohl er von der allgemeinen Bauernbewegung nicht ganz unbeeinflusst war, doch einen ausgesprochen örtlichen Charakter³¹⁾.

Er nahm seinen Ausgang von der Unzufriedenheit der badischen Untertanen in Bühl mit einigen Maßnahmen der Landesherrschaft, die, wie bei dem milden landesväterlichen Regiment des Markgrafen Christoph nicht anders zu erwarten, auf das Wohl des Ganzen gerichtet waren, aber teils durch ihre Neuheit, teils wohl auch durch eine wenig wohlwollende Handhabung von seiten der markgräflichen Beamten den Widerstand des gemeinen Mannes hervorriefen. „Der nuwen ordnung, des ruggerichts, des zolls und bachs halben und ander artikel mehr“ mit diesen Ausdrücken werden im Gerichtsprotokoll³²⁾ die Gründe der Empörung umschrieben. Mit der neuen Ordnung ist ein Gesetz des Jahres 1511 gemeint, das besonders die

³¹⁾ Vgl. über die Bundschuh-Erhebungen und den Armen Konrad: Rosenkranz, *Der Bundschuh*. 2 Bde., Heidelberg 1927, ferner im allgemeinen zum gegenwärtigen Abschnitt: Vierordt, *Gesch. d. evangel. Kirche in dem Großherzogtum Baden*. 2 Bde., Karlsruhe 1847, 1856; Hartfelder, *Der Bauernkrieg in der Ortenau*, Zs. d. Freiburg. Gesch. Ver. V.; Friedr. Bauer, *Reformation u. Gegenreformation in der früheren nassau. bad. Herrschaft Lahr-Mahlberg*, Lahr 1914; Batzer, *Neues über die Reformation in der Landvogtei Ortenau*, ZGORh. NF. 39,63 (wo auch einige ältere Aufsätze zur Ortenauer Reformationsgeschichte zitiert sind).

³²⁾ Rosenkranz, II 256.

Bestimmungen des Erbrechts regelte und wohl vor allem durch Einführung römisch-rechtlicher Gesichtspunkte die an den hergekommenen Rechtsbräuchen zäh festhaltende Bauernbevölkerung zum Widerstand reizte. Die Verordnung über das Rügegericht enthielt nichts eigentlich Neues, wenn sie die Untertanen dazu anhielt, über Vorkommnisse in der Gemeinde, für die das Gericht zuständig war, unter Eid auszusagen. Wahrscheinlich ist aber diese Bestimmung ebenso wie die über die Erhöhung des Weinzolles und die Fischerei von dem damaligen markgräflichen Amtmann Hans Volmar mit unnötiger Härte gehandhabt worden. Der Steinmetz Bastian Gugel, der wohl schon früher mit dem Vogt in Konflikt geraten war und von der in den ersten Junitagen auf ihrem Höhepunkt angelangten revolutionären Bewegung in Württemberg zweifellos Kunde hatte, stellte sich als „Armer Konrad“ an die Spitze einer Partei von Unzufriedenen. Es gelang ihm auch, in den benachbarten Dörfern Altschweier, Kappel, Bühlertal einigen Anhang zu finden, aber er war doch weit davon entfernt, die Gemeinden zu einem einmütigen Vorgehen bewegen zu können. So kam es über lärmende Versammlungen, Umzüge und herausfordernde Reden nicht hinaus. Die großsprecherischen Pläne, die Gugel in übereiltem Eifer öffentlich verkündet hatte, veranlaßten den Vogt zu schleunigster Meldung an den Markgrafen, der am 15. Juni ein Reiteraufgebot in Bühl einrücken und vier der Mitschuldigen verhaften ließ. Die Haupträdelsführer hatten sich zwar rechtzeitig in Sicherheit gebracht, aber trotzdem war durch die prompte Anwendung militärischer Machtmittel der Aufruhr im Keim erstickt. Im August gelang es auch noch, den Bastian Gugel in Freiburg dingfest zu machen; nach umständlichen Verhören und Verhandlungen wurde er dort im Oktober enthauptet. Die Bewegung war im wesentlichen ergebnislos verlaufen. An der Erbordnung, die nun in seinem Gebiet bereits in Übung und Gebrauch gekommen, glaubte Markgraf Philipp nichts mehr ändern zu können; nur in den Bestimmungen über das Rügegericht kam man den Untertanen insofern entgegen, als die Forderung der Anzeigepflicht in eine etwas weniger schroffe Form gekleidet wurde.

Ohne Zweifel waren die Bühler Forderungen des Jahres 1514 nicht ganz unbegründet gewesen. Trotzdem ist es doch wohl nur einem zufälligen Zusammentreffen persönlicher Umstände mit den obwaltenden Verhältnissen zuzuschreiben, daß die Unruhen gerade auf dem Boden der badischen Markgrafschaft zum Ausbruch kamen. Denn diese erfreute sich damals einer sorgsameren und einsichtigeren Regierung als etwa die benachbarten Territorien des Bistums Straßburg und der Landvogtei. Am greifbarsten waren die Mißstände in den geistlichen Gebieten. Als daher der große Bauernkrieg des Jahres 1525 auch die Ortenau in seine Kreise zog, waren es hier so gut wie ausschließlich die Klöster, denen die Erbitterung der Bevölkerung galt.

Im Frühjahr 1525 machten sich die ersten Anzeichen einer allgemeineren, von den Bauernschaften des Schwarzwaldes und Hegaus durch Schreiben und Sendboten geförderten Gärung bemerkbar. Geheime Zusammenkünfte wurden abgehalten, bald auch offen hier und dort örtliche Forderungen geltend gemacht. Die Obrigkeiten der betroffenen Gebiete hielten zunächst den Weg der Verhandlung für aussichtsreich. Der bischöflich straßburgische Schaffner Klaus Meyer bereiste

um die Mitte des April das Gebiet seiner Herrschaft und nahm die Beschwerden der einzelnen Gerichtsbezirke entgegen. Es waren in der Regel unbedeutende Klagen rein lokaler Natur, die hier vorgebracht und überdies von der Erklärung der Ergebenheit und Bereitwilligkeit zu weiterer Verhandlung begleitet wurden. Nur in den Gerichten Griesheim und Appenweier wurden Forderungen gestellt, die über den örtlichen Gesichtskreis hinausreichten und in einem gewissen Zusammenhang mit den 12 Artikeln der schwäbischen Bauernschaft standen; aber selbst hier war man bereit, sich auf Unterhandlungen einzulassen. Da auch Markgraf Philipp, der anfangs im Sinn gehabt hatte, gegen die Zusammenrottungen in der Renchener Gegend mit Waffengewalt vorzugehen, sich zu der Ansicht des Straßburger Rates bekehrt hatte, man müsse erst eine gütliche Beilegung wenigstens versuchen, schien noch gegen Ende des April eine friedliche Lösung des Konfliktes durchaus im Bereich der Möglichkeit zu liegen. Indessen war es doch undenkbar, daß die Ortenau, deren Grenzen im Norden und Süden offen waren und die von jeher mit den benachbarten linksrheinischen Gebieten die regste Verbindung unterhalten hatte, von einer über das ganze südwestliche Deutschland ausgebreiteten Bewegung unberührt hätte bleiben können gleich einer abgeschiedenen Insel.

Der Umschwung vollzog sich denn auch, unter sichtbarer Einwirkung von elsässischer Seite, mit einer Plötzlichkeit, die nach den bisherigen Vorgängen kaum zu erwarten war. Die bei Schwarzach sich sammelnden Bauernscharen aus dem unteren Hanauerland, dem Abtsstab und der Markgrafschaft schworen zu dem großen elsässischen Haufen; zeitweise befanden sich Tausende von elsässischen Bauern von Wanzenau bis Röschoog auf dem rechten Rheinufer, um die dortige Bewegung zu unterstützen, der Sturm richtete sich zunächst gegen die Abtei Schwarzach, die am 25. April ein Opfer der Aufständischen wurde. Das Kloster wurde vom Keller bis zum Speicher ausgeraubt, Bibliothek und Archiv verbrannt, die beträchtlichen Vorräte an Lebensmitteln teils weggebracht, teils an Ort und Stelle verpraßt. Acht Tage hauste so die Willkür des Aufruhrs in den Hallen des Klosters³³).

Inzwischen hatten sich auch bei Oberkirch große Bauernscharen gesammelt, die unablässig aus der Nachbarschaft Zuzug erhielten. Mit den Renchtälern und Sasbachern trafen hier die Bauern des oberen Hanauerlandes zusammen, deren Führung der Wirt Wolf Schütterlin aus Willstätt übernommen hatte. Im ganzen mochten etwa 8000 Mann versammelt sein. Die Obrigkeit verlegte sich wieder aufs Verhandeln. Am 27. April trafen Bernhard Wurmser und Kaspar Romler, die Abgesandten der Stadt Straßburg, und der markgräfliche Kanzler Hieronymus Vehus mit den Hauptleuten der Bauern in Achern zusammen. Man einigte sich darauf, über die 12 schwäbischen Artikel, welche die Bauern zur Grundlage ihrer Forderungen machten, künftig in Renchen weiterzuberaten und dort eine endgültige Einigung abzuschließen. Diese Abmachung wurde, nachdem den Gesandten die erforderliche Vollmacht erteilt war, auf alle Angehörigen des Oberkircher Haufens ausgedehnt. Aber ehe dieser Waffenstillstand unter Dach und Fach gebracht war, hatten sich doch auch die Oberkircher Bauern zu argen Ausschreitungen hinreißen

³³) Vgl. L. Lauppe, Der Schwarzacher Haufe 1525. In: „Ortenau“ 34 (1954) S. 94—99; L. Lauppe, Aus dem Bauernkrieg, ebd. 35 (1955) S. 72—80.

lassen. In der Stadt Oberkirch richteten sie sich besonders gegen die Pfarrkirche und den Hof des Klosters Allerheiligen, die der Plünderung anheimfielen; nicht besser erging es dem Klosterhof in Lautenbach und schließlich dem Kloster Allerheiligen selbst, wo allerdings das Wertvollste noch rechtzeitig hatte in Sicherheit gebracht werden können. Noch schwieriger als die Verhandlungen der Gesandten mit dem Oberkircher Haufen gestalteten sich die mit dem Schwarzacher, dessen Anführer sich dahinter verschanzten, daß sie ohne Einwilligung der Elsässer, zu denen sie geschworen hätten, keine Vereinbarung treffen könnten. Vom Oberkircher Haufen wurde am 2. Mai der in der Abrede zu Achern am 27. April gemachte Vorschlag, die Erledigung der bäuerlichen Beschwerden auf Grund der 12 Artikel einem gewählten Ausschuß zu übertragen, angenommen. Als gütlicher Tag ward der 22. Mai bestimmt. Mit Aufbietung aller Redekünste der Unterhändler willigte auch der Schwarzacher Haufen den 3. Mai in diesen Verhandlungsabschied ein; noch in der Nacht wollten die Bauern auseinandergehen. Die Zusammenkunft in Renchen konnte also, wie geplant, am 22. Mai stattfinden. Der Kanzler Vehus und die Gesandten der Stadt Straßburg spielten auch hier als Vermittler die Hauptrolle. Vertreten waren außerdem das Bistum Straßburg, Hanau-Lichtenberg, die Landvogtei und die Ritterschaft. Der sogenannte Ortenauische Vertrag vom 25. Mai, der den Abschluß der Verhandlungen bildete, regelte in 12 Artikeln die strittigen Punkte. Der kleine Zehnte, der vom Holz, Obst, Rüben und vom Vieh entrichtet zu werden pflegte, wurde abgeschafft, der Hanf- und Heuzehnte in einen Zwanzigsten umgewandelt. Jagdrecht und Waldnutzung regelte man in einer für die Bauern günstigen Weise, die Frondienste wurden auf vier Tage im Jahr beschränkt, die Abgabe des Todfalls aufgehoben. Man sieht, es waren lauter Fragen wirtschaftlicher Natur, die hier eine durchaus im Bereich des Möglichen liegende Lösung erhielten. Nur in dem ersten Artikel, der bestimmte, daß die Gemeinden bei der Besetzung der Pfarrstellen mitwirken sollten und daß das Gotteswort „lauter und unverdunkelt“ gelehrt werde, machte sich ein Einfluß der umwälzenden religiösen Bewegung bemerkbar, die damals das Leben des deutschen Volkes in seinen Tiefen aufgewühlt hatte.

Die Bauernbewegung in der nördlichen Ortenau war mit dem Zustandekommen dieses für die Bauern nicht ungünstigen, für die Herrschaften tragbaren Kompromisses zu einem gewissen Abschluß gelangt. Die Klöster Schwarzach und Allerheiligen freilich, gegen die sich die Empörung zunächst gerichtet hatte, waren an dem Vertrag nicht beteiligt, es blieb ihnen überlassen, mit den Auführern ihre eigenen Vereinbarungen zu treffen. Allerheiligen einigte sich denn auch bereits am 29. Mai unter Vermittlung des Fürstenecker Vogts Arnold Pfau von Ruppurr und anderer Unterhändler mit einem Ausschuß der Bauernschaft. Der Renchener Vertrag wurde zugrunde gelegt; im übrigen verpflichteten sich die Bauern gegen Zahlung von 100 fl. wenigstens zu teilweisem Ersatz der angerichteten Schäden. Mit Schwarzach kam eine solche Einigung³⁴⁾ nicht zustande, doch konnten noch

³⁴⁾ Als Wiedergutmachung zahlten die lichtenbergischen Dörfer beiderseits des Rheins 1527 dem Kloster 300 fl. Schadenersatz. Mit ihren eigenen Untertanen zu Ulm und Hunden (ausgegangen) verglich sich die Abtei erst 1534 auf 25 fl., dem Gericht auf 75 fl.

im Jahre 1527 Abt und Mönche in das Kloster zurückkehren, und es bildete eine gewisse Bürgschaft für gesicherte Zustände, daß Markgraf Christoph seinerseits die Huldigung der klösterlichen Untertanen entgegennahm. Die Schwarzacher Klosterschule konnte allerdings erst 1551 wieder ins Leben treten, nachdem sich der Abt Martin Schimpfer von Baden die Erlaubnis erwirkt hatte, zu ihrer Ausstattung 10 Jahre lang ein Umgeld vom Weinschank zu erheben.

Welche Formen die Bauernerhebung im mittleren Kinzigtal angenommen hat, läßt sich aus unseren Quellen nicht ersehen; wir sind nicht einmal darüber unterrichtet, ob es hier überhaupt zu ernsteren Unruhen und Gewaltsamkeiten gekommen ist. Das Kloster Gengenbach hätte zu einem tumultuarischen Vorgehen wohl mindestens ebensoviel Anlaß geben können wie etwa Schwarzach oder Allerheiligen. Wenn 1484 in einer Klageschrift der Stadt Gengenbach festgestellt wurde, daß im Verlauf einiger Jahre nicht weniger als 12 Bauernhöfe durch Schuld des klösterlichen Zinsmeisters eingegangen seien, ohne daß der Abt diese Behauptung eigentlich entkräften konnte, so läßt das den Schluß zu, daß unter dem Gengenbacher Krummstab nicht immer gut zu wohnen war, und es hätte wohl auch hier nur eines geringen Zündstoffes bedurft, um die Bevölkerung zu gewaltsamem Vorgehen fortzureißen. Da gleichwohl nichts Derartiges berichtet wird, so liegt die Vermutung nahe, daß die Stadt Gengenbach und der Landvogt das Schlimmste vom Kloster abwandten, weil sie mit dessen Säkularisierung und finanzieller Ausnutzung ihre eignen Pläne verfolgten.

Bedenklichere Ausmaße nahm der Aufstand in der südlichen Ortenau an, wo sich die Erbitterung der Bevölkerung ebenfalls fast ausschließlich gegen die Klöster, Schuttern und Ettenheimmünster, richtete, „dann ir wil und meinung nit ist wider kaiserlich Maiestät, zudem wider ein loblich hüs Osterreich, aüch wider ein loblich statt Strasburg ganz nutzit zu handeln oder unpillichs furzunemen, sonder allein wider die münch und etlich pfaffen³⁵⁾“. Schon um die Mitte des April nahmen die Bauern gegen beide Klöster eine drohende Haltung an, am 19. drang eine Schar von Friesenheimern in Schuttern ein und erzwang vom Abt die Herausgabe einer Urkunde vom Jahre 1510, deren Bestimmungen angeblich das Allmend- und Weiderecht beeinträchtigten. Beide Äbte flohen unmittelbar darauf nach Ettenheim, von wo sie an den Kastvogt von Schuttern, Gangolf von Geroldseck, das dringende Ersuchen um Hilfe richteten. Gangolf, der in diesem ganzen Handel eine etwas zweideutige Rolle spielte, konnte sich zu einem bewaffneten Einschreiten nicht verstehen und beschränkte sich auf gütliche Schreiben nach beiden Seiten; die Äbte lud er ein, auf Hohengeroldseck Brot und Wein mit ihm zu teilen. Aber die Prälaten zogen es vor, sich nach Freiburg in Sicherheit zu bringen. Die Bewegung griff unterdessen weiter um sich. Die Stadt Ettenheim hielt es für bedenklich, die geflüchteten Klostergüter in ihren Mauern zu beherbergen und beschloß nach längeren Verhandlungen sogar, mit den Aufständischen gemeinsame Sache zu machen; die Umsicht des Amtmannes Ludwig Horneck von Hornberg scheint das letztere wenigstens verhindert zu haben. Aber die Klöster vermochten der Einnahme und

³⁵⁾ Stadt und Vogtei Ettenheim an den Straßburger Rat, 6. Mai 1525. Polit. Korrespondenz der Stadt Straßburg I Nr. 365.

Plünderung durch die ständig wachsenden Bauernscharen nicht zu entgehen. Die Lage war nun nachgerade so ernst geworden, daß die Obrigkeiten nicht länger müßig zusehen konnten. Markgraf Philipp, der als Inhaber der Herrschaft Lahr auch an den Vorgängen in der südlichen Ortenau unmittelbar interessiert war, sandte seinen Landschreiber nach Lahr, um in Gemeinschaft mit den Abgesandten der Stadt Straßburg Verhandlungen anzuknüpfen. Aber dieses bei den Oberkircher und Schwarzacher Haufen bereits bewährte Verfahren hatte hier nicht den gewünschten Erfolg. Die Bauern blieben zusammen, traten mit den Breisgauer Haufen in engere Verbindung und beteiligten sich unter ihrem Anführer Georg Heid von Lahr an den Unternehmungen gegen Kenzingen, Freiburg und Breisach. So konnten erst nach der Rückkehr der Ortenauer Bauern im Juni die Verhandlungen wieder aufgenommen werden, ein Aufschub, welcher der bäuerlichen Sache keineswegs förderlich war, da inzwischen die aufständischen Bewegungen in Schwaben, in der Pfalz und im Elsaß einen durchaus ungünstigen Verlauf genommen hatten. Das Kraftgefühl der Herrschaften war dadurch wesentlich gehoben und die Stellung ihrer Abgesandten bei den nun eröffneten Unterhandlungen ungleich günstiger, als sie es einige Wochen zuvor gewesen wäre. Der Offenburger Vertrag vom 13. Juni bedeutete daher gegenüber dem von Renchen einen fühlbaren Rückschritt. Der Wegfall des kleinen Zehnten wurde zwar auch hier beschlossen und die Leistung von Frondiensten bis zum Abschluß einer endgültigen Einigung vertagt, aber von den sonstigen Vergünstigungen des Renchener Vertrages ist keine Rede, ja, es wird sogar die Festsetzung einer Entschädigung für die erlittenen Einbußen ins Auge gefaßt. Die Stadt Straßburg scheint übrigens diesen Vertrag nicht auf ihre Untertanen in der südlichen Ortenau ausgedehnt, sondern durch tatkräftiges und kluges Auftreten die Rückkehr des alten Zustandes erreicht zu haben.

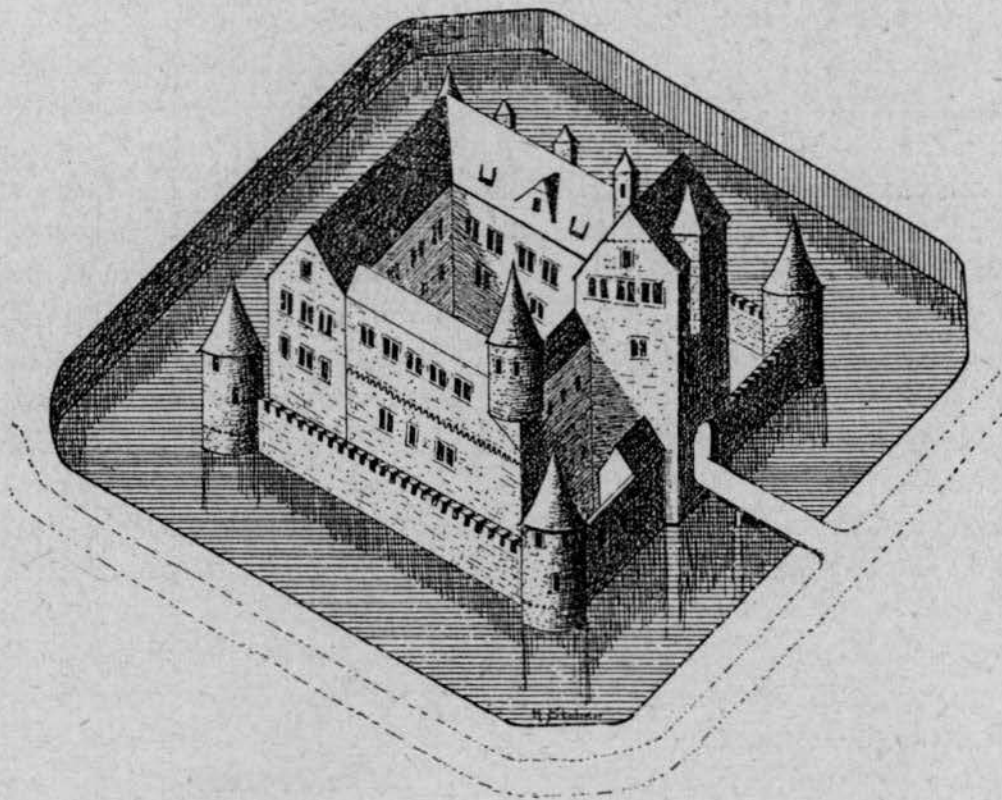
Der zu Renchen geschlossene Ortenauische Vertrag kam im wesentlichen zur Ausführung. Wie vorgesehen war, nahmen die herrschaftlichen Beamten noch einmal die Klagen aller Gemeinden der beteiligten Gerichtsbezirke entgegen, die in den meisten Fällen rein örtlicher Natur waren. Obwohl die Stellung der Landesherrschaft jetzt nach dem Abflauen der ganzen Bewegung wesentlich gefestigter war, vermied man es doch klugerweise, den Bogen zu überspannen, und erreichte so in fast allen Fällen eine beide Teile befriedigende Lösung. Erst auf ernstliche Vorstellungen des Vogts von Bischofsheim ließ Graf Philipp III. von Hanau nach Rücksprache mit den Bitscher Räten auf 16. Mai eine gültige Vollmacht im Namen beider Grafen ausfertigen und besiegeln.

Bald erklärten sich Bitsch und Hanau offen wider den Vertrag zu Renchen und lehnten seine Forderungen unter Protest ab. Siehe „Ortenau“ 1954 und 1955.

Graf Philipp wurde aus diesem Anlaß sogar in eine Fehde mit der Stadt Straßburg verstrickt, die einigen Haupträdelsführern, darunter Schütterlin und Jörg Hörder von Eckartsweyer, eine Zuflucht gewährt hatte und zu deren Auslieferung nicht verpflichtet zu sein glaubte. Als Hörder, der Straßburger Bürger geworden war, bei einem Aufenthalt in Willstätt von dem dortigen Amtmann eingekerkert wurde, schritt die Stadt bewaffnet ein. Doch war ihr Unternehmen, zumal da Hörder inzwischen schon die Freiheit wiedererlangt hatte, überflüssig und wenig

rühmlich. Nur ein paar Dutzend tote Tauben und zerschlagene Eier bedeckten die Walstatt des Willstätter Schloßhofs. An dieses unbedeutende Ereignis knüpfte sich dann ein Prozeß wegen Landfriedensbruchs, der vom Reichskammergericht nach vollen elf Jahren zuungunsten Straßburgs entschieden wurde. So endete die Tragödie des Ortenauer Bauernkrieges mit einem Satyrspiel.

Betrachtet man die Ereignisse in der Ortenau im Zusammenhang mit der gesamtdeutschen Bauernbewegung, so fällt auf, wie verhältnismäßig harmlos und un-



Willstätter Schloß

blutig hier der Verlauf der Dinge gewesen ist. Gewiß, es kam auch hier zu Gewalttätigkeiten und Ausschreitungen, unter denen fast ausschließlich die vier oben genannten Klöster zu leiden hatten, aber unmenschliche Greuelthaten sucht man ebenso vergebens wie eine blutige und grausame Unterdrückung des Aufstandes durch die Herrschaften, die anderwärts den schrecklichen Abschluß bildete. Man wird nicht fehlgehen, wenn man das Hauptverdienst hieran der politischen Gewandtheit des badischen Kanzlers Vehus und der Straßburger Unterhändler zuschreibt, die durch rasches und geschicktes Eingreifen eine Vereinigung der Bauernhaufen aus der nördlichen und südlichen Ortenau verhinderten und durch diese bewährte Strategie von vornherein die Stoßkraft der Bewegung lähmten.

Die Beschwerden der Bauern richteten sich, wie wir gesehen haben, zum allergrößten Teil gegen wirtschaftliche Mißstände, und zwar nur gegen die nächstliegenden, die in das tägliche Leben der Dorfgemeinde eingriffen und jedem Gemeindeglied am eigenen Leib spürbar wurden. Sozialpolitische Forderungen großen Stils und allgemeiner Geltung lagen dem Oberkircher und Schwarzacher Haufen

ebenso fern wie ein Jahrzehnt zuvor dem Bühler Armen Konrad. Nur an einem Punkte vernehmen wir den Widerhall der gewaltigen Ereignisse, die in der Zwischenzeit das geistige und religiöse Leben des ganzen deutschen Volkes auf tiefste erschüttert hatten. Die Forderungen nach Mitwirkung der Gemeinde bei Bestellung der Geistlichen und nach lauterer und unverdunkelter Verkündigung des Gottesworts, die im ersten Artikel des Ortenauischen Vertrages aufgestellt wurden, haben das Auftreten Martin Luthers zur Voraussetzung.

Die frühzeitige und starke Verbreitung der lutherischen Lehre in der Ortenau ist in der Hauptsache darauf zurückzuführen, daß das benachbarte Straßburg schon seit dem Anfang der zwanziger Jahre des 16. Jahrhunderts ein Hort der protestantischen Bewegung war. Von der unbedingt führenden Stellung, die sie in der Folgezeit unter der Leitung des politisch hochbegabten Stättmeisters Jakob Sturm in der Reihe der deutschen Reichsstädte einnehmen sollte, war die Stadt damals zwar noch entfernt, aber die Anwesenheit einiger führender Köpfe der neuen Lehre genügte doch, um sie schon damals zu einer Pflanzstätte des Luthertums zu machen, deren werbende Kraft sich im Umkreis der Oberrheinlande allenthalben verspüren ließ.

Für die Ausbreitung der Reformation in der Ortenau war entscheidend, daß Graf Wilhelm von Fürstenberg, der mit der Herrschaft Hausach seit 1504 die verpfändete Landvogtei vereinigte, mit Straßburg und den Führern der protestantischen Sache in engster Verbindung stand. Kriegerischer Tätigkeit leidenschaftlich ergeben, weilte er freilich nur selten in seinen angestammten Landen, besonders seitdem er sich 1529 dem rastlosen und unsteten Landgrafen Philipp von Hessen nahe angeschlossen hatte. In letzterem Jahre nahm er an dem Konvent der Evangelischen zu Schmalkalden und an dem Marburger Religionsgespräch teil, die oberdeutschen Theologen Zwingli, Okolampadius, Bucer und Hedio begleitete er auf der Heimreise bis Straßburg. Wenige Jahre später war er an der Spitze zweier Regimenter dem Landgrafen behilflich, den vertriebenen Ulrich von Württemberg wieder in den Besitz seines Herzogtums zu setzen. Erst Ende der dreißiger Jahre in seine Lande zurückgekehrt, konnte er sich nun mit ganzer Kraft der Einführung der Reformation widmen, die hier schon längst Wurzel geschlagen hatte³⁶⁾. Bereits 1537 zählte man in Schmalkalden seine Herrschaften zu den zweifellos evangelischen Gebieten; die Akten des Regensburger Religionsgesprächs von 1541 unterzeichnete er in der Reihe der protestantischen Reichsstände. Auch ein Brief Hedios vom Jahre 1545, in dem dieser bezeugt, dem Grafen schon mehr als 20 Jahre „in Anschickung der pfarren in der Ortenaw und Kinzigerthal, so wie in visitation und besuchung derselbigen“ gedient zu haben, deutet darauf hin, daß reformatorische Bestrebungen hier schon seit den zwanziger Jahren im Gang waren. In der Herrschaft Kinzigthal hatte Wilhelm freilich wohl auf seine Mutter Elisabeth Rücksicht nehmen müssen, der auf Lebenszeit ein Anteil an der Herrschaft verschrieben

³⁶⁾ Vgl. auch E. Batzer, Neues über die Reformation in der Landvogtei Ortenau. In Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins 78 (1926) S. 63—83; O. Kähni, Reformation und Gegenreformation in der Reichsstadt Offenburg und Landvogtei Ortenau, in: „Ortenau“ 30 (1950) S. 20—37, und L. Lauppe, Die Reformation im klösterlich-schwarzachischen Kirchspiel Scherzheim-Lichtenau, ebda. 32 (1952) S. 71—84; 33 (1953) S. 167—178.

war. Erst nach ihrem Tod (1540) hatte er auch hier völlig freie Hand. Die Akten einer Synode, die im Jahre 1542 von den evangelischen Prädikanten der Landvogtei und des Kinzigertales zu Haslach veranstaltet wurde, lassen erkennen, daß die neue Lehre in diesen Gebieten damals durchaus eingewurzelt und gefestigt war. Es sind nur abschließende Maßnahmen, die man vom Landesherrn fordert: Vornahme einer Visitation durch den Straßburger Münsterprediger Hedio, Erlaß einer auf die Heilige Schrift gegründeten Kirchenordnung und Besetzung der noch erledigten Pfarr- und Schulstellen.

In den vom Gebiet der Landvogtei umschlossenen Reichsstädten konnte naturgemäß Wilhelms reformatorische Tätigkeit nicht ohne Wirkung bleiben. Schon Anfang März 1525 richtete der Offenburger Kirchherr Kaspar vom Mundt eine Beschwerde an den Straßburger Bischof, weil der Landvogt kurz vorher die unmittelbar bei der Stadt gelegene Liebfrauenkirche in Weingarten gewaltsam mit einem neuen Prediger besetzt habe, der es unternehme, „die böß giftig Luterisch materi zu predigen“. Aber die Beschwerden der bischöflichen Regierung beim Landvogt blieben ohne Erfolg. Noch im gleichen Jahre ging auch die Stadt zur neuen Lehre über, indem sie zwei Prediger anstellte, die dem bisherigen Pfarrer nicht untergeordnet sein sollten. Noch eine Reihe von Jahren muß die Reformation in Offenburg geblüht und sich ausgebreitet haben, denn auf dem Augsburger Reichstag des Jahres 1530 finden wir die Offenburger Gesandten zusammen mit den Straßburgern auf der Seite der evangelischen Stände. Indessen trat bald darauf ein Umschwung ein, dessen Einzelheiten und Beweggründe uns verborgen sind. Es mag der Einfluß ausgewanderter Straßburger Domherren im Spiele gewesen sein; vielleicht auch gedachte man, wenn Offenburg ein katholisches Gegengewicht gegen Straßburg bildete, die Bedeutung der Stadt als einer Zufluchtsstätte der alten Lehre zu heben. Jedenfalls war es mit der Alleinherrschaft des Protestantismus seit etwa 1531 zu Ende, wenn auch ein Teil der Bevölkerung sich noch weiterhin zu ihm bekannte.

Weit ausdauernder hielt die Nachbarstadt Gengenbach am Luthertum fest. Der evangelische Leutpriester, der im Jahre 1526 Anstellung fand, erregte zwar durch die mannigfachen von ihm eingeführten Neuerungen den Groll der Klosterkonventualen, die sich sofort beschwerdeführend an den Straßburger Bischof wandten, aber ein ungnädiges Schreiben des Oberhirten an die Gemeinde blieb erfolglos. Die Stadt hielt ihre schützende Hand über den Prediger, indem sie sich darauf berief, daß nach dem Abschied des letzten Speierer Reichstages das Wort Gottes lauter und rein verkündet werden sollte. Sie beharrte auch nach dem Augsburger Reichstag des Jahres 1530 in ihrer Gesinnung und schloß sich noch enger an Straßburg an. Ein Führer der kirchlichen Bewegung, der später als Reformator des Oberelsaß zu größerer Bedeutung gelangte, Hedios Altersgenosse und Ettlinger Landsmann Matthias Erb, war 1532 als Schulmeister in Gengenbach im Sinn der neuen Lehre tätig und scheint dieses Amt mehrere Jahre hindurch bekleidet zu haben. Hedio selbst ordnete 1546 die kirchlichen Verhältnisse durch Vornahme einer Visitation, nachdem schon ein Jahr zuvor ein evangelischer Katechismus für die Stadt im Druck erschienen war.

Die Abtei Gengenbach, die in wirtschaftlicher Beziehung schon längst vom Landvogt und der Stadt in Abhängigkeit stand und in dem oben bereits erwähnten Verträge von 1525 mit Mühe und Not der völligen Mediatisierung entgangen war, geriet in der Folgezeit mehr und mehr unter den Einfluß ihrer begehrlichen Nachbarn. Bis zum Tode des Abtes Philipp von Eselsberg (1531) erfreute sie sich noch einer verhältnismäßig sicheren Lage. Die Absichten der protestantischen Stadt, sich das Kloster völlig unterzuordnen und seine Einkünfte zur Bestallung evangelischer Prediger zu verwenden, wurden vereitelt, und der im Jahre 1529 nochmals unternommene Versuch, das Kloster in ein weltliches Stift umzuwandeln, scheiterte an dem Widerspruch der Bischöfe von Straßburg und Bamberg. Aber nach Philipps Tod trat ein völliger Wandel der Verhältnisse ein. Schon während der Sedisvakanz hielt der Landvogt das Kloster mit seinem Amtmann und einigen Knechten besetzt. Im Verein mit der Stadt setzte er es dann durch, daß eine ihm völlig ergebene Kreatur, Melchior Horneck von Hornberg, den Abtstuhl bestieg (1531—1540), dessen Mißwirtschaft das Kloster an den Rand des Abgrundes brachte. Der Personalbestand war so vermindert, daß im Jahre 1533 außer dem Abt und dem Prior Friedrich von Keppenbach nur noch ein Konventuale gezählt wurde. Der Prior, eine selbstsüchtige und kleinliche Persönlichkeit, hat wenigstens das Verdienst, die Interessen des Klosters gegen den unwürdigen Abt, der die neue Lehre offen begünstigte und ein mehr als skandalöses Leben führte, mit unbeugsamer Tatkraft vertreten zu haben. Bereits im April 1532 begann er beim Straßburger Bischof über die Aufführung des neuen Abtes Klage zu führen, der durch seinen Lebenswandel und besonders durch leichtsinnige Aufnahme hoher Schulden das Kloster aufs schwerste schädige; allein dem Grafen von Fürstenberg habe er 200 fl. ausbezahlt, weil dieser ihm zur Prälatur verholfen. Im Mai wurden in Zabern die Verhandlungen gegen Melchior geführt, der sich „etwas schimpflich, unprelatisch und dem gotzhus schedlich halte“. Sie endeten damit, daß dem Prior eine Art Mitregiment eingeräumt wurde. Als dies nichts fruchtete, wurde im Juni auf des Priors erneute Klage der Abt für ein Jahr der Administration völlig enthoben. Aber Melchior war nicht gewillt, sich diese Beeinträchtigung seiner Rechte stillschweigend gefallen zu lassen. Da er sich dahinter verschanzte, daß eine solche bischöfliche Verfügung ohne Einwilligung des Kastvogtes nichtig sei, mußte im September nochmals zwischen dem bischöflichen Kanzler und Jost Münch von Rosenberg als Vertreter des Landvogtes zu Straßburg verhandelt werden. Man gelangte jetzt wenigstens über die dringendsten Fragen zu einer Einigung. Der Abt, der mit einem Gulden wöchentlicher Einkünfte aus den Klosterfällen abgefunden wurde, blieb von der eigentlichen Administration so gut wie ausgeschlossen; im Beisein straßburgischer und fürstenbergischer Räte hatten ihm die Klosterschaffner Rechnung abzulegen. Auch als Melchior im folgenden Jahr durch die Gnade des Kastvogtes die Verwaltung wieder erhielt, war das kaum mehr als eine nominelle Vergünstigung; er blieb, wie aus einem am 30. September 1533 abgeschlossenen Verträge hervorgeht, unter ständiger Aufsicht des Grafen und seines Ortenberger Amtmannes. Der Einfluß des Landvogtes erreichte in den folgenden Jahren seinen Höhepunkt; als er am 17. August 1534 einen Streit zwischen Kloster und Stadt

um die Schulmeisterstelle schlichtete, setzte er es durch, daß das Kloster einen großen Teil der Besoldung des evangelischen Lehrers übernahm. Wenige Jahre später erreichte er auch endlich, daß evangelische Prädikanten ins Kloster eingeführt und aus klösterlichen Mitteln unterhalten wurden. Als Abt Melchior 1540 starb, schien die Abtei wirklich den Mediatisierungs- und Reformplänen Wilhelms unwiderruflich ausgeliefert zu sein.

Während so die evangelische Lehre in den zwei ersten Jahrzehnten ihres Bestehens im ganzen mittleren Teil der Ortenau, dem Kinzigtal, den Reichsstädten und der Landvogtei, in unverkennbarem Fortschreiten begriffen war, vollzog sich ihre Ausbreitung in den Nachbarterritorien weit langsamer und wurde durch Rückschläge politischer und dynastischer Natur immer wieder von neuem gehemmt. Der Prädikant Martin Enderlin von Straßburg kam Ende Januar 1525 zu Lichtenau in Haft, da er versäumte, bei den Amtleuten die Erlaubnis zur Predigt einzuholen.

Die Abtei Schwarzach besaß nach 1525 keinen Einfluß im Kirchspiel Scherzheim-Lichtenau. Die Grundherrschaft setzte Prädikanten ein. Siehe „Ortenau“ 1952/53.

1527 kaufte Hanau den Bitscher Anteil am Gericht Lichtenau und schuf damit der Reformation freie Bahn. Der Stab Bischofsheim blieb weiterhin Gemeinschaftsbesitz.

In gütlichen Unterhandlungen stellte der Abt 1529 und 1532 Pfarrsatz und Zehnten im Kirchspiel Scherzheim-Lichtenau der Herrschaft Hanau anheim.

Im Hanau-Lichtenbergischen Gebiet wirkte nicht nur der Einfluß der Klöster Allerheiligen und Schwarzach, sondern auch die Mitregierung des streng katholischen Grafen Reinhard von Zweibrücken-Bitsch im Sinne der Erhaltung der alten Lehre ein. Die Abneigung gegen Neuerungen, durch diese Einflüsse gestärkt, kam gelegentlich zu drastischem Ausdruck, so etwa 1523, als der Pfarrer des Dorfes Sand, dessen Pfarrsatz dem Kloster Allerheiligen zustand, von der Kanzel herab und sogar auf offener Straße in Straßburg selbst die dortigen Prediger Capito und Zell für Ketzer und Bösewichter erklärte und nur durch bischöflichen Einfluß vor der Aburteilung durch die städtischen Behörden geschützt werden konnte. Graf Philipp III. von Hanau-Lichtenberg war seit 1525 der evangelischen Lehre offen zugetan; er ordnete 1526 die Abschaffung der Seelenmesse an und bat den Straßburger Rat, ihm den Prediger Capito auf einige Zeit zu überlassen, was von der Stadt nur mit Rücksicht auf Capitos persönliche Sicherheit abgeschlagen wurde. Aber diesen Anfängen entsprach der Fortgang nicht. Ein an sich unbedeutender Zwischenfall zeitigte noch im gleichen Jahre politische Differenzen der Stadt Straßburg mit dem Grafen, der bald seine heftige Erbitterung von der Stadt auch auf die durch sie vertretene evangelische Lehre übertrug und bis zu seinem Tode (1538) keinerlei Neuerungen in seinem Territorium duldete. Auch sein Sohn und Nachfolger Philipp IV. ließ die ersten Jahre seiner Regierung verstreichen, ohne an dem bestehenden Zustand etwas zu ändern, und entschloß sich erst nach dem im Jahre 1544 erfolgten Tode seiner Gemahlin Eleonore von Fürstenberg zur Einführung der Reformation. Er ließ sich nun auch dadurch nicht mehr beirren, daß eine Synode von 21 Geistlichen, die er im Mai 1545 in seiner elsässischen Residenz

Buchsweiler versammelt hatte, sich nur zum kleinen Teil für unbedingte Durchführung der protestantischen Lehre entschied, und trat mit den Straßburger Reformatoren Bucer und Hedio in enge Verbindung. Drei evangelische Geistliche, die ihm Bucer zur Verfügung gestellt hatte, setzten mit ihm die Hauptpunkte der vorzunehmenden Reformation fest; der bedeutendste von ihnen, Anselm Pflüger, übernahm selbst die Pfarrei in Willstätt. Im ganzen Amt Willstätt, das der alleinigen Regierung Philipps unterstand, wurde nun die Reformation maßvoll und ohne Schärfe, aber doch mit entschiedener Folgerichtigkeit eingeführt. Die Verwaltung des Kirchengutes ließ Philipp nach Bucers Vorschlag den Heiligenpflegern der einzelnen Orte entziehen und den neugebildeten Kirchenschaffneien Willstätt und Rheinbischofsheim unterstellen. Naturgemäß hielt sich die alte Lehre da am längsten, wo es den benachbarten Klöstern gelang, ihre Patronatsrechte geltend zu machen, so etwa in Legelshurst, wo das elsässische Kloster Eschau, und in Sand, wo Allerheiligen den Pfarrsitz innehatte. Aber das waren doch eben nur Ausnahmen; in den fünfziger und sechziger Jahren wurde die Reformierung des Willstätter Amtes restlos durchgeführt, selbst in Sand finden wir seit 1560 einen protestantischen Prediger Schallesius.

Im benachbarten Amt Lichtenau, das den geistlichen Einflüssen des Klosters Schwarzach und der Mitregierung des Zweibrücker Grafen unterworfen war, konnte Philipp seine Absichten nicht so reibungslos durchsetzen. Es bedeutete zwar einen großen Schritt vorwärts, daß es ihm gelang, im Jahre 1554 den Abt Martin von Schwarzach³⁷⁾ zum Verkauf seiner Patronatsrechte in den Orten des Gerichts zu veranlassen und dadurch den Kirchensatz und Zehnten in seine Hand zu bekommen; die allmähliche Einführung des protestantischen Gottesdienstes konnte danach in Angriff genommen werden. Mit dem Tode Graf Jakobs von Bitsch 1570 fiel den Grafen von Hanau die gesamte Herrschaft Lichtenberg, die nunmehrige Grafschaft Hanau-Lichtenberg, zu. Die wenigen katholischen Priester im Lande wie der Schwarzacher Konventuale Johannes Zaltenbach im überrheinischen Drusenheim wurden entlassen, und mit der Herausgabe einer Kirchenordnung für die Grafschaft 1572 wurde das Reformationswerk beendet.

Wechselnder und sprunghafter war die Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse im badischen Territorium, da der Landesherr Markgraf Philipp sich nicht zu einer klaren Stellungnahme für die alte oder neue Lehre entschließen konnte, sondern je nach dem Inhalt der Reichstagsabschiede halbe Maßnahmen zur Durchführung brachte oder widerrief. Anfangs schienen die Aussichten des Protestantismus hoffnungsvoll zu sein, so daß schon 1524 Capito schreiben konnte: *Procedit Christi negotium apud marchionem Badensem*. Die Verordnungen, die Philipp 1525 und in den folgenden Jahren erließ, waren von denen der Stadt Straßburg in Form und Inhalt nicht wesentlich unterschieden. Die Tauglichkeit der Geistlichen wurde

³⁷ Der neue Straßburger Bischof Erasmus von Limburg versuchte seit 1541 im Willstätter Amt einzugreifen, ohne Erfolg. In Legelshurst amtierte um 1539 und noch 1558 der gelehrte Appolinaris Degerfeld, der zu den Reformatoren in Straßburg Beziehungen unterhielt. Nach kurzer Tätigkeit zu Willstätt 1545 versah Anselm Pflüger die Pfarreien Kork und Sand bis 1558.

1554 Kauf der Patronatsrechte und des Zehnten im Gericht Lichtenau durch Hanau von der Abtei Schwarzach um 1000 fl. Lichtenau wird Pfarrei.

strengen Prüfungen unterzogen, ihre Ehelosigkeit nicht erzwungen, die Prozessionen allmählich vermindert, die Messe auf Sonn- und Feiertage beschränkt. In Kehl wurde schon 1525 auf Bitten der Einwohner und des Freiherrn Ludwig Böcklin von Böcklinsau ein evangelischer Pfarrer, Leonhard Volk aus Augsburg, angestellt; auch in Lahr ist im gleichen Jahr ein Prädikant nachzuweisen. Aber seit 1528 begann Philipps Neigung zu lutherischen Einrichtungen offenbar unter dem Einfluß des kaiserlichen Hofes zu erlahmen, und seit dem Augsburger Reichstag von 1530, der den Markgrafen nach den Worten Sebastians Franks veranlaßte, „fein gemacht wieder zum Papsttum“ abzufallen, ging man auch dazu über, die evangelischen Geistlichen wieder abzusetzen. Philipps Bruder Bernhard, der bei der Teilung des Jahres 1535 den baden-badischen Landesteil erhielt, war zwar entschiedener Protestant, da er aber schon 1536 starb und seine Söhne Philibert und Christoph der Vormundschaft zweier katholischer Fürsten, des Pfalzgrafen Johann von Simmern und des Herzogs Wilhelm von Baiern, unterstellt wurden, waren seine reformatorischen Pläne ohne Wirkung. Bis zur Mündigkeitserklärung der Söhne im Jahre 1556 blieb die alte Lehre herrschend, nicht nur in dem rein badischen Territorium, sondern auch in der Herrschaft Lahr-Mahlberg, obwohl hier das mitregierende Haus Nassau schon 1531 zum Anschluß an die augsbургische Konfession bereit gewesen war.

Ebenso blieb die benachbarte Herrschaft Geroldseck der alten Kirche vorläufig erhalten. Diebold von Geroldseck, der Luther 1519 in dem von ihm verwalteten Kloster Einsiedeln eine Zuflucht angeboten und vier Jahre später den flüchtigen Ulrich von Hutten wirklich dort aufgenommen hatte, war zwar ein eifriger Förderer der evangelischen Sache und besiegelte seine Überzeugung mit dem Tode, den er an Zwinglis Seite 1531 in der Schlacht bei Kappel erlitt. Aber sein Bruder und Nachfolger Gangolf war schon aus politischen Gründen jeder Begünstigung des Luthertums abgeneigt, da er sich in ein enges Dienst- und Lehnsverhältnis zu Österreich begeben hatte und dieser Abhängigkeit auch in religiösen Fragen Rechnung tragen mußte. Schon 1525 kennzeichnete ihn sein Bruder als einen heftigen Gegner des Evangeliums, ihn, der doch drei Jahre zuvor an der Seite Sickingens den Kampf gegen die geistlichen Fürsten eröffnet und den Erzbischof von Trier in seiner Residenz belagert hatte.

Gangolf war nicht der einzige aus den Reihen des Ortenauer Adels gewesen, der dem abenteuernden Ritter seine Hilfe lieh. In dem Ausschuß des Landauer Bundes, den Sickingen 1522 zur Erreichung seiner Ziele ins Leben gerufen hatte, saßen als Vertreter der Ortenau Jörg von Bach und Wolf von Windeck. Sympathien für die evangelische Sache blieben seitdem gerade in der Ritterschaft des Bezirks Ortenau um so mehr lebendig, als ja die meisten Geschlechter zum Elsaß und zur Stadt Straßburg die engsten Beziehungen unterhielten. So war etwa Egenolf von Röder seit 1523 als Straßburger Stättmeister an dem dortigen Reformwerk mit Eifer beteiligt und stimmte 1529 als erster im Rat gegen die Beibehaltung der Messe; Ludwig Böcklin von Böcklinsau, der ebenfalls in Straßburg eingebürgert war und im Rat großes Ansehen genoß, hatte nicht minder die Sache des Protestantismus von Anfang an verfochten; die Herren von Wurmser waren min-

destens seit 1533 evangelisch. Trotzdem gelang es diesen Geschlechtern natürlich nicht in allen Fällen, ihre zerstreut und vereinzelt liegenden Dörfer, besonders wenn sie rings von rein katholischen Territorien umgeben waren, dem neuen Kultus zuzuführen. Die Röderschen Dörfer Oberschopfheim und Diersburg waren sehr früh protestantisch, während in Hofweier erst 1534, in Oberweier 1570, in dem Wurmserschen Ort Meißenheim seit 1556 protestantische Prädikanten nachweisbar sind. In Allmannsweier und Wittenweier scheiterten noch in den vierziger und fünfziger Jahren die Bemühungen der Freiherren von Böcklin um Einführung neuer Prediger am Widerstand der Klöster Schuttern und Leberau.

Im Zusammenhang mit der Ausbreitung der neuen kirchlichen Lehre waren auch verschiedene Glaubensrichtungen aufgekommen, die zwar ebenfalls das Papsttum und die Einrichtungen der alten Kirche ablehnten, sich aber doch auf der anderen Seite auch nicht mit dem eben im Aufbau begriffenen evangelischen Kirchenwesen befeunden konnten. Daß solche Richtungen auch in der Ortenau, wenigstens zeitweilig, ihre Anhänger fanden, ist wohl hauptsächlich auf die Nähe der Stadt Straßburg zurückzuführen, deren Behörden jahrelang gegenüber dem Auftreten der Sekten ein auffallendes Maß von Duldsamkeit bewiesen. Straßburg wurde dadurch um die Wende der zwanziger und dreißiger Jahre geradezu ein Sammelplatz aller derjenigen Elemente, die außerhalb der alten und der neuen Kirche ihre eigenen Wege zu gehen suchten. Neben spiritualistisch gerichteten Denkern, phantastischen Propheten des Jüngsten Gerichts und Antitrinitariern sind hier vor allem die Wiedertäufer zu nennen, die durch die Forderung der Erwachsenentaufe und die Verweigerung von Eid und Waffendienst in mannigfache Konflikte mit der geistlichen und weltlichen Obrigkeit verwickelt wurden. Es ist sicherlich kein Zufall, daß gerade in den ortenauischen Gemeinden, die zum rechtsrheinischen Gebiet der Stadt Straßburg gehörten, kleine täuferische Gemeinden entstanden, die sich trotz öfters wiederholten Verhören und Ausweisungen noch bis in die siebziger Jahre des 16. Jahrhunderts behaupten konnten³⁸⁾. Aber auch in den Städten Bühl und Lahr, in der Grafschaft Fürstenberg und im Reichstal Harmersbach fand die Sekte ihre Anhänger. In Lahr übte zeitweise der bekannte täuferische Wanderprediger Jakob Groß seine Tätigkeit aus, und in der mittleren Ortenau begegnen wir sogar einem der führenden Köpfe der täuferischen Bewegung, dem Tiroler Pilgram Marbeck, der aus seiner Heimat wegen seines Glaubens vertrieben worden und in die Dienste der Stadt Straßburg getreten war. In dieser Stellung hat er sich als Fachmann — er hatte in Tirol das Amt eines Bergrichters bekleidet — um die Einrichtung und Verbesserung der Holzflößerei im Kinzig- und Einbachtal große Verdienste erworben, und eine spätere Quelle berichtet sogar, daß man das dort geflößte Holz mit Beziehung auf Marbecks Vornamen als „Pilgerholz“ bezeichnet habe. Eine erfolgreiche Propaganda für die täuferische Sache hat Marbeck im Gebiet der Ortenau schwerlich entfalten können, zumal da er schon 1531 „siner jrrigen opinion halb“ von der Stadt Straßburg aus

³⁸⁾ Vgl. hierüber und zum Folgenden die einschlägigen Quellenveröffentlichungen: Quellen zur Geschichte der Täufer. IV. Bd. Baden und Pfalz. Von Manfred Krebs, Gütersloh 1951; VII. Bd. Elsaß I. Tl. Von Manfred Krebs und Hans Georg Rott, Gütersloh 1959.

seinem Amt wieder entlassen wurde. Überhaupt hat das Täuferium in der Ortenau niemals eine gefahrdrohende Ausbreitung gefunden; aber schon das bloße Vorhandensein kleiner außerkirchlicher Gruppen bildete doch einen Gegenstand steter Sorge für die Obrigkeiten der alten und neuen Kirche und verstärkte den Zustand der religiösen Zerrissenheit, welche die vielfältige Welt der deutschen Territorien so tief zerspalten hatte. Zu der Vielheit der politischen Grenzen traten die des kirchlichen Bekenntnisses. Von den Landesherrschaften, die auf dem Boden der alten Ortenau erwachsen waren, hatte sich nur das bischöflich straßburgische Gebiet bisher aller Neuerungen ganz erwehrt; andere wie Baden, Lahr-Mahlberg, Geroldseck und die Stadt Offenburg waren nach anfänglichem Schwanken oder einem gewissen Hinneigen der Landesherrn zum Protestantismus schließlich doch zur alten Lehre zurückgekehrt, die zu Beginn der vierziger Jahre als herrschend betrachtet werden konnte. In Hanau-Lichtenberg, wo bisher dynastische und politische Rücksichten die Ausbreitung der neuen Kirche verhindert hatten, begann man eben damals die ersten Schritte auf dem Weg der Reformierung zu unternehmen. Nur da war die Reformation frühzeitig, tatkräftig und restlos durchgeführt worden, wo der protestantische Eiferer Graf Wilhelm von Fürstenberg seinen Einfluß geltend machen konnte, im Kinzigtal, und in der Landvogtei mit der Stadt Gengenbach. Aber gerade hier wurde sie nun in Krisen gestürzt, die ihren völligen Niedergang herbeiführten.

Der im Jahre 1542 zwischen dem Kaiser und Frankreich wieder ausgebrochene Krieg verlief für den Grafen Wilhelm, der ihn in kaiserlichen Diensten mitmachte, höchst unheilvoll. Nachdem er in Gorze bei Metz zusammen mit dem schweizerischen Reformator Farel nur mit genauer Not einem Überfall durch den Herzog von Aumale entgangen war, geriet er im Sommer 1544 bei Epernay in französische Gefangenschaft und konnte erst im nächsten Jahre gegen ein ungeheures Lösegeld seine Befreiung aus der Pariser Bastille erlangen. Nach seiner Rückkehr fand er den deutschen Protestantismus in Bedrängnis, da Karl V. nach dem Abschluß des Friedens mit Frankreich nunmehr freie Hand hatte, gegen die Protestanten tatkräftiger als früher einzuschreiten. Wilhelm säumte daher nicht, einem neuen Bund seiner Glaubensgenossen, der zu Frankfurt zustande kam, unverzüglich beizutreten. Durch seinen Gesandten Johann Matthias Musler ließ er seine Bereitwilligkeit zur bewaffneten Verteidigung des Glaubens erklären. Sein Gesuch, ihn auch zum Feldobersten des Bundes zu machen, scheint wegen seiner gespannten Beziehungen zum hessischen Landgrafen nicht berücksichtigt worden zu sein, doch führte er bei Ausbruch des Schmalkaldischen Krieges, nachdem er noch kurz vorher eine neue Kirchenvisitation durch Hedio und den Wolfacher Superintendenten Schalling hatte ankündigen lassen, dem Heer der Verbündeten im Dienst der Stadt Straßburg 2000 Mann zu. Der unglückliche Ausgang des Feldzuges, an dem er sich nicht weiter beteiligte, versetzte Wilhelm in eine zweifelhafte Lage. Das Schicksal des Landgrafen Philipp, der vom Kaiser in verräterischer Weise gefangengenommen worden war, warnte ihn davor, persönlich eine Aussöhnung mit Karl V. zu betreiben. Der Ausweg, den er wählte, war wohl für ihn selbst und das fürstliche Haus unter den gegebenen Umständen der vorteilhafteste, aber er besiegelte zugleich das Schick-

sal des Protestantismus in den von ihm reformierten Gebieten: Wilhelm übertrug nämlich, um dem Kaiser jeden Vorwand zu Gewaltmaßregeln zu nehmen, die Regierung seinem katholischen Bruder Friedrich. Dieser, obwohl versöhnlich und duldsam, konnte die Rücksicht auf seinen andersgläubigen Bruder, mit dem er stets in bestem Einvernehmen gelebt hatte, doch nicht so weit treiben, daß er ihm zuliebe die Ungnade des Kaisers auf sich lenkte, der ohnehin schon mit der Entziehung der Landvogtei gedroht hatte. So war denn die Rekatholisierung des Kinzigtales die unvermeidliche Folge dieses Regierungswechsels.

Dem Charakter des neuen Landesherrn entsprechend, wurde sie in durchaus maßvoller Weise vollzogen. Als sowohl die Städte Wolfach, Haslach und Hausach wie die Synode der evangelischen Geistlichen sich unter gewissen Vorbehalten bereit erklärten, das Interim anzunehmen, mit welchem Karl V. im Jahre 1548 ohne Rücksicht auf Papst und Konzil eine vorläufige Einigung der Konfessionen anzubahnen hoffte, verzichtete Friedrich auf radikale Änderungen. Auch die Weigerung der Prädikanten, die Messe zu lesen, konnte diesen Entschluß nicht umstoßen, denn im Fall ihrer Entlassung hatte Friedrich, wie er selbst zugab, keinen genügenden Ersatz an katholischen Priestern zur Verfügung, so daß eine völlige Verwahrlosung des kirchlichen Lebens zu befürchten gewesen wäre. Immerhin mußte Friedrich, um den Zorn des Kaisers nicht heraufzubeschwören, seit dem Jahre 1549 die Wiederherstellung des alten Glaubens offener betreiben. Aber er verfuhr auch jetzt noch ohne jede Härte und nahm auf die Gewissensnöte Evangelischer in vorbildlicher Weise Rücksicht, indem er den Besuch des Gottesdienstes in benachbarten Gebieten, zur Osterzeit auch den häuslichen Genuß des Abendmahls in beiderlei Gestalt gestattete. Erst als nach Friedrichs Tode das Kinzigtal an seinen minderjährigen Enkel Albrecht kam und dessen Vormundschaft von zwei katholischen Oheimen übernommen wurde, setzte die Reaktion mit stärkeren Kräften ein³⁹⁾. Wie langsam aber dieses Werk vonstatten ging und wie weit man selbst in den siebziger Jahren noch von einem geordneten katholischen Kirchenleben entfernt war, erhellt aus einem Visitationsbericht des Konstanzer Weihbischofs Balthasar von Askalon, der noch über viele Mängel in der Gesinnung der Bewohner und Amtsvorstände sowie in der Ausrüstung der Kirchen zu klagen hatte.

Während so im fürstenbergischen Kinzigtal die alte Lehre sehr behutsam und allmählich wiederhergestellt wurde, nahmen die Dinge in der Landvogtei viel rascher eine für den Protestantismus ungünstige Wendung. Zunächst gedachte Graf Friedrich auch hier die Untertanen zur Annahme des Interims bewegen zu sollen, aber der Vogt Musler, den er mit der Durchführung dieser Maßnahme beauftragte, hielt es mit Recht für nicht ganz unbedenklich, in dieser Angelegenheit ohne vorherige Vereinbarung mit dem Straßburger Bischof vorzugehen, dem als Pfandherrn der halben Vogtei ein Mitbestimmungsrecht nicht abgestritten werden konnte. Die Stellungnahme des Bischofs war vorauszusehen. Er erklärte, er dürfe und könne als katholischer Fürst das Interim seinen Untertanen nicht aufdrängen, sondern müsse auf der strikten Durchführung der alten Lehre bestehen, an der er,

³⁹⁾ Vgl. E. Batzer, Neues von den alten Bergwerken bei Wolfach und Schiltach und von der Gegenreformation im oberen Kinzigtal. In: „Ortenau“ 17 (1930) S. 75—80.

ebenso wie Graf Friedrich, stets festgehalten habe. Friedrich konnte es im Hinblick auf die angedrohte Entziehung der Pfandschaft nicht wagen, dem Bischof in diesem Punkt entgegenzuhandeln und sich dadurch der kaiserlichen Ungnade auszusetzen. Sein Obervogt Musler verhandelte daher schon im August 1548 zu Achern mit dem Straßburger Amtmann Dr. Christoff, den Vögten, Schultheißen und Gerichtszwölfen der Vogtei und den Prädikanten von Achern, Appenweier, Windschlag und Ottersweier. Das Ergebnis dieser Verhandlungen war, daß die Prädikanten, die es mit ihrem Gewissen nicht vereinbaren konnten, die lateinische Messe zu lesen, ihre Stellen sofort verließen. Graf Friedrich mußte sich mit dieser Lösung der Religionsfrage, die seinem toleranten Sinn vielleicht nicht ganz entsprach, zufriedengeben, aber den politischen Zweck, den er mit diesem Entgegenkommen verfolgte, hat er dennoch nicht erreicht, da König Ferdinand im Jahre 1551 die Pfandschaft der Reichslandvogtei an das Haus Österreich löste und damit auch das kirchliche Schicksal dieses ganzen Gebietes endgültig zugunsten der alten Lehre entschied.

Auch die Städte, die in der Folgezeit ohnehin die größte Mühe hatten, ihre Reichsunmittelbarkeit gegen die Übergriffe der Vögte zu verteidigen, konnten sich auf dem Gebiet der Religion den Einwirkungen der österreichischen Behörden nicht entziehen⁴⁰⁾. In Offenburg bedurfte es kaum großer Anstrengungen, um dem katholischen Glauben zum völligen Siege zu verhelfen, da diese Stadt, wie oben berührt, schon zu Beginn der dreißiger Jahre von ihrer anfänglichen Richtung auf den Protestantismus wieder abgeschwenkt war. Bis zum Erlaß des Interims mag sich die evangelische Lehre wohl noch in einem Teil der Bevölkerung erhalten haben, aber seit dem Übergang der Landvogtei an Österreich war es damit unwiderlich vorbei. Als im Jahr 1559 die vorderösterreichische Regierung von dem Landvogt Jörg Zorn von Bulach Bericht einforderte über „etliche widerwertige Personen, so im Rat in Offenburg und Lutherischen Lehr und Sekte angehörig sein sollen“, wußte dieser nur vier namhaft zu machen, allerdings einflußreiche Leute, unter ihnen den Schultheißen Simon Thüringer. Was aus ihnen geworden ist, wird uns nicht überliefert, aber jedenfalls bildeten sie doch Ausnahmen. Die wenigen Bekenner des Luthertums, die es noch in der Stadt und den umliegenden Dörfern geben mochte, waren darauf angewiesen, sich heimlich von dem Prädikanten des benachbarten Hanau-Lichtenberg das Abendmahl unter beiderlei Gestalt reichen zu lassen.

In Gengenbach war, wie wir oben gesehen haben, der Einfluß des Grafen Wilhelm von Fürstenberg für die Einführung der Reformation entscheidend gewesen; sein Regierungsverzicht mußte daher auch hier die nachteiligsten Folgen für den neuen Glauben haben. Karl V. scheint zwar Anlaß gehabt zu haben, über die Langsamkeit der Durchführung des Interims, dessen Annahme ihm die Stadt zugesichert hatte, Klage zu führen, aber sehr bald wurde den protestantischen Predigern der Boden unter den Füßen zu heiß: Thomas Lindner ging nach Ravensburg, Lorenz Montanus ins Hanauische, Lucius Kyber nach Straßburg. Der tatkräftige Stadtpfarrer Cornelius E s e l s p e r g e r, der sich auch um die Hebung

⁴⁰⁾ Vgl. O. Kähni, Die Beziehungen zwischen der Reichsstadt Offenburg und der Landvogtei Ortenau im 16. und 17. Jahrhundert. In: „Ortenau“ 29 (1949), S. 109—124.

des Schulwesens die größten Verdienste erwarb, war die Seele der katholischen Reaktion. Immerhin gelang es auch hier offenbar nur allmählich, die protestantischen Neigungen ganz zu unterdrücken, denn Eselsperger war noch im Jahre 1560 genötigt, das Amt der heiligen Messe gegen öffentlich angeschlagene Streitschriften in einer ausführlichen Antwort zu verteidigen.

Das Kloster Gengenbach, das um 1540 vor dem finanziellen Ruin und dem völligen Übergang an das Haus Fürstenberg gestanden hatte, gewann unter dem Abt Friedrich von Keppenbach seine wirtschaftliche Selbständigkeit wieder und erfuhr unter dessen Nachfolger Agricola auch eine gründliche Erneuerung der kirchlichen Zustände.

So war eben in den Teilen der Ortenau, die am frühesten und eifrigsten von der alten Lehre abgefallen waren, nach der Mitte des Jahrhunderts der Katholizismus fast in altem Umfang wiederhergestellt. Gerade den umgekehrten Verlauf nahmen die Dinge dagegen in den Nachbarterritorien. Markgraf Philibert von Baden bekannte sich, sobald er der Autorität seiner katholischen Vormünder ledig war, sofort zum Protestantismus. Die tastenden und später ganz zurückgenommenen Versuche seines Vorgängers Philipp wichen jetzt einer planmäßigen Reformierung, die auf der Grundlage des Augsburger Religionsfriedens allenthalben durchgeführt wurde. In der Herrschaft Lahr-Mahlberg hatte Philibert sogar bereits zwei Jahre vor dem allgemeinen Friedensschluß die Einführung des Protestantismus beschlossen; schon 1554 ist zu Ichenheim ein evangelischer Geistlicher Johann Muser nachweisbar, ein Jahr später in Lahr der aus Coburg stammende Johann Wolph. 1558 schloß Baden mit dem protestantischen Hause Nassau als Inhaber der ungeteilten Hälfte der Herrschaft einen Vertrag, der die Grundlage für die Einführung des evangelischen Bekenntnisses bildete und neun Jahre später durch einen zweiten ergänzt wurde, wonach die Straßburger Kirchenordnung auch für Lahr-Mahlberg maßgebend sein sollte. Im allgemeinen scheint sich die kirchliche Änderung in dieser Gegend ohne große Widerstände vollzogen zu haben. Wir hören zwar, daß in Altenheim, wo dem Straßburger Bischof das Kollationsrecht zustand, der Pfarrer die Annahme der Augsburger Konfession verweigerte, aber ähnliche Fälle sind sonst nicht bekannt und werden sich auch kaum öfters wiederholt haben, da selbst im Zeitraum der katholischen Reaktion die Neigung zu Abweichungen vom alten Glauben und sogar zu sektiererischer Absonderung in dieser Gegend lebendig geblieben war. Gerade im Schuttertal und besonders in den Kreisen der Weberzunft war die Sekte der Wiedertäufer so verbreitet, daß den Amtsleuten die schärfsten Maßregeln zu ihrer Verfolgung anbefohlen werden mußten und im Jahre 1528 die Gefängnisse der Stadt Lahr mit Wiedertäufern überfüllt waren. Stärker als in der Herrschaft Lahr-Mahlberg mögen die Widerstände gegen die Protestantisierung in der nördlichen Ortenau gewesen sein, soweit sie zur Markgrafschaft Baden-Baden gehörte. Aber auch hier setzte die Regierung ihren Willen durch; wir hören, daß im Jahre 1568 in Steinbach bei Bühl, wo dem Kloster Lichtental das Kollationsrecht zustand, wider den Willen der Äbtissin ein evangelischer Prediger eingesetzt wurde. Noch weniger als Lichtental war das Kloster Schwarzach in der Lage, gegen die kirchlichen Neuerungen anzukämpfen, da es seit langem in Abhängigkeit von den

Markgrafen stand und zudem um die Mitte des 16. Jahrhunderts so heruntergekommen war, daß es überhaupt nur noch drei Konventualen zählte. Als der Abt 1569 starb und die Mönche mit den Klosterschätzen und Urkunden nach Straßburg flüchteten, konnte der Markgraf die Administration ohne Schwierigkeit dem Schwarzacher Pfarrer Michael Schwan übertragen.

Wie in der Markgrafschaft Baden, so wurde auch in der Herrschaft Geroldseck seit dem Ende der vierziger Jahre der Protestantismus eingeführt. Der Sohn des obenerwähnten Gangolf von Geroldseck, Quirin, der 1548 die Regierung antrat, bekannte sich sofort offen zum Luthertum und besetzte die Pfarreien mit evangelischen Predigern.

Das Verhältnis der Konfessionen hatte also in den fünfziger und sechziger Jahren gerade eine Umkehrung erfahren. Während in den ursprünglich für die Reform gewonnenen Gebieten des mittleren Kinzigtales der Katholizismus wiederhergestellt wurde, gewann nun in dem ganzen Kranz der umliegenden weltlichen Herrschaften die evangelische Lehre festen Boden. Dazu trug nicht nur der im Jahre 1555 abgeschlossene Religionsfriede sein Teil bei, sondern wohl auch die haltlose Regierung Kaiser Maximilians II., der zwar trotz unzweifelhafter Hinneigung zum Protestantismus aus Charakterschwäche und aus Gründen der äußeren Politik einen offenen Übertritt zur neuen Lehre vermied, ihrer Entwicklung im Innern des Reiches aber keine ernstesten Hindernisse in den Weg legte. Trotzdem war die Lage der evangelischen Kirche, wenn man die Gesamtheit der europäischen Verhältnisse überblickt, gerade in den sechziger Jahren keineswegs sehr aussichtsreich. Dem deutschen Luthertum gebrach es empfindlich an Einheitlichkeit und Stoßkraft, Träger einer evangelischen Weltpolitik war einzig der französische Calvinismus, aber gerade dieser befand sich damals in einer Krisis, die auch auf dem Boden der Ortenau tiefe Spuren hinterlassen sollte. Das Jahr 1569 darf in der Geschichte der Ortenau deshalb eine besondere Bedeutung beanspruchen, weil in ihm zum erstenmal ein außerdeutscher Konflikt unmittelbar in ihr landschaftliches Sonderdasein eingriff. Der dröhnende Hufschlag der oranischen Reitergeschwader, die damals unsere Fluren zerstampften, bildete den ahnungsvollen Auftakt einer mehr als zweihundertjährigen Periode von Kriegsleiden, die erst im Zeitalter Napoleons ihren Abschluß finden sollte.

Nachdem der Versuch Wilhelms von Oranien, von Deutschland aus die Rückkehr in die Niederlande zu erzwingen und der Herrschaft Albas ein Ende zu machen, gescheitert war, wandte sich der Oranier, um den Rest seines Heeres der protestantischen Sache dienstbar zu machen, im November 1568 nach Frankreich, wo kurz vorher der zweite Hugenottenkrieg ausgebrochen war. Aber auch hier war ihm das Glück nicht hold. Meutereien seiner seit 10 Monaten unbesoldeten Truppen zwangen ihn, den Kriegsschauplatz zu verlassen und mit etwa 8000 Mann in der Gegend von Straßburg und Zabern Quartier zu beziehen. Begreiflicherweise hegte man in der Ortenau die Befürchtung, daß diese wenig disziplinierten Söldnerscharen entweder durch den weiteren Gang der Kriegereignisse oder durch Mangel an Verpflegung genötigt werden könnten, den Rhein zu überschreiten, und besonders bedroht mußten sich die katholischen Landesteile fühlen, die außer den Rücksichts-

losigkeiten einer hungernden und aufgereizten Soldateska auch noch die Ausschreitungen konfessioneller Feindseligkeit zu besorgen hatten. Schon im Januar 1569 vereinbarte daher die Landvogtei gegenseitige Hilfe mit der Stadt Offenburg, im Februar wandte sie sich an die vorderösterreichische Regierung in Innsbruck mit dem Vorschlag, ein Bündnis mit Baden, Hanau-Lichtenberg und Straßburg zum Schutz aller Rheinübergänge von Breisach bis Hagenau zustande zu bringen. Ein typisches Bild westdeutscher Grenzpolitik, das sich im Verlauf der nächsten zwei Jahrhunderte noch unzählige Male wiederholen sollte. Wie viele Herren waren unter einen Hut zu bringen, um allein dem kleinen Gebiet der Ortenau, das als Hinterland des Kehler Brückenkopfs eine so hervorragende strategische Bedeutung besaß, wirksame Sicherung zu gewährleisten! Es ging, wie es noch so oft gehen sollte. Eine gemeinsame Aktion kam nicht zustande. Die österreichische Regierung schickte zunächst, da das Amt des Landvogts zur Zeit unbesetzt war, den Hans Christoph von Haidek „zur forschung und beratschlagung“ in die Ortenau, der alsbald nach Ensisheim berichtete, daß die Ortenberger Befestigungsanlagen „der notdurfft nach nit gebraucht werden mögen“, da nicht der geringste Proviant vorhanden und zum notdürftigen Ausbau der Festung eine Besatzung von 200 bis 300 Mann erforderlich sei. Als diese betrübenden Feststellungen gemacht wurden, war es schon längst zu spät. Die Truppen des Oraniers und des Pfalzgrafen Wolfgang hatten die Kehler Rheinbrücke überschritten und die ganze Ebene der Ortenau überschwemmt. Daß es keine sehr angenehmen Gäste waren, zeigte ein Bericht aus Schutterwald, nach dem die dort über einen Monat lagernden Truppen des Basler Hauptmanns Hans Osiander „den vnderthanen alda weder Essen noch Trinckhen bezalt vnd allen Muetwillen zuegefüegt haben“. Die Leidenszeit der Bevölkerung dauerte mehrere Monate; erst im April zogen zwei pfalzgräfliche Regimenter aus der Gegend von Schuttern und Kappel ab, um den Rhein wieder zu überschreiten⁴¹⁾.

Der schlechte Fortgang, den die Sache der Hugenotten in Frankreich inzwischen genommen hatte, übte auch auf die kirchlichen Verhältnisse der Ortenau eine fühlbare Rückwirkung aus, da die beiden protestantischen Ortenauer Landesherren, die in dem deutschen Hilfsheer an der Seite der Hugenotten fochten, beide das Ende des Feldzugs nicht erlebten. Quirin von Geroldseck, der im Winter 1568 auf 1569 dreizehn Fähnlein bei Lahr gesammelt und noch vor seinem Aufbruch die Klöster Ettenheimmünster und Schuttern seinen protestantischen Eifer unangenehm hatte fühlen lassen, fand schon am 15. Juli 1569 bei Montauban den Tod, Markgraf Philibert von Baden geriet am 3. Oktober in der Schlacht bei Moncontour schwer verwundet in feindliche Gefangenschaft und wurde an die spanische Grenze verschleppt, wo er bald darauf seinen Verwundungen erlag. Das unerwartet frühzeitige Hinscheiden dieser beiden eifrigen Anhänger der Reform gewährte dem wiedererstarkenden Katholizismus erwünschte Gelegenheit, im Gebiet der Ortenau verlorenen Boden wiederzugewinnen.

Jakob von Geroldseck, Quirins Sohn, zählte beim Tod seines Vaters erst vier Jahre. Sein Vormund, Graf Karl von Hohenzollern, der dem katholischen Glauben

⁴¹⁾ Karlsruhe, GLA. Akten Landvogtei Ortenau 448.

treugeblieben war, betrieb seit dem Jahr 1573, in dem er die Herrschaft Geroldseck zuerst besuchte, die Wiedereinführung des alten Glaubens, wobei er sich der Hilfe von Priestern, die ihm das Kloster Gengenbach zur Verfügung stellte, bedient zu haben scheint. Eine lange Dauer ist diesem Versuch der Gegenreformation freilich nicht beschieden gewesen, da Jakob, sobald er mündig geworden war, sich zum Protestantismus bekannte und sofort die Reformation in seiner Herrschaft wiedereinführte, die sich nun bis zum Aussterben des Hauses Geroldseck acht Jahrzehnte einer ungestörten Entwicklung erfreuen konnte. In Seelbach, Prinzbach und Reichenbach wurde der evangelische Gottesdienst wiederhergestellt; Gengenbacher Mönche, die das Präsentationsrecht ihres Abtes zugunsten der katholischen Kirche geltend machen wollten, wurden abgewiesen und dem Abt nach mehrjährigem Prozeß beim Reichskammergericht auferlegt, nur evangelische Geistliche zu präsentieren.

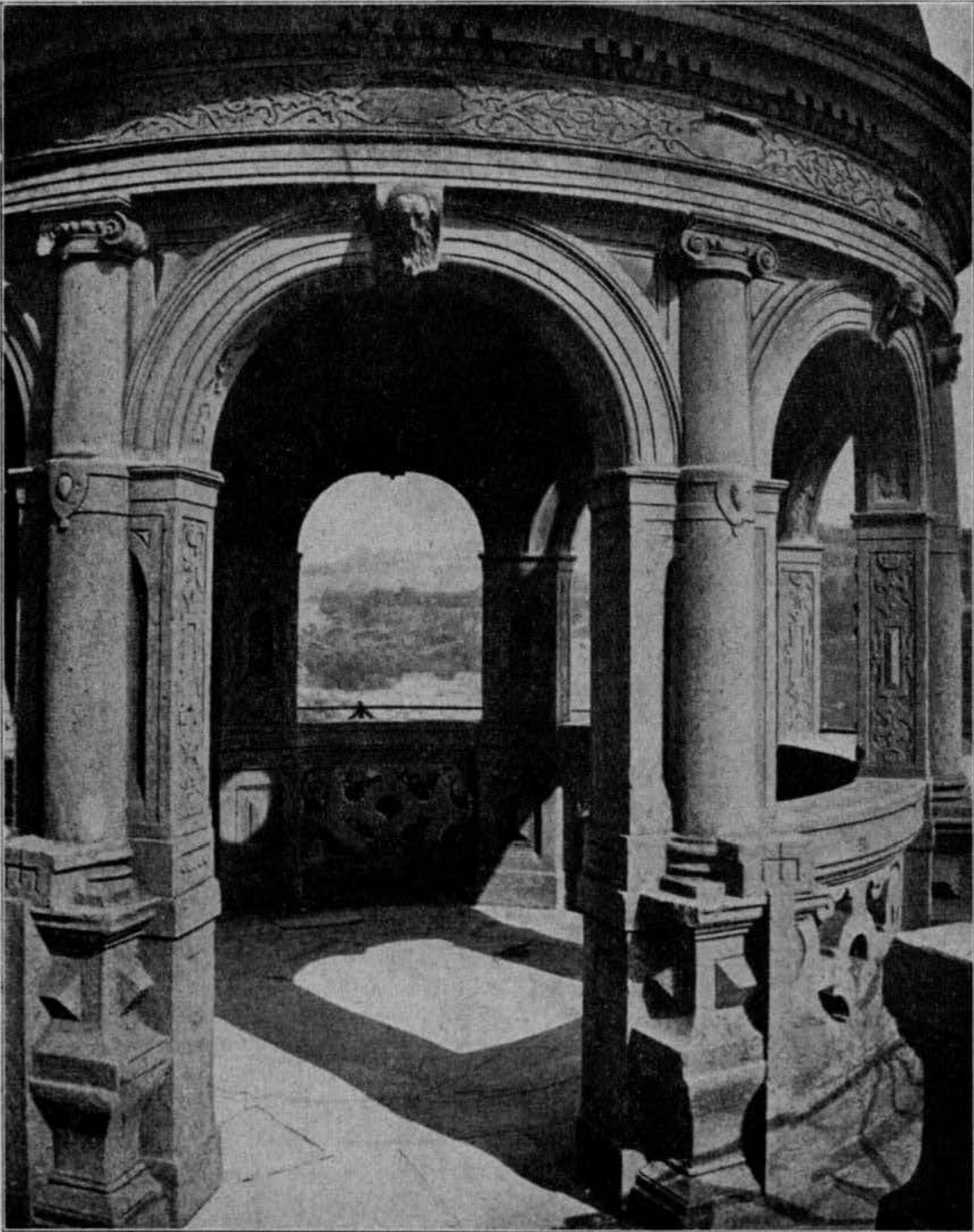
Dauerhaftere Erfolge schienen der Gegenreformation im Gebiet der baden-badischen Markgrafschaft in Aussicht zu stehen, wo die Vormundschaft über den minderjährigen Markgrafen Philipp II. gemeinsam von dem eben erwähnten Grafen Karl von Hohenzollern und dem streng katholischen Herzog Albrecht V. von Baiern, dem Schwager des verstorbenen Philibert, ausgeübt wurde. 1571 sandte der Herzog den Grafen von Schwarzenberg in die Markgrafschaft, der sich bereits in Baiern als Bekämpfer der evangelischen Kirche bewährt hatte und nun in Verbindung mit dem Jesuiten Georg Schorich die Aufgabe erhielt, die baden-badischen Untertanen wieder dem katholischen Glauben zuzuführen. Man ging offenbar schonungslos vor. Der durch seine schriftstellerische Tätigkeit bekannte evangelische Pfarrer in Steinbach bei Bühl, Augustin Brunn, wurde kurzerhand verjagt, der von Markgraf Philipp dem Kloster Schwarzach aufgedrungene evangelische Abt im Einverständnis mit dem Straßburger Bischof seines Amtes enthoben und durch den Gengenbacher Mönch Kaspar Brunner ersetzt. Um dieser streng durchgeführten Rekatholisierung Dauer zu verleihen, wurde der junge Markgraf auf die Universität Ingolstadt geschickt und seine Erziehung den dortigen Jesuiten, besonders dem späteren Vizekanzler Martin Eisengrein, anvertraut, der seit seinem Rücktritt zur katholischen Kirche einer der eifrigsten Bekämpfer der Protestanten geworden war. Unter seiner Leitung schwor Philipp II. den evangelischen Glauben, in dem er von seinem Vater anfangs erzogen worden war, ab und blieb auch nach seinem im Jahre 1577 erfolgten Regierungsantritt diesem Schwur treu, was ihn aber nicht hinderte, das Kloster Schwarzach, das sich noch immer in einer bejammernswerten wirtschaftlichen Lage befand, aufs ärgste zu bedrücken, so daß dem Abt schließlich nichts anderes übrig blieb, als sein Heil in der Flucht zu suchen. Übrigens war trotz systematischer Bekämpfung der Protestantismus in der Markgrafschaft weder rasch noch vollständig auszurotten. Dem Pfarrer Eberhard Vetter zu Kappelwindeck mußte 1578 unter Androhung von Strafen untersagt werden, den Gottesdienst „schiefer auf luthrische weis“ zu versehen, sein Sinzheimer Amtsgenosse Konrad Geyer wurde im folgenden Jahre Landes verwiesen, als man entdeckte, daß er heimlich mit einer Protestantin verehelicht sei. Dies waren schwerlich Einzelfälle, denn die Landstände fühlten sich bewogen, auf dem Landtag von 1578 zu beantragen, man möge den

Evangelischen den Genuß des Abendmahls in beiderlei Gestalt bewilligen, und noch 1582 durften es die Protestanten wagen, den Landesherrn um Bestellung eines lutherischen Prädikanten anzugehen, worauf sie allerdings abschlägig beschieden wurden.

Während so die baden-badische Markgrafschaft unter der Regierung Philipps II. im wesentlichen zum alten Glauben zurückgeführt wurde, stieß die Rekatholisierung in dem Kondominat Lahr-Mahlberg auf den heftigen Widerstand des Hauses Nassau, das hier seine schützende Hand über die evangelische Lehre hielt. Weder der Versuch des Markgrafen, dem Straßburger Bischof und den Äbten von Schuttern und Gengenbach ihr Recht auf den Pfarrsatz wieder einzuräumen noch die Entsendung des Jesuitenmissionars Roberin de Montreal, der mit dem Abt von Schuttern einen ausführlichen Gegenreformationsplan entwarf, konnte durchgreifende Erfolge zeitigen.

Der wüste, sittenlose Markgraf Eduard Fortunat, der auf Philipp II. folgte, nahm an den kirchlichen Einrichtungen, die sein Vorgänger getroffen hatte, keine Änderung vor, aber seine unheilvolle Regierung wurde doch mittelbar zum Anlaß einer neuen Religionsänderung, da der protestantische Markgraf Ernst-Friedrich von Baden-Durlach, um die baden-badischen Lande vor der von Fortunat geplanten Verpfändung an die Fugger zu bewahren, die Markgrafschaft Baden-Baden besetzte und deren Regierung übernahm. Ernst Friedrich mußte sich allerdings hüten, sogleich den protestantischen Kultus einzuführen, da er sich bei Übernahme der Verwaltung dem Kaiser in einem Revers hatte verpflichten müssen, in kirchlicher Hinsicht nichts zu ändern. Er verweigerte auch tatsächlich den Bitten der Untertanen um Anstellung evangelischer Prediger die Erfüllung, aber soweit kam er den Bekennern seines eignen Glaubens doch entgegen, daß er ihnen den Besuch protestantischer Gottesdienste in den Nachbarterritorien gestattete, eine Erlaubnis, von der offenbar ausgiebiger Gebrauch gemacht wurde, denn wir hören beispielsweise, daß Ostern 1604 in dem hanauischen Lichtenau nicht weniger als 200 Bewohner von Bühl und Steinbach das Abendmahl in beiderlei Gestalt nahmen. Der nachfolgende Markgraf Georg Friedrich, der sich dem Kaiser in gleicher Weise zur Erhaltung der bestehenden Kirchenverhältnisse verpflichtet hatte, nahm es mit dieser Verpflichtung weniger genau und ließ an manchen Orten, so etwa in Kappelwindeck 1611, die Einsetzung evangelischer Geistlicher zu. Vollends nach dem Tode Kaiser Rudolfs II. (1612) hielt er sich durch den Revers nicht mehr für gebunden. Noch im nämlichen Jahr finden wir protestantische Pfarrer zu Steinbach, Hügelsheim, Sinzheim, Stollhofen; auch das Amt Staufenberg erhielt 1613 einen protestantischen Seelsorger, dem das Schloß Widergrün als Wohnung angewiesen wurde.

Der Protestantismus gewann also um die Jahrhundertwende in unserer Gegend erneut an Geltung, um so mehr, als inzwischen sogar das bischöflich straßburgische Territorium seinem Einfluß größtenteils unterworfen worden war. Die Glaubensspaltung hatte schon lange auch im Straßburger Domkapitel Eingang gefunden und das kirchliche Leben aufs schwerste beeinträchtigt; es ist oben bereits erwähnt worden, daß die katholische Reichsstadt Offenburg zeitweilig einen Zufluchtsort für die am alten Glauben festhaltenden Domherren bildete. Doch war die protestantische Partei im Kapitel nicht stark genug, um nach dem Tod des Bischofs Albrecht zu ver-



Tempietto des Markgrafen Philipp II. v. Baden

hindern, daß Graf Johann von Manderscheid, ein eifriger Anhänger der römischen Kurie und Freund der Jesuiten, den Bischofsstuhl bestieg. Erst unter dessen Regierung verstärkte sie sich wesentlich durch Zuzug aus Köln, von wo 1584 der evangelische Erzbischof Gebhard Truchseß von Waldburg mit den ihm anhängenden Domherren vertrieben worden war. Vier Jahre später gehörten dem Straßburger Kapitel neben 14 evangelischen nur 10 katholische Domherren an, die sich teils in Offenburg, teils in Zabern aufhielten. So konnte es nicht ausbleiben, daß nach dem Tode des Bischofs Johann 1592 eine Einigung der beiden Parteien nicht zu erzielen war. Dem pro-

testantischen Markgrafen Johann Georg von Brandenburg, der den Titel Administrator annahm, setzten die Katholiken den Kardinal Karl von Lothringen, Bischof von Metz, entgegen. Der langjährige Kampf, den beide Prätendenten miteinander führten und an dem zeitweilig auch Markgraf Ernst Friedrich von Baden-Durlach teilnahm, spielte sich vornehmlich im Elsaß ab, zog aber auch die Ortenau in Mitleidenschaft. Die rechtsrheinischen Besitzungen des Bistums waren in der Hand der Protestanten, die sich dort manche Übergriffe erlaubten. Der Domherr Graf Ernst von Mansfeld vertrieb 1595 die Mönche von Allerheiligen und ließ den Propst Peter Jehle gefangen nach der elsässischen Burg Dachstein schleppen. Auch die Ettenheimer Benediktiner, denen der aus Schwarzach vertriebene Abt Brunner als Prior aufgedrängt wurde, suchten ihr Heil in der Flucht und weilten bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts im Exil zu Riegel im Breisgau. Der Protestantismus fand jetzt allenthalben im bischöflichen Gebiet Eingang, in Ettenheim und Wallburg besonders unter dem Einfluß der Herren von Endingen, noch stärker im Amt Oberkirch durch die Herzöge von Württemberg, welche die zerfahrenen Verhältnisse benutzten, um durch Verträge mit dem katholischen Bischof wie mit dem protestantischen Administrator den Pfandbesitz der Renchtaler Besitzungen zu erlangen. Sogleich nach der Huldigung im Jahre 1604 führte der Herzog in der Oberkircher Schloßkapelle den evangelischen Kult ein, vier Jahre später fiel der Stadtpfarrer Barthelmes vom katholischen Glauben ab; in Griesbach wurde 1612, in Oppenau wenig später der evangelische Gottesdienst eingeführt. Im Verlauf der württembergischen Pfandherrschaft, die mit kurzer Unterbrechung über ein halbes Jahrhundert währte, trat dann die Mehrzahl der Untertanen zum Protestantismus⁴²⁾ über.

Ein Rückblick auf den verwirrenden Wechsel, dem die kirchlichen und politischen Schicksale der Ortenau in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts unterworfen waren, zeigt zur Genüge, daß der Religionsfriede, der die Religion der Untertanen von der des Landesherrn abhängig machte, seinen Namen sehr zu Unrecht trug und unzerstörbare Keime neuer Mißhelligkeiten und Zerwürfnisse in sich barg. Auch er war nur ein Interim, das über kurz oder lang von den Tatsachen über den Haufen geworfen werden mußte. Jede vormundschaftliche Regierung, jede Pfandherrschaft, jede Laune eines Landesherrn konnte unvermutet das Bestehende in Frage stellen. Man muß sich nur den verworrenen Zustand des Straßburger Bistums vor Augen halten, der jede geordnete geistliche und weltliche Verwaltung unmöglich machte, oder die absurde Tatsache, daß allein in der Markgrafschaft Baden im Verlauf eines knappen Jahrhunderts die Religion nicht weniger als siebenmal gewechselt hatte, um zu erkennen, daß auf diese Weise eine dauernde Befriedung, eine stetige Entwicklung nicht nur der Kirche, sondern überhaupt der menschlichen Kultur unmöglich war. Das Problem des Nebeneinanderlebens der beiden Konfessionen ist wie alle großen Menschheitsfragen nicht auf dem Wege friedlicher Vereinbarung gelöst worden. Die längst unzerreißbar gewordene Verbindung des religiösen Lebens mit den politischen Verhältnissen bedingte es, daß das deutsche Volk ein Meer von

⁴²⁾ Diese aus der evangelischen Kirchengeschichte von Vierordt übernommenen Angaben bedürfen einer gewissen Einschränkung. Vgl. jetzt die Untersuchung von Manfred Eimer, Die angebliche Reformierung des Amtes Oberkirch durch Württemberg (1604 ff.). In: „Ortenau“ 19 (1932), S. 172—182.

Blut und Tränen durchschreiten mußte, ehe es der Morgenröte einer hoffnungsreicheren Zukunft entgegehen konnte. Wir betreten die Schwelle des trübsten Zeitraums der deutschen Geschichte, der auch über die Ortenau ein fast unerträgliches Übermaß von Leiden ergoß.

IV. Die Ortenau im 17. und 18. Jahrhundert. Kriegsschicksale und territoriale Wandlungen.

Am Anfang des 17. Jahrhunderts war das gegenseitige Mißtrauen der beiden Religionsparteien aufs höchste gestiegen. Man stand mit bereitgehaltenen, wenn auch noch verborgenen Waffen einander gegenüber, entschlossen, im nächsten Augenblick loszuschlagen. Wie zu allen Zeiten so mußte auch damals die Rüstungspolitik mit dem durchsichtigen Flitter harmloser Friedfertigkeit bemäntelt werden. Es klang ganz unverfänglich, wenn es hieß, die Truppen, die dieser oder jener Fürst sammelte, die Festungen, die er errichtete oder ausbaute, sollten nur den Zwecken der „Landesdefension“ dienen. Aber auf die Dauer konnten weder die Rüstungen noch ihr wahrer Zweck verborgen bleiben. Es bedeutete deshalb eine gewisse Klärung der Lage, daß in den Jahren 1608 und 1609 die Waffenbündnisse der beiden Parteien unter den Namen Union und Liga offen ans Licht traten. Die Kräfte waren nun auf beiden Seiten zu geballten Ladungen zusammengeschlossen, die nur einer unscheinbaren Zündung bedurften, um ihre verheerende Wirkung zu tun.

In dem voraussichtlichen Wirkungskreis dieser gefahrdrohenden Rüstungen lag die Ortenau mitten inne. Markgraf Georg Friedrich von Baden war eine der Hauptstützen der Union, in deren Truppenkontingent er das Reiterkommando übernahm, während das Haus Österreich und das Bistum Straßburg, das seit 1607 dem österreichischen Erzherzog Leopold unterstand, von Anfang an zusammen mit Baiern den Kern der katholischen Liga bildeten. Seitdem im Frühjahr 1609 das herzogliche Haus von Jülich ausgestorben und dadurch in die ohnehin sehr geschmälerte Zahl der weltlichen katholischen Fürstenhäuser eine empfindliche Lücke gerissen war, stieg das feindselige Mißtrauen, mit dem sich die beiden Parteien argwöhnisch betrachteten, womöglich noch höher. Als Bischof Leopold von Straßburg in diesem Jahr Truppen sammelte, die angeblich zum Eingreifen in den Jülicher Erbfolgestreit bestimmt waren, fühlten sich doch alle oberrheinischen Nachbarterritorien unmittelbar bedroht, in erster Linie die Pfalz, die auf evangelischer Seite eine führende Stellung einnahm, sodann Baden-Durlach, das für die okkupierten baden-badischen Landesteile fürchtete, und der Herzog von Württemberg, der als Pfandherr des bischöflichen Amtes Oberkirch gerade vom Bistum Straßburg die ersten Feindseligkeiten zu gewärtigen hatte. Da das bischöfliche Heer nun gar nicht, wie seiner angeblichen Bestimmung entsprochen hätte, an den Niederrhein geführt wurde, sondern im Elsaß versammelt blieb, zögerten die verbündeten Protestanten nicht, ihrerseits loszuschlagen und rückten im Frühjahr 1610 mit 16 000 Mann im Elsaß ein. Zu kriegerischen Ereignissen von Bedeutung kam es indessen nicht, im August wurde zu Willstätt ein Vertrag geschlossen, der beiden Teilen die baldige Entlassung ihrer

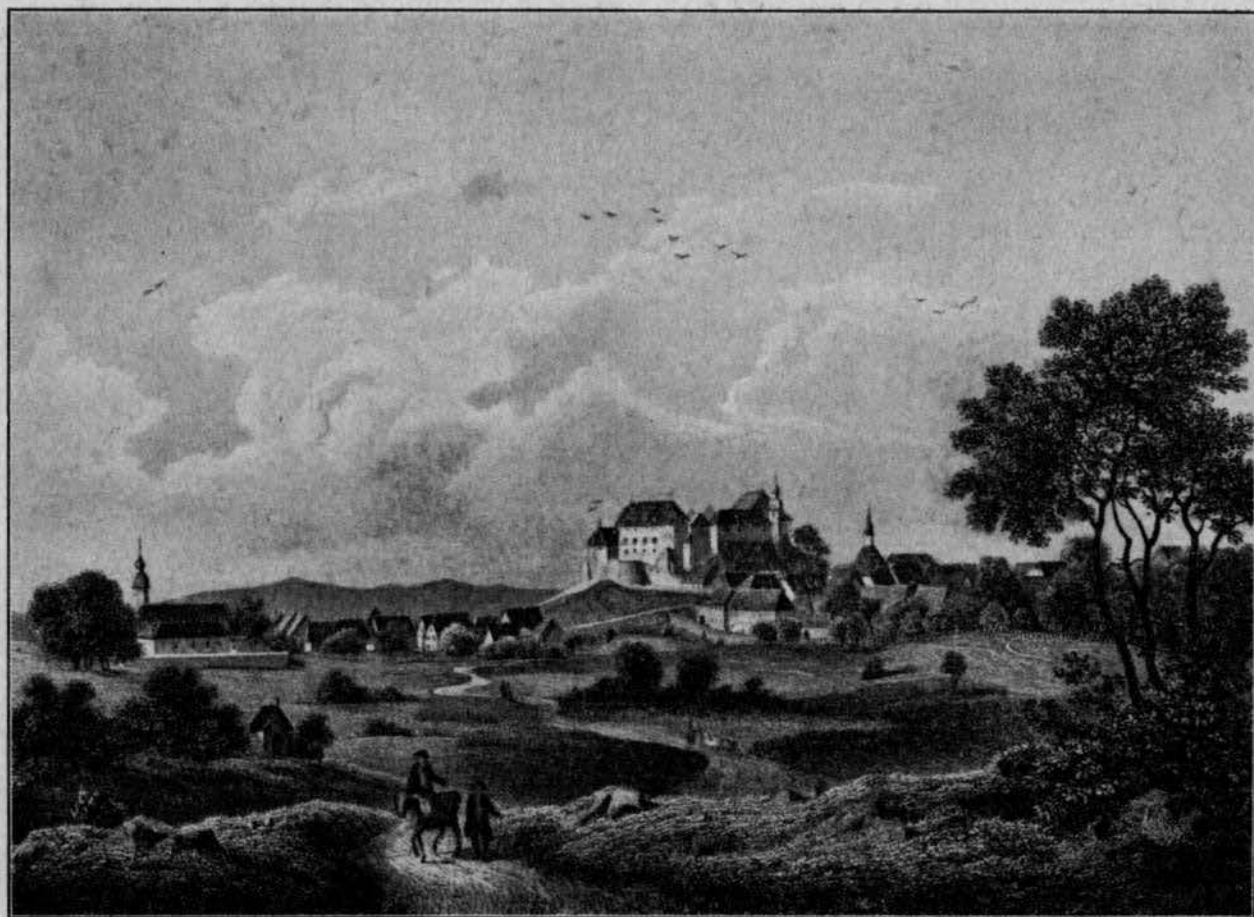
Truppen auferlegte. Seine Absicht, die Reformation im ganzen Bistum rückgängig zu machen, hatte Leopold nicht erreichen können, da er im gleichen Vertrage seinen protestantischen Untertanen, die diesem Beginnen aufs entschiedenste entgegengetreten waren, die Religionsfreiheit — wenn auch nur in sehr allgemein gehaltenen Ausdrücken — gewährleisten mußte.

Wenige Jahre später brach der unselige Krieg aus, der Deutschland ein Menschenalter lang verwüstete und dem deutschen Volkskörper unheilbare Wunden schlug. Während des ersten Jahrzehnts seiner Dauer blieb die Ortenau wenigstens vor dem Allerschlimmsten bewahrt: der Kriegsschauplatz des böhmisch-pfälzischen und niedersächsisch-dänischen Krieges befand sich außerhalb ihrer Grenzen. Da sich aber die militärischen Ereignisse teilweise auf dem Boden der Nachbarterritorien, besonders der Pfalz und des Elsaß, abspielten, machten sich die Folgen des Krieges doch auch in der Ortenau fühlbar. Massen von Flüchtlingen ergossen sich über den Rhein und vergrößerten die wirtschaftliche Notlage, die durch Mißernten und Münzverwirrung schon bedrohlich geworden war; zudem wurden die Untertanen durch die unausgesetzten Kontributionen und Musterungen in einem ihre geschwächten Kräfte weit übersteigenden Maß belastet. Aber es blieb nicht bei diesen mit der Zeit unerträglich werdenden wirtschaftlichen Schäden. Da Vorderösterreich, Baden und Straßburg von Anfang an zu den kriegführenden Parteien gehörten, mußten alle Wendungen des Waffenglücks auf diese Territorien eine unmittelbare Wirkung ausüben.

Die Sache der protestantischen Union erhielt auf oberrheinischem Boden zum erstenmal einen entscheidenden Schlag in der Schlacht bei W i m p f e n (6. Mai 1622), in der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach durch Tilly eine gründliche Niederlage erlitt und selbst nur mit Mühe der Gefangennahme entging. Während Graf Ernst von Mansfeld und sein zügelloses Kriegsvolk den Winter 1622 hindurch das Unterelsaß mit Plünderung und Brand heimsuchte, hielt der Hanauer Ausschuß mit Unterstützung von 200 Mann aus der Ortenau die Rheinwache. Bayrische (ligistische) Truppen besetzten das auf einer Insel liegende bischöfliche Dorf Honau und suchten Straßburger Transporte für Mansfeld zu unterbinden. Indes sammelte Erzherzog Leopold, der Straßburger Bischof, eine ansehnliche Truppenmacht, bemächtigte sich am 1. Mai Lichtenau zur Rückendeckung und begann nach der Wimpfener Schlacht (6. Mai) die Belagerung von Hagenau, wurde aber von Mansfeld unter schweren Verlusten bei Drusenheim über den Rhein gejagt, zog mit den Resten seines Fußvolkes plündernd landauf Kappel zu und überschritt bei Rheinau den Rhein ins Elsaß. Um sein Land aus dem Kriege zu halten, überließ Markgraf Georg Friedrich die Regierung am 25. April seinem ältesten Sohn, Markgraf Friedrich V., und erklärte, den Rest seiner Tage der Verteidigung der evangelischen Religion und der deutschen Freiheit widmen zu wollen. Georg Friedrich stieß mit seinen wieder gesammelten Streitkräften den 31. Mai bei Mannheim zu Mansfeld, um Herzog Christian von Braunschweig, dem „Halberstädter“, über den Main die Hand zu reichen.

Nach der Niederlage bei Höchst durch Tilly verzichtete der alte Markgraf auf die weitere Teilnahme am Kampfe.

Die Pfalz und die badische Markgrafschaft waren somit der Willkür der sieg-



Mahlberg mit Schloß

reichen ligistischen Truppen preisgegeben, die im Juli die nördliche Ortenau überfluteten, Bühl in Asche legten und das Kloster Schwarzach ausplünderten.

Es ist begreiflich, daß die Liga ihre raschen Erfolge dazu benutzte, alsbald in den eroberten Gebieten die kirchlichen Verhältnisse in ihrem Sinne umzugestalten. Nachdem durch einen Spruch des Reichhofrates vom 26. August 1622 der Markgraf von Baden-Durlach für schuldig erkannt war, das in Besitz genommene baden-badische Gebiet wieder herauszugeben und sogar alle durch die Okkupation entstandenen Schäden und Unkosten voll zu ersetzen, konnte **M a r k g r a f W i l h e l m** (1600 bis 1677), der Sohn Eduard Fortunats, der bisher als Verbannter in Brüssel gelebt und dort durch den niederländischen Statthalter Erzherzog Albrecht von Österreich und den Grafen Salentin von Isenburg eine sorgfältige, streng katholische Erziehung erhalten hatte, die Regierung antreten und die Wiedereinführung des alten Glaubens ins Auge fassen. Zuletzt hatte in der Markgrafschaft, soweit sie zur Ortenau gehörte, nur noch in Bühl und Schwarzach katholischer Gottesdienst bestanden, jetzt wurden sämtliche evangelische Geistliche mit einem Schlage des Landes verwiesen. Aber die bisher herrschende Lehre, die schon mehrmals und zuletzt wieder fast ein Menschenalter lang Zeit gehabt hatte, sich zu festigen, konnte doch, wie bereits des öfteren deutlich geworden war, nicht von heute auf morgen ausgerottet werden. Nach mehr als zwei Jahren, im Dezember 1624, mußten die Ämter Stollhofen, Steinbach und Bühl angewiesen werden, den Protestanten das kommende Weihnachtsfest als letzten

Termin für den Übertritt zur katholischen Kirche oder den Abzug aus der Markgrafschaft festzusetzen, und noch im April 1625 wurde dem Bühler Vogt auf eine Klage des Pfarrers hin befohlen, die vorhandenen Lutheraner aus dem Lande zu weisen.

Noch viel größer waren die Schwierigkeiten, denen die Rekatholisierung in der Herrschaft Lahr-Mahlberg begegnete, da hier schon seit 1553 die Reformation eingeführt war und das mitregierende Haus Nassau der Augsburgischen Konfession unbedingt anhing. Markgraf Wilhelm mußte bei der Huldigung im Jahre 1622 versprechen, keine Änderung im Kirchenwesen einzuführen. Als er fünf Jahre später Miene machte, diesem Versprechen untreu zu werden, traf er auf den hartnäckigen Widerstand der Grafen von Nassau, die seinen Versuch, in der Lahrer Schloßkapelle Schutterer Mönche einzuführen, vereitelten und sich auch seinem Wunsch einer Teilung der Herrschaft in eine katholische und eine evangelische Hälfte aufs entschiedenste widersetzten. Bei der Erledigung der Pfarrei Friesenheim kam es Anfang 1628 zum ersten Konflikt. Der Abt von Schuttern, dem das Kollationsrecht zustand, konnte, gestützt auf einen Befehl des Kaisers, den Pater Placidius Räuber ohne Rücksicht auf die Proteste der Einwohner und der nassauischen Landesherrschaft in diese Stelle einführen. Das erneute Verlangen des Markgrafen nach Teilung der Herrschaft wurde schließlich durch ein kaiserliches Mandat unterstützt, und die Nassauer Grafen, die hoffen konnten, bei einer Teilung wenigstens die eine Hälfte der Herrschaft ihrem Glauben zu erhalten, sahen sich genötigt nachzugeben. Über die Art der Teilung und besonders die zukünftigen Verhältnisse der Stadt und des Stifts Lahr kam es freilich noch zu dornenreichen Verhandlungen, in deren Verlauf von Baden sogar der kuriose Vorschlag gemacht wurde, die Stadt Lahr gassenweise unter beide Landesherrschaften aufzuteilen. Wäre das verwirklicht worden, so hätte sich Lahr rühmen können, die wunderlichste Blüte zu sein, die deutscher Partikularismus jemals getrieben hat. Die endgültige Lösung war dann doch vernünftiger: Lahr sollte mit den Dörfern Burgheim, Mietersheim, Dinglingen, Hugsweier und Altenheim die eine Hälfte bilden, der Rest mit dem Amtssitz Mahlberg die andere. Nachdem Nassau sich für Lahr entschieden hatte, vollzog der kaiserliche Kommissar Hermann Adolf Graf zu Salm, Straßburger Domdekan, die Teilung, und am 12. Oktober 1629 wurde der Teilungsvertrag unterzeichnet. In der nunmehr baden-badischen Herrschaft Mahlberg ließ Markgraf Wilhelm schon zwei Wochen nach der Huldigung allen Pfarrern den Dienst aufkündigen; die Pfarreien wurden mit Priestern aus den benachbarten Klöstern neu besetzt, in Kippenheim eine Niederlassung der Jesuiten eingerichtet.

Ein Jahr nachdem die Waffensiege der Liga in dieser endgültigen Teilung der Herrschaft Lahr-Mahlberg auch auf dem Boden der Ortenau eine greifbare Auswirkung gezeitigt hatten, trat der Krieg mit der Landung Gustav Adolfs in ein neues Stadium. Er erhielt auch dadurch einen gänzlich veränderten Charakter, daß der große politische Gegensatz der Häuser Bourbon und Habsburg jetzt bestimmend neben die religiösen Streitfragen trat. „Acquérir une entrée en Allemagne“, in diesen Worten hatte der Kardinal Richelieu 1629 das Ziel der französischen Politik formuliert; der bequemste Zugang nach Deutschland aber führte über Straßburg

und die Kehler Rheinbrücke. Die Ortenau rückte damit in den Mittelpunkt eines weltpolitischen Gegensatzes, der zu unzähligen Malen auf ihrem Boden ausgefochten werden sollte und eine nicht endenwollende Zeit unsagbarer Leiden über unser Gebiet heraufführte.

Die Siege des Schwedenkönigs zwangen die kaiserliche Partei bald, die südwestdeutsche Ecke zu ihrem Hauptstützpunkt zu machen, um die sich deshalb in den nächsten Jahren ein heftiger Kampf entspann. Markgraf Wilhelm von Baden⁴³⁾, der 1630 den Oberbefehl über ein kaiserliches Regiment erhalten hatte, mußte sich nach dem Elsaß zurückziehen, wo er sich mit dem kaiserlichen Obersten Ossa vereinigte. Um den Kehler Rheinübergang zu sichern, rückte Ossa 1631 in das hanau-lichtenbergische Gebiet, besetzte alle festen Plätze mit Gewalt und erbaute bei Lichtenau und Drusenheim zum Schutze einer Truppenföhre zwischen Grauelsbaum und Drusenheim starke Verschanzungen. Der schwedische Heerführer Pfalzgraf Christian von Birkenfeld⁴⁴⁾ versuchte zu Anfang des folgenden Jahres nur mit halbem



ILL. ET GEN. HEROS DN. DN GUSTAVVS HORN
HEREDIT. IN HERINGA ET MALLA EQU: SAC. REG. M.^{tie} REG.
SUECIE. CONS. INTIM. EIUSDEMQUE SVPREM. MILIT. PRAEFECT.
AC MARESCALLVS

Erfolg diese Stellung zu erschüttern. Nachdem ihm die Belagerung Offenburgs mißglückt war, mußte er sich erfolglos nach dem Elsaß zurückziehen, wobei er das Schloß

⁴³⁾ Bis zur Niederlage bei Wiesloch leitete Ossa am Oberrhein alle Unternehmen. Auch Markgraf Wilhelm entzweite sich mit Ossa, der ihm zu große Rücksichtnahme vorwarf, ihn bei Wallenstein der Unfähigkeit zieh und seine Absetzung als Kommandant zu Breisach im Oktober 1632 erreichte. Der Markgraf, kaiserlicher Generalfeldobristen und Landvogt der vorderösterreichischen Lande, zog sich daraufhin vom Krieg zurück, mußte aber in Breisach ausharren (Ellerbach, Der Dreißigjährige Krieg im Elsaß, II. Bd.).

⁴⁴⁾ Nach der Schlacht von Breitenfeld (1631) suchte Schweden Verbündete unter den protestantischen Reichsständen. Obwohl Straßburg, Baden-Durlach und Wüttemberg eine abwartende Haltung einnahmen, stellte sich Graf Philipp Wolf von Hanau offen, trotz Warnung Ossas, auf die schwedische Seite und gewährte Pfalzgraf Christian von Birkenfeld als schwedischem General seine Unterstützung zu dem Raubzug in die Ortenau am 20. Februar 1632, wobei acht Männer von Rammersweier im Kampfe gegen die Plünderer fielen. Das Strafgericht folgte auf dem Fuße. Durch den kaiserlichen Generalwachtmeister Heinrich von Haraucourt wurde nach der Einnahme und ausgiebiger Plünderung am 29. Februar Willstätt zur Hälfte, Lichtenau am 20. April völlig niedergebrannt.

Staufenberg und die Dörfer Appenweier, Urloffen und Griesheim einer gründlichen Zerstörung unterzog. Inzwischen hatte Ossa im Breisgau neue Kräfte gesammelt; er nahm Lahr, sicherte Offenburg durch eine Besatzung und rückte vor Willstätt, das er am 19. Februar einnahm und erbarmungslos plündern ließ. Den 20. April fiel auch Lichtenau, dem das gleiche Schicksal bereitet wurde. Die Bevölkerung des Hanauerlandes flüchtete in Massen nach Kehl, nach Straßburg und auf die Rheinwörthe, um dort in Verborgenheit dem Umschwung der Dinge entgegenzusehen, der nicht allzulange auf sich warten ließ. Nachdem der schwedische General Horn im Verein mit dem Rheingrafen Otto Ludwig dem Obersten Ossa bei Wiesloch (26. August) eine Niederlage beigebracht hatte, mußten die Kaiserlichen in Eilmärschen zurückweichen. Die Schweden nahmen Stollhofen und Lichtenau ein, und am 31. August konnte Horn seinen Einzug in der Stadt Straßburg halten, die mit ihm ein Bündnis einging. Nach Eintreffen der schwedischen Infanterie wurde auch Willstätt besetzt und am 28. August die Belagerung Offenburgs begonnen, das nach kurzer Beschießung am 12. September kapitulierte und den Siegern 20 000 Gulden zahlen mußte. Horn setzte seinen Siegeszug im Breisgau und oberen Elsaß fort und wurde völlig Herr der Lage am Oberrhein. Auch nach seines Königs Tode suchte er diese Stellung zu behaupten und zu festigen, indem er mit den Ständen der oberdeutschen Kreise zu Heilbronn 1633 einen Bund schloß, der bis zur völligen Restitution der evangelischen Stände und zum Abschluß eines dauerhaften Religionsfriedens wirksam sein sollte. Dem Markgrafen Friedrich V. von Baden-Durlach wurden auf dem Heilbronner Konvent die österreichischen Besitzungen in Breisgau und Ortenau und die Markgrafschaft Baden-Baden zugewiesen, so daß diese Gebiete jetzt von neuem eine — allerdings nur sehr kurz währende — Umwälzung ihrer kirchlichen Verhältnisse erlebten. In zahlreichen Orten der Markgrafschaft und der Herrschaft Mahlberg wurden wieder evangelische Geistliche angestellt.

Gegen die glänzenden Erfolge der Schweden in Bayern trat der neue Generalissimus, König Ferdinand von Ungarn, auf. Horn und Herzog Bernhard von Weimar wichen nach Ulm aus und riefen den Rheingrafen von der Belagerung Rheinfeldens zur Donau. Doch kam er zu spät mit seinen 6000 Mann; die kaiserlich-ligistisch-spanischen Truppen bereiteten ihnen die Niederlage von Nördlingen, den 6. September 1634. Horn geriet in Gefangenschaft; Bernhard von Weimar sammelte die versprengten Truppen am Main bei Frankfurt. Otto Ludwig lenkte einen Teil der siegreichen Kaiserlichen und Bayern unter Herzog Karl von Lothringen und Feldmarschalleutnant Johann von Werth auf sich und wandte sich über Pforzheim und Rastatt zur Verteidigung der Rheinbrücke Kehl zu. Bei der Verfolgung der rheingräflichen Reiterei am 27. September mischten sich die kaiserlich-ligistischen Truppen, voran die Kroaten, im Schutze der hereinbrechenden Dunkelheit unter den weichenden Gegner und fielen mit ziemlicher Übermacht in die Schanze, wurden aber vom Fußvolk wieder hinausgeworfen. Der erwartete Nachtangriff blieb aus; am Morgen war der Feind abgezogen. Willstätt wurde am 29. bis auf das Schloß vollständig verbrannt. Die Kaiserlichen und Bayern besetzten Oberkirch und Stollhofen und verlegten die Hauptmasse nach der Markgrafschaft. Offenburg blieb schwedisch besetzt (Räumung 31. Juli 1635). Im Rheinpaß Kehl lagen neben straß-

burgischen Soldaten das rheingräfliche Fußvolk, württembergische Reiter und Baden-Durlacher Fußknechte des Obristen Heinrich von Gaudecker, der vorübergehend den Oberbefehl in der Schanze führte. Sie alle teilten sich mit den Kaiserlichen und Bayern in die Ausplünderung des Hanauerlandes und der Ortenau.

Die Verwüstung des Landes, die Leiden der Bewohner, Teuerung und Elend überstiegen alles Maß. Die evangelische Kirche wurde nun in der Ortenau ganz ausgerottet. Markgraf Wilhelm ließ aus seinen Landen, deren Regierung er auf Grund einer kaiserlichen Verfügung vom 5. Mai 1635 jetzt wieder übernehmen konnte, nicht nur alle evangelischen Geistlichen ausweisen, sondern auch alle Untertanen, die während der Schwedenherrschaft vom alten Glauben abgefallen waren, mit harten Strafen belegen. Das an Württemberg verpfändete Amt Oberkirch wurde ohne die geringste Entschädigung dem Pfandherrn genommen und an Bischof Leopold Wilhelm von Straßburg zurückgegeben. Auch rein protestantische Territorien wurden katholischen Herren unterstellt: Die Herrschaft Geroldseck kam an den kaiserlichen Obersten von Cronberg, Lahr an den Kommandanten der Festung Philippsburg Kaspar Bamberger.

Die Vorherrschaft der Kaiserlichen am Oberrhein währte nun über drei Jahre (1634—1637)⁴⁵⁾, blieb aber nicht ganz unbestritten, da seit 1635 auch Frankreich an der Seite Schwedens am Kriege teilnahm und die Versuche des in französischem Solde stehenden Herzogs Bernhard von Weimar, sich im Elsaß dauernd festzusetzen, gerade in unseren Gegenden von neuem kriegerische Verwicklungen hervorriefen⁴⁶⁾.

Der Versuch des Weimarer Herzogs im Jahre 1637, die Stellung der Kaiserlichen am Oberrhein zu erschüttern und dadurch die Schweden im Innern Deutschlands von dem drückenden Übergewicht der feindlichen Heere zu entlasten, war freilich nicht von Erfolg begleitet, woran seine französischen Soldgeber die Hauptschuld trugen, die besonders nach dem Verlust des wichtigen Veltlin (April 1637) ihr Augenmerk vornehmlich auf den Krieg gegen Spanien richteten und den Feldzug am Oberrhein lässig betrieben. Der berühmte Jurist Grotius konnte mit Recht aus Paris an den Herzog schreiben, die Trägheit der Franzosen in den Angelegenheiten Deutschlands habe die schlimmsten Folgen. Bernhards Feldzug war von dem Eintreffen der zugesicherten französischen Hilfstruppen abhängig, aber diese waren erst Anfang Juni und in viel geringerer Stärke, als man ausgemacht hatte, zur Stelle. Ungesäumt machte sich nun der Herzog daran, den geplanten Rheinübergang ins Werk zu setzen, und zwar, da ein erster Versuch bei Rheinfeldern mißglückte und die

⁴⁵⁾ Unter dem Vorwand der Untreue des Grafen Philipp Wolf von Hanau wurden 1637 die Bistumslehen Amt Willstätt und Stab Bischofsheim mit dem Ziel der Rekatholisierung eingezogen und vom bischöflichen Amte Oberkirch verwaltet. Das Gericht Lichtenau blieb als lichtenbergischer Eigenbesitz unbehelligt.

⁴⁶⁾ Ein Überschreiten des Stromes unterhalb Straßburgs zu vereiteln, rückte der kaiserliche Feldmarschallleutnant Graf Mathias von Gallas aus der Gegend um Speyer herbei, ließ die Schiffsbrücke Grauelsbaum-Drusenheim schlagen und verharrete wohlverschanzt auf beiden Ufern wochenlang in Untätigkeit, während seine hungernden Soldaten bis in die Täler des Schwarzwaldes ausliefen, das unzeitige Obst von den Bäumen rissen und die geringe Ernte im Felde verzehrten. Haufenweise forderte die Rote Ruhr ihre Opfer. Hunderte, welche seit Nördlingen dem Kaiser dienen mußten, desertierten über den Rheinpaß Kehl und Straßburg zum Herzog von Weimar und den Franzosen. Da die französisch-weimarischen Truppen nach der Pikardie abberufen wurden, hob auch Gallas Mitte August sein Drusenheimer Lager auf, ruhte etliche Tage um Lichtenau und zog mit dem Fußvolk, die leichte Reiterei linksrheinisch, nach Burgund, wo der Herzog von Enghien eingefallen war.

Benutzung der Kehler Brücke von der schwer zu erlangenden Zustimmung der Stadt Straßburg abhing, in der Gegend von Wittenweier, wo das Vorhandensein zahlreicher Rheininseln sein Unternehmen erleichterte und die kleine elsässische Festung Benfeld eine gute Rückendeckung bot. Am 6. und 7. August 1637 begann der Übergang auf einer Schiffsbrücke, die auf beiden Seiten durch starke Brückenköpfe gedeckt und von einem rings auf Inseln und Ufer verteilten kunstvollen Befestigungsnetz umgeben waren. Die Stellung schien unerschütterlich.

Der kaiserliche General Johann von Werth hatte kaum von diesem Vorgehen Kunde erhalten, als er schon vor Begierde brannte, „des Heiligen Römischen Reiches Erzfeind“, wie er den Herzog nannte, über den Rhein zurückzuwerfen. Aber leicht sollte ihm dies Beginnen nicht werden. Ein erster improvisierter Ansturm, den er am 8. August nur mit der Kavallerievorhut machte, wurde ohne Mühe abgeschlagen, aber auch ein am 2. August mit einer „nicht bald erhörten Furie“ unternommener Generalangriff hatte keinen besseren Erfolg; gegen Abend mußte der General seinen durch starke Verluste entkräfteten Truppen das Zeichen zum Rückzug nach Offenburg geben. Nach diesen Erfolgen konnte der Weimarer daran denken, sich auf dem rechten Rheinufer weiter auszubreiten und womöglich durch Wegnahme von Kenzingen den Gegner von der Verbindung mit Breisach abzuschneiden. Er nahm Mahlberg und Ettenheim und rückte gegen Kenzingen, dessen Belagerung er aber sofort wieder aufgeben mußte, da Werth, der inzwischen durch das Eintreffen elf kroatischer Regimenter unter Isolani Verstärkung erhalten hatte, zum Entsatz herandrückte. Am 25. August traten sich beide Heere bei Ettenheim gegenüber; es gelang dem Herzog zwar, den Gegner zu werfen und zu eiligem Rückzug zu zwingen, aber mit seinen überanstrengten Truppen die Belagerung von Kenzingen wieder aufzunehmen, fühlte er sich doch nicht stark genug und hielt es deshalb für rätlich, sich wieder auf die starken Schanzen von Wittenweier zurückzuziehen. Seine Lage verschlechterte sich nun zusehends. Während die Feinde, die neuen Zuzug unter dem Kommando Savellis erhalten hatten, seine Stellung enger umschlossen, sah er sich ganz auf seine Operationsbasis beschränkt, wo sich bald, da Fourage aus dem Elsaß nur in geringem Maß beigetrieben wurde, ein empfindlicher Mangel an Lebensmitteln und Futter fühlbar machte und den Gesundheitszustand von Mann und Roß stark beeinträchtigte. Der Kampfwert französischer Hilfstruppen, die unter Du Hallier zu ihm stießen, war gering; zudem wurde dieses Kontingent durch ständige Fahnenflucht bald zu einem Bruchteil seines ursprünglichen Bestandes vermindert. Seine Versuche, von Paris endlich die unbedingt erforderliche Unterstützung mit Truppen und Subsidien zu erlangen, blieben trotz unausgesetzter Bemühung des befreundeten Grotius ohne jeden Erfolg. Die Reiter Werths und Savellis beherrschten mehr und mehr von ihrem vorgeschobenen Lager bei Friesenheim aus die ganze Rheinebene. Als schließlich Kunde kam, daß eine andere kaiserliche Heeresabteilung sich anschickte, den Rhein bei Philippsburg zu überschreiten, und daß Herzog Karl von Lothringen nach dem Oberelsaß herandrückte, waren Flanke und Rückzugslinie des weimarisches Heeres so bedroht, daß die Lage unhaltbar wurde. Schon im September nahm der Herzog das Gros seines Heeres zurück und konzentrierte es um Benfeld, im Oktober zog er ganz ab, aufs tiefste erbittert über das Verhalten der Fran-

zosen und unbekümmert um das Schicksal der mit so großem Aufwand errichteten und mit so vielen Opfern verteidigten Schanzen von Wittenweier, in denen er nur ein schwaches französisches Corps unter dem Marschall Manicamp zurückließ. Die Kaiserlichen, die noch eben durch weitere 2000 Mann verstärkt worden waren, zögerten nicht zum Angriff überzugehen. Werth und Savelli überschritten bei Breisach den Rhein und zogen stromabwärts, während ein etwas kleinerer Teil des Heeres auf dem rechten Ufer zurückblieb und gleichzeitig ein Detachement von 200 Mann auf Schiffen gegen die Brücke herangeführt wurde. Diesem konzentrischen Angriff erlagen die Franzosen rasch. Zwei Tage genügten, um die ganze Befestigung in die Hand der Kaiserlichen zu bringen (1. November). Um künftige Rheinübergänge des Feindes an dieser Stelle zu vereiteln, ließ Werth alle Schanzen dem Erdboden gleichmachen.

Alle erlittenen Enttäuschungen vermochten aber den Herzog nicht von seinem kühnen Plan der Gewinnung des rechten Rheinufer abzuschrecken. Nachdem er den Winter im Gebiet des Bistums Basel verbracht und durch Abschluß eines glücklichen Vertrags die Feste Hohentwiel als Stützpunkt gewonnen hatte, erneuerte er im Frühjahr 1638 — diesmal von Süden her — seinen Angriff. Der Rhein wurde bei Säckingen überschritten, ein starkes feindliches Entsatzheer bei Rheinfeldern glänzend geschlagen; am 24. März fiel diese Festung selbst in seine Hand. Bernhard hatte damit am Oberrhein eine beherrschende Position gewonnen, die eine sichere Grundlage für seine weiteren Unternehmungen bot. Nach Gewinnung von Neuenburg und Freiburg konnte er die Belagerung von Breisach in Angriff nehmen. Daß sich die Festung noch einmal neu verproviantierte, war freilich nicht mehr zu verhindern, denn noch ehe der Herzog mit der Hauptmasse seiner Truppen vor ihren Wällen erschien, war es einem Entsatzheer unter dem bayerischen Feldmarschall Götz, das durch das Kinzigtal herangerückt war und bei Offenburg Stellung genommen hatte, gelungen, einige Abteilungen mit Proviant und Munition nach Breisach zu entsenden. Die Festung war nun wieder für längere Zeit verproviantiert, und Bernhard konnte nicht hoffen, sie ohne neue französische Hilfeleistung in kurzer Frist einzunehmen. Er faßte daher den Plan, das Entsatzheer im offenen Felde anzugreifen. Aber der vorsichtige Götz wich im Juni, als weimarische Truppen schon in der südlichen Ortenau standen, nach dem Elsaß aus. Dieser unkluge Schritt wäre beinahe zu seinem Verderben ausgeschlagen, denn der Herzog beeilte sich, seine Abwesenheit zu einem Sturm auf Offenburg, am 14. Juli, zu benutzen, um durch Wegnahme dieser Stadt den Schlüssel des Kinzigtales in die Hand zu bekommen und dem kaiserlichen Heer die rückwärtigen Verbindungen vollends abzuschneiden. Nur der Geistesgegenwart des Stadtkommandanten Oberstleutnant Hans Reinhard von Schauenburg war es zu danken, daß die Stadt gerettet wurde und somit dieses Unternehmen mißlang. Der Herzog, der unterwegs noch Mahlberg einnahm und dort eine Besatzung zurückließ, mußte wieder nach dem Breisgau abziehen. Wenige Tage später kehrte Götz zurück und nahm zur Sicherung des Kinzigpasses bei Gengenbach Stellung.

Inzwischen war man schon in Wien und München zu der Erkenntnis gelangt, daß der Schwerpunkt des Krieges am Oberrhein liege und daß Götz allein nicht fähig sei, dort eine Entscheidung herbeizuführen. Die Mitwirkung des Herzogs von Savelli

und Karls von Lothringen wurde ins Auge gefaßt. Aber der letztere konnte schließlich überhaupt nicht bewogen werden, den lothringisch-burgundischen Kriegsschauplatz zu verlassen, und auch Savelli bequeme sich nur sehr allmählich dazu, seine Truppen mit denen des bayrischen Marschalls, der zu ihm in schlechtestem Verhältnis stand, zu vereinigen. Erst am 7. August traf er in Offenburg ein. Gerade einen Tag vorher hatte Herzog Bernhard, durch das Eintreffen eines französischen Hilfskorps unter Turenne gestärkt, den Vormarsch nach Norden angetreten, um nun die Entscheidung herbeizuführen. Die kaiserlichen Feldherren, die von dieser Operation des Weimarer keine Ahnung hatten, waren gleichzeitig nach Süden aufgebrochen, um Breisach nochmals zu verproviantieren. So trafen die Heere am 8. August in der Gegend von Schuttern zusammen. Die Kaiserlichen hatten Dorf und Kirchhof Friesenheim und den von dort nach Schuttern ziehenden Landgraben besetzt, mußten sich aber bald auf eine Anhöhe hinter dem Dorf zurückziehen. Da der Herzog nicht hoffen konnte, diese günstige Stellung ohne große Verluste zu nehmen, sammelte er seine Truppen bei Mahlberg in der Erwartung, daß die Gegner sich ihm auf offenem Felde stellen würden. Aber Götz und Savelli, durch Eifersüchteleien veruneinigt, hatten einen anderen Plan entworfen, Savelli rückte am nächsten Tage in der Richtung auf Wittenweier und Kappel ab, um auf diesem Wege Breisach zu erreichen; der große für die Verproviantierung der Festung bestimmte Wagenpark begleitete und hinderte seine Truppen. So hatten die Weimarer, die von dieser Bewegung des Feindes rechtzeitig Kunde erhielten und, durch Waldungen gedeckt, einen unbemerkten Anmarsch bis in seine unmittelbare Nähe vollziehen konnte, leichtes Spiel, den völlig überraschten und sorglosen Gegner auf ungünstigem Gelände zu überrumpeln. Die Umgehung des linken Flügels verursachte eine Panik, die bald das ganze Heer ergriff und in wilde Flucht ausartete. Götz, der die Nachhut befehligte, kam zu spät, um dieses Unheil noch zu verhüten, versuchte aber doch zu retten, was zu retten war. Noch fünf Stunden wogte ein unentschiedener Kampf hin und her, bis das Eingreifen weimarerischer Reserven den Sieg endgültig an die Fahnen des Herzogs heftete.

Ein entscheidender Erfolg war durch die Schlacht bei Wittenweier errungen. Von der kaiserlichen Armee konnte sich kaum ein Viertel, 2000 bis 3000 Mann, über Oberkirch und den Kniebis nach Württemberg retten; eine unermessliche Beute an Artillerie, Proviant und Geld fiel in die Hand des Siegers, der nun seine Hauptabsicht, die Belagerung von Breisach, mit mehr Aussicht auf Erfolg wiederum in Angriff nehmen konnte. Die Bezwingung dieser Festung, die im Dezember dem Herzog ihre Tore öffnete, krönte die Reihe seiner glänzenden Waffentaten. Die Früchte der Siege Herzog Bernhards von Weimar heimsten die Franzosen ein; seine kriegserprobten Regimenter zu Roß und Fuß nahmen sie in ihren Sold. Von dem festen Breisach aus suchten sie die oberrheinischen Lande bis zur Murg in Kontribution und unter ihren Schutz zu bringen.

Es war einer der verhängnisvollsten Schläge, welche die protestantische Sache im Verlauf des Krieges betroffen haben, daß dieser sieggekrönte unermüdete Feldherr, der jetzt als der ruhmreichste General seiner Zeit galt und auf den sich die Blicke von ganz Europa mit Sorge oder Zuversicht richteten, schon im Juli des folgenden

Jahres von einem unerwarteten Tod dahingerafft wurde. Bald sollten die Lande am Oberrhein, denen in den Jahren 1639 und 1640 nur eine kurze Zeit des Aufatmens vergönnt, war, von neuem in den Strudel der Kriegswirren hineingerissen werden.

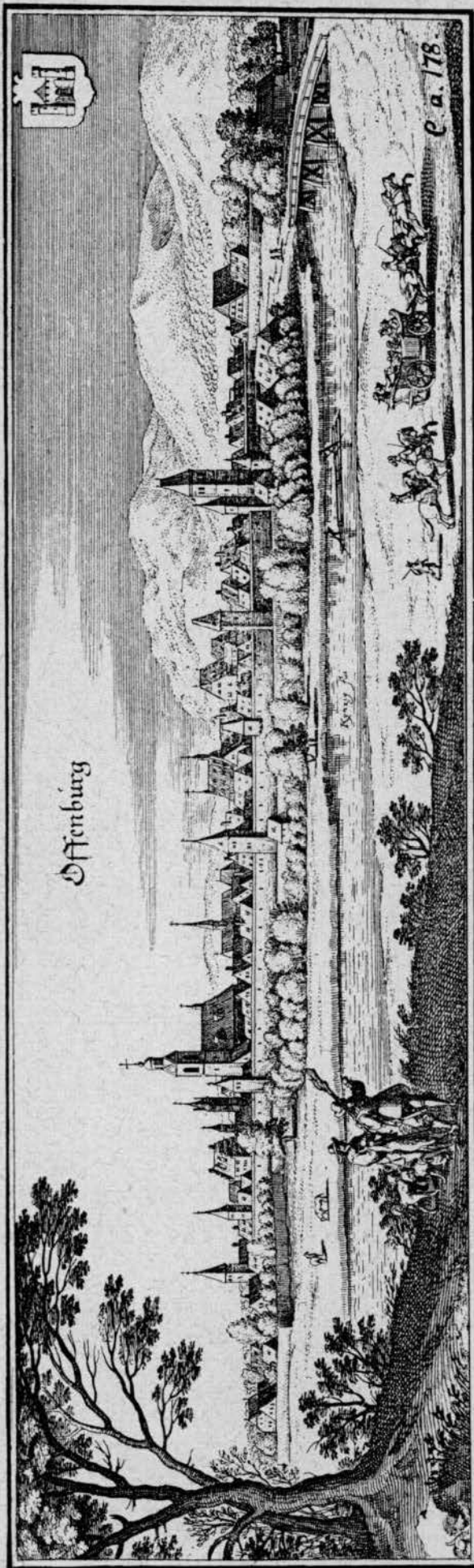
Die Kaiserlichen, die den ganzen Norden und Südosten Deutschlands beherrschten, hatten auch in der Ortenau eine starke Stellung inne, Offenburg, Oberkirch und Stollhofen waren zu festen Stützpunkten ausgebaut. Aber sie vermochten doch nicht zu hindern, daß die Franzosen von der südwestdeutschen Ecke aus, die noch in ihren Händen war, ihre Operationen nach Norden gelegentlich bis zur Murg ausdehnten.

Im Februar 1641 sammelte der französische Baron d'Oysonville⁴⁷⁾ in Breisach eine starke Streitmacht und kam zu Schiff den Rhein herab. Willstätt wurde genommen und zum Hauptquartier erwählt. Am 17. Februar wandte man sich gegen Oberkirch, das zwei Tage später nach kurzer Beschießung erobert, ausgeplündert und verbrannt wurde. Die Franzosen waren bald im Besitz des ganzen Rench- und Kinzigtales. Aber diese Herrlichkeit war nur von kurzer Dauer. Nach Ostern rückte der kaiserliche General Gil de Haes von Durlach her zum Entsatz heran. Er warf den Feind bei Steinbach, Bühl und Ottersweier. D'Oysonville sah sich genötigt, Oberkirch wieder aufzugeben und trat mit Hinterlassung einer schwachen Besatzung in Willstätt den Rückzug nach Breisach an. Nachdem auch Willstätt im April gefallen war, blieben die Kaiserlichen ein ganzes Jahr hindurch Herren in unserer Gegend.

Diese Vorherrschaft der katholischen Partei wurde aufs neue in Frage gestellt, als seit 1642 die Franzosen den Kriegsschauplatz bis nach Bayern auszudehnen beabsichtigten, um dadurch den Kurfürsten Maximilian zur Abwendung von seinem Bündnis mit dem Kaiser zu veranlassen. Der bayrische Oberbefehlshaber Mercy, der schon 1642 gegen die französisch-weimarische Armee im Breisgau und im Württembergischen unter schwierigen Verhältnissen erfolgreich gekämpft hatte, setzte nun seinen Ehrgeiz darein, den Vormarsch der Franzosen und ihrer Verbündeten unter allen Umständen zu verhindern. Zu Beginn des Jahres 1643 wies er einen Versuch des französischen Marschalls Guébriant, über Württemberg nach Bayern vorzustoßen, zurück; Guébriant mußte Ende Februar über Sulz und das Kinzigtal den Rückzug antreten und hielt sich bis Anfang Juni in ausgedehnten Stellungen, die sich von der mittleren Ortenau bis zur oberen Rheinecke erstreckten. Als er dann seinen Versuch von Südwesten her wiederholte, wurde er abermals von den Bayern abgedrängt und konnte nicht einmal seine Absicht, sich der Stadt Rottweil zu bemächtigen, durchführen. Der durch seine kühnen Entschlüsse bekannte bayrische General Johann von Werth, der längere Zeit in Gefangenschaft geweilt hatte, aber im Jahr 1642 auf der Brücke zu Dinglingen gegen den schwedischen Marschall Horn ausgetauscht worden war, brachte der Stadt raschen Entsatz, und Guébriant⁴⁸⁾ hatte, da die Bayern auch schon Oberndorf besetzt hatten, die größte Mühe, Ende Juli seine Rückzugslinie, das Kinzigtal, zu erreichen. Der Franzose verweilte nun mehrere Wochen im unteren Tal der Kinzig, das er in der zweiten Hälfte des August aus Mangel an Lebensmitteln mit der badischen Markgrafschaft vertauschen wollte. Aber auch

⁴⁷⁾ Baron d'Oysonville war Stellvertreter des Gubernators Hans Ludwig von Erlach zu Breisach.

⁴⁸⁾ 1643 Grausamkeiten der ausgehungerten französisch-weimarischen Truppen in den Tälern der Markgrafschaft siehe Kast, Mittelbadische Chronik. Steinbach wurde in Asche gelegt den 8. März.



hier kam ihm Werth zuvor, indem er über den Kniebis rückte und sich in den Besitz von Rastatt setzte. Guébriant, der zu schwach war, um etwas Entscheidendes gegen ihn zu unternehmen, zog sich zunächst nach Willstätt⁴⁹⁾, dann nach dem elsässischen Benfeld zurück. Erst nachdem ihm bei Dachstein der Herzog von Enghien und Generalleutnant von Rantzau 8000 Mann Verstärkung zugeführt hatten, konnte er es wagen, wieder vorzugehen. Am 2. November ging das französisch-weimarische Heer über den Rhein und rückte über Hugsweier, Dinglingen, Lahr, Geroldseck in das Kinzigtal, von dort nach dem oberen Neckar. Im November gelang die Einnahme von Rottweil, aber der unvermutete Tod Guébriants machte bald den französischen Erfolgen ein Ende. Das Heer, das unter dem Befehl des Grafen Rantzau in der Tuttlinger Gegend lagerte, wurde von dem Höchskommandierenden des kaiserlichen Heeres, Herzog Karl von Lothringen, in kühnem Überfall auseinandergesprenzt. General Rosen, der dem völlig überraschten Hauptquartier zu Hilfe kommen wollte, konnte sich nur mit genauer Not über Rottweil und das Kinzigtal an den Rhein retten.

Auch im Jahre 1644 wurde die Ortenau von neuen Truppendurchzügen behelligt, als Condé und Turenne nach der Schlacht von Freiburg (3. bis 5. August) den Entschluß faßten, die seit 1635 verlorene Festung Philippsburg wiederzugewinnen. Kappel wurde von den durchziehenden Truppen geplündert. Franzosen unter Turenne und Enghien lagerten am 17. August bei Goldscheuer und nahmen am 21. August Lichtenau ein. Stollhofen wurde im Sturm genommen. Die bayrische Reichs-

⁴⁹⁾ Ein halbes Jahr hatten die Franzosen Schloß Willstätt besetzt (März bis August). Die Knechte mußten sich am 29. August den Bayern unter Franz von Mercy ergeben, die das Schloß bei ihrem Abzug in die Markgrafschaft demolierten. In dem zerstörten Bau richtete sich wieder eine Wache des Obristen Hans Reinhard von Schauenburg in Offenburg ein und sicherte die Ablieferung der kaiserlichen Kontribution und des Magazinzehnten im Amt Willstätt und Stab Bischofsheim.

armada unter Generalfeldmarschall Franz von Mercy gewann im Herbst beide Plätze zurück. Einen letzten Vorstoß gegen Württemberg unternahm dann Rosen in den ersten Tagen des Jahres 1645, aber schon Anfang Februar mußte er sich auf demselben Wege, auf dem er gekommen war, durch das Kinzigtal wieder zurückziehen.

Im April 1645 wurde dem Generalmajor von Erlach, Gubernator zu Breisach, Lichtenau nach kurzer Beschießung des Schlosses am 9. übergeben und nach Verhandlungen mit Markgraf Wilhelm sein Land unter den Schutz Frankreichs gestellt; am 17. zog eine französische Besatzung in Stollhofen ein. Stollhofener Vertrag mit königlicher Entschließung vom 21. April. (Haus- und Staatsarchiv, Korrespondenz des Markgrafen Wilhelm.)

Erlachs Zug in die Markgrafschaft beendete das Kriegsgeschehen am Oberrhein. Um die Jahreswende 1646 forderten die Herrschaften (Abtei Schwarzach, Hanau) in Aufrufen ihre geflüchteten Untertanen zur Rückkehr in die Dörfer und Wiederaufnahme des Feldbaues auf. Aber die ständigen Einquartierungen verhalfen dazu, daß man auch hier an die Fortdauer des Kriegszustandes ununterbrochen erinnert wurde, denn in allen größeren Orten blieben Besatzungen beider Parteien liegen, teils kaiserliche und bayrische wie in Offenburg, teils kaiserliche wie in Oberkirch, teils französische wie in Stollhofen. Im Friedensvertrag wurden den Schweden 5 Millionen Reichstaler Satisfaktionsgeld, gemeinhin Friedensgelder geheißen, zur Abdankung ihrer 102 stillliegenden Regimenter verwilligt. Die Beschaffung dieser für die damalige Zeit fast unerschwinglichen Barsumme belastete das Volk vorübergehend so schwer als der Krieg selber. Soweit Gemeinderechnungen vorhanden sind, finden sich die Friedensgelder in drei Terminen. Zur Erhaltung des Kriegsvolkes gingen die Kontributionen und andere Leistungen (Magazinzehnten) einher. Endlich im Sommer 1650 konnte die Demobilisation durchgeführt werden.

Das Schauenburgische Kommando räumte Schloß Willstatt auf 30. Juni 1650. Die Franzosen hatten es nicht eilig; erst 1652 sollen sie ihre Besatzung aus Stollhofen nach Breisach gezogen haben.

Von den Schäden, welche die Ortenau im Verlauf der drei Kriegsjahrzehnte erlitten hat, kann man sich nur schwer eine Vorstellung machen. Auch wer unter Verzicht auf billige Phrasen versuchen würde, aus den Quellen eine exakte Vorstellung davon zu bekommen, könnte nicht zum Ziel gelangen, da gerade infolge der hin- und herwogenden Kriegsstürme die Mehrzahl der Akten verlorengegangen ist und nur hie und da eine Einzelheit sich noch dem forschenden Blick darbietet. Ein im 16. Heft 1929 der „Ortenau“ in diesem Zusammenhang als Beleg angeführtes Aktenstück⁵⁰⁾ kann nicht mehr herangezogen werden, da es einer anderen Zeit angehört⁵¹⁾. Immerhin bleibt die angegebene Summe von 6000 fl.⁵²⁾ für vorüber-

⁵⁰⁾ GLA. Specialia Kork Kriegssache. Konv. 5.

⁵¹⁾ Die Jahreszahl 1624 auf dem Umschlag bezieht sich nicht auf den Inhalt. Das inliegende Aktenstück betrifft die Einquartierung anlässlich des Zuges Karls V. nach Metz, 1552.

⁵²⁾ Die Summe verteilt sich folgendermaßen: Auenheim 1310 fl., Sand 1682 fl.; Willstatt 1297 fl.; Odelshofen 349 fl.; Kork 432 fl.; Eckartsweier 875 fl.

gehende Einquartierung eines Regiments in sechs Dörfern lehrreich. So läßt sich denn ermessen, daß die Gesamteinbuße der Ortenau an Volksvermögen im Verlauf des Krieges, in Geld ausgedrückt, einen unermesslichen Betrag erreicht haben muß.

Daß diese beispiellose Verarmung des Volkes die Wiederkehr normaler Verhältnisse auf Jahre und Jahrzehnte hinaus unmöglich machen mußte, ist selbstverständlich. Der Propst Norbert Hodapp von Allerheiligen konnte zwar schon vier Jahre nach dem Westfälischen Frieden, im November 1652, aufatmend in seinem Tagebuch⁵³⁾ vermerken: „Hoc et sequenti mense — laus Deo — haben die bauren widerum angefangen, ziemlicher massen gilten liefern, welches in vilen jahren nit mehr geschehen war . . . ist auch widerum zum ersten mahl etwas am zehenden zu Legelshurst geliffert worden“, aber die Untertanen des Amtes Oberkirch mußten im gleichen Jahr um Ermäßigung der Abgaben einkommen, die sie in der geforderten Höhe nicht entrichten könnten, ohne sich ganz zu ruinieren⁵⁴⁾. Daß die früheren Steuerleistungen nicht sofort wieder erreicht werden konnten, ist schon aus der gewaltigen Bevölkerungsabnahme verständlich. Auch hier lassen sich aus einigen Einzelfällen wenigstens ungefähre Rückschlüsse auf die Gesamtverluste anstellen. So war etwa die Einwohnerschaft der Stadt Lahr auf ein Viertel ihres früheren Bestandes zusammengeschrumpft, Renchen zählte nur noch 17 Bewohner gegenüber 180 vor dem Kriege. Die dem Kloster Schwarzach zugehörigen Dörfer, die vor dem Kriege 550 Bewohner gezählt hatten, wiesen noch im Jahr 1650 nur eine Bevölkerungsziffer von 155 Menschen auf.

Noch weniger quellenmäßig greifbar als die materiellen Schäden ist naturgemäß die Einbuße an kulturellen Gütern, die durch die Auflösung aller Bande staatlicher, örtlicher und häuslicher Ordnung, den Mangel an Erziehung und Unterricht, die allgemeine sittliche Verwilderung hervorgerufen wurde. Wer davon ein lebendiges Bild haben will, wird aus dem zeitgenössischen *Simplizissimus*-Roman, der Landstörtzerin Kurasche und anderen Schriften Grimmelshausens mehr Gewinn davontragen als aus den Ergebnissen gelehrter Forschung. Gerade für die Ortenau können ja die literarischen Erzeugnisse dieses Mannes, der hier den größten Teil seines Lebens verbracht hat, einen besonderen Wert als Geschichtsquellen beanspruchen.

Einen tiefen, aber unsagbar unerfreulichen Einblick in die sittlichen Verhältnisse dieser Zeit gewähren auch die Akten und Protokolle der Hexenprozesse, die für die Ortenau zum Teil veröffentlicht sind⁵⁵⁾. Seitdem zu Ende des 15. Jahrhunderts das Papsttum die Hexenverfolgung sanktioniert und die Inquisitoren Krämer und Sprenger in Verbindung mit dem aus Ettenheim gebürtigen Konstanzer Geistlichen Johann Gremper den berühmten „Hexenhammer“ geschrieben hatten, war der Irrwahn des Hexenglaubens in ständiger Ausbreitung begriffen, aber er hat doch, ohne daß man die Gründe dafür klar aufzeigen könnte, wenigstens in unserer

⁵³⁾ Baier, Die zeitgenössischen Aufzeichnungen des Propstes Norbert Hodapp von Allerheiligen 1640—1653. ZGORh. NF. 32, 118.

⁵⁴⁾ Karlsruhe, GLA Specialia Oberkirch Amt. Kriegssache Konv. 8.

⁵⁵⁾ Vgl. Franz Volk, Hexen in der Landvogtei Ortenau und Reichsstadt Offenburg. Lahr 1882; Rest, Ettenheimer Hexenprozesse im 17. Jhd., Ortenau III 38.

Gegend⁵⁶⁾) niemals einen solchen Umfang und epidemischen Charakter angenommen wie gerade gegen Ende der zwanziger Jahre des 17. Jahrhunderts, also mitten in den Wirren des Dreißigjährigen Krieges. Wir vermögen die Anzahl der Opfer, die durch dieses scheußliche und jedem Rechtsgefühl ins Gesicht schlagende Gerichtsverfahren einer qualvollen Hinrichtung ausgeliefert wurden, natürlich nicht mit statistischer Genauigkeit festzustellen, aber die von Volk dargestellten Fälle lassen immerhin den Schluß zu, daß in den Jahren 1628 bis 1630 in der südlichen Ortenau auch der unbescholtene Bürger jeden Augenblick der Anklage wegen Hexerei und Aberglaubens gewärtig sein mußte und daß die Zahl der Kriegsoffer und das Maß der Kriegsleiden durch diese Ausgeburten eines fanatischen Aberglaubens in trauriger Weise vermehrt wurde⁵⁷⁾.

Die Bestimmungen des *Westfälischen Friedens*, der nach jahrelangen Vorverhandlungen dem unseligen Völkerringen im Jahre 1648 ein Ziel setzte, sind, soweit sie die Regelung der kirchlichen Verhältnisse und die Festsetzung der französischen Macht am Oberrhein betreffen, auch für die Ortenau von unmittelbarer Bedeutung geworden.

Die Religionsbestimmungen waren dank dem unbestreitbaren Übergewicht, das die Waffen der protestantischen Partei gegen Ende des Krieges erlangt hatten, für den neuen Glauben nicht eben ungünstig, da ihm nun endlich die Daseinsberechtigung zugebilligt und als Norm für die Regelung der konfessionellen Verhältnisse der Stand des Jahres 1624 festgesetzt wurde. Das letztere bedeutete insofern für die evangelische Kirche eine besonders glückliche Lösung, als die infolge des Restitutionsediktes von 1629 in weitem Umfang vorgenommene Rekatholisierung auf diese Weise wieder zunichte wurde.

Es fehlte freilich viel daran, daß die Regelung der Religionsfrage in allen Territorien getreu nach der Vorschrift des Friedensvertrages erfolgt wäre. Auch in einigen Teilen der Ortenau war der Katholizismus, gestützt auf die eifrige Missionstätigkeit der Jesuiten, Kapuziner und anderer Orden, mit Erfolg bemüht, sein Geltungsgebiet über den Stand des Normaljahres hinaus zu erweitern. Völlig gelang ihm dies in der früher rein protestantischen Herrschaft Geroldseck, nachdem der letzte Geroldsecker im Jahre 1634 gestorben war. Die katholische Partei stand damals nach dem Nördlinger Siege gerade auf dem Höhepunkt ihrer Macht. So konnte man es wagen, dem Schwiegersohn des Verstorbenen, dem schwedischen General Grafen Solms, nicht nur alle österreichischen und straßburgischen Lehen, sondern auch die Allodien zu entziehen oder vorzuenthalten, und die ganze Herrschaft kam durch kaiserliche Schenkung an den katholischen Grafen Adam Philipp von Cronberg, einen Enkel des aus der Reformationgeschichte bekannten Ritters Hartmut von Cronberg. Die rechtmäßige Erbin mußte nach Straßburg flüchten und vermählte sich nach dem

⁵⁶⁾ In den hanauischen Ämtern Lichtenau und Willstätt scheinen keine Hexenbrände vorgekommen zu sein; einige aus den Akten bekannt gewordenen Fälle wurden mit Landesverweisungen geahndet.

⁵⁷⁾ Wie rapide und plötzlich die Zahl der Hexenhinrichtungen i. J. 1628 angewachsen ist, ergeben die bei Volk S. 23 ff. zusammengestellten Zahlen: Für den ganzen Zeitraum von 1557—1599 vermochte Volk in der Landvogtei nur 25 Hinrichtungen festzustellen, für 1628 allein 34, für die drei Jahre 1628—1630 fast dreimal so viel als vorher in mehr als vier Jahrzehnten.

Tode des Grafen Solms in zweiter Ehe mit dem Markgrafen Friedrich V. von Baden-Durlach, den sie zu ihrem Erben einsetzte. Der Anordnung des Westfälischen Friedens, daß ihre Ansprüche untersucht werden sollten, wußte Österreich unter allerlei Vorwänden immer wieder auszuweichen, so daß der Graf von Cronberg im Besitz der Herrschaft blieb und ungestört die Ausrottung der neuen Lehre in Angriff nehmen konnte. Einen vollen Erfolg hatte er damit freilich erst in den siebziger und achtziger Jahren, als im Gefolge der französischen Heere katholische Geistliche ins Land kamen und auch die Kapuziner von Mahlberg ihm ihre Hilfe liehen. Ein Versuch des durlachischen Markgrafen, nach dem Tode des letzten Cronbergers (1692) von Geroldseck Besitz zu ergreifen, hatte keinen nachhaltigen Erfolg; die badischen Besatzungen wurden 1697 wieder vertrieben, und die Herrschaft fiel an den katholischen Freiherrn von der Leyen, dem der Kaiser längst die Anwartschaft zugesichert hatte.

Auch Markgraf Wilhelm von Baden-Baden war weit davon entfernt, das Normaljahr zu respektieren, ja er soll sogar ausdrücklich erklärt haben, daß er sich daran nicht gebunden fühle. Es kam daher in der Markgrafschaft wie in der Herrschaft Mahlberg häufig vor, daß früher evangelische Pfarreien entweder unbesetzt blieben oder katholischen Geistlichen anvertraut wurden; in Mahlberg wirkte besonders eifrig das im Jahre 1672 gegründete Kapuzinerkloster für die Ausbreitung des katholischen Kultus. Die Proteste der Baden-Durlacher Vettern, die von 1659 bis 1727 im Pfandbesitz der Herrschaft Lahr waren, konnten dagegen nicht viel ausrichten. Markgraf Ludwig Wilhelm, der nach dem Tode seines Großvaters im Jahr 1677 die Regierung in Baden-Baden antrat, war in kirchlicher Hinsicht maßvoller und milder gesinnt und nicht abgeneigt, die berechtigten Wünsche der Protestanten zu erfüllen, aber seine fast ununterbrochene Abwesenheit auf Kriegszügen hinderte es, daß sich diese Gesinnungen im kirchlichen Leben des Landes auswirken konnten. Es half nichts, daß der Markgraf aus dem Heerlager im fernen Ungarn die Religionsbeschwerden seiner protestantischen Untertanen mit tröstenden Zusagen beantwortete. In Mahlberg etwa verstand es der im Jahre 1678 eingesetzte, eifrig katholische Amtmann Franz Ernst von Olisy im Bunde mit den Prälaten der benachbarten Klöster und den weiblichen Mitgliedern der markgräflichen Familie die toleranten Absichten des Landesherrn zu umgehen und dem Katholizismus unermüdlich Vorschub zu leisten. Da ein großer Teil der Untertanen hartnäckig am evangelischen Glauben festhielt, war aber schließlich das erregte Ärgernis so allgemein, daß der Amtmann im Februar 1699 auf Befehl des Markgrafen gefangengesetzt wurde und erst nach fast einem Jahr die Freilassung erlangte. Er blieb dann allerdings doch im Dienst und fand in der Verwirrung des Spanischen Erbfolgekrieges neue Möglichkeiten, gegen die Protestanten vorzugehen. Vollends die Regierung der frommen Markgräfin Sibylla Augusta war dem Bestand der evangelischen Lehre nicht günstig. Erst als nach ihrem Tode der Geheimrat Tschammerhell in Rastatt zu vorwiegendem Einfluß gelangte, trat eine Wendung ein; dieser vertrat nämlich den Standpunkt, daß es der Regierung zur Unehre gereiche, den Bestimmungen des Westfälischen Friedens über das Normaljahr entgegenzuhandeln. So konnte unter der Regierung des letzten



Die Markgräfin Sibylla Augusta.

baden-badischen Markgrafen eine Reihe von Gemeinden, die noch zur Hälfte evangelisch waren, die Anstellung eigener protestantischer Pfarrer durchsetzen.

Während so in Geroldseck und den baden-badischen Gebieten der Protestantismus um seine Geltung und sogar um seine Existenz hart zu kämpfen hatte, erlitt er in der Grafschaft Hanau-Lichtenberg seit dem Ende des Dreißigjährigen Krieges keine Beeinträchtigung mehr. Die Schwierigkeiten, auf welche man stieß, waren nicht konfessioneller, sondern nur wirtschaftlicher Art, da die Dörfer der Grafschaft infolge ihrer Lage am wichtigsten Rheinübergang vom Kriege besonders hart heim-

gesucht worden waren; und was man in den zwei Jahrzehnten nach dem Friedensschluß mühsam aufbaute, sollte bald durch neue Kriegsleiden wieder schwer erschüttert werden.

Der Westfälische Friede, in dem nach jahrelangem Handeln und Feilschen die widerstreitenden Interessen der kämpfenden Parteien mit Mühe geeinigt wurden, war ein diplomatisches Flickwerk, das die Keime neuer Zerwürfnisse in sich barg. Gerade die Bestimmungen über die Abtretung deutschen Bodens an den Nachbarn im Westen waren von einer so unverantwortlichen Dunkelheit, daß die französische Politik beinahe dahin gedrängt wurde, durch entsprechende Auslegung dieser Artikel auf ihre weiter gesteckten Ziele hinzuarbeiten. Aber es hätte dieses taktischen Vorteils nicht einmal bedurft, da Ludwig XIV. unter Verzicht auf den schönen Schein, den der große Kardinal stets zu wahren gewußt hatte, seine brutale Eroberungspolitik rücksichtslos vor den Augen ganz Europas zu verfolgen den Mut hatte.

Die Stadt Straßburg, die von den elsässischen Abtretungen im Westfälischen Frieden noch ausgenommen war, der Kehler Rheinpaß und damit die Ortenau standen im Mittelpunkt dieser Politik. Die Ortenau war, seitdem die Franzosen durch den Friedensschluß in den Besitz der Festungen Breisach und Philippsburg gelangt waren, im Norden und Süden von der französischen Macht flankiert und dadurch bei den kommenden Verwicklungen gleichsam zum Kriegsschauplatz vorherbestimmt.

Einstweilen war das Absehen Ludwigs XIV. zwar noch auf die Niederlande gerichtet, aber wie stark sich die westdeutschen Landesherren durch jede kriegerische Betätigung Frankreichs bedroht fühlten, ersieht man doch aus den Bemühungen des Markgrafen Ferdinand Maximilian von Baden-Baden, im Jahre 1667 ein gegen Frankreich gerichtetes Bündnis mit Osterreich, Pfalz, Württemberg und anderen Reichsständen zustande zu bringen. Wenige Jahre später wurden die Oberrheinlande in der Tat zum Schauplatz des Kriegstheaters, da 1674 Kaiser und Reich an der Seite der Holländer und ihrer Bundesgenossen in den Krieg gegen Frankreich eintraten und die Wiedergewinnung des Elsaß als Kriegsziel aufstellten. Die Ortenau wurde zunächst nur von Truppendurchzügen und Einquartierungen heimgesucht. Der Herzog von Lothringen, der mit der Offensive gegen das Elsaß betraut war, vereinigte zwischen Bühl und Oberkirch seine Truppen mit denen des kaiserlichen Generals Caprara, und der Große Kurfürst, der am 12. Oktober in Oberkirch eingetroffen war, führte von dort aus am folgenden Tage seine Brandenburger über den Rhein. Nach Verlauf des ersten Feldzuges, der sich auf dem linken Rheinufer abspielte, bezogen dann die Verbündeten in unserer Gegend Winterquartiere, die Kaiserlichen in der südlichen Ortenau und im Breisgau, die Lothringer im Kinzigtal.

Im Jahre 1675 konnten die Franzosen ihre militärischen Operationen auf das rechte Rheinufer verlegen, nachdem es dem kaiserlichen General Montecuccoli nicht gelungen war, ihr Heer aus der Gegend von Straßburg und Schlettstadt nach Philippsburg zu locken. Turenne überschritt in den ersten Junitagen den Rhein bei Ottenheim und nahm bei Willstätt Stellung. Ein Handstreich gegen Offenburg, das Markgraf Hermann von Baden durch eine Besatzung von 2000 Mann gesichert hatte, mißlang.

Inzwischen war Montecuccoli ebenfalls über den Rhein gekommen und am 11. Juni in Lichtenau eingetroffen; seine Armee stand bei Schuttern und Friesenheim eine Woche lang der französischen untätig gegenüber, während Turenne die Rheinbrücke von Ottenheim nach Altenheim, dem Mittelpunkt seiner Stellung, verlegen ließ. Um dem Gegner den Weg nach Philippsburg zu versperren, beschloß der kaiserliche Feldherr, endlich rheinabwärts zu marschieren und bezog Anfang Juli zwischen Lichtenau und Memprechtshofen eine neue Stellung, nachdem er zur Sicherung Offenburgs den General Caprara mit 5000 Mann detachiert hatte. Turenne folgte in die Bischofsheimer Gegend. Sein Plan ging nun dahin, Caprara vom Hauptheere abzuschneiden. Er entsandte deshalb am 19. Juli vier Bataillone unter Du Plessis nach Wagshurst, am folgenden Tag ein Kavallerieaufgebot nach Renchen und konzentrierte das Gros erst bei Renchen, dann bei Gamshurst, wo er am 25. von den Kaiserlichen ohne Erfolg angegriffen wurde. Montecuccoli fürchtete jetzt, vom Gebirge abgeschnitten zu werden und in Proviantsschwierigkeiten zu geraten; er zog daher in der Nacht vom 25. zum 26. nach Niedersasbach ab, wo er sich morgens mit dem von Offenburg kommenden Caprara wieder vereinigen konnte. Turenne, der noch in der Nacht vom Abmarsch der Kaiserlichen Kunde erhalten hatte, rückte sofort nach. Am 27. Juli standen sich die Heere bei Sasbach kampfbereit gegenüber. Seine ursprüngliche Absicht, den linken Flügel des Gegners anzugreifen, mußte der französische General bald wieder aufgeben, da hier ein stark befestigter Kirchhof die Aussicht auf ein rasches Gelingen sehr zweifelhaft machte. Während er aber noch mit dem General St. Hilaire die Änderung des Angriffsplanes beriet, machte ein feindliches Geschöß seinem Leben ein Ende⁵⁸⁾. Die Generäle Vaubrun und de Lorges, die sich Anfangs über den Oberbefehl gestritten und dann auf abwechselndes Kommando geeinigt hatten, ließen sich auf keinen Kampf ein, sondern zogen sich am 29. und 30. Juli nach Rheinbischofsheim zurück. Ihren Rheinübergang vermochte Montecuccoli, der sie am 1. August bei Altenheim ohne Erfolg angriff, bei seiner übertriebenen Behutsamkeit nicht zu verhindern. Für den Rest des Feldzuges bildete wieder das Elsaß den Kriegsschauplatz.



Französische Medaille auf die Kämpfe bei Altenheim, 1675

Auch im Jahre 1676 wurde die Ortenau von den militärischen Operationen nur vorübergehend berührt, als Herzog Karl von Lothringen im September mit einer kaiserlichen Armee im Kinzigtal erschien und nach Eintreffen des durch die Einnahme von Philippsburg verfügbar gewordenen Belagerungskorps gegen Ende des Monats den Fluß überschritt, um über Ettenheim nach dem Breisgau zu ziehen.

Auch im Jahre 1676 wurde die Ortenau von den militärischen Operationen nur vorübergehend berührt, als Herzog Karl von Lothringen im September mit einer kaiserlichen Armee im Kinzigtal erschien und nach Eintreffen des durch die Einnahme von Philippsburg verfügbar gewordenen Belagerungskorps gegen Ende des Monats den Fluß überschritt, um über Ettenheim nach dem Breisgau zu ziehen.

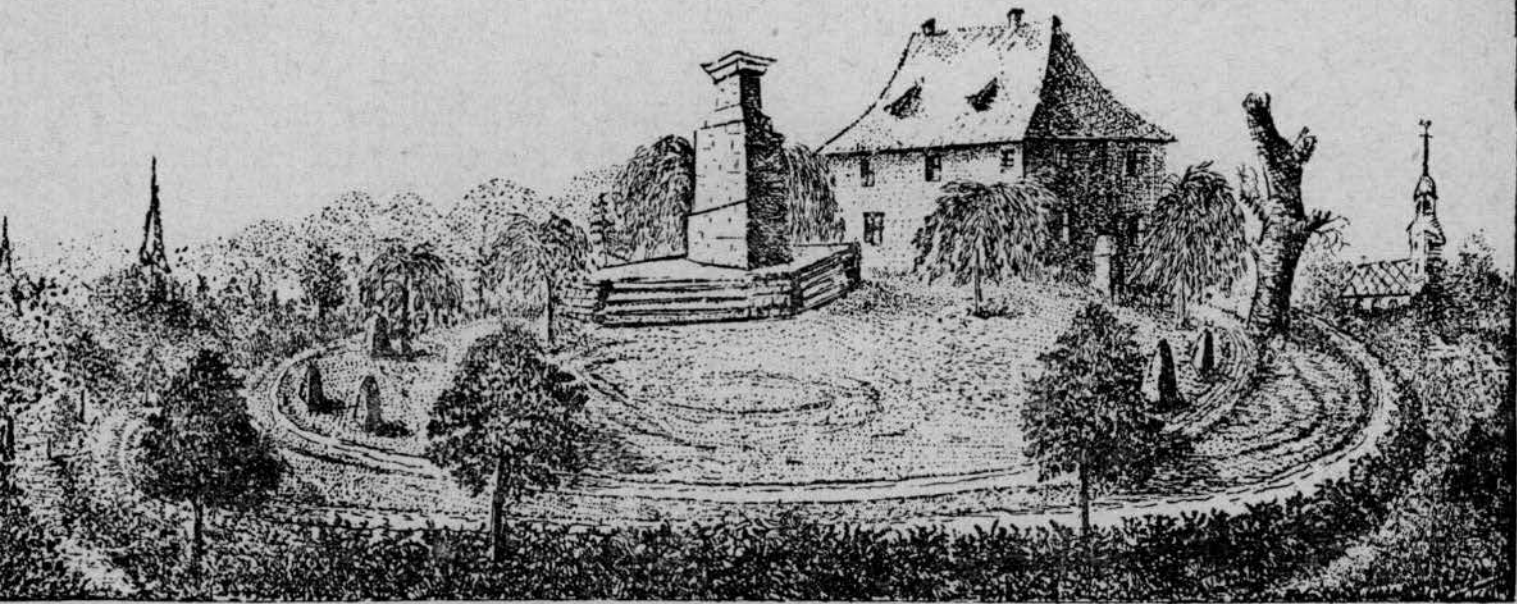
⁵⁸⁾ Ein von dem älteren Kardinal Rohan im Jahre 1760 gesetzter Denkstein und ein von dem Straßburger Bildhauer Friedrich im Auftrag der französischen Regierung 1829 errichteter Granitobelisk halten die Erinnerung an dieses Ereignis noch heute lebendig.

Für 1677 hatten die Verbündeten den Plan einer allgemeinen Offensive gefaßt, durch welche die Franzosen gleichzeitig von den Niederlanden und vom mittleren und oberen Rhein aus gefaßt werden sollten. Die unter dem Befehl des Herzogs von Sachsen-Eisenach stehende Reichsarmee, die den Auftrag hatte, vom Elsaß aus nach Frankreich vorzudringen, operierte zunächst erfolgreich, sah sich aber doch, da der französische General Montclar Verstärkungen von der lothringischen Armee des Marschalls Créqui erhielt, im September genötigt, bei Hüningen wieder über den Rhein zurückzugehen. Um Straßburg zu sichern und sich mit dem Herzog von Lothringen im unteren Elsaß zu vereinigen, rückte sie dann rheinabwärts. Bei Willstätt wurde die Nachhut von dem verfolgenden französischen Heere erreicht, der Ort erobert und verbrannt, die Besatzung in die Flucht geschlagen. Der Herzog konnte trotzdem den Rhein überschreiten und seine Vereinigung mit dem Lothringer vollziehen, aber Erfolge vermochten die Verbündeten nicht mehr zu erreichen, während Créqui im November durch die Wegnahme Freiburgs noch einen unschätzbaren militärischen Vorteil errang, der es ihm erlaubte, im Jahre 1678 gegen die in der Ortenau stehende kaiserliche Armee offensiv vorzugehen. Ortenberg wurde am 31. Juli erobert und die Festungswerke geschleift; auch die Kehler Schanzen fielen in die Hände der Franzosen, die Rheinbrücke wurde verbrannt. Daß es den Kaiserlichen im Oktober gelang, den Kehler Rheinpaß wieder in ihren Besitz zu bringen, blieb in militärischer und politischer Hinsicht ohne Folgen, da die Friedensverhandlungen damals schon im Gang waren und auf dieses Ereignis keine Rücksicht mehr nahmen. Den Winter verbrachte das kaiserliche Fußvolk im Kinzigtal, ein großer Teil der Reiterei in der Ortenauer Ebene. Auch die Einquartierungen deutscher Heeresteile bedeuteten für die betroffenen Gebiete, von den wirtschaftlichen Schädigungen ganz abgesehen, keine kleine Last. Wir hören, daß sich die kaiserliche Miliz im Jahre 1679 in der Landvogtei allerhand Ausschreitungen zuschulden kommen ließ, „wodurch dan zumalen zu grossem praejudiz des erzfürstl. interesse sehr nachdenkliche abusos in der Landvogtey eingeschlichen und vile derer unterthanen bey solchen kriegsverwirrungen zur halsstarrigkeit und ungehorsam angetrieben worden“, so daß die österreichische Regierung besondere Maßnahmen zur Wiederherstellung der Ordnung ergreifen mußte⁵⁹⁾.

Durch den Frieden von Nimwegen, der im Februar 1679 den Krieg beendigte, wurde die Lage der Ortenau für den Fall eines künftigen französischen Krieges allgemein verschlechtert. Dadurch, daß nun auch Freiburg in französischer Gewalt blieb und die Franzosen das Durchzugsrecht von Breisach dorthin erhielten, war die Südgrenze unseres Gebiets jedem französischen Angriff schutzlos preisgegeben; der Besitz von Kehl vollends eröffnete Frankreich den ungehinderten Zugang in das Kinzigtal.

Aber Ludwig XIV. ließ sich an diesen Erfolgen nicht genügen. Die eifrige Tätigkeit der Reunionskammern brachte es in kurzer Zeit dahin, daß das Elsaß restlos in Frankreich aufging, die gewaltsame Wegnahme Straßburgs im Jahre 1681 krönte das glorreiche Werk einer mitten im Frieden vollzogenen Annexion. Die Ortenau war damit in der ganzen Ausdehnung ihrer westlichen Grenze zum Grenzland des Reichs

⁵⁹⁾ Karlsruhe, GLA. Akten Landvogtei Ortenau 828.



*Monument des französischen Marschall Turenne,
bei Sasbach.* *Sammlung Siefert, Offenburg*

geworden und lag unter den Kanonen der französischen Rheinfestungen, die nun teils ausgebaut, teils neu errichtet wurden. Besonders gefährdend war die neue Festung Fort Louis, die auf einer langgestreckten Rheininsel gegenüber von Hügelsheim von dem genialen Vauban aus dem Nichts geschaffen wurde. Es war ein trauriges Sinnbild der deutschen Geschichte und ihrer Wandlungen, daß zum Bau dieser Zwingburg die Quadern der alten Hohenstaufenpfalz von Hagenau dienen mußten.

Die Weiterführung der französischen Eroberungspolitik, zu der diese Annexionen und Festungsbauten nur eine Vorbereitung bildeten, ließ nicht lange auf sich warten. Als im Jahre 1685 mit dem pfälzischen Kurfürsten Karl das Haus Pfalz-Simmern ausstarb, erhob Ludwig XIV. für seinen Bruder Philipp von Orléans, der die berühmte Liselotte, die Schwester des verstorbenen Kurfürsten, zur Gemahlin hatte, Anspruch auf die pfälzischen Lande. Es beleidigte ihn aufs tiefste, daß der Kaiser ohne Rücksicht auf diese Forderungen der pfälzischen Linie Neuburg das Nachfolgerecht zuerkannte und auch den Plan des Königs, dem ganz französisch gesinnten Straßburger Bischof Wilhelm von Fürstenberg die Würde eines Kölner Erzbischofs zu verschaffen, durchkreuzte. Auf dem Regensburger Reichstag ließ er daher im Jahre 1688 dem Reich den Krieg erklären. Dieser orléanische oder pfälzische Erbfolgekrieg hat durch die systematische Zerstörungswut, welche die Franzosen in den

betroffenen Gebieten betätigten, eine traurige Berühmtheit in der Geschichte erlangt. Neben der Pfalz, die damals das klassische Land französischer Kriegsgreuel wurde, hatte auch die Ortenau ⁶⁰⁾ eine neunjährige Leidenszeit durchzumachen, deren verheerende Wirkungen hinter denen des Dreißigjährigen Krieges kaum zurückstanden.

Schon das Jahr 1688 konnte die kommenden Dinge vorausahnen lassen. Die Befestigungswerke von Willstätt ließen die Franzosen im November kurzerhand schleifen; der Amtmann wagte keinen Widerspruch und konnte mit Mühe nur so viel erreichen, daß wenigstens der Graben, der die Mühle trieb, nicht mit zugeschüttet wurde. Wenig später mußten auch die Bürger von Offenburg, das schon im Oktober mit einer französischen Garnison belegt worden war, mit eigener Hand behilflich sein, ihre Türme und Mauern, die jahrhundertalte Schutzwehr der reichsstädtischen Freiheit, einzureißen. Unerschwingliche Kontributionen wurden den Untertanen auferlegt und bei Nichterfüllung der geforderten Lieferungen mit Gewaltmaßnahmen gedroht. „Faute de quoy vous y serez contrainct par toutes sortes de voyes“, ließ der französische Intendant De la Grange an die Hanauische Regierung schreiben ⁶¹⁾. Die Kaiserlichen trieben es nicht viel besser. So war das Land durch unaufhörliche Lieferungen an Geld und Naturalien schon wirtschaftlich erschöpft, ehe die eigentlichen Kriegsoperationen begannen ⁶²⁾.

Das Jahr 1689, das dunkelste in der oberrheinischen Kriegsgeschichte und eines der dunkelsten in der deutschen Geschichte überhaupt, brachte auch der Ortenau ein nicht mehr zu überbietendes Maß von Leiden. Nachdem die Franzosen in der ersten Jahreshälfte in der Pfalz und der unteren badischen Markgrafschaft ihre kulturelle Überlegenheit mit Feuer und Schwert zur Genüge bewiesen hatten, wandte sich der General Duras im August von Ettlingen aus nach Süden gegen die deutschen Kreistruppen, die sich um Offenburg gesammelt hatten. Rauchende Trümmer bezeichneten seinen Weg. Steinbach, Bühl, Stollhofen, Schwarzach, Lichtenau, Oberkirch, Offenburg, Gengenbach wurden ein Raub der Flammen ⁶³⁾, ganz zu schweigen von den zahllosen Dörfern, denen das gleiche Schicksal beschieden war. Wie gründliche Arbeit das „freundliche Element“ leistete, ersieht man daraus, daß in Offenburg außer dem Kapuzinerkloster nur wenige Häuser vom Feuer verschont blieben. Vom Franziskanerkloster war nach dem Brande noch eine einzige Tür übrig, auf der man zur Erinnerung an das Schreckensjahr die Inschrift anbrachte:

Marte arDente CLaVstro perVsto Vna VetVsta serVata fVI fortIs perstItI (Als die Kriegsfackel loderte und das Kloster verbrannt wurde, bin ich, ehrwürdig durch Alter, allein übrig geblieben und habe tapfer widerstanden. 1689).

In Lichtenau zählte man nach dem Abzug der Franzosen noch 16 bewohnbare Häuser, in Scherzheim drei, in Grauelsbaum zwei, in Helmlingen gar nur eines. Von

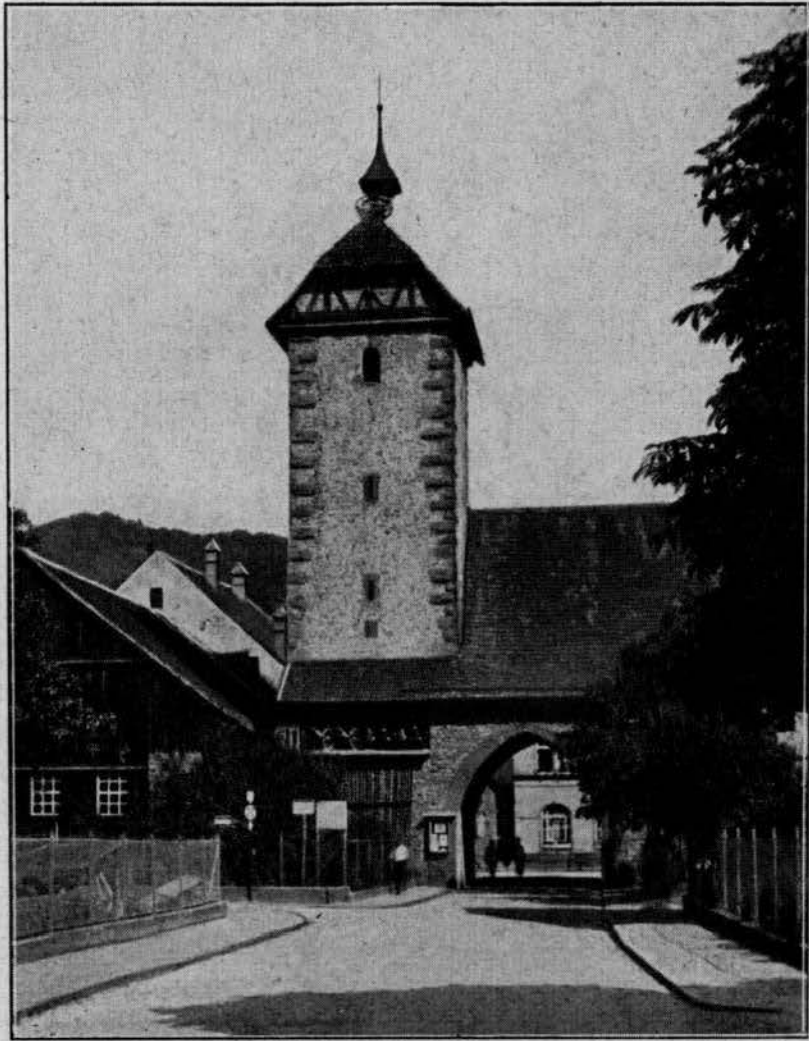
⁶⁰⁾ Karlsruhe, GLA. Specialia Kork. Kriegssache Konv. 5.

⁶¹⁾ Den 26. September 1688 geschah der erste Durchmarsch französischer Kavallerie von 6000 Mann zur Belagerung von Philippsburg. Lager bei Söllingen. Catinat und Montclar übernachteten im Kloster Schwarzach. Befehl an Willstätt, die Schloßmauern und den Wall um den Flecken in kürzester Frist niederzulegen. Zu Lichtenau begann man im Januar 1689 mit dem Abbruch der Stadtmauern.

⁶²⁾ Die Leistungen an Geld und Naturalien hatte der kaiserliche General Sereny auferlegt. Kaiserliche Truppen standen damals nicht im Hanauerland.

⁶³⁾ Vgl. hierzu auch O. Kähni, Das Schicksal der Stadt Offenburg im pfälzischen Raubkrieg. In: „Ortenau“ 26 (1939), S. 97—101.

Zell am Harmersbach.
Der lange Turm



allen Ortenauischen Städten hat sich nur Zell der andringenden Feinde mit Erfolg erwehren können.

Erst als nach diesem Einfall der Franzosen in die Ortenau die Schwarzwaldpässe dem Feinde offenstanden und damit Schwaben und der in Augsburg residierende kaiserliche Hof unmittelbar bedroht war, raffte sich der General Sereny dazu auf, wenigstens die Paßübergänge zu sichern. Da aber der Hauptkriegsschauplatz jetzt nach Italien und den Niederlanden verpflanzt wurde, mußten die Franzosen von einer tatkräftigen Fortführung ihrer Offensive am Oberrhein abstehen. Sie verbrachten den Winter in linksrheinischen Quartieren, wodurch es dem Markgrafen Hermann von Baden-Durlach ermöglicht wurde, das Hanauerland zu besetzen und während der ganzen ersten Hälfte des Jahres 1690 Stellungen bei Willstätt und Bodersweier zu behaupten. Erst im August rückten die Franzosen unter dem Befehl des Dauphin Ludwig und des Marschalls De Lorges aus ihrem Ausfalltor Fort Louis über den Rhein und nahmen zwischen Stollhofen und Lichtenau Stellung. Die Kurfürsten von Bayern und Sachsen, die ihre Streitkräfte bei Ettlingen vereinigt hatten, rückten nun nach Süden, um ihnen eine Schlacht aufzunötigen. Aber die Franzosen verharren in der Defensive; ein Teil ihres Heeres wich über Kehl und Auenheim

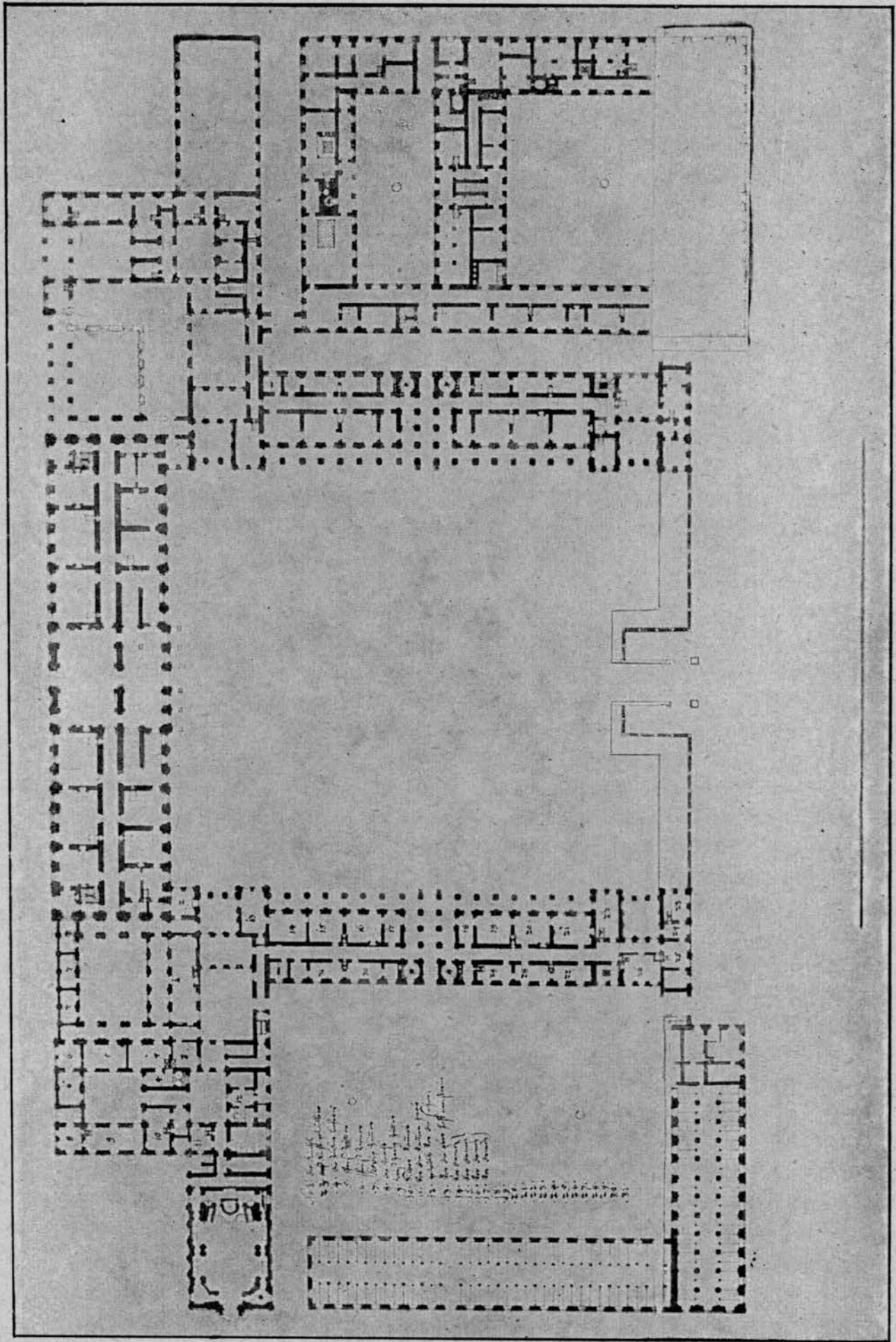
nach dem Elsaß aus, der andere zog sich, ständig von den Kaiserlichen verfolgt, allmählich auf Breisach zurück. Im Herbst konnte sich der Herzog von Württemberg des Kehler Rheinpasses bemächtigen.

Von größeren militärischen Ereignissen wurde die Ortenau in den folgenden Jahren nicht mehr berührt, da sich die Operationen größtenteils im badischen Unterland, am Main und in Württemberg abspielten. Aber die Leiden und Lasten des Krieges bekam unsere Gegend doch auch in dieser Zeit bis zur Neige zu kosten, da die Franzosen alljährlich aus Kehl und Fort Louis hervorbrachen und unaufhörliche Truppendurchzüge das Land heimsuchten. Im September 1691 unterwarf der General De Lorges noch einmal das ganze Gebiet von Bühl bis Lahr einer planmäßigen Verwüstung. Die unerschwinglichen Kontributionen und Proviantlieferungen nahmen kein Ende. Die Verbündeten waren zu schwach, um der Vorherrschaft der Franzosen im mittleren Baden ein Ende zu machen; auch die Übernahme des Oberbefehls durch den siegkrönten Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden-Baden gegen Ende des Jahres 1692 vermochte hieran nichts zu ändern, da alle großen Pläne dieses genialen Heerführers durch die trostlosen Mängel und Umständlichkeiten der Reichskriegsverfassung zum Scheitern verurteilt waren. Die Untertanen der Ortenau waren daher der französischen Willkür rettungslos ausgeliefert. Es war „leicht zu erachten, das der feindt nicht ehender auffhören werde, dise seinem gewaldt gänzlichen exponirte arme leuthe auszusaugen, bis er bey selbigen nichts mehr zu finden wiße“. Die Landesherrschaften waren dagegen machtlos. So konnte etwa die österreichische Regierung zu Waldshut den Untertanen der Landvogtei nur den billigen Rat geben, „das sye sich vnd was ihnen etwa noch ybrig, so guet alß imer möglich, an sichren ohrt zu saluiren gedacht sein möchten“; sie hielt die Kontributionsforderungen für „ein sach, die dermahlen vnsers orths kheinswegs gehindert noch denen vnderthanen geholffen werden khan“ und beantwortete die unaufhörlichen Klagen und Anfragen der Ortenauer Amtsleute mit dem tröstlichen Bescheid: „also haben wür auch denen beambten dermahlen nichts zu rescribieren gwüßt⁶⁴⁾“. Daß durch diese Lasten die Wirtschaftskraft des Landes, das kaum angefangen hatte, sich von den Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges zu erholen und eben erst einer planmäßigen Zerstörung anheimgefallen war, aufs Neue vollständig gebrochen und jeder Wohlstand im Keim vernichtet wurde, bedarf keines langen Beweises. Berechnete man doch allein für die Stadt Offenburg den in den Jahren 1688 bis 1696 erlittenen Schaden auf weit mehr als eine Million Gulden⁶⁵⁾, eine für die damalige Zeit unerhörte Summe!

Kurz vor dem Friedensschluß, im Sommer 1697, schien die Ortenau noch einmal zum Schauplatz größerer kriegerischer Ereignisse werden zu sollen. Im Juli überschritt der Herzog von Choiseul mit einem Heer von 20 000 Mann den Rhein bei Fort Louis und rückte über Niederbühl und Lichtenau in die Gegend von Willstätt, Altenheim und Ichenheim, wo er Anfang August Stellung bezog. Nachdem die Kaiserlichen, die Oberkirch und das Kinzigtal besetzt hielten, den Franzosen mehrere glückliche Scharmützel geliefert hatten, ging Choiseul am 20. August zu einem umfassenden Angriff vor, der sich von der Rench bis zur Schutter erstrecken und das Zentrum der

⁶⁴⁾ Karlsruhe, GLA. Akten Landvogtei Ortenau 1077 zum Jahr 1691.

⁶⁵⁾ Vgl. Jul. Lampadius (Leichtlin), Beiträge zur Vaterlandsgeschichte. Heidelberg 1811, S. 168 ff.



Grundriß des Rastatter Schlosses

feindlichen Stellung am Harmersbach erschüttern sollte. Aber schon am 26. brach er auf Befehl des französischen Königs sein Lager bei Offenburg ab und ging über den Rhein zurück.

Die Erschöpfung war bei beiden kriegführenden Parteien allgemein. Auch die Franzosen mußten unter diesen Umständen davon absehen, bei den Friedensverhandlungen unmäßige Forderungen zu stellen. Der im Oktober 1697 zu Ryßwick geschlossene Friede sicherte Frankreich zwar den Besitz des Elsaß mit Straßburg, aber die rechtsrheinischen Orte Breisach, Freiburg, Philippsburg und selbst Kehl mußte es aufgeben. Von der Ortenau wurde damit wenigstens der stärkste militärische Druck genommen. Am 11. Juli 1698 räumte die französische Besatzung Kehl, das in den letzten Kriegsjahren von dem Ingenieur Tarade neu befestigt worden war, und der General Würz hielt mit einer Garnison von 1200 Mann schwäbischer Kreistruppen seinen Einzug. Kehl war dem Markgrafen Ludwig Wilhelm als Belohnung für seine Verdienste im türkischen und pfälzischen Kriege zgedacht. Trotz des Widerspruchs des Hauses Nassau und der Herren von Böcklinsau und Streiff von Lauenstein, die alte Rechte geltend machten, wurde auch die Belehnung durch Beschluß des Regensburger Reichstages vom 22. Dezember 1698 vollzogen und gleichzeitig dem Hause Baden-Durlach für den Fall des Erlöschens der baden-badischen Linie die Anwartschaft auf dieses Lehen zugesprochen.

Auch nach dem Ryßwicker Frieden waren Europa nur wenige Jahre der Ruhe gegönnt, da der im Jahre 1700 erfolgte Tod König Karls II. von Spanien die spanische Erbfolgefrage aufrollte und von neuem einen langjährigen Krieg hervorrief. Der Kaiser war diesmal, nachdem er den Türkenkrieg siegreich beendet und im Frieden von Carlowitz den Besitz von Ungarn und Siebenbürgen wiedererlangt hatte, in einer wesentlich günstigeren Lage als beim Ausbruch des Pfälzischen Erbfolgekrieges, zumal sich die Seemächte und die meisten Reichsstände mit fast einziger Ausnahme des Kurfürsten Max Emanuel von Bayern und seines Bruders, des Erzbischofs Joseph Clemens von Köln, ihm anschlossen.

Der so oft bewährte Markgraf L u d w i g W i l h e l m (Taf. VIII) wurde mit dem Oberbefehl über die Rheinarmee betraut und erhielt anlässlich seiner Ernennung zum obersten Feldherrn die Ortenau als österreichisches Lehen. Er sah sich zunächst, da sein Heer noch längst nicht die erforderliche und vorgesehene Stärke hatte und die Verhandlungen mit den Reichskreisen unter dem entgegenwirkenden Einfluß Bayerns nur sehr langsam vonstatten gingen, völlig auf die Defensive angewiesen und mußte sich darauf beschränken, die Stellung am Oberrhein durch Anlage umfassender Befestigungswerke zu stärken. Die Speierbachlinien riegelten die Pfalz nach Süden ab, die sogenannten Bühl-Stollhofener Linien, die nach den Angaben des Markgrafen vom Major Elster erbaut wurden, waren dazu bestimmt, die Rheinfront von Philippsburg bis zum Bühler Tal zu sichern. Sie bestanden längs des Stromes aus einem doppelten, von Redouten unterbrochenen Wall und wandten sich bei Stollhofen rechtwinklig zum Gebirge zurück; zwischen Stollhofen und Vimbuch ersetzten sumpfige Wälder die Festungswerke, von Vimbuch bis zum Gebirgsrand zog sich eine zusammenhängende Linie von Verschanzungen hin, Schleusen zur Stauung des



Rastatt, Schloß

Sandbachs und Sulzbachs konnten im Notfall durch Überschwemmung des Geländes den Verteidigungswert der Linien wesentlich erhöhen.

Diese Feldbefestigungen bewährten sich zum ersten Male im Jahre 1703, als Marschall Villars den Oberbefehl über die französische Rheinarmee übernahm und den Krieg auf das rechte Rheinufer hinüberspielte, um sich, wenn irgend möglich, mit den Bayern zu vereinigen. Er erschien am 19. Februar mit etwa 25 000 Mann, von Süden kommend, an der Kinzig. Der Markgraf mußte sich vor der Übermacht auf die Bühlerlinien zurückziehen und konnte nur eine schwache Besatzung von 2200 Mann unter dem Obersten Enzberg in Kehl zurücklassen, welches das erste Angriffsziel der Franzosen bildete. Am 20. wurde die Festung eingeschlossen und mit der überlegenen französischen Artillerie, die sich aus dem Straßburger Arsenal stets ergänzen konnte, die Beschießung begonnen. Nach mehr als zweiwöchiger Belagerung mußte die Besatzung, auf 900 Mann zusammengeschmolzen, am 9. März gegen freien Abzug kapitulieren.

Villars hatte damit einen sicheren Ausgangspunkt für seine weiteren Unternehmungen gewonnen. Für seine Absicht, über Schwaben nach Bayern vorzustößen, war aber natürlich die feste Stellung des Markgrafen in den Bühlerlinien sehr unbequem, da es gefährlich schien, diesen Gegner bei Überschreitung des Schwarzwaldes im Rücken zu haben. Er beschloß daher, zuerst die Bühler Stellung zu nehmen, und begann am 19. April mit der Beschießung, die aber ebensowenig Erfolg hatte wie ein Durchbruchversuch, den General Tallard am 22. bei Vimbuch machte. Der Marschall

wurde dadurch zu einer Änderung seines ursprünglichen Planes veranlaßt und rückte ohne Rücksicht auf den Gegner ins Kinzigtal vor; nachdem es ihm gelungen war, das schwache Korps des Feldmarschalleutnants Grafen von Fürstenberg aus seinen Verschanzungen bei Haslach und Hausach zu werfen, stand seinem weiteren Vordringen und der Vereinigung mit den Bayern kein Hindernis mehr entgegen. Wären die Truppen des Markgrafen um 4000 bis 5000 Mann stärker gewesen, so hätte er, wie er selbst an den Kaiser schreibt, diesen entschiedenen Erfolg der Franzosen verhindern können. Nun war der fernere Verlauf des Feldzugs von den Ereignissen in Bayern abhängig. Ludwig Wilhelm brach deshalb am 3. Juni an die Donau auf und



Medaille Ludwigs XIV. auf den gewonnenen Rhein, 10. März 1703

ließ in den Bühler Linien nur ein Korps von 13 000 Mann unter dem Feldmarschall Thüngen zurück; die Franzosen unter Tallard hielten das Kinzigtal besetzt.

Durch den unglücklichen Verlauf des bayrischen Feldzugs kam die kaiserliche Armee an Zahl und Verfassung der Soldaten so herab, daß Markgraf Ludwig Wilhelm dem Kaiser offen erklärte, unter diesen Umständen im kommenden Jahr den Übergang einer neuen französischen Armee über den Rhein und deren Vereinigung mit den Bayern nicht hindern zu können. Der Schwerpunkt der Ereignisse lag auch im Jahr 1704 wieder in Bayern. Prinz Eugen, der im Juni das Kommando der Rhein-

armee übernahm, während der Markgraf mit einer Reichsarmee in Bayern operierte, vermochte in der Tat nicht zu verhindern, daß die französischen Generäle Villeroy, Coigny und Tallard Anfang Juli den Rhein überschritten, die Stollhofener Linie in Schach hielten und nach Überwindung der Schwarzwaldpässe ihre Vereinigung mit dem bayrischen Kurfürsten vollzogen. Aber der französisch-bayrischen Allianz war diesmal das Glück nicht hold. Nach der Niederlage bei Höchstädt mußte Villeroy, der mit 28 000 Mann im Kinzigtal und bei Villingen zurückgeblieben war, sein Hauptquartier bei Offenburg verlassen. Er blieb vor Willstätt und Kehl stehen, um die Reste der geschlagenen Armee aufzunehmen und wenigstens den Rheinübergang zu sichern.

1705 übernahm der Markgraf, da Prinz Eugen nach Italien abkommandiert wurde, wieder den Oberbefehl über die Rheinarmee, den er aber infolge seiner zunehmenden Kränklichkeit erst Ende Juli wirklich antreten konnte. Wenige Tage später überschritt Villars, der bisher eine neugebildete französische Armee an der Mosel kommandiert hatte, bei Straßburg den Rhein und rückte an der Rench vor, aber der Markgraf zwang ihn durch raschen Vorstoß nach Renchen wieder zum Rückzug; daß die Franzosen vorher die Ortenau nochmals ausplünderten, hatte er freilich nicht mehr verhindern können.

Die Rolle des ruhmreichen Türkenlouis als Verteidiger der deutschen Westgrenze war damit ausgespielt. Er übernahm zwar im Jahre 1706 nochmals das Kommando



Die Linie Stollhofen-Bühl im Kriegsjahr 1703

am Oberrhein, gab es aber bald an den Feldmarschall Thüngen ab. Die zahllosen Enttäuschungen, die er erleben mußte, der Verdruß darüber, daß seine guten Absichten und wohlwogenen Pläne an der Verständnislosigkeit des Wiener Hofes und der Unzulänglichkeit der Reichskriegsverfassung scheitern mußten, das niederdrückende Gefühl, mit einer unzureichenden, schlecht ausgerüsteten und disziplinenlosen Armee seinen großen Aufgaben hilflos gegenüberzustehen, hatten seine durch die Strapazen zahlreicher Feldzüge angegriffenen Kräfte vorzeitig zerrüttet. Erst 52 Jahre alt starb er am 4. Januar 1707 in seinem neu erbauten Schloß zu Rastatt.

Die Westmark des Reiches hatte in ihm ihren unermüdlichen Beschützer verloren. Nach seinem Tode hielten auch die von ihm geschaffenen Bühler Linien, die in den letzten Jahren wenigstens die Markgrafschaft und den nördlichen Teil der Ortenau gegen feindliche Einfälle gesichert hatten, dem Ansturm der Franzosen nicht mehr lange stand. Im Mai vollzog Villars bei Neuburg unterhalb Lauterburg einen durch Scheinmanöver geschickt verschleierte Rheinübergang, wodurch sich der Markgraf von Bayreuth im Rücken bedroht und zu schleunigem Rückzug nach Durlach genötigt sah. Die Bühler Linien, die ihr Erbauer Ludwig Wilhelm in fünf Feldzügen siegreich verteidigt hatte, fielen nun fast ohne Schwertstreich in die Hand der Franzosen. Villars besetzte die ganze Ortenau und nutzte seinen Sieg nach Kräften aus. Dem Mordbrennersystem Mélacs huldigte er nicht, ihm kam es darauf an, aus den eroberten Gebieten möglichst viel Geld herauszuholen; so wurde allein der Markgrafschaft Baden-Baden eine Kontribution von 100 000 Reichstalern auferlegt, die sich nur mit Mühe auf 70 000 herabsetzen ließ.

Größere Kriegsoperationen fanden nun bis zum Ende des Krieges in der Ortenau nicht mehr statt, aber die Plünderungszüge, welche die Franzosen unter dem Marschall Harcourt regelmäßig von Straßburg und Fort Louis aus unternahmen, brachten ihr alljährlich die schwersten Heimsuchungen. Gerade in diesen Jahren ist die immer wieder bis aufs Blut ausgesogene Bevölkerung völlig verarmt. Verzweifelt schrieb der Ortenauer Amtmann im Januar 1714 an die badische Regierung: „Schließliches es will kein end nehmen mitt denen Ahnforderungen, vnd die Ortenaw ist dermahlen in solch miserablen standt, daß deren Errettung kaum zu sehen⁶⁶⁾.“

Zwei Monate später wurde zu Rastatt der Friede Frankreichs mit dem Kaiser geschlossen, dem im September zu Baden in der Schweiz der Friedensschluß mit dem Reich folgte. Für die Ortenau ergab sich aus den Friedensbestimmungen keine Veränderung, Kehl fiel wieder an das Reich zurück und blieb ebenso wie die Landvogtei bei der Markgrafschaft Baden-Baden. Von einschneidender Bedeutung war der Tod Ludwigs XIV., der ein Jahr nach dem Abschluß dieses Friedens eintrat und in der nach Osten gerichteten Ausdehnungspolitik Frankreichs einen vorläufigen Stillstand herbeiführte. Die vormundschaftliche Regierung des sittenlosen Herzogs von Orleans und die Friedensliebe des Kardinals Fleury, der seit 1726 im Namen des jungen Königs die Politik leitete, verschafften den gequälten Landen am Oberrhein zwei Jahrzehnte einer seit Menschenaltern kaum noch vom Hörensagen bekannten Ruhe.

Erst im Jahre 1733, als die polnische Erbfolgefrage einen neuen Waffengang der Großmächte veranlaßte, erscholl wieder der Kriegslärm auf den

⁶⁶⁾ Karlsruhe, GLA. Akten Landvogtei Ortenau 457.

Gefilden der Ortenau. Am 12. Oktober überschritt eine 50 000 Mann starke französische Armee unter dem Herzog von Berwick bei Straßburg den Rhein und rückte in die Gegend von Stollhofen. 15 000 Mann wurden zur Belagerung Kehls detachiert, dessen Besatzung schon am 28. Oktober kapitulierte. Das Gros lagerte bis Mitte November bei Stollhofen. Obwohl die Art der nunmehrigen französischen Kriegsführung von den brutalen Methoden der Raubkriege vorteilhaft abstach und von planmäßiger Plünderung und Einäscherung der besetzten Ortschaften nichts berichtet wird, ließen sich doch naturgemäß bei der wochenlangen Anwesenheit einer so starken Truppenzahl Ausschreitungen verschiedenster Art nicht vermeiden; wenigstens gegen vereinzelte Marodeure und Nachzügler suchten sich die Gemeinden dadurch zu schützen, daß die Bauern sich auf das Zeichen der Sturmglocken zusammenrotteten und die Ruhestörer aus ihren Gemarkungen vertrieben. Aber den schwersten wirtschaftlichen Schädigungen konnte die Bevölkerung doch auch diesmal nicht entgehen. 13 Dörfer der Kehler Gegend mußten allein während der kurzen Belagerung dieser Festung 2600 Sack Getreide und 142 000 Rationen Heu liefern; ihr Schaden an Vieh und sonstigen in Geld abschätzbaren Dingen betrug in der gleichen Zeit 5427 Gulden.



Französische Erinnerungsmedaille an die Eroberung Kehls am 28. Oktober 1733

Der Feldzug des Jahres 1734, der außer der Einnahme Philippsburgs durch die Franzosen keine wichtigen Ereignisse aufzuweisen hat, zog die Ortenau mehrfach in Mitleidenschaft. Im April überschritt der Herzog von Berwick bei Kehl und Stollhofen wiederum den Rhein, wandte sich aber dann sofort nach Norden, um den Prinzen Eugen anzugreifen, der durch seine ganz unzulängliche Truppenzahl genötigt worden war, sich hinter den Ettlinger Linien zu verschanzen. Anfangs August führte der Marschall von Asfeld, seit Berwicks Tode Oberkommandierender der französischen Armee, seine Truppen von Norden her in die Ortenau mit dem ausgesprochenen Zweck, durch die Vorräte dieser Gegend die Verpflegung des Heeres sicherzustellen; Offenburg wurde besetzt, das Murgtal und die ganze Ortenau einer gründlichen Brandschatzung⁶⁷⁾ unterworfen. Für die Landvogtei berechnete man den durch die französische Einquartierung und die Fouragelieferungen in der Zeit von August bis Oktober erlittenen Schaden auf nicht weniger als 300 000 Gulden. Vier Stunden nach dem Abzug der Franzosen am 20. Oktober rückte bereits der österreichische General Petrasch in Offenburg ein, der auch während des ganzen folgenden Jahres zum Schutz der Schwarzwaldpässe in unserer Gegend stehen blieb.

Die Kriegsleiden der Ortenau hatten damit nach mehr als hundertjähriger Dauer auf lange hinaus ein Ende, denn der österreichische Erbfolgekrieg, der nach dem Tode Kaiser Karls VI. im Jahre 1740 von neuem französische Heere gegen Österreich ins Feld rief, brachte ihr zwar noch zeitweilige Einquartierungslasten und

⁶⁷⁾ Plünderung von Lichtenau 22. August 1734: „sie haben tartarisch darin gehauset.“

mehrfache Truppendurchzüge (1743), aber zu größeren militärischen Operationen kam es, obwohl im August 1744 Karl von Lothringen mit einem österreichischen Heere dem französischen Marschall Noailles bei Kehl gegenüberstand, in unserem Gebiet nicht, und die landverwüstenden Methoden der Kriegsführung, wie man sie aus früheren Zeiten gewohnt war, blieben der Bevölkerung diesmal erspart. Seit diesen letzten, langsam abflauenden Nachwehen der großen Kriegsperiode wurde bis zur Französischen Revolution, also ein volles halbes Jahrhundert lang, der Friede am Oberrhein nicht mehr unterbrochen.

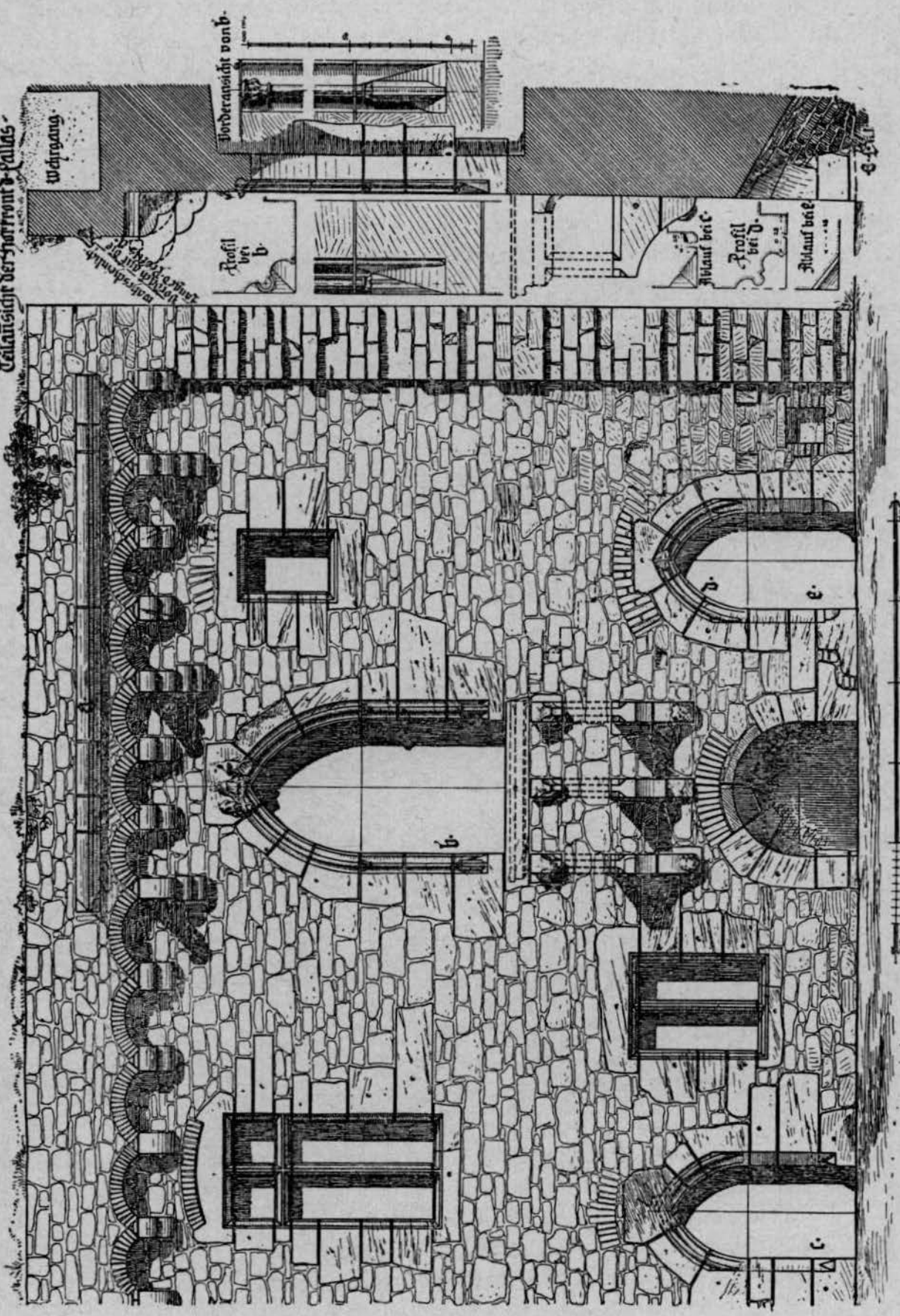
Der Territorialstaat des *ancien régime* hatte nun Muße, seine von der rationalistischen Denkweise des 18. Jahrhunderts genährten Methoden väterlicher Bevormundung auf die an Zahl und Wohlstand zunehmenden Untertanen anzuwenden, jede Grenz- und Kompetenzüberschreitung in dem unübersehbaren Gewinkel des deutschen Staats- und Kirchenrechts in umfangreichen Aktenstücken zu verewigen, die peinlich berechneten Abgaben pünktlich einzuziehen und die „liebe Justiz und Polizei“, die alle Verhältnisse des bürgerlichen Lebens in ihre Regeln bannte, „gebührend zu administrieren“. „Die Absicht alles dessen“, heißt es sehr bezeichnend am Schluß einer langatmigen Instruktion für den Ortenauer Gerichtsvogt vom Jahre 1773⁶⁸⁾, „geheth alleiniglich dahin, christliche, vernünftige und vermögliche Bürger zu ziehen und also solche für sich und für den Staat glücklich zu machen, welches der große Endzweck der bürgerlichen Verfassung ist.“

Unter den ortenaubischen Territorien nahm im 18. Jahrhundert die *Markgrafschaft Baden-Baden* bei weitem die erste Stelle ein, die mit ihrem alten Besitz in der nördlichen Ortenau und der Herrschaft Mahlberg seit Anfang des Jahrhunderts auch die ganze Landvogtei und die Festung Kehl als Lehen vereinigte. Das schon lange vor seinem wirklichen Eintreten vorauszusehende Aussterben der badenbadischen Linie rief daher langwierige Verhandlungen über die Frage hervor, wem diese Lehen dereinst zufallen sollten. Markgraf Ludwig Wilhelm hatte die Ortenau erhalten „sub qualitate feudi masculini, auf sein persohn vnndt dero eheleibliche männliche abstämbige descendenz, doch ohne daß disses lehen vnndt dessen qualitet yhemals weder auf sein Marggrafens weibliche posteritet noch desselben jetzmahligen oder khonftigen agnatos extendiert oder abgeendert werden solle noch möge⁶⁹⁾“. Von dem im Jahre 1765 zustande gekommenen Erbvertrag der beiden badischen Markgrafschaften war also außer den böhmischen Besitzungen auch die Ortenau ausgeschlossen. Aber das Haus Baden-Durlach, das an diesem wichtigen Verbindungsstück zwischen seinen oberen und unteren Landen begreiflicherweise das höchste Interesse hatte, bemühte sich in stets von neuem wieder aufgenommenen Verhandlungen mit dem Wiener Hof, sich wenigstens die Anwartschaft auf das heimfallende Lehen zu sichern. Die ersten Sondierungsversuche dieser Art setzten bereits kurz nach der Belehnung ein. Der durlachische Abgesandte beim Friedenskongreß des Jahres 1714, Geh. Rat Stadelmann, hatte die Aufgabe, „zu einiger Indemnisation und Satisfaction des durch den Krieg erlittenen übergroßen Schadens unter anderm auch um

⁶⁸⁾ Karlsruhe, GLA. Kopialbuch 774 § 70.

⁶⁹⁾ Karlsruhe, GLA. Akten Landvogtei Ortenau 502.

Burggrube Hohenbaden
Teilansicht der Nordfront des Pallas



Teilansicht des alten Schlosses zu Baden-Baden

die Mitbelehnung über die Ortenau bey der kay. Gesandschafft und sonst dienlichen Orthen zu sollicitiren“, aber er erhielt durch den österreichischen Gesandten Grafen Seiler eine abschlägige Antwort, „weil alles was Ihro K. M. in dasiger Gegend besitzen, ein solches Kleinod des österreichischen Hauses, daß es eine jegliche Handbreit Landes hoch zuschätzen hätte⁷⁰⁾“.

Im Jahre 1743, als Prinz Karl von Lothringen mit einem kaiserlichen Heer am Oberrhein stand, hielt man die Gelegenheit für günstig, diese Frage wieder aufzuwerfen, nachdem der Prinz selbst bei Verhandlungen mit dem Kammerjunker und Hauptmann von Geyling auf die „dermahligen favorablen Umstände“ hingewiesen und seine Vermittlung in Aussicht gestellt hatte. Der Generalmajor des schwäbischen Kreises und badische Oberjägermeister Justus von Geusau, der im Oktober 1745 bei den Krönungsfeierlichkeiten in Frankfurt mit dem Vizekanzler Grafen von Colloredo in Verbindung trat, ohne damals zu einem Abschluß gelangen zu können, wurde im November des gleichen Jahres für mehrere Monate nach Wien geschickt, um die Ortenauer Sache dort eindringlicher zu betreiben. Aber seine Mission scheiterte trotz der erneuten Bemühungen des Prinzen von Lothringen völlig, indem er nach vielen Vertröstungen und Versprechungen schließlich im März 1746 den Bescheid erhielt, man wolle über die Ortenau keine Verfügung treffen, ehe nicht der „casus vacaturae“ eingetreten sei. Der Hauptgrund für diese ablehnende Haltung des Wiener Hofes ist sicherlich darin zu erblicken, daß man den Übergang der Ortenau an ein protestantisches Fürstenhaus zu vermeiden wünschte; auch weitere Verhandlungen, die in den fünfziger Jahren geführt wurden, sind trotz der Geldnot Österreichs während des Siebenjährigen Krieges und der Bereitwilligkeit Badens zu finanziellen Gegenleistungen wohl aus demselben Grund gescheitert. Schließlich kam man im Jahre 1763 in Durlach auf den Gedanken, „ob nicht mit der Zeit ein Antrag von Seiten Baden-Baden auf einen Austausch der böhmischen Herrschaft Lobositz gegen die Ortenau dörrfte statt finden⁷¹⁾“. Die ausgedehnte Herrschaft Lobositz, die Markgraf Leopold Wilhelm im Jahre 1660 von seiner ersten Gemahlin, einer Gräfin Caretto von Millesimo im Mannsstamm geerbt hatte, mußte beim Aussterben der männlichen Linie Baden-Baden an das Haus Millesimo zurückfallen und in diesem Fall der badischen Markgrafschaft endgültig verlorengehen. Es war deshalb ein kluger Schachzug, daß man versuchte, dieses wertvolle Tauschobjekt, solange man noch darüber verfügte, zur Erwerbung der Ortenau zu verwerten; aber ohne Einwilligung der baden-badischen Linie konnte dieser Plan füglich nicht verwirklicht werden. Nach langen Auseinandersetzungen ließ es nun die Prinzessin Elisabeth von Baden-Baden zu, daß der Legationsrat von Vockel 1766 nach Wien gesandt wurde, wo er den Vorschlag zu unterbreiten hatte, daß beim Aussterben des Hauses Baden-Baden Lobositz an Österreich, die Ortenau an Baden-Durlach fallen sollte, mit dem Vorbehalt, daß Prinzessin Elisabeth bis zu ihrem Tode die ortenausischen Einkünfte genießen dürfe. Vockel stieß aber in Wien auf die größten Schwierigkeiten. Der Kanzler Graf Chotek berief sich nicht nur auf das „von Seiten des Hohen Erzhauses erst etablierte principium, durchaus keinen Fingerbreit Reichslande zu alienieren“, son-

⁷⁰⁾ Ebenda 507.

⁷¹⁾ Karlsruhe, Haus- und Staatsarchiv. III. Staatssachen. Staatserwerb. Gen. 38.

dern machte auch geltend, daß bereits andere Bewerber abgewiesen worden seien und daß überdies die Herrschaft Lobositz, die der reichsständischen Hoheit ermangele, keinen vollwertigen Ersatz für die Landvogtei biete⁷²⁾. Hinter diesen vorgeschobenen Gründen versteckte sich die konfessionelle Frage, die in den Verhandlungen nicht berührt wurde.

Baden-Durlach hatte also auch mit den vorteilhaftesten Angeboten nichts erreichen können; der Wiener Hof blieb entschlossen, das heimfallende Lehen wieder an sich zu nehmen und traf dazu schon vor dem Ableben des letzten Markgrafen Anstalten, indem der baden-badische Geheimrat Johann Paul von Axter zum Landvogt ausersehen und mit der Vornahme von Grenzberichtigungen und anderen Verwaltungsmaßnahmen betraut wurde. Es war alles so wohl vorbereitet, daß Axter schon wenige Tage nach dem Ableben des Markgrafen August Georg im Oktober 1771 die Huldigung der Landvogtei für Österreich in Empfang nehmen konnte. Der Zustand des Landes scheint nicht zum besten bestellt gewesen zu sein, denn Axter berichtete im Januar 1772 nach Wien, er habe „eine Anarchie und ein Chaos in der Ortenau angetroffen⁷³⁾“; durch eingehende Instruktion der Beamten suchte man den Übelständen abzuhelpen und die Ortenau wieder in das Verwaltungssystem der vorderösterreichischen Lande einzugliedern.

In den Besitz aller übrigen baden-badischen Lande trat das Haus Durlach gemäß dem Erbvertrag ohne Schwierigkeit ein. Schon vor dem Erbfall waren mit Einwilligung des Markgrafen August Georg in alle die Plätze, an denen ein Eingreifen von dritter Seite zu befürchten war, so auch nach Kehl und Mahlberg, durlachische Besatzungen gelegt worden, aber diese Vorsichtsmaßregel erwies sich nun als überflüssig. Einzig das Kloster Schwarzach machte den Versuch, seine Reichsunmittelbarkeit in dickleibigen Deduktionsschriften zu verteidigen, aber ein am Reichskammergericht geführter Prozeß entschied gegen das Gotteshaus, das sich jetzt den endgültigen Übergang in die badische Landeshoheit gefallen lassen mußte.

Für das benachbarte Hanau-Lichtenbergische Land war das 18. Jahrhundert trotz der Wiederkehr friedlicherer Zeiten im ganzen keine segensreiche Epoche. Graf Johann Reinhard III. wurde, besonders seitdem er im Jahre 1712 die münzenbergischen Gebiete im heutigen Oberhessen geerbt hatte, seinem oberrheinischen Territorium mehr und mehr entfremdet. Willkürliche Maßnahmen der Verwaltung in Verbindung mit einer Erhöhung aller Abgaben, die einem durch lange Kriegswirren ruinierten Staatshaushalt zur Gesundung verhelfen sollte, riefen eine so starke Unzufriedenheit hervor, daß die Untertanen 1725 nicht nur beim Reichshofrat einen — freilich ergebnislosen — Prozeß gegen ihren Grafen anstrebten, sondern auch offen den Gehorsam verweigerten und sich zu tätlichen Ausschreitungen gegen die Beamten hinreißen ließen. Noch 1736, als Graf Johann Reinhard, der letzte Sprosse des hanauischen Hauses, die Augen schloß und sein Schwiegersohn Landgraf Ludwig VIII.⁷⁴⁾ von Hessen-Darmstadt die Regierung antrat, war die Erbitterung der

⁷²⁾ Karlsruhe, Haus- und Staatsarchiv. III. a. a. O., Fasz. 39.

⁷³⁾ A. a. O., Faß. 41.

⁷⁴⁾ Landgraf Ludwig VIII. hatte nur vormundschaftliche Rechte. Graf Joh. Reinhard III. von Hanau hatte bestimmt, daß sein ältester Enkel, Prinz Ludwig zu Hessen, geb. 1719, nach erlangter Volljährigkeit die Re-

Bevölkerung so allgemein, daß viele den Huldigungseid verweigerten und erst durch die Drohung mit bewaffneter Gewalt zur Anerkennung der neuen Landesherrschaft gezwungen werden konnten. Die hessische Herrschaft, die nun bis zum Ende des Jahrhunderts über dem Hanauerland waltete, hat nie große Volkstümlichkeit erlangt; die Verwaltungsmaßnahmen, die vom grünen Tisch zu Darmstadt oder Pirmasens ergingen, waren vom Geruch der Fremdherrschaft nicht ganz frei, und einzelne launenhafte Ausschreitungen des absolutistischen Regiments trugen dazu bei, unzufriedene Stimmungen bis zum Ausbruch der Französischen Revolution zu nähren. Mußten doch, um nur ein Beispiel zu nennen, für die Soldatenliebhaberei⁷⁵⁾ der „langen Kerls“, die in Pirmasens nach Potsdamer Muster gepflegt wurde, alle Gemeinden neben den gewöhnlichen Abgaben noch die sogenannten Soldatengelder aufbringen, die im Lauf der Zeit eine erkleckliche Summe ausmachten. Daß durch diese und ähnliche Lasten die wirtschaftliche Lage der Untertanen sehr ungünstig beeinflußt wurde, erweist der sehr starke Trieb zur Auswanderung; in den Orten Freistett, Neufreistett und Membrechtshofen betrug die Zahl der Auswanderer innerhalb eines einzigen Jahres (1771) nicht weniger als 166 Köpfe.

Auch die nassauische Regierung in der Herrschaft Lahr geriet um diese Zeit in heftige Konflikte mit den Untertanen. Die Herrschaft des Hauses Nassau konnte zwar nicht in gleichem Maß wie die darmstädtische im Hanauerland als Fremdherrschaft angesehen werden, da sie schon bis in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts zurückreichte und nach vorübergehender Verpfändung der Herrschaft an Baden-Durlach (1659) der alte Zustand im Jahre 1727 wiederhergestellt worden war. Auch wurde die Regierung im allgemeinen milde und mit so viel landesväterlicher Sorgfalt gehandhabt, daß die Untertanen, besonders in den friedlichen Zeiten seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, wenig Grund zur Klage haben mochten. Aber die weite Entfernung des Landesherrn ließ doch auch hier gelegentlich einen Widerstand gegen die Maßnahmen der herrschaftlichen Beamten hervorkeimen, der im Jahr 1772 zu einer fast revolutionären Bewegung führte, als die Stadt Lahr ihr altes, lange nicht mehr geübtes Bürgermeisterwahlrecht wieder geltend machte und gegen die von der Regierung angeordneten Neuwahlen beim Reichskammergericht Berufung einlegte. Nassau wußte sich nur durch eine bewaffnete Exekution zu helfen, durch die mit Gewalt die Ordnung in der Stadt wiederhergestellt wurde. Aber der Geist des Widerstandes war damit nicht gebrochen, und die Erbitterung der Bürgerschaft entlud sich in einem Schwall von Reichskammergerichtsprozessen, die zum Teil nach langen Jahren zugunsten der Stadt entschieden wurden, dafür aber auch das Gemeinwesen mit einer Schuldenlast von 150 000 Gulden beschwerten.

Einer sorgfältigeren und wirksameren Verwaltung als die unter dem Szepter so weit entlegener Herrscherhäuser befindlichen Territorien von Hanau-Lichtenberg und Lahr erfreuten sich die Lande des fürstenbergischen Hauses, das seinen Besitz im oberen Kinzigtal, das alte Uracher Erbgut, durch allen Wechsel der Zeiten fest-

gierung der Grafschaft Hanau-Lichtenberg anzutreten habe und diese ein von den übrigen hessischen Ländern unabhängiges Besitztum bilden sollte. Buchsweiler blieb der Sitz der hanau-lichtenbergischen Regierung, der Rentkammer und des Konsistoriums.

⁷⁵⁾ Siehe „Ortenau“ 37. Heft 1957, S. 82—105.

zuhalten gewußt hatte. Nach dem Aussterben der alten Kinzigtaler Linie im Jahre 1490 fiel diese Herrschaft an Wolfgang von Fürstenberg, der die Zerrüttung des Hauses Geroldseck dazu benutzte, die Herrschaften Romberg und Schenkenzell samt der Kastvogtei über das Kloster Wittichen käuflich zu erwerben und dadurch den fürstenbergischen Besitz im vorderen Schwarzwald in erwünschter Weise zu erweitern. Sein Sohn Wilhelm ist uns oben bereits als Inhaber der Landvogtei und eifriger Förderer des Protestantismus begegnet. Dessen katholisch gebliebener Bruder Friedrich, der ihn 1549 beerbte, konnte den Rückfall der Ortenau an Österreich, den man wohl in erster Linie Wilhelms religiöser Stellungnahme zu verdanken hatte, nicht mehr verhindern. Friedrichs Enkel Albrecht, dem bei einer erneuten Teilung im Jahre 1562 die Herrschaft Kinzigtal nebst den Herrschaften Möhringen und Blumberg zufiel, verstand es, seinen Anteil durch weitere Käufe von den Herren von Geroldseck, Münch von Rosenberg und dem Kloster Gengenbach abermals zu vergrößern und wurde auch dank seiner guten Beziehungen zum Hause Österreich im Jahr 1598 zum Landvogt der Ortenau bestellt. Im 17. und 18. Jahrhundert gehörten die Besitzungen im Kinzigtal der jüngeren, Stühlinger Linie des regierenden Hauses, bis sie nach der Vereinigung aller fürstenbergischen Lande in der Hand des Fürsten Joseph Wilhelm (1744) bei der damals vorgenommenen neuen Landesorganisation in das Oberamt Wolfach, bestehend aus den beiden Herrschaften Hausen und Wolfach, und das Obervogteiamt Haslach mit der gleichnamigen Stadt und neun Gerichtsstäben umgewandelt wurden.

Fast noch mehr als alle weltlichen Herrschaften des Landes hatten die Klöster in dem betrachteten Zeitraum unter den unaufhörlichen kriegerischen Bedrängnissen und der niemals gesicherten politischen Lage zu leiden, da es ihnen an Machtmitteln gänzlich gebrach und ihr Reichtum jeder fremden Begehrlichkeit schutzlos preisgegeben war. In dem Maß aber, wie die wirtschaftlichen Grundlagen ihrer Existenz gefährdet und erschüttert wurden, erlitten notwendigerweise auch das kirchliche Leben und die klösterliche Disziplin die schwersten Einbußen, deren sich wenigstens die Benediktinerklöster durch Zusammenschluß nach Kräften zu erwehren suchten. Die Bursfelder Kongregation, der sie seit dem ausgehenden Mittelalter angehörten, erwies sich auf die Dauer hierfür als nicht geeignet; die Ortenauer Klöster waren von dem Mittelpunkt dieser Kongregation in Niederdeutschland räumlich zu weit entfernt, als daß die gelegentlichen und immer mangelhafter ausgeführten Visitationen noch nennenswerte Wirkungen hätten erzielen können. Mit Einwilligung des Bischofs Leopold Wilhelm von Straßburg sagten sich daher die vier Benediktinerklöster der Ortenau, Schwarzach, Gengenbach, Schuttern und Ettenheimmünster, von dieser Vereinigung im Jahre 1624 los und schlossen sich mit den drei elsässischen Klöstern Altdorf, Ebersheimmünster und Maursmünster zu einer besonderen congregatio Argentinensis zusammen, deren Äbte alle drei Jahre zu einem Kapitel zusammentraten, um über gemeinsame Angelegenheiten zu beraten und aus ihrer Mitte zwei Visitatoren zu wählen, denen die alljährliche Visitation der Klöster oblag. Diese Visitationen wurden trotz des gelegentlichen Einspruches von Straßburger Bischöfen, die das Visitationsrecht für sich in Anspruch nahmen, regelmäßig vor-

genommen und haben zweifellos in vieler Hinsicht Gutes gewirkt. Offene Mißbräuche, gegen die der einzelne Abt oft machtlos war, konnten auf den Kapiteln zur Sprache gebracht und durch die Autorität der Visitatoren wirksam bekämpft werden, wie etwa 1652 die in Gengenbach eingerissene Gewohnheit, daß einige Mönche ihre Eltern bei sich wohnen hatten und sie auf Kosten der sehr heruntergekommenen Klostereinkünfte mitunterhielten. In demselben Jahr waren die Klöster Ettenheimmünster und Altdorf so stark reduziert, daß das Kapitel beschließen mußte, sie mit fremden Konventualen aufzufüllen. Aber der Einfluß dieser Kongregation und ihrer Kapitel war natürlich auf das rein geistliche Gebiet beschränkt, gegen äußere Feinde und Anwendung weltlicher Gewalt konnten sie keinen Schutz gewähren; die Klöster waren der wilden Soldateska des Dreißigjährigen Krieges und der ruchlosen französischen Kriegführung in den Raubkriegen Ludwigs XIV. rettungslos ausgeliefert. Welche trostlosen Folgen sich hieraus ergaben, mag ein Gengenbacher Bericht aus dem Jahre 1729 zeigen⁷⁶⁾. Das Kloster war im Jahre 1689 so gründlich zerstört worden, „daß (außer der auch verbrandten kirchen) kein stein auf dem andern geblieben“. Was von Klostergefallen nach dieser Katastrophe noch verfügbar war, reichte eine Zeitlang kaum hin, um noch drei Religiösen zu unterhalten, und mußte noch größtenteils veräußert werden, „umb nur wieder unter ein Dach zu kommen und zur Noth ein Gebäu aufzurichten“. Aber trotzdem war der notwendige Neubau, der im Jahre 1693 dem Vorarlberger Architekten Franz Behr in Verding gegeben wurde, im Jahre 1729 „zur Helffte weder ausgebauet noch bezahlet“. Auch von den Nachbarterritorien und Städten wurden die Rechte der Klöster nach altem löblichem Brauch so viel als möglich beeinträchtigt. Die Bagatellstreitigkeiten des Klosters Gengenbach mit den Reichsstädten Gengenbach und Zell fanden nie ein Ende und nahmen gelegentlich fast komische Formen an, wie in dem um die Anteile an der Weintaxe im Jahre 1701 ausgebrochenen „Ochsenkrieg“, in dem die Gengenbacher Bürger nach dem klassischen lateinischen Ausdruck des Klosterchronisten Pistorius „coronidem grobianitati et iniustitiae suae imposuerunt“ und die Viehherden des Klosters, als sie zur Weide ausziehen wollten, wie Feinde zurücktrieben⁷⁷⁾. Nicht selten zog das Kloster in solchen bei jeder Gelegenheit vom Zaun gebrochenen Streitigkeiten den kürzeren. Als gegen Ende des 17. Jahrhunderts der Anbau des Welschkorns eingeführt wurde, führte diese Neuerung zu jahrelangen erbitterten Auseinandersetzungen über die Frage, ob davon ein Zehnter entrichtet werden müsse und ob diese Abgabe zum großen oder kleinen Zehnten zu rechnen sei. Das Kloster mußte sich schließlich im Jahre 1723 damit zufriedengeben, daß das Welschkorn zehntfrei blieb, worauf der Anbau dieser Frucht im Klostergebiet bedenklich zunahm⁷⁸⁾.

Es ist eine Welt des kleinlichsten Haders, in die wir hier einen kurzen Einblick tun konnten. Wenn man die bunte Territorialkarte des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation im 17. und 18. Jahrhundert betrachtet oder einmal Gelegenheit gehabt hat, die aufgestapelten Massen der Reichskammergerichtsakten in einem unserer deutschen Archive anzustauen, kann man sich wenigstens eine ungefähre

⁷⁶⁾ Freiburger Diözesan-Archiv XX, 262.

⁷⁷⁾ ZGORh. N. F. VIII, 688.

⁷⁸⁾ ZGORh. N. F. IX, 248 ff.

Vorstellung davon machen, wieviel Zeit und Kraft für die Interessen dieser dem deutschen Wesen so besonders entsprechenden Kirchturmpolitik unnütz geopfert worden ist. Das Reich als solches, ein kolossales Mosaik aus kleinen und kleinsten Teilchen, war längst zu politischer Untätigkeit verurteilt. Die Stürme der Französischen Revolution und des napoleonischen Zeitalters, die um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts Europa durchbrausten, fegten es endgültig vom Erdboden hinweg. Nur was in den größeren territorialen Gebilden an lebenskräftigen Keimen vorhanden war, konnte diese Krisis überdauern und in veränderten Formen einer neuen Zukunft entgegengehen. Die Ortenau, schon längst kein geschlossenes Ganzes mehr, sondern ein mißgestaltetes Gefüge aus territorialen Splintern gleich dem Reich selber, war in dieser Form zum Untergang bestimmt und mußte ihr politisches Eigenleben, soweit es noch in der Landvogtei und der Ritterschaft wenigstens dem Namen nach bestand, den Interessen eines größeren Ganzen aufopfern, dem die kommende Zeit gehörte. Wir treten damit in die letzte kurze Periode der Ortenauer Geschichte ein.

V. Die Französische Revolution und der Übergang der Ortenau an Baden.

„Hier unter diesem Bogen Ist die Lerch dem Lilienfelde zugeflogen“, so stand in tiefgefühlter Poesie auf einem zu Herbolzheim errichteten Triumphbogen zu lesen, als im Jahre 1770 die österreichische Kaisertochter Antonia, die dem französischen Dauphin zur Gattin bestimmt war, durch die oberrheinischen Lande ihren Weg in die neue Heimat nahm. Ihre Reise glich einem Triumphzug, zu dem schon monatelang vorher die Regierungen aller von der Marschroute berührten Territorien die umfassendsten Vorbereitungen trafen. Bereits 1769 hatte die Regierung der badi-schen Markgrafschaft als Lehensinhaberin der Ortenau von Wien den Wink erhalten, für Anlegung guter Straßen durch die Landvogtei nach Straßburg zu sorgen. Der Bau der sogenannten Dauphinestraße wurde auch von Baden alsbald begonnen und glücklich zu Ende geführt, obwohl — bezeichnend genug für den Jammer der Kleinstaaterei — die Stadt Straßburg und die hessische Regierung die Gelegenheit benutzten, um alte Ansprüche auf die Landeshoheit über einige Hofgüter bei Goldscheuer, die von der Straße durchkreuzt werden sollten, in langjährigen Prozessen wieder geltend zu machen. Auf dieser Dauphinestraße gelangte Marie Antoinette am 7. April 1770 von Schuttern, wo sie ihre letzte Nacht auf deutschem Boden verbracht hatte⁷⁹⁾, nach Kehl. Es war eine von dem jungen Goethe vorausgeahnte Ironie der Geschichte, daß das auf der Rheininsel bei Kehl zum Empfang des Brautzuges errichtete Prunkzelt auf seinem gewirkten Teppichschmuck Bilder aus der blutrünstigen Jasonsage aufwies als würdigen Gruß Frankreichs für die neue Kronprinzessin, deren Haupt zwei Jahrzehnte später unter dem Beil des Pariser Henkers fallen sollte.

Die revolutionäre Bewegung, die im Jahre 1789 von der französischen Hauptstadt ihren Ausgang nahm, fand auch am Oberrhein rasch einen kräftigen Widerhall. Straßburg hatte seine Revolution im kleinen: Wie in Paris die Bastille, so wurde

⁷⁹⁾ Vgl. A. Kupferschmid, Die letzte Nacht der Marie Antoinette auf deutschem Boden. In: „Ortenau“ 22 (1935), S. 49—64.

hier das Rathaus gestürmt, das Militär meuterte, die Gefängnisse wurden geöffnet; die mittelalterliche, einst weit über die deutschen Grenzen hinaus als vorbildlich bewunderte Stadtverfassung, das Produkt einer ehrwürdigen geschichtlichen Entwicklung, ging in den Wogen der erregten Zeit unter. Die Wirkung dieser Ereignisse machte sich alsbald auch auf dem rechten Rheinufer geltend⁸⁰⁾, allerdings in sehr gemilderten Formen. Von radikalen Umsturzbestrebungen und grundsätzlicher Gegnerschaft gegen die bestehenden Staatsverfassungen war man jetzt ebenso weit entfernt wie einst bei den Ortenauer Bauernunruhen des 16. Jahrhunderts, mit denen die revolutionären Vorgänge des Jahres 1789 überhaupt eine gewisse Ähnlichkeit aufweisen. Es waren wie damals meist lokale Mißstände auf finanziellem und wirtschaftlichem Gebiet von verhältnismäßig untergeordneter Bedeutung, die Anlaß zur Klage gaben; Erlasse neuer Verordnungen und Verfehlungen einzelner Beamter trugen dazu bei, die Mißstimmung über solche Dinge in einer erregten Zeit zu gewaltsamem Ausbruch zu bringen. Dem entsprach der Verlauf der Bewegung. Da hier keine extremen umstürzlerischen Tendenzen zu bekämpfen waren, genügte ein tatkräftiges Auftreten der Regierungen und die offen kundgetane Absicht, die „gravamina“ der Untertanen abzustellen, um alle Gewaltsamkeiten im Keime zu ersticken. Den Behörden der Landvogtei und der bischöflich straßburgischen Ämter muß man allerdings das Zeugnis ausstellen, daß sie in dieser Hinsicht vollkommen versagt haben; der glimpfliche Ausgang der Ortenauer „Revolution“ war im wesentlichen das Verdienst der badischen Regierung Karl Friedrichs, die sich am Oberrhein als sicherster Hort staatlicher Ordnung und politischer Einsicht bewährte.

Schon Ende Juli traf der Markgraf die unumgänglichen Maßnahmen, um einem allzuheftigen Hinüberwirken der Straßburger Vorgänge über den Rhein vorzubeugen und das Eindringen zweifelhafter Elemente aus dem Elsaß zu unterbinden, indem er eine starke Besatzung nach Kehl legte. Aber diese vorbeugende Maßregel konnte natürlich nicht verhindern, daß man auch in der Markgrafschaft von den linksrheinischen Ereignissen Kunde erhielt und daß an einigen Orten offener Aufbruch ausbrach. Als es am 19. August in Neusatz bei Bühl zu tumultuarischen Auftritten kam, durch die der Schultheiß und der markgräfliche Amtsassessor zur Flucht genötigt wurden, sah sich Karl Friedrich veranlaßt, an der Spitze eines militärischen Aufgebots in Bühl zu erscheinen und durch sein persönliches Auftreten die Ruhe wiederherzustellen. Die Hauptträdelsführer wurden nach dem Pforzheimer Zuchthaus verbracht, aber gleichzeitig bewies die Regierung ein kluges Entgegenkommen, indem sie an alle Gemeinden die Aufforderung ergehen ließ, ihre Wünsche in Bittschriften zusammenzufassen. Auf ähnliche Weise wurde man mit leichter Mühe der Unruhen Herr, die am 23. und 24. August in Schwarzach, Großweier, Stollhofen und Kehl ausbrachen. Schwarzach erhielt eine badische Besatzung, die schon nach wenigen Wochen wieder abrücken konnte, in Großweier genügte das gütliche Zureden des Unzhurster Bürgermeisters, um die Bauern von einem tumultuarischen Zuge nach Bühl zurückzuhalten; in Stollhofen beschränkte man sich von vornherein

⁸⁰⁾ Vgl. zum folgenden besonders Obser, Baden und die revolutionäre Bewegung auf dem rechten Rheinufer im Jahre 1789, ZGORh N. F. IV, 212, und Baier, Die revolutionäre Bewegung in der Landvogtei Ortenau im Jahre 1789, ebenda XXIII, 300.

darauf, die Klagen der Gemeinde durch einen besonders gewählten Ausschuß schriftlich niederlegen zu lassen. Bedenklicher war die Stimmung in Kehl, wo der Streit um die Landeshoheit der Stiftshöfe die Gemüter in gewaltige Erregung versetzt hatte. Der Hörderhof wurde von den Marlener und Goldscheuerer Bauern radikal ausgeplündert, die Kehler und Eckartsweyerer rissen die Grenzsteine des Niederweierer Hofs aus und drohten, dem Straßburger Frauenwerk keine Abgaben mehr zu zahlen. In Kehl selbst richtete sich die Erbitterung vor allem gegen den Schultheißen, dem man schlechte und habsüchtige Amtsführung vorwarf, aber auch hier genügte das besonnene Auftreten der badischen Regierung, um ein weiteres Umsichgreifen der Bewegung zu verhindern. Sie ließ die Unruhestifter verhaften und kam zugleich den Wünschen der Einwohner dadurch entgegen, daß der Schultheiß im Einvernehmen mit Nassau und dem Frauenwerk abgesetzt und die mißliebige Gebührenordnung verbessert wurde.

Um die gleiche Zeit ließen sich auch die Bewohner zahlreicher Orte des benachbarten Hanauerlandes zu gewalttätigen Ausschreitungen gegen die Beamten hinreißen. Freistetters Burschen verwüsteten Haus und Garten des Fiskals Jenser zu Bischofsheim am 22. August 1789 (Schaden 2200 fl.). 30 Mann des Pirmasenser Husarenkorps, einer berittenen Gendarmerie, sorgen für Ordnung. Lichtenau und das untere Hanauerland bewahrten Ruhe. Eine fürstliche Ordre verlangte die Aufstellung aller Beschwerden, die durch eine Kommission zu prüfen wären. Zur Aufrechterhaltung der landesherrlichen Gerechtsame wie zum Schutz des Eigentums ordnete der Landgraf ein Militärkommando von 400 Mann hessen-darmstädtischer Landmiliz samt zwei Kanonen mit entsprechender Munition unter Obrist Pfaff ab. Den 29. September erreichte die Truppe Lichtenau und marschierte folgenden Tages nach Willstätt. Gleichzeitig traf die Kommission aus Buchsweiler ein und begann die Prüfung der Landes- und Partikularbeschwerden. Die Unruhen begannen von neuem. „Zu Willstätt hat man den Fiskal Stölzel durch ein schlechtes Gemälde vorgestellt, wie ihn drei Teufel in Ketten in die Hölle schleppen, Verse dazu geschrieben und an einem öffentlichen Brunnen angeheftet“ (Pfaff). In einigen Orten des Stabes Bischofsheim wurde das fürstliche Plakat abgerissen und in den Kot getreten. Die Freistetters bewarfen dem Fiskal Jenser die erneuerten Fensterläden mit Steinen.

Bei Erledigung der Beschwerden zeigte sich Landgraf Ludwig IX. sehr nachgiebig, ein Zeichen seines Sinnes für Gerechtigkeit; nur in Sachen seiner Grenadiere hat er nichts nachgegeben. Ende März waren die Kommissionsarbeiten beendet, und das hessen-darmstädtische Militärkommando zog ab. Die Besatzungskosten, dazu die Kosten der Kommission wie der Husaren, Schadenersatzleistungen usw. ergaben die runde Summe von 125 000 fl. Zur Beobachtung blieben die Husaren weiterhin in Willstätt und Bischofsheim (Esselborn, Pirmasens und Buchsweiler. Friedberg 1917, S. 36/43).

Im badischen Amt Mahlberg richtete sich die Unzufriedenheit der Bevölkerung vornehmlich gegen die Handhabung der herrschaftlichen Forstrechte, aber auch hier wurde durch militärisches Aufgebot die Ruhe rasch gesichert. Dieses tatkräftige Durchgreifen der badischen Regierung verfehlte seinen Eindruck auf die Nachbarterritorien nicht, und die Klöster wußten sich in ihren Bedrängnissen keinen besseren

Rat, als die badische Hilfe anzurufen. Der Abt von Schuttern, dessen Kloster mit der Gemeinde wegen der Anteile am Friesenheimer Hochwald in heftigem Streit lag, suchte in Karlsruhe Schutz und erwirkte dort, daß das Amt Mahlberg den Auftrag erhielt, Übergriffe gegen das Kloster zu verhindern. Auch dem Abt Landolin von Ettenheimmünster, der vergeblich auf das Eingreifen der bischöflich straßburgischen Behörden gehofft hatte, blieb endlich keine andere Wahl, als von Mahlberg bewaffnete Hilfe zu erbitten. Hier genügte die Drohung des Majors von Beck mit militärischem Eingreifen, um die Ettenheimer Waldgenossenschaft zu veranlassen, daß sie sich mit dem vom Abt aufgestellten Vertragsentwurf nach einigem Hin- und Herverhandeln zufriedengab. Das Kloster Allerheiligen, gleichfalls wegen strittiger Waldgerechtigkeiten mit den Nachbargemeinden Renchen, Ulm und Waldulm verfeindet, wurde im September von aufrührerischen Bauernhaufen förmlich belagert und aus dieser gefahrdrohenden Lage nur durch eine Kriegslist der Ortsvorstände gerettet. Die Straßburger Lokalbehörden, an deren Spitze der Oberkircher Vogt von Bruder stand, hatten sich nicht gerührt, und die Zaberner Regierung selbst fühlte sich der Lage so wenig gewachsen, daß der Bischof, Kardinal Rohan, den Abt des Klosters kurzerhand anwies, beim badischen Markgrafen Hilfe zu suchen.

Auch in den übrigen Teilen des Straßburger Gebiets erwies sich die bischöfliche Verwaltung als vollkommen hilflos. Gerade hier aber waren die Klagen der Untertanen über finanzielle Lasten und Übergriffe der Beamten am lebhaftesten und am meisten berechtigt. Der unfähige Oberkircher Vogt wagte nicht einzuschreiten, sicherte vielmehr den Bauern alles zu und entließ die Beamten, die ihnen mißliebiger waren, so daß die Aufrührer eine Zeitlang geradezu die Herrschaft ausübten; ein Gnadenerlaß des Bischofs vermochte sie nicht umzustimmen, Mitte September wurde das Oppenauer Rathaus von 800 aufständischen Bauern besetzt. Die Regierung in Zabern wandte sich nun in ihrer Not an den Markgrafen, aber man verspürte in Karlsruhe wenig Lust, sich für die übel berufene bischöfliche Verwaltung ins Zeug zu legen. Als daher nach vorübergehender Ruhe der Aufruhr im Dezember von neuem im Oppenauer Tal aufflackerte, mußten württembergische, später auch pfälzische und mainzische Truppen eingreifen.

In der Landvogtei gingen die Unruhen vom Gericht Achern aus, wo sich besonders die Einwohner von Önsbach aufsässig zeigten und im August zusammen mit denen von Gamshurst, Fautenbach und Oberachern vor die Acherner Vogtei zogen, den verhaßten Vogt Fabert mißhandelten und mit sich schlepten. Auf die Kunde von dem Anmarsch der Bauern gegen Offenburg ergiff der Landvogt von Axter die Flucht, dem Oberamtsrat Kleinbrod gelang es aber, durch Aufnahme von Beschwerdeprotokollen die Gemüter vorläufig zu besänftigen und die Scharen zur Umkehr zu bewegen. Als der Freiburger Regierungspräsident von Greifenegg sich zu einer Inspektionsreise nach Offenburg und Achern entschloß, war die Ruhe längst wiederhergestellt. Ein Zusammenwirken der österreichischen und badischen Regierung war nicht zustande gekommen, obwohl man am 1. September eine Konvention über gemeinsames Vorgehen gegen die revolutionäre Bewegung abgeschlossen hatte; die wirksame Ausführung dieser Abmachungen scheiterte wohl in erster Linie an den Eifersüchteleien der maßgebenden Freiburger Persönlichkeiten und ihrer Abneigung



Lautenbach im Renchtal. Blick vom Schärtenkopf nach Norden

dagegen, sich dem energischen Vorgehen Badens anzuschließen. Karl Friedrich fühlte sich daher nicht mehr an eine Rücksicht auf die Österreicher gebunden und erteilte auf eigne Faust am 21. September den Truppen in Mahlberg, Bühl und Schwarzach den Befehl zum Abmarsch; nur in Kehl sollte auch weiterhin eine Besatzung verbleiben.

Es war im wesentlichen der Tatkraft des badischen Markgrafen zu verdanken, daß die Unruhen, die sich im Jahre 1789 am Oberrhein bemerkbar machten, gleich in ihrem Anfangsstadium unterdrückt wurden und der weiteren Ausbreitung revolutionärer Umtriebe auf deutschem Boden dadurch Einhalt geboten war. Das Schild mit der Inschrift: „Hier fängt das Land der Freiheit an“, das die Franzosen auf der Kehler Rheinbrücke lockend aufpflanzten, verfehlte seinen Zweck. Aber die Einwirkungen der großen französischen Staatsumwälzung beschränkten sich in ihrem ferneren Verlauf nicht auf die einfache Propaganda revolutionärer Ideen; die politischen und militärischen Verwicklungen, die sie zur Folge hatte, mußten gerade die dicht benachbarten rechtsrheinischen Gebiete in ernste Mitleidenschaft ziehen.

Durch die radikalen Beschlüsse der französischen Nationalversammlung über die lehensherrlichen Rechte, die herrschaftlichen Abgaben und die Gerichtshoheit, die auch auf die linksrheinischen Besitzungen deutscher Reichsstände Anwendung finden sollten, wurden die Rechte der badischen Markgrafschaft in ihren Ämtern Rode-

machern und Beinheim aufs schwerste beeinträchtigt. Proteste dagegen hatten wenigstens den Erfolg, daß die französische Regierung sich grundsätzlich zur Entschädigung bereit erklärte. In den darüber geführten Unterhandlungen kam man von französischer Seite schon im Sommer 1790 auf den Gedanken, der Markgrafschaft als Ersatz die rechtsrheinischen Besitzungen des Hochstifts Straßburg, also die Ämter Oberkirch und Ettenheim, anzubieten. Es war ein Auftakt zu den Säkularisationen und Umwälzungen der napoleonischen Epoche, aus denen schließlich Baden so bedeutend vergrößert hervorging. Damals konnten indessen solche Pläne noch nicht verwirklicht werden, da es sich von selbst verbot, daß der Markgraf in diesen Fragen ohne Einvernehmen mit den anderen geschädigten Ständen des Reiches vorging.

Der hanau-lichtenbergischen Regierung in Buchweiler wurden die in Verträgen mit der Krone Frankreichs festgelegten Hoheitsrechte entzogen. Der herrschaftliche Schultheiß oder Stabhalter mußte dem „Maire“ des revolutionären Frankreich weichen. Als man keine Versammlungen der deutschen Kollegien mehr duldet, wurden gleich zu Anfang 1792 für die Reichsämter Lichtenau, Willstätt und Lemberg im Pfälzer Hügellande ein Regierungs- und Justizkollegium zu Pirmasens angelegt. Ein ansehnlicher Teil der Beamenschaft kam dahin zu wohnen. In Buchweiler blieben noch ein Regierungskollegium, das Konsistorium und die Rentkammer (Landeshauptkasse).

Da sich die Österreicher und Preußen schlecht vertrugen, mußten sie Ende 1793 das Unterelsaß und die Rheinpfalz den ungeordneten Revolutionsheeren preisgeben. Nun verließen viele — aus der Residenz Buchweiler bei 500 Menschen: Beamte, Geistliche, wohlhabende Bürger und Handwerker — aus Furcht vor der Guillotine das Elsaß und wandten sich unsern Ämtern zu. Die hanau-lichtenbergischen Beamten räumten auch Pirmasens und verzogen nach Darmstadt. Regierung, Rentkammer, Konsistorium und Forstamt der Grafschaft tagten nun zu Darmstadt und hatten nur noch Lichtenau und Willstätt zu betreuen. Die beiden Pirmasenser Grenadierregimenter, welche der Nachfolger nach dem Tode Landgraf Ludwigs IX. (6. April 1790) aus Sparsamkeitsgründen auf ein Bataillon zu 400 Mann — Hessen-Hanau-Lichtenbergisches Grenadierbataillon — vermindert hatte, mußten sich ebenfalls nach Darmstadt zurückziehen. Nun erst wurden die Hanauer hessisch regiert; aber Landgraf Ludwig X. war ein milder Herr und besuchte mehrfach seine Untertanen am Oberrhein⁸¹).

⁸¹) In weiser Voraussicht hatte das königliche Frankreich alles seit Jahrhunderten Gewordene überm Rhein bestehen lassen; denn das Elsaß war für Paris noch „eine fremde Provinz“. Mit dem Rückmarsch der Deutschen 1793 wurde der Rhein auch zur Zollgrenze. Das war eine willkommene Gelegenheit, die Schmuggerei, geschützt durch das Dunkel der Nacht, im großen aufzuziehen. Seitdem wußte man zu Scherzheim und Umgebung von einem mitternächtlichen Leichenzug zu erzählen, was der badische Husarenobrist Heinrich Medicus 1802 als eine Volkssage in Reime setzte und durch den Karlsruher Hof weiteren Kreisen bekannt machte. Es war aber keine Geisterprozession, vielmehr ein gerissener Schmuglertrick gewesen; denn auch ortsfremde Fuhrleute und Wanderer, sogar später ein Lichtenauer Pfarrer, haben diese geheimnisvolle Erscheinung gesichtet. Hier hatte wohl der berühmte Pfarrerssohn Karl Ludwig Schulmeister aus Freistett, seit 1805 Hauptspion Napoleons I., seine Hand im Spiele. Wozu wird der gewiegte Handelsmann denn 1793 das Schloßchen Aubach zwischen Laut und Obersasbach erworben haben? In jener Gegend vermutete man später die stummen Helfer des Schmugleringes. Seit dem Sommer 1870 ist der furchterregende Zug, ohne sein Geheimnis zu lüften, ausgeblieben. Zur

Anlaß zu ununterbrochenen Reibungen mit Frankreich bot seit dem Jahre 1790 auch die Aufnahme der Emigranten, die massenweise über den Rhein flüchteten und in den benachbarten badischen, vorderösterreichischen und straßburgischen Gebieten eine Unterkunft suchten und fanden. Gerade die Ortenau bildete zeitweilig einen Brennpunkt der emigrantischen Bewegung, seitdem im Sommer 1790 der Straßburger Bischof Kardinal Ludwig von Rohan, der durch die Beschlüsse der Nationalversammlung über die Einziehung der geistlichen Güter sein märchenhaftes Jahreseinkommen von 1½ Millionen Livres eingebüßt hatte und sich auf die geringfügigen Einkünfte seiner rechtsrheinischen Ämter angewiesen sah, seinen Wohnsitz nach Ettenheim verlegte und auch das ganze Domkapitel dorthin nachfolgen ließ. Die Absicht, Ettenheim zu einem Mittelpunkt der antirevolutionären Propaganda zu machen, lag ihm wohl nicht ganz fern, und er fand einen geeigneten Organisator in dem jüngeren Mirabeau, der eine emigrantische Legion anwarb, deren Fahnen am 11. Dezember 1791 in St. Landolin bei Ettenheim geweiht wurden. Aber die benachbarten rechtsrheinischen Regierungen mußten sich aus Rücksicht auf Frankreich, wenn sie auch den Ausgewanderten das Niederlassungsrecht nicht wohl verweigern konnten, doch wohlweislich hüten, diesen militärischen Bestrebungen Vorschub zu leisten. So fand Rohan mit seinem Antrag, den desertierten Regimentern Royal Navarra, Royal Champagne und Normandie Einquartierung auf badischem Boden zu gestatten, wenig Gegenliebe, und es war ein Glück, daß es Baden im Verein mit der Freiburger Regierung gelang, schließlich den Abmarsch der angeworbenen Truppen durchzusetzen. Trotzdem blieb die Anwesenheit so vieler Feinde der neuen französischen Staatsform nicht unbedenklich und sollte der badischen Regierung noch in napoleonischer Zeit die unbequemsten Ärgernisse bereiten.

Viel tiefergreifende Folgen ergaben sich aber daraus, daß die junge französische Republik in den nächsten Jahren die Eroberungspolitik Ludwigs XIV. wieder aufgriff, wodurch die Ortenau nach mehr als halbhundertjähriger Friedenszeit wieder zum Schauplatz kriegerischer Verwicklungen wurde.

In den ersten Jahren des **K o a l i t i o n s k r i e g e s** konnten es die Franzosen, die am Mittelrhein, in den Niederlanden und auf anderen Kriegsschauplätzen stark in Anspruch genommen waren, freilich noch nicht unternehmen, den Krieg auf das rechte Oberrheinufer hinüberzuspielen. Auch als im August und September 1793 der Konvent das Massenaufgebot angeordnet hatte und auf offensives Vorgehen der französischen Heere nach Deutschland drängte, beschränkte man sich hier auf ein ziemlich nutzloses Bombardement der Festung Kehl. Diese wichtige Festung war, seitdem die Friedensschlüsse von Ryßwick und Baden ihr Verbleiben beim Reich gesichert hatten, in sträflicher Weise vernachlässigt worden. Nach dem Abzug der schwäbischen Kreistruppen im Jahre 1754 waren einige badische Kompanien zurückgeblieben, die aber 1780 nach Rastatt verlegt wurden und nur eine Brückenbesatzung von ein paar Mann zurückließen. Erst als im Sommer 1793 ein Korps schwäbischer Kreistruppen in Kehl Quartier nahm, begann man nach Plänen des württembergischen Majors von Miller die Widerstandskraft der Festung durch neue

Bekämpfung dieser Landplage hat der staatliche Sicherheitsdienst nie etwas unternommen. (Siehe „Die Ortenau“, Heft 32 S. 71 Anmerkung.)

Gräben und Batterien zu verstärken. Kasemattierte Räume aber waren nirgends vorhanden, so daß der Generalleutnant von Stain, als am 12. September die Franzosen ein heftiges Feuer auf die Befestigungen eröffneten, das Kreis-Infanterieregiment Wolfegg und fast die ganze Artillerie zurückziehen und auf freiem Feld kampfbereit aufstellen mußte. Das Bombardement, das drei Tage und drei Nächte ununterbrochen währte, hatte keine große Wirkung; während Dorf und Stadt Kehl in Trümmer sanken, wurde von der Festung nur die westliche Bastion beschädigt. Dagegen gelang es den württembergischen Kanonieren, Feuer an die Rheinbrücke zu legen, von der sieben Bogen abbrannten.

Dies war das einzige militärische Ereignis des ersten Kriegsjahres, von dem die Ortenau berührt wurde. Die aus österreichischen und schwäbischen Kreistruppen bestehende Oberrheinarmee unter dem Oberbefehl des Feldmarschalls Wurmser mußte tatenlos in der Defensive verharren, während am Mittelrhein und in den Niederlanden die Entscheidungen erfochten wurden. Das änderte sich erst, als mit dem Frieden von Basel (1795) Preußen und andere Gegner Frankreichs aus der Koalition ausschieden, wodurch die Bewegungsfreiheit der französischen Heere bedeutend gefördert wurde⁸²). Den Feldzug des Jahres 1795, den ein Waffenstillstand am 31. Dezember beendigte, bestand Österreich noch mit Ehren. Die Franzosen waren über den Rhein zurückgeworfen, Rheinhessen und die Pfalz besetzt. Den verstärkten französischen Anstrengungen, die für 1796 zu erwarten waren, gedachte man von österreichischer Seite mit einer Offensive am Oberrhein zuvorzukommen und kündigte deshalb den Waffenstillstand auf den 31. Mai. Aber die Erfolge Bonapartes in Italien machten diesen Plan zunichte, da Wurmser mit 25 000 Mann dorthin entsandt werden mußte, so daß die Oberrheinarmee, die jetzt noch 57 000 Mann unter dem Kommando des Feldzeugmeisters Baillet de Latour zählte, für Angriffsoperationen größeren Stils nicht mehr ausreichte. Diese Schwächung der österreichischen Stellung am Rhein wurde von den Franzosen zu einem entscheidenden Schlage ausgenutzt. In der Nacht vom 23. zum 24. Juni gelang es Moreau, bei Kehl den Rhein zu überschreiten, die Festung zu überrumpeln und sie gegen heftige Angriffe eines von Willstätt aus vorgehenden schwäbischen Entsatzkorps zu behaupten. Am 27. konnte er zu einem allgemeinen Angriff vorgehen, vor dem die österreichischen Truppen hinter die Rench, das schwäbische Korps von Offenburg ins Kinzigtal und der linke Flügel unter Condé nach Dinglingen und Lahr zurückweichen mußten. Am 28. wurden auch die österreichischen Stellungen an der Rench genommen und von General Desaix mit 26 000 Mann besetzt, während das Zentrum der französischen Armee unter St. Cyr bei Offenburg, der rechte Flügel unter Ferino an der Schutter stehenblieben. Auch die Ankunft des Erzherzogs Karl in der badischen Markgrafschaft konnte die für die Österreicher ungünstige Situation nicht mehr retten. Nachdem Desaix am 2. Juli die Schwabenschanze auf dem Roßbüchel am Kniebis erstürmt hatte und nach den Gefechten bei Malsch und Rothensol im Vorücken auf Pforzheim und Vaihingen begriffen war, ließ sich die Stellung des schwäbischen Korps im Kinzigtal bei Haslach und Hausach nicht mehr halten. Sie wurde

⁸²) Vgl. J. Börsig, Ein Teilnehmerbericht aus den beiden ersten Koalitionskriegen in der Ortenau. In: „Ortenau“ 33 (1953), S. 207—210.

am 14. Juli von den Truppen Ferinos überrannt und der Rheinarmee dadurch der Weg nach Württemberg geöffnet.

Da Moreau zur Deckung des Rheintales nur 2500 Mann unter dem General Scherb zurückgelassen hatte, konnte der am Rhein zurückgebliebene österreichische Feldmarschalleutnant Petrasch, der fast über die dreifache Truppenzahl verfügte, den aussichtsreichen Plan fassen, hinter dem Rücken der französischen Hauptarmeen, die in Bayern und Franken festgehalten waren, die Wiedereroberung Kehls zu versuchen. Er drängte in der Tat den Gegner von Bruchsal bis Kehl zurück und langte am 16. September in Rheinbischofsheim an, wo sich ihm mehrere Tausend Ortenauer und Hanauer Bauern unter Führung des Durbacher Stukkateurs Feiner als Landmiliz anschlossen. Der Angriff auf die Festung, in der Nacht vom 17. zum 18. sorgfältig vorbereitet, wurde geschickt und mit bestem Erfolg unternommen, scheiterte aber schließlich daran, daß man versäumt hatte, rechtzeitig die Rheinbrücke, die einzige Rückzugslinie des Gegners, zu besetzen. Dem Straßburger Generalinspekteur Schauenburg war dadurch Gelegenheit gegeben, mit rasch zusammengerafften Flüchtlingen, Nationalgardisten und Zeughausarbeitern vom linken Rheinufer aus einzugreifen und die schon verlorene Festung den Österreichern wieder zu entreißen. Die Franzosen blieben nun im Besitz von

Kehl, so daß im Herbst, während Moreau nach seinem berühmten Rückzug durch das Höllental dem Erzherzog Karl im Breisgau gegenüberstand, General Desaix Gelegenheit hatte, die Befestigungswerke wiederherzustellen und wesentlich zu verstärken. Die Belagerung, die der siegreiche Erzherzog im November in Angriff nahm, stieß daher auf nicht geringe Schwierigkeiten und führte nach heftiger Beschießung und blutigen Kämpfen erst am 10. Januar 1797 zum Erfolg.



DAGOBERT WURMSER

auf Vendenheim, des H. R. R. Graf.

K. K. Feldmarschall. &c.

Gemalt und gestoch. zu Mannheim von K. M. Ernst.

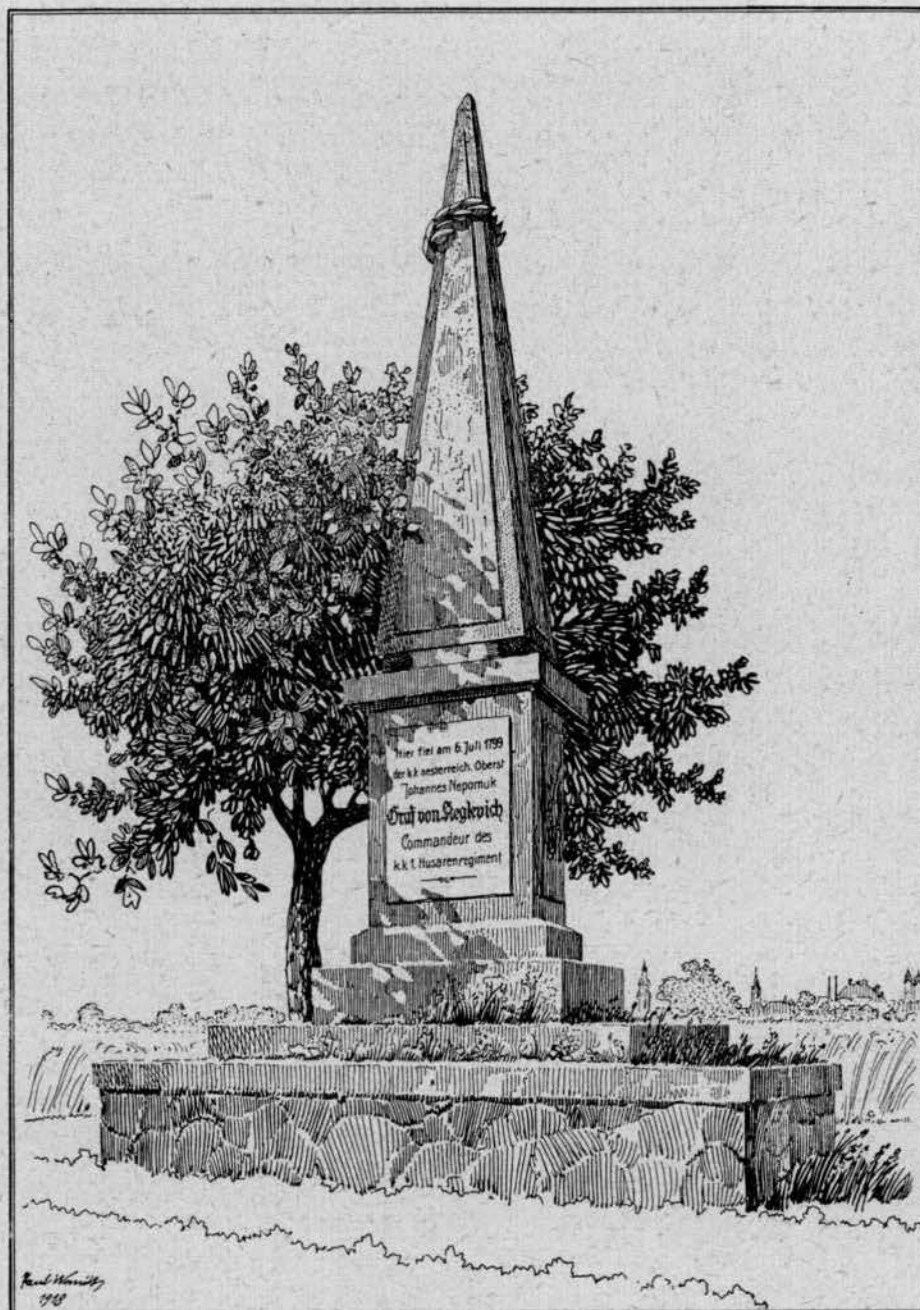
Wenige Monate später überschritten die Franzosen bei Diersheim von neuem den Rhein, gewannen Kehl durch einen Handstreich zurück und traten am 22. und 23. April 1797 den weiteren Vormarsch an. Aber am letzten Tage traf die Nachricht von dem inzwischen zu Leoben geschlossenen Präliminarfrieden ein; durch besondere Übereinkunft wurde für die französische Rheinarmee eine von Kappel über Ettenheim, Lahr, Gengenbach, Oberkirch und Achern nach Lichtenau laufende Demarkationslinie festgelegt. Der Frieden von Campoformio, der diesen ersten Koalitionskrieg beendete, und der mit dem Reich geschlossene Waffenstillstand waren für die Franzosen kein Hindernis, sich während der Verhandlungen des Rastatter Kongresses unter offener Verletzung des Völkerrechts wichtiger Plätze am Rhein wie der Festungen Ehrenbreitstein und Mainz und der Mannheimer Rheinschanze zu bemächtigen. Am Oberrhein beschränkten sie sich auf eine verstärkte revolutionäre Propaganda⁸³), die der neue Oberbefehlshaber der Rheinarmee, General Augereau, von seinem Hauptquartier Offenburg aus anfangs begünstigen zu wollen schien, indem er dem Straßburger revolutionären Führer Georg Friedrich List durch seinen Generaladjutanten Beistand bei einem für Mitte Januar geplanten Putsch zusagen ließ. So weit ist es indessen doch nicht gekommen. Die Abgesandten der Straßburger revolutionären Kreise, der schon erwähnte List, Professor Hirt, Dr. Schwan und andere, fanden mit den aufreizenden Reden, die sie im Hirschen zu Altenheim, im Hecht zu Ichenheim und an anderen Orten hielten, wenig Gegenliebe, die Altenheimer Bauern nahmen sogar zwei der Hitzköpfe gefangen und widersetzten sich auch mit Erfolg der Aufrichtung eines Freiheitsbaumes durch französische Soldaten. Augereau konnte es um so weniger wagen, die Aufwiegler offen zu unterstützen, als die rechtsrheinischen Regierungen sich sofort mit diesen Umtrieben beschäftigten und durch Vermittlung Metternichs bei der französischen Kongreßgesandtschaft in Rastatt Klage einreichten, worauf die Pariser Regierung dieser revolutionären Propaganda eine entschiedene Absage erteilen mußte.

Der zweite Koalitionskrieg, der noch im gleichen Jahr seinen Anfang nahm, führte bald von neuem französische Heere auf den Boden der Ortenau. General Jourdan überschritt im März 1799 den Rhein bei Kehl und Basel und rückte durch das Kinzigtal und die anderen Schwarzwaldpässe vor, aber das siegreiche Gefecht, das Erzherzog Karl den Feinden bei Stockach lieferte, nötigte sie bald zum Rückzug. Die Österreicher kamen auf der Verfolgung nahe an Kehl heran, konnten aber doch nichts Entscheidendes gegen die Festung unternehmen und beschränkten sich in der Folgezeit darauf, in Kleinkämpfen den Gegner nach Möglichkeit zu schädigen. An ein solches Scharmützel, das am 6. Juli zwischen Offenburg und Ortenberg stattfand, erinnert noch heute das Denkmal, das für den damals gefallenen österreichischen Obersten Graf Johann von Keglevich errichtet wurde. Im Schuttertal tat sich der brave Kürzeller Kreuzwirt Joh. Georg P f a f f besonders hervor, der einer nach Dinglingen vorgeschobenen österreichischen Kavallerieabteilung als Organisator einer berittenen Kundschaftertruppe wertvolle Dienste leistete und Anschläge der Franzosen auf Kürzell, Dinglingen und Schuttern vereiteln half⁸⁴).

⁸³) Vgl. Obser, Die revolutionäre Propaganda am Oberrhein im Jahre 1798, ZGORh N. F. XXIV, 199.

⁸⁴) Vgl. H. Krems, Joh. Georg Pfaff. Der Kreuzwirt von Kürzell. In: „Ortenau“ 28 (1941), S. 1—5.

Im Jahre 1800 wurde die Ortenau nur noch vorübergehend von den Kriegsoperationen berührt, da Moreaus Hauptplan dahin ging, mit dem rechten Flügel seines Heeres von der Schweiz aus den Rheinübergang zu vollziehen und dadurch den österreichischen Stellungen am Oberrhein in den Rücken zu kommen. Lediglich



Keglevich-Denkmal
bei Ortenberg

um diese Absicht zu verschleiern und den Gegner abzulenken, wurde General St. Suzanne, der Kommandant des linken Flügels, im April angewiesen, bei Kehl offensiv vorzugehen. Es gelang ihm auch, das dort stehende Korps des Feldmarschalleutnants Kienmayr aus seinen vorgeschobenen Stellungen zu werfen und unter heftigem Widerstand an der Kinzig und Rench vorzudringen, aber schon nach drei Tagen ging er wieder über den Rhein zurück, um über Breisach zur Hauptarmee zu stoßen

und deren Operationen zu unterstützen. Bald mußten auch die Österreicher ihre Stellungen im Rheintal aufgeben, um alle ihre Kräfte im oberen Schwaben gegen Moreau zusammenzuziehen; Offenburg und Kehl erhielten französische Besatzungen.

Der zwischen Frankreich und Österreich am 9. Februar 1801 zu Lunéville abgeschlossene Friede setzte ausdrücklich fest, daß den auf dem linken Rheinufer geschädigten deutschen Reichsständen für die verlorenen Gebiete Ersatz geleistet werden solle, ohne aber zunächst die Einzelheiten bestimmt festzulegen, deren Ausarbeitung dem Regensburger Reichstag vorbehalten sein sollte. In Regensburg nahm man sich, obwohl der Friede schon am 9. März auch von der Reichsversammlung ratifiziert worden war, zu dieser dornenvollen Aufgabe reichlich viel Zeit. Die Deputation, die am 2. Oktober zur Regelung der Entschädigungsfrage eingesetzt wurde, trat glücklich am 24. August 1802 zum erstenmal zusammen. Bonaparte aber war viel zu ungeduldig, um die territoriale Neugestaltung Deutschlands von dem Schnecken tempo dieser schwerfälligen Reichsregierungsmaschine abhängig zu machen, und schloß deshalb kurzerhand bereits am 4. Juni 1802 eine Mediations-Konvention mit Rußland, die einen vollständig ausgearbeiteten Teilungsplan enthielt. Die Reichsdeputation, der dieser Plan vorgelegt wurde, erklärte sich am 8. September zu seiner Annahme bereit und machte dabei, um wenigstens den Schein ihrer Beschlußfähigkeit zu wahren, den Vorbehalt, einige Abänderungen treffen zu können. Aber diese Selbständigkeitsgelüste brachten der höchsten Repräsentation des Reiches nur einen schroffen Tadel von seiten Bonapartes ein, so daß sich die Deputation gezwungen sah, mit Beschluß vom 25. Februar 1803 den Teilungsplan in allen Punkten zu genehmigen. Dieser berühmte „Reichsdeputationshauptschluß“, der am 25. April vom Kaiser ratifiziert und am 28. in Regensburg als Reichsgesetz verkündet wurde, brachte der Markgrafschaft Baden außer der Erhebung zum Kurfürstentum eine Vergrößerung ihres Gebiets, die ungefähr das Zehnfache der eingebüßten linksrheinischen Herrschaften betrug. Zu den Entschädigungslanden, die ihr damals zugesprochen wurden, gehörte der größte Teil der Ortenau: die Grafschaft Hanau-Lichtenberg, die straßburgischen Ämter Oberkirch und Ettenheim, die Abteien Gengenbach, Ettenheimmünster, Schwarzach, Allerheiligen, die drei Vereinsstädte Offenburg, Gengenbach und Zell und das freie Reichstal Harmersbach.

Markgraf Karl Friedrich hielt sich, nachdem der Kaiser und die übrigen Reichsstände hierin vorangegangen waren, nicht für verpflichtet, die Besitzergreifung der ihm zugefallenen Lande bis zur endlichen Ratifikation des Hauptschlusses hinauszuschieben, sondern verfügte bereits durch ein Patent vom 16. September 1802 die vorläufige Okkupation, die denn auch teils durch den Geh. Rat von Preuschen, teils durch den Mahlberger Landvogt von Roggenbach in der Zeit von September bis November allenthalben vollzogen wurde.

Es waren Gebiete von sehr verschiedener Größe und Gestaltung, die jetzt ihr jahrhundertlanges Sonderdasein jäh abgebrochen sahen und unter dem badischen Szepter vereinigt wurden. Daß gerade Baden bei dieser großen Länderverteilung verhältnismäßig am meisten begünstigt wurde, hatte in erster Linie natürlich politische Gründe, denn es lag im Interesse Frankreichs, „de fortifier le cercle de Suabe,

qui se trouve intermédiaire entre la France et les grands états germaniques“, wie Talleyrand in einem Gutachten vom 20. August 1802 ausführte⁸⁵). Aber es waren doch wohl auch keine bloßen Redensarten, wenn der französische Außenminister in demselben Bericht die Genugtuung der französischen Regierung darüber betonte, daß gerade dem badischen Markgrafen eine solche Bevorzugung zuteil werde⁸⁶).



Landvogt von Mahlberg
Freiherr von Roggenbach

Karl Friedrich hatte sich in langer segensreicher Regierung weit über die deutschen Grenzen hinaus aufrichtige und begründete Achtung erworben, und er zeigte sich dieses wohlverdienten Ruhmes auch jetzt würdig, als es galt, die neu erworbenen Landesteile mit dem bestehenden Staatsmechanismus in einen möglichst reibungslosen Einklang zu bringen. Man löste diese nicht leichte Aufgabe von badischer Seite mit einer bewundernswerten Tatkraft und Geschicklichkeit.

Schon im November 1802 wurde eine aus dem Geh. Hofrat Stösser, dem Reichschultheißen von Rieneck und dem Syndikus Stebel bestehende „provisorische Regierungskommission der Lande zwischen Schutter und Acher“ eingesetzt, die für die Einzelheiten der verwaltungsmäßigen Überleitung zuständig war, und noch ehe der Deputationshauptschluß unter Dach und Fach gebracht wurde, regelte bereits das

⁸⁵) Moniteur 1802 Nr. 334.

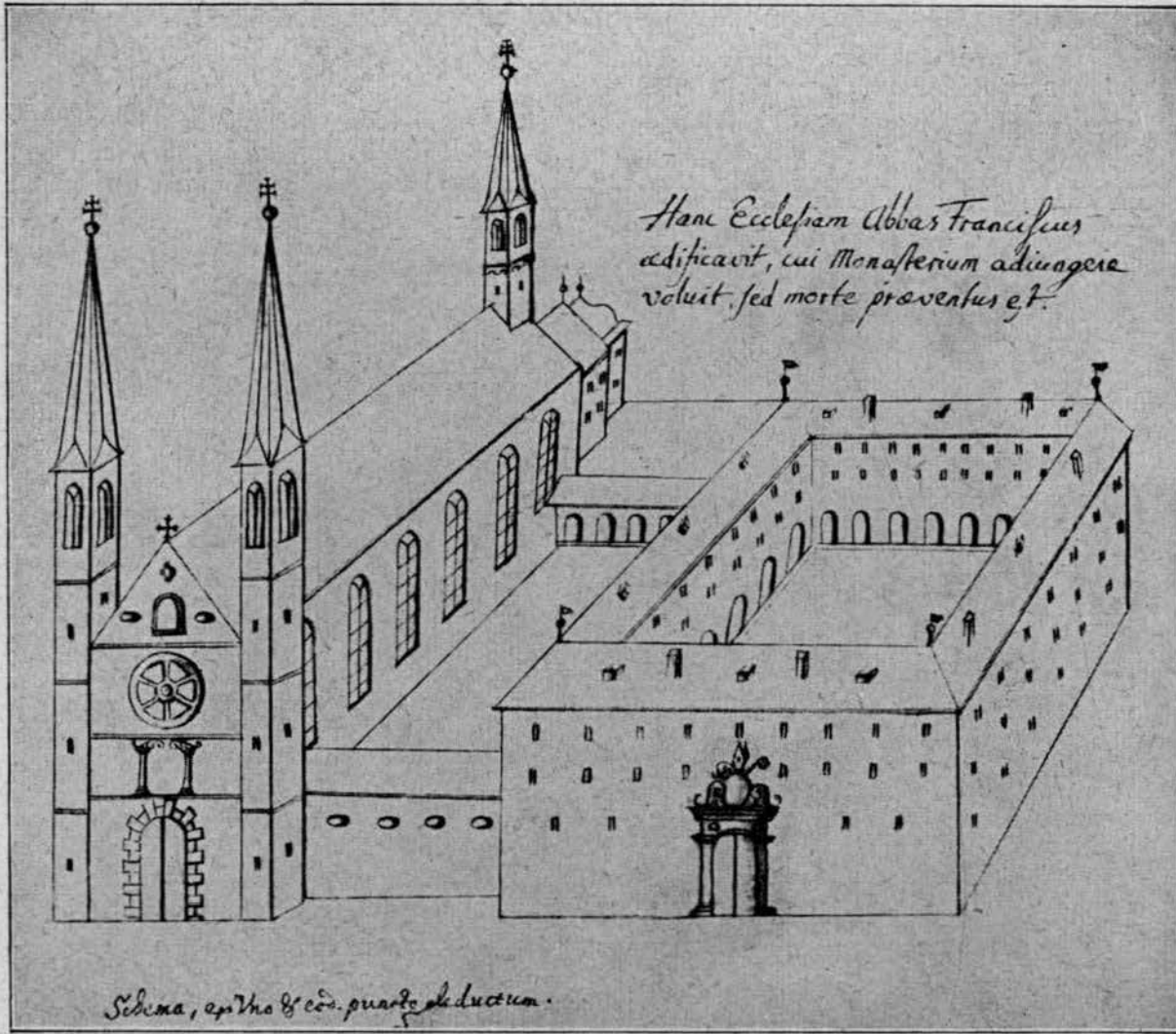
⁸⁶) „du gouvernement français, qui ne pouvait voir qu'avec plaisir une augmentation de puissance accordée à un prince dont les vertus avaient obtenu depuis longtemps l'estime de l'Europe.“

erste Organisationsedikt vom 4. Februar 1803 die Verwaltungseinteilung des so bedeutend vergrößerten Staates in die badische Pfalzgrafschaft, die badische Markgrafschaft und das obere Fürstentum. Die früher ortenauischen Gebiete kamen ausnahmslos zur Markgrafschaft, wurden also mit den altbadischen Stammländern aufs engste vereinigt. Der Eigenart der einzelnen Gebietsteile suchte man nach Möglichkeit Rechnung zu tragen, indem man die territorialen Gesetze und Gewohnheiten bestehen ließ, soweit es sich mit den Erfordernissen einer einheitlichen geordneten Staatsverwaltung irgend vertragen zu können schien; vornehmlich kam man durch Beibehaltung einiger Besonderheiten den Reichsstädten entgegen, die ja nicht nur gleich den anderen Territorien die langgewohnte Selbständigkeit einbüßten, sondern außerdem noch ihre alte demokratische Verfassung in plötzlichem Wechsel mit einer monarchischen Regierung vertauschen mußten. Auch auf kirchlichem Gebiet ging man mit einer maßvollen Schonung vor, die dem herrschenden Geist toleranter Aufklärung entsprach, betonte aber doch auf der anderen Seite, wie es dem überkommenen patriarchalischen Charakter des Territorialstaates angemessen war, das Recht der staatlichen Bevormundung so stark und ausdrücklich, daß Härten nicht ganz vermieden wurden und daß sich der Wechsel der Dinge gerade bei den geistlichen Instituten weit einschneidender fühlbar machte als bei den weltlichen Herrschaften. Durch das vierte Organisationsedikt vom 14. Februar 1803 wurden die Klöster Schwarzach und Ettenheimmünster vollständig aufgelöst; Allerheiligen, dem die Aufnahme von Novizen untersagt wurde, sollte wenigstens bis zum Aussterben der noch vorhandenen Mönche fortbestehen. Gegenbach allein blieb uneingeschränkt erhalten und durfte aus den aufgehobenen Abteien geeignete Geistliche und Laienbrüder zur Fortführung der klösterlichen Kommunität übernehmen, aber nur bis 1807⁸⁷⁾.

Außer den schon genannten Gebieten kam durch den Deputationshauptschluß auch die Herrschaft Lahr an das neue Kurfürstentum, doch war ihre Abtretung an die „zwischen dem Markgrafen von Baden, dem Fürsten von Nassau-Usingen und den übrigen Interessenten verabredeten Bedingungen“ geknüpft, die durch Verhandlungen zwischen dem preußischen Deputationsgesandten Haenlein, dem badischen Geheimen Rat Emanuel Meier und dem nassauischen Regierungspräsidenten von Kruse am 4. November 1802 zu Regensburg vereinbart wurden⁸⁸⁾. Preußen erklärt sich in dieser Konvention bereit, die von ihm für den Markgrafen von Ansbach verwaltete Grafschaft Sayn-Altenkirchen sofort, ohne den Tod des Markgrafen abzuwarten, an Nassau abzutreten, wofür dieses wiederum zugunsten Badens auf die Herrschaft Lahr verzichten sollte. Baden mußte aber für die sofortige Besitzergreifung dieser Herrschaft gewisse finanzielle Leistungen an Preußen und Nassau übernehmen. Nachdem die Konvention im November von Karl Friedrich ratifiziert worden war, eröffnete Nassau im Februar des folgenden Jahres, daß dem Besitzwechsel nun nichts mehr im Wege stehe, und der Landvogt von Roggenbach konnte zunächst am 21. März in Gemeinschaft mit dem nassauischen Regierungsrat von Neurath die Zivilbesitznahme vollziehen, der am 26. September zu Lahr die

⁸⁷⁾ Siehe „Ortenau“, 34. Heft 1954, S. 124—129.

⁸⁸⁾ Karlsruhe, Haus- und Staatsarchiv. III. Staatssachen. Staatserwerb. Nassau-Usingen.



Aufriß des Klosters Ettenheimmünster, 1683

Nach einer Zeichnung im GLA, Karlsruhe

offizielle Huldigung der Herrschaft Lahr, der Ämter Oberkirch, Lichtenau, Ettenheim und Schliengen und der Reichsstädte Offenburg, Gengenbach und Zell folgte.

Von den Abtretungen an Baden waren, soweit die Ortenau in Frage kommt, ausgeschlossen geblieben: die Landvogtei, die fürstenbergischen Herrschaften, die Besitzungen der Reichsritterschaft und die Grafschaft Geroldseck. Die Landvogtei wurde durch den Deputationshauptschluß zusammen mit dem Breisgau dem Herzog Herkules III. Rinaldo von Modena, dem letzten Herzog aus dem Hause Este, als Entschädigung für seine im Jahr 1796 an die Franzosen eingebüßten italienischen Lande zugewiesen. Es gab nun, wenn auch nur für kurze Zeit, das staatsrechtliche Kuriosum eines „herzoglich modenesischen Landvogts in der Ortenau“. Aber der Herzog starb schon am 14. Oktober 1803, so daß die Entschädigungslande an seinen Schwiegersohn, den Erzherzog Ferdinand von Österreich, übergingen, der durch Patent vom 18. Oktober die Regierung übernahm.

*

Das neue Kurfürstentum Baden hatte seine Begründung und Vergrößerung der Gnade Frankreichs zu danken, und es ist menschlich begreiflich, daß der greise

Landesherr, obwohl er für die Rangerhöhung und Machterweiterung durchaus nicht unempfänglich war, hieran einen gewissen Anstoß nahm. Wir dürfen es dem ganz auf das Reale gerichteten Scharfblick des badischen Unterhändlers in Paris, Sigmund von Reitzenstein, zuschreiben, daß diese reichsfürstlichen Bedenken am Ende wirkungslos blieben. Wenn Baden während der Verhandlungen über den großen Lunéviller Länderschacher als einziges unter allen deutschen Ländern gegen einen übermächtigen Gegner die Fahne patriotischen Stolzes hätte hochhalten wollen, so wäre das mit politischem Selbstmord gleichbedeutend gewesen. So konnte man sich wenigstens mit einem unverhofft reichen Landgewinn über die demütigende Abhängigkeit von Frankreich trösten, die Baden mit den anderen deutschen Staaten teilte, der es aber freilich auch als Grenzland in besonders fühlbarer Weise ausgesetzt war.

Gerade die Ortenau wurde im Jahre 1804 zum Schauplatz einer französischen Völkerrechtsverletzung, die in ganz Deutschland lebhaften Unwillen erweckte. Zu den zahlreichen Emigranten, die, wie oben erwähnt, in unserer Gegend eine Zuflucht gefunden hatten, gehörte auch der junge Herzog von Enghien, Ludwig Heinrich von Bourbon, ein Angehöriger des berühmten Hauses Condé. Nachdem er anfangs in das Emigrantenkorps eingetreten war und 1796 dessen Kommando übernommen hatte, schlug er nach Abschluß des Lunéviller Friedens seinen Wohnsitz in Ettenheim auf, wo ihn eine zarte Neigung zu seiner Kusine, der Prinzessin Charlotte von Rohan, einer Nichte des Straßburger Kardinals, auch noch nach dem Tode des letzteren (Februar 1803) festhielt. Die badische Regierung bereitete seinem Aufenthalt keine Hindernisse, da er sich jeder politischen Betätigung zu enthalten schien und auch der französische Geschäftsträger in Karlsruhe noch niemals angedeutet hatte, daß seine Anwesenheit unerwünscht sei. Der Herzog bezog zwar eine Pension von England, verhielt sich aber gegenüber den englischen Agenten, die eine tätige Organisation der in Deutschland lebenden französischen Royalisten ins Leben rufen wollten, völlig ablehnend. Das verhinderte nun freilich nicht, daß ehrlose Spitzel die Aufmerksamkeit des argwöhnischen ersten Konsuls auf diesen Sproß des ehemaligen französischen Königshauses lenkten und den Herzog als Anführer eines gegen die neuen Machthaber gerichteten Komplotts denunzierten. Auf Talleyrands Rat beschloß man in Paris, ohne Rücksicht auf die badischen Landesgrenzen diesen angeblichen Umtrieben ein gewaltsames Ende zu bereiten. In einem Schreiben an Edelsheim vom 10. März 1804 gab Talleyrand zu verstehen, daß Offenburg ein Herd royalistischer Machenschaften sei und schloß daran die Forderung, die dort wohnenden verdächtigen Personen nach Straßburg auszuliefern und alle übrigen Emigranten sofort des Landes zu verweisen. Aber als dieses Schreiben in Karl Friedrichs Hände gelangte, war die längst geplante Gewalttat bereits geschehen. In der Nacht vom 14. zum 15. hatten zwei französische Korps in aller Stille den Rhein überschritten, General Caulaincourt bei Kehl, General Ordener bei Rheinau. Während die Truppen des ersteren nach Offenburg rückten und um 3 Uhr nachts die Baronin von Reich nebst einem halben Dutzend anderer Emigranten verhafteten, erschien General Ordener mit 100 Mann in Ettenheim und nahm den Herzog, der alle an ihn gelangten Warnungen verschmäht hatte, nebst einigen

Begleitern gefangen⁸⁹⁾. Schon eine Woche später wurde der Herzog von Enghien nach einem summarischen Kriegsgerichtsverfahren im Festungsgraben von Vincennes erschossen.

Bei aller Anerkennung, die man dem lauterem und mutigen Charakter des Herzogs zollen mag, bei aller Anteilnahme, die sein unverdientes Schicksal hervorruft, ist es doch müßig, sich durch dieses Opfer einer brutalen Gewaltpolitik zu rührseligen Deklamationen hinreißen zu lassen, denn wann und wo wäre jemals das Völkerrecht nicht von dem mißachtet worden, der die Macht dazu in der Hand hatte! Und daß Frankreich das Recht des Stärkeren für sich hatte, zeigt das Nachspiel des Falles Enghien mit beklagenswerter Deutlichkeit, denn weder Baden noch der Reichstag, weder Preußen noch Österreich konnten es wagen, gegen die Grenzverletzung unzweideutig zu protestieren, geschweige denn etwas Ernsthaftes dagegen zu unternehmen. Es nützte nichts, daß der am Karlsruher Hof weilende Schwedenkönig seinem Unmut offenen Ausdruck verlieh, und ein geharnischter Protest, den der Zar nach Regensburg sandte, diente nur dazu, die hohe Reichsversammlung und ihre Mitglieder in peinlichste Verlegenheit zu setzen.

Die Zeit war nicht mehr fern, in der Frankreich dem wehrlosen Europa seinen Willen diktieren konnte. Das Grenzland Baden, das bei feindseliger Haltung gegen Frankreich einen sofortigen Einfall französischer Heere mit allen seinen greuelvollen, schon allzuoft erlebten Folgen befürchten mußte, hatte in den Verhandlungen, die dem Ausbruch des neuen Koalitionskrieges im Jahre 1805 vorangingen, keine andere Wahl, als die von Napoleon kategorisch gestellten Forderungen des Anschlusses an Frankreich und der Entsendung eines badischen Hilfskorps bedingungslos anzunehmen. Am 5. September mußte sich Karl Friedrich schweren Herzens zur Unterzeichnung des Vertrages entschließen, der die Schicksale seines Landes in die Hände des französischen Imperators legte. Wenige Wochen später überschritten französische Heere unter Lannes, Murat und Davoust den Rhein. Die Festung Kehl wurde aus strategischen Gründen auf Anordnung Napoleons ohne vorherige Befragung der badischen Regierung niedergerissen, und das Land hatte



Herzog von Enghien

⁸⁹⁾ Vgl. E. Batzer, Ein Bericht über die Gefangennahme des Herzogs von Enghien in Ettenheim. In: „Ortenau“ 18 (1931), S. 177—182.

unter den Erpressungen und Ausschreitungen der durchziehenden Truppen schwer zu leiden. Glücklicherweise kürzte der rasche Siegeszug des französischen Heeres nach Osten diese Leidenszeit ab, und man konnte bald sein ganzes Interesse der Frage zuwenden, welche Gebietserwerbungen Baden diesmal als Preis für seine bereitwillige Gefolgschaft werde durchsetzen können. Die badische Diplomatie war aber lässiger als drei Jahre zuvor und ließ sich von Bayern und Württemberg überflügeln. Als Reitzenstein endlich am 17. Dezember als Bevollmächtigter in Wien eintraf, fand er sich bereits vollendeten Tatsachen gegenüber, da schon einige Tage vorher der Geh. Referendär Oehl in Brünn eine Konvention unterzeichnet hatte, wonach sich die badischen Erwerbungen auf einen großen Teil des Breisgaus, die Landvogtei Ortenau und die Stadt Konstanz mit der Mainau beschränkten. Der Wiener Vertrag vom 20. Dezember, durch den Napoleon dem Kurfürsten diese Gebiete garantierte (wofür allerdings ein Geheimartikel die Abtretung Kehls an Frankreich bestimmte), wurde in Artikel 8 des kurz darauf abgeschlossenen Preßburger Friedens auch von Österreich anerkannt. Baden hatte damit außer den alten zähringischen Stammländern auch das langersehnte Verbindungsstück zwischen seinen oberen und unteren Gebieten völlig in seine Hand bekommen. Durch Patent vom 4. Januar 1806 erklärte der Kurfürst die Besitznahme und ernannte am 7. zu Kommissaren für die Besitzergreifung den Hofrichter Baron von Drais und den Hofratsdirektor Stoesser. Aber mit dieser Anordnung war die badische Regierung den Wünschen des französischen Kaisers vorausgeeilt, der am 4. Januar aus München an Karl Friedrich schrieb, er selbst wolle einen Kommissar ernennen, und man könne einstweilen alle Maßnahmen treffen, um den Antritt der Herrschaft in den abgetretenen Gebieten vorzubereiten. Dadurch sah man sich in Karlsruhe veranlaßt, die Aufgabe der badischen Kommissare vorläufig darauf zu beschränken, daß sie nur „die nötigen statistisch-kameralistischen Notizen in den geeigneten Wegen einzuziehen hätten“. Erst im Frühjahr folgte diesen Vorbereitungen die endgültige Übernahme der neuen Landesteile.

Ganz unentschieden war in den Verträgen des Jahres 1805 noch das Schicksal der reichsritterschaftlichen Besitzungen geblieben, aber der deutlich kundgegebene Wille Napoleons, daß diese Zwerggebilde zugunsten der neuen Kurfürstentümer verschwinden sollten, genügte, um zunächst Württemberg, dann auch Baden zur Okkupation zu veranlassen, ehe hierfür ein genügender Rechtstitel vorhanden war. Der Hofratsdirektor Stoesser, der diese Okkupation in der Ortenau im Dezember 1805 leitete, stieß auf den heftigen Widerstand der Landvogteibeamten und der Freiburger Regierung, besonders als er seine Maßnahmen auch auf Schuttern ausdehnte unter dem Vorgeben, daß dieses Kloster durch den Deputationshauptschluß an den Ritterorden der Malteser gefallen sei. Indessen konnten diese papierernen Proteste dem unaufhaltsamen Gang der Ereignisse keinen Einhalt mehr gebieten. Als die süddeutschen Fürsten unter dem Druck der französischen Übermacht sich in der Rheinbundakte vom 12. Juli 1806 förmlich vom Reich lossagen und in französische Protektion begeben mußten, wurden ihnen neue Entschädigungen zuteil; Baden erhielt unter anderem jetzt die Besitzungen der mediatisierten Reichsritterschaft und die Souveränität über den größten Teil der fürstenbergischen Lande,

wozu auch die im Kinzigtal gelegene Herrschaft Hausach gehörte, von der Karl Friedrich am 13. August 1806 Besitz ergriff⁹⁰⁾.

Damit war die Ortenau in dem ganzen Umfang ihrer alten Gaugrenzen an das Haus Baden gefallen, mit einziger Ausnahme eines Miniaturstaates, der noch immer seinen alten Besitzer beibehielt, der Grafschaft Geroldseck, deren Inhaber, die Grafen von der Leyen, 1806 in den Fürstenstand erhoben wurden. Auf einen Gebietsaustausch zielende Verhandlungen, die in den folgenden Jahren mit den Fürsten angeknüpft wurden, führten zu keinem Erfolg, wohl aber verursachten zahlreiche Streitpunkte, wie die Erhebung des Warenzolles, die Besetzung der ritterschaftlichen Enklaven und anderes, eine Fülle unerquicklicher Auseinandersetzungen. Erst nachdem durch Artikel 51 der Wiener Kongreßakte die Grafschaft in österreichischen Besitz übergegangen war, konnten die Austauschverhandlungen mit mehr Aussicht auf Erfolg wieder aufgenommen werden, zumal da sich Österreich die Souveränität über das entlegene Ländchen wohl nur deshalb hatte zuschreiben lassen, um es als Tauschobjekt für die Kompensationsverhandlungen mit Bayern zur Verfügung zu haben. Am 10. Juli 1819 wurde dann endlich zu Frankfurt a. M. der Vertrag geschlossen, der gegen Abgabe einiger enklavierter Splitter des Oberamts Wertheim den Übergang der Grafschaft Geroldseck an das Großherzogtum Baden festsetzte. Nachdem sich der von Großherzog Ludwig ernannte Kommissar, der Offenburger Kreisdirektor Geh.-Rat Kirn, mit dem österreichischen Ministerialresidenten in Frankfurt Baron von Handel in Verbindung gesetzt hatte, konnte am 3. Oktober 1819 an dem geroldseckischen Amtsort Seelbach die förmliche Übergabe und Besitzergreifung vollzogen werden.



Wappen der Ortenauer Reichsritterschaft

*

Mit diesem Aufgehen des letzten Restes der früheren ortenausischen Territorien im badischen Mittelstaat ist die politische Geschichte der Ortenau an ihrem Ende angelangt. Durch die völlige Auflösung der bunten Vielfältigkeit, die bis zum Untergang des alten Reiches der deutschen Landkarte ihr unverkennbares Gepräge verliehen hatte, sind größere staatliche Zusammenhänge geschaffen worden. Sie treten nun aus eigenem Recht ein neues eigenes Dasein an, in dem die Linien der früheren politischen Gebilde mehr und mehr verschwimmen und schließlich zu historischen Erinnerungen werden. Ihre Namen leben wohl im allgemeinen Bewußtsein neben der amtlichen Verwaltungseinteilung des neuen Staates fort als

⁹⁰⁾ Vgl. J. L. Wohleb, Huldigungsfeier zu Offenburg 1806 beim Übergang der Ortenau an Baden. In: „Ortenau“ 22 (1935), S. 65—70.

Zeugen einer langen, wechselvollen Vergangenheit, aber sie haben keine eigene Geschichte mehr, die für sich eine abgesonderte Darstellung beanspruchen dürfte. Die Geschichte der Ortenau im 19. Jahrhundert ist nur ein Teil der größeren badischen Geschichte, aus deren Zusammenhang sie nicht herausgerissen werden kann.

Eindrucksvoller Straßen- und Brückenbau

Von Otto Ernst Sutter

Vor reichlich hundert Jahren schien es, als seien im Verkehrswesen die Landstraßen gegenüber den Eisenbahnen endgültig ins Hintertreffen geraten. Die Einwände, die anfänglich von besonders konservativen Gemütern gegen Schienentränge erhoben wurden, verstummten mehr und mehr. Das „Dampfroß“ — Kennzeichnung der Lokomotive aus der Sicht auf das Zeitalter der Postkutsche — beherrsche, so meinte man, nun für alle Zeiten das Unterwegssein, soweit es nicht auf Schusters Rappen vor sich gehe. Freilich, in den Verhandlungen über den Bau einer Großherzoglich Badischen Staatseisenbahn von Mannheim über Heidelberg, Karlsruhe, Offenburg, Freiburg nach Basel in der Zweiten Kammer der Landstände äußerte der weitschauende, liberale Abgeordnete und Volksmann Karl von Rotteck, Professor an der Universität Freiburg, er könnte sich vorstellen, bei der weiteren technischen Entwicklung werde es vielleicht einmal dazu kommen, daß Schienen überflüssig seien, daß Maschinen erfunden würden, mit denen zementierte Straßen befahren werden könnten. Diese mehr als prophetisch anmutende Meinung wurde etwa ums Jahr 1838 ausgesprochen — nicht ganz ein halbes Jahrhundert war verstrichen, da wurde dieser „Traum“ Karl von Rottecks durch die Erfindungen des Badeners Carl Benz und des Württembergers Gottlieb Daimler verwirklicht. Das Auto zeitigte eine Renaissance der Straße, wie sie auch kühne Optimisten kaum zu ahnen gewagt hatten.

In welchem großartigen Ausmaß Straßen und mit ihnen Brücken der Beförderung von Menschen und Gütern heute dienen, davon kann man sich im Bereich unseres „Historischen Vereins für Mittelbaden“, in der Herzlandschaft des Oberrheins, der Ortenau, gewissermaßen schulfallmäßig überzeugen. Der Ausbau der Bundesstraßen und vieler Landstraßen im allgemeinen scheint keine Grenzen zu haben. Die Autobahn, die auf ihrem Zug von Nord nach Süd bzw. von Süd nach Nord unser Gebiet durchzieht, wird wohl 1961 vollendet sein. Gerade in der Ortenau entstand eine ganze Reihe von Autobahnzubringern, von denen jeder selbst ein kleines Meisterwerk neuzeitlichen Straßen- und Brückenbaus darstellt.

Verdient schon, was an Erneuerungen und Neubauten im Straßen- und Brückenbau in den Jahren nach 1949 geleistet worden ist, in ingenieurlicher Hinsicht hohe

Anerkennung, so erscheint es im besonderen geboten, darauf hinzuweisen, daß die baulichen Schöpfungen weitestgehend den Wünschen und Forderungen von Landschafts- und Denkmalschutz entsprechen. Daß in ganz vereinzelt Fällen, wie etwa bei der Erneuerung der alten Haslacher Brücke, eine restlose Übereinstimmung zwischen den Straßenbaubehörden und dem Denkmalschutz nicht möglich war, sollte nicht dazu verleiten, zu übersehen, daß, im großen betrachtet, die Tätigkeit der Straßenbauverwaltung durchaus mit einer verständnisvollen Landschaftspflege in Einklang steht. Man darf im Ingenieur der Gegenwart einen echten Naturfreund und Landschaftspfleger sehen, der ex officio, aber auch aus bewußter kultureller Haltung nicht mehr als unerläßlich nötig in die Landschaft eingreift.

Der Schreiber dieser Zeilen hat die verehrten Leiter der Straßenbauämter in Achern und in Offenburg, Oberregierungsbaurat Hambrecht und Oberregierungsbaurat Stengle, gebeten, für diese kurze Würdigung der Straßen- und Brückenbauten in der Ortenau eine Übersicht über die wichtigsten straßenbaulichen Bauwerke zur Verfügung zu stellen. Erfreulicherweise haben die Herren dieser Bitte entsprochen, wofür auch an dieser Stelle noch einmal herzlich gedankt werden soll.

Beginnen wir mit dem Kreis Rastatt: In ihm sind diese Bauausführungen besonders bemerkenswert: Der Autobahnzubringer Murgtal von der Anschlußstelle der Autobahn bis Rotenfels mit einer Brücke über die Murg und die Murgtalbahn; ferner die Hangbrücke Weisenbach (Murgtal) im Zug des großen Ausbaues der Murgtalstraße. Es handelt sich um eine über 400 Meter lange „Hangbrücke“ am steil abfallenden Felshang der Murg; dann die Gewölbebrücke mit Natursteinvermauerung aus Murgtalgranit über die Raumünzach bei Raumünzach an der Einmündung in die Murg, ein hoher elliptischer Bogen über die tiefe Raumünzachschlucht; weiter die Murgbrücke bei Niederbühl, ein Neubau anstelle der kriegszerstörten alten Brücke; und die Beseitigung des schienengleichen Bahnübergangs südlich von Bietigheim — Bundesstraße Nummer 36 — unter gleichzeitiger Verbesserung der Linienführung durch eine Brücke über die Bahnlinie. Hier wurde die ehemals rechtwinklige Bahnkreuzung beseitigt.

Besonders umfassend und auch imponierend sind die ingenieurlichen Bauten im Stadtkreis Baden-Baden. Der vielbewunderte Autobahnzubringer wurde zweibahnig ausgebaut und kreuzungsfrei bis zum Ebertplatz. Es entstand eine Verbindung zwischen der Bundesstraße 36 und der Autobahn wie zwischen dieser und der Bundesstraße 3, wobei der Zubringer weitergeführt wurde bis ins Stadttinnere. Es kam zu Brücken über den Ooskanal, über die Bundesbahnlinie Mannheim—Basel und über die Bundesstraße 3. Die Brücke über das Oostal ist eine rund 450 Meter lange Hochbrücke, die längste fugenlose Brücke Deutschlands. Ihre elegante Form springt in die Augen.

Auch im Kreis Bühl ist viel entstanden. Da sei zunächst der Autobahnzubringer Bühl hervorgehoben, die Verbindung zwischen der Autobahn und der Bundesstraße 3 bei Bühl, mit Weiterführung nach Bühlertal bis Altschweier. Eine Brücke führt über die Oberrheinbahnstrecke und die Bundesstraße 3, den Affentaler Weg und die Bühlot. Es handelt sich um eine landschaftlich reizvolle Linie der Straßenführung mit fesselndem Blick auf den Schwarzwald zwischen Fremersberg und

Hornisgrinde, faszinierender Sicht bei Überquerung der Vorberge auf Yburg, Bühlerhöhe, Plättigkapelle, ins Bühler Tal und auf die Burg Windeck. Die Brücke über die Bühlot ist eine der schlanken eleganten Übergänge, die sich mit aller Selbstverständlichkeit in die Landschaft einfügen.

Der Autobahnzubringer Achern mit Weiterführung ins Achertal hat seine eigenen landschaftlichen Reize mit den Bauwerken über die Acher, ebenfalls über die Bahnlinie und über die Bundesstraße 3 hinweg. Dabei lenkt die Brücke über die Acher und zwei parallel verlaufende Feldwege die Aufmerksamkeit des technisch interessierten Betrachters besonders auf sich.

Dem Straßenbauamt Achern ist auch der Ausbau der Schwarzwaldhochstraße anvertraut, dem der Naturfreund mit besonderer Teilnahme folgt, weil endlich auch der verunstaltete Mummelsee wieder in einen würdigen Zustand versetzt werden soll.

Die bisher kurz gekennzeichneten baulichen Leistungen sind auf das Straßenbauamt Achern zurückzuführen. Nicht weniger reich und mannigfaltig sind die Baumaßnahmen im Bezirk des Straßenbauamts Offenburg in den Kreisen Offenburg, Wolfach, Kehl und Lahr.

Zunächst sei von den Schöpfungen im Kreis Offenburg die Rede. Da steht im Vordergrund der großartige Autobahnzubringer bei Offenburg unter gleichzeitiger Beseitigung des Bahnüberganges bei Hofweier. Ferner seien registriert: Ausbau und Verbreiterung der Bundesstraße 3, die massive Kinzigbrücke zwischen Bühl und Weier, Ausbau der Straße zwischen Oppenau und Allerheiligen, der Bundesstraße 28 zwischen Löcherberg und Bad Peterstal mit Erneuerung der Renchbrücke in Löcherberg; Neubau der Stadtbrücke in Oppenau, ebenso der unteren und oberen Finkenbrücke des Renchtalstädtchens; Neubau der Renchbrücke beim Bahnhof Oberkirch, Renchbrücke bei Stadelhofen, Renchbrücke in Bad-Freyersbach, Brücke über den Freyersbach; Renchbrücke in Bad Peterstal, Brücke über die Bundesbahn bei Windschlag im Zug der Bundesstraße 3, Neubau der Kinzigbrücke bei Gengenbach u. a.

Im Kreis Wolfach kam es zu umfassenden Straßenverbreiterungen an der Bundesstraße 3 und an anderen Straßen, vor allem auch zu frostsicherem Ausbau. Zu nennen sind eine neue Brücke bei Steingrün, eine solche über den Erlenbach bei Biberach, eine weitere über die Gutach, die Stadtbrücke in Hornberg, die neue Gutleutbrücke in Haslach, die Stadtbrücke in Schiltach; eine Brücke über die Kinzig bei Schenkenzell, die Dreikönigsbrücke über die Reinerzau u. a.

Für den Kreis Kehl stehen im Vordergrund der weit ausholende Autobahnzubringer Appenweier mit vier Brücken und zwei Durchlässen mit der Umgehung der Ortsdurchfahrt Sand, ferner der großartige Neubau der Rheinbrücke Kehl—Straßburg mit dem Neubau der Zufahrtsstraße, und neben Straßenausbauten die neue Brücke über die Schutter bei Eckartsweier, eine Kinzigbrücke bei Willstätt u. a.

Und endlich sind auch im Kreis Lahr umfassende Erneuerungen und Verbreiterungen, Beseitigung von Frostschäden u. ä. vorgenommen worden. Eine neue Brücke über den Mühlbach bei Ottenheim ist noch zu erwähnen.

Dieser Überblick beschränkt sich aus naheliegenden Gründen, ohne auf Vollständigkeit Wert zu legen, auf einige skizzenhafte Angaben. Immerhin mögen diese Angaben genügen, dem Leser die Überzeugung zu vermitteln, daß Straßen- und Brückenbau, wie anderwärts, auch in seiner Heimat Bewundernswertes geleistet hat und leistet.

Hochentwickeltes Reise- und Bäderwesen

Von Otto Ernst Sutter

Die oberrheinischen Landschaften zwischen Odenwald—Main im Norden und Hochrhein—Bodensee im Süden werden in Werbeschriften gelegentlich als klassischer Bereich innerdeutscher wie internationaler Touristik bezeichnet. Das Herzstück dieser Domäne gepflegten Gästewesens, die Ortenau, im weitesten Sinne etwa Mittelbaden, trägt sichtbar und entscheidend dazu bei, solcher propagandistischer Verheißung tragfähige Erfüllung zu gewährleisten, Ruf und Ansehen des südwestdeutschen Fremdenverkehrs zu behaupten und immer noch zu mehren.

In den letzten drei Jahrzehnten, also in der Zeit, die verstrichen ist, seit diese großangelegte Monographie unserer heimatlichen Welt herausgegeben wurde, die nun, auf den Stand der Dinge der Gegenwart ergänzt, neu erscheint, haben touristischer Handel und Wandel, wenn gleich durch den Zweiten Weltkrieg und die Epoche der schlimmsten Folgen des Zusammenbruchs unterbrochen, in fast unglaublich anmutendem Ausmaß sich zu entwickeln vermocht. Ortschaften, die nicht wenigstens an einem munteren Ausflugsverkehr teilhaben, dürfte es nur noch wenige geben, von den Bade- und Kurplätzen, Sommerfrischen und Wintersportbezirken ganz zu schweigen. Es macht mehr oder weniger den Ehrgeiz der Rathäuser in großen, mittleren und kleinen Siedelungen aus, im Umtrieb des Fremdenverkehrs eine Rolle zu spielen. Für ungezählte Städtlein und Dörfer ist das Urlaubswesen zum Ausgangspunkt neuen wirtschaftlichen Aufstiegs geworden. In der Hauptferienzeit wird auch die Ortenau von der Touristik in ihren vielfachen Abschattierungen beherrscht. Die großenteils ausgebauten Straßen, nicht selten aber auch noch verträumte Sträßlein stehen dann im Zeichen eines mächtigen Autoverkehrs, der allerdings nicht selten beängstigende Formen annimmt. Die Unterbringung der Gäste, die hauptsächlich von der Wasserkante, aus Rheinland—Westfalen, aus Hessen, aber auch aus dem Saarland kommen, bereitet in den Wochen stärksten Zustroms der Besucher oft erhebliche Schwierigkeiten. In stetig wachsender Zahl ergänzen Privatzimmer, die oft freigestellt werden, indem die Vermieter in ihren Wohnbedürfnissen sich einschränken, um am Gewinn des Fremdenverkehrs aus der Vermietung teilzuhaben, die gastgewerblichen Unterkünfte. Viele

Gasthöfe und Wirtschaften haben, wie natürlich auch die großen Hotels, durchgreifende Renovierungen und Ausbauten vorgenommen. Dabei haben sich, zwar nicht immer, aber doch häufig Verständnis für zeitgemäßen gastlichen Stil und oft erstaunlich weitschauende Unternehmungslust durchgesetzt.

Auch in kleinen Gemeinden widmet man sich im Rathaus planmäßig und mit anpassungsfähiger Hingabe der Fremdenverkehrspflege. Nicht nur Städte, sondern auch Städtlein und große Dorfschaften unterhalten eigene Verkehrsämter, die da und dort von privaten Verkehrsgemeinschaften betreut werden. Fast durchweg steht man mit den großen Reisebüros in Verbindung, die mehr und mehr ihre Tätigkeit nach Gesichtspunkten orientieren, wie man sie von der Industrie her kennt. Die „Reise von der Stange“ läßt sich aus dem zeitgenössischen Fremdenverkehr nicht mehr wegdenken. Gerade für die mittleren und kleineren Kurorte und Sommerfrischen bedeuten die Reisebüros ungewöhnlich viel. Infolge der Zuführung von Gästen durch sie kam meist der erste Anfang fremdenverkehrlicher Tätigkeit in Gang, wie er durch sie am Leben erhalten bleibt. Doch läßt sich feststellen, daß nicht selten Gäste, die zunächst von einem Reisebüro in eine Sommerfrische gebracht wurden, schon das zweite Mal „auf eigene Kappe“ erscheinen, weil es ihnen der fragliche Ferienort angetan hat. Das kollektive Reisen fördert so, wenn wahrscheinlich auch ungewollt, das individuelle Reisen, das gerade im Badischen früher gang und gäbe gewesen ist.

Anerkennungswert ist der Eifer, den große und kleine Reiseorte der Pflege ihres Antlitzes zuwenden. Denkmalpflege und Landschaftsschutz vermögen sich immer mehr durchzusetzen, wenn leider auch immer noch Verstöße gegen die Forderung (und Pflicht!) der Erhaltung von Unberührtheit und bodenständigem Charakter alter Ortsbilder gegenüber allzu unbekümmerter Reklame wahrgenommen werden müssen. Wie segensreich ein besonderes Ortsstatut zugunsten des Stadtbildes in Siedelungen mit altertümlichem Wesen zu wirken vermag, dessen wird man in Gengenbach inne, das zu einem Schulfall gepflegten Denkmal- und Ortsschutzes geworden ist.

Hervorragende Bedeutung kommt in der Ortenau auch dem Ausflugsverkehr zu, der nicht zuletzt durch die „Badische Weinstraße“ von Baden-Baden nach Offenburg und Gengenbach durch das Rebland, das dem Schwarzwald vorgelagert ist, angeregt und gefördert wird. Die Sympathien, die zumal das Elsaß, gewissermaßen traditionell, mit Baden-Baden, dem Renchtal, dem Kinzig- und Gutachtal, dem Bereich um Lahr verbinden, haben für unsere Landschaften eine neue Bestätigung erfahren. Nun, die Ortenau ist ja doch die historische Passage des West-Ost- bzw. des Ost-West-Verkehrs durch und über den Schwarzwald. Über Renchtal und Kniebis erreicht man die in den letzten Jahren fast auf ihrer ganzen Strecke ausgebauten Schwarzwaldhochstraße, deren weitere Erneuerung auch das traurige Kapitel des Mummelsees endlich zum Guten wenden wird. Die Schwarzwaldbahn, die freilich im Gegensatz zu der internationalen Standardlinie in der Rheinebene, die Skandinavien mit dem Mittelmeer verbindet, zurücksteht, wird zumindest in allernächster Zeit noch nicht elektrifiziert werden. Die neuen Dieselmotoren, auch in ihrer eindrucksvollen Formung erfreulich, erlauben beträchtliche Abkürzungen der

Verkehrszeiten. Die Autobahn, die bis 1961 wohl bis nach Basel fertiggestellt sein wird, tut ein übriges, den internationalen touristischen Verkehr zu fördern. Vergewärtigt man sich, in welchem gewaltigem Ausmaß und besonders auch in welchem Tempo das gesamte Straßen- und Eisenbahnwesen in den Jahren seit dem Neubeginn von 1949 neuzeitlichen Bedürfnissen angepaßt worden ist, so besteht aller Anlaß, diesen Leistungen Bewunderung und Dank zu zollen.

Gegenüber der Zeit, in der dieses Buch zum erstenmal herauskam, hat das eigentliche Wandern erhebliche Einbußen erlebt. Um so mehr wird man die Wirksamkeit des Schwarzwaldvereins rühmen, der die Markierung der Quer- und Höhenwege überraschend schnell wieder in Ordnung gebracht hat. Und in allerjüngster Zeit gewinnt man doch bisweilen den Eindruck, als würde etwas freudiger und mehr gewandert werden. Begrüßenswerterweise sorgen vor allem auch die Betreuer der Gäste dafür, daß diese mit den herrlichen Wanderpfaden und damit mit der Landschaft in Berührung kommen. Dankenswert ist auch die rege Wirksamkeit des „Vereins der Naturfreunde“.

Ein Wort besonderer Art gebührt den Bade- und Kurorten der Ortenau. Namentlich genannt seien Baden-Baden, Bad Griesbach, Bad Peterstal mit Bad Freyersbach und Bad Rippoldsau. Von allen, von der Weltbäderstadt an der Oos wie von den Kniebisbädern, gilt, daß sie, vielfach mit staatlicher Unterstützung, ihre balneologischen Einrichtungen ausgebaut und vermehrt haben. Der Stand ihrer Kureinrichtungen entspricht durchweg den Wünschen anspruchsvoller Gäste. Vielfach sind neue Zweige der Heilmittelanwendung zu den angestammten Instituten gekommen. So werden Bad Griesbach und Bad Peterstal heute unter den Moorbädern aufgeführt, und Bad Peterstal ist auch Kneippkurort geworden. Die Quellen von Bad Griesbach, Bad Peterstal, Bad Freyersbach und Bad Rippoldsau, die auch zu Trinkkuren zur Verfügung stehen, sorgen, als Tafelwasser zur Versendung kommend, dafür, daß man immer wieder an diese heilsamen Gaben der Mutter Erde und an die Stätten erinnert wird, in denen sie den geheimnisvollen Tiefen entsteigen. Gerade in dem Umstand, daß die Bäder der Ortenau zu neuer Blüte gelangt sind, vielfach eine Frequenz aufweisen, die über jene der Vorkriegszeit hinausragt, läßt erkennen, welche imponierende Stellung unserer Landschaft im Reise- und Bäderwesen zukommt.

So hoch man aber auch Straßen- und Eisenbahnwesen, Bäder- und Kurorte und den Stand der Gastronomie einschätzen mag, entscheidend für die Gunst, die eine Reise- und Ferienlandschaft zu gewinnen vermag, ist doch der auf allen Wegen spürbare Geist, die überall fühlbare Bereitschaft zur Gastlichkeit. Auch damit ist es bei uns gut bestellt. Freilich wird man nachdrücklich wünschen müssen, daß Schule und Elternhaus nichts verabsäumen, in den Heranwachsenden den Sinn für die Sendung gastlicher Haltung zu wecken. Gastlichkeit muß auch für die Ortenau zum kostbarsten gesinnungshaften Erbgut sein, das Generation an Generation weiterreicht.

Die Wirtschaft der Ortenau im 19. und 20. Jahrhundert

Von Hans Georg Zier

Die Ortenau hat teil an allen Landschaftsformen: der Rheinebene, den weiten Flußtälern etwa der Murg, der Rench, der Kinzig, an den Vorbergen des Schwarzwaldes und an den Schwarzwaldhöhen selbst. Dieser Vielfalt der Landschaft entspricht die Mannigfaltigkeit der wirtschaftlichen Betätigung einer fleißigen, aufgeweckten und anstelligen Bevölkerung. Die Aufgliederung der Ortenau in die einzelnen Territorien ist oben von Manfred Krebs so klar dargelegt, daß dem Leser hier eine Wiederholung erspart werden kann. Doch ist es notwendig, darauf hinzuweisen, daß auch nach der Vereinigung all dieser Territorien im Großherzogtum Baden noch lange keine gleichartigen wirtschaftlichen Verhältnisse bestanden. Zu unterschiedlich war die Handhabung der Besteuerung, der Zehnten, der Fronen, der staatlichen Wirtschaftspolitik, um nicht mehrere Jahrzehnte weiter wirksam zu bleiben. Die 100jährige Friedensperiode seit dem Wiener Kongreß, freilich durch die Revolution 1848/1849 und den Deutsch-Französischen Krieg 1870/1871 unterbrochen, ließ die Ortenau die schweren Kriegszeiten des 17. und 18. Jahrhunderts vergessen und ermöglichte einen wirtschaftlichen Aufstieg ohne Beispiel und die Bildung ausgesprochener Industriebezirke (Murgtal, Kehl, Lahr usw.). Das Ende des ersten Weltkrieges brach jäh diese Entwicklung ab. Die schweren Jahre der Inflation und der Besetzung weiten Gebiets der Ortenau waren kaum recht überstanden, so legte eine kurzsichtige Wirtschaftspolitik der nationalsozialistischen Reichsregierung Handel und Wandel in dem Landstrich westlich des Schwarzwalds fast völlig lahm, versah das Land mit einem Westwall, der in kürzester Zeit aus dem Boden gestampft wurde und doch nicht halten konnte, was sich seine Planer von ihm versprochen. Das Resultat war 1945 ein ausgepowertes, armes Land, abgeschnitten von den Rohstoffen, und dem internationalen Markt entfremdet. Seit her ist freilich viel Wasser den Rhein hinuntergeflossen, und vieles hat sich durch die zähe Arbeit der einheimischen Bevölkerung und der hierher verschlagenen Flüchtlinge geändert, doch muß die Gesamtdarstellung des wirtschaftlichen Wiederaufstiegs seit der Währungsreform von 1948 einer zukünftigen Geschichtsschreibung vorbehalten bleiben.

Die Landwirtschaft

Günstige Voraussetzungen bietet die Ortenau der Landwirtschaft: Das Jahresmittel der Luftwärme ist in der Rheinebene durchschnittlich 10 Grad (im südlichen

Schwarzwald 5 bis 7 Grad), die Regenmengen sind über das ganze Jahr verteilt, für Wässerungsanlagen kann den Flüssen Wasser entnommen werden, der Boden ist im allgemeinen von guter Beschaffenheit und — in der Ebene — leicht zu bewirtschaften. Die der Sonne zugewandten Hänge tragen Reben, in der Ebene und in den Tälern wird der Obst- und Beerenbau betrieben, große Wälder im Bergland und in der Rheinebene sind der Stolz der Privatwaldbesitzer und Gemeinden. Abgesehen vom Schwarzwald, wohnt die Bevölkerung verhältnismäßig eng in Dörfern mit den charakteristischen Fachwerkhäusern. Die Bauern sind aufgeweckt und klug, die stolze Haltung der Bauern aus dem Hanauerland oder aus dem Ried ist geradezu sprichwörtlich. Wer mit offenen Augen durch die Ortenau wandert, ist immer wieder überrascht von der Vielfalt der Kulturen. Bei aller Industrialisierung ist die Ortenau noch heute ein Bauernland. Im allgemeinen gehört dem Bauern der von ihm bewirtschaftete Boden zu eigen, Pachtland wird in geringem Maß bebaut, in vielen Dörfern ist noch die Zuteilung von Allmendgrundstücken üblich. Die Wirtschaft ist in der Ebene kleinbäuerlich: erste Veränderungen sind jetzt durch die Siedlungsmaßnahmen zu beobachten. Auch in den Schwarzwaldtälern überwiegt der von einer Familie bewirtschaftete Hof, der manchmal weitab von der nächsten Siedlung liegt, meist aber sind die Höfe in „Zinken“ zusammengefaßt. Wenn sich die gesegnete Landschaft lachend dem Beschauer darbietet, so weiß doch jeder Kundige, daß solche Pracht der intensiven Arbeit des Bauern bedarf, die trotz aller Erleichterung durch den Einsatz moderner Maschinen schwer und anstrengend ist. Die Vielseitigkeit der landwirtschaftlichen Erzeugung ergibt sich aus der Betrachtung der hauptsächlichsten Produktionszweige, wobei die für die Ortenau typischen Erzeugnisse Tabak, Wein und Obst zuerst und ausführlich behandelt werden sollen.

Der Tabakbau

Über die Ausbreitung des Tabakbaues in der Ortenau vor 1800 besteht noch keine restlose Klarheit. Baier spricht von bescheidenen Anbauversuchen bis 1805 in der Gegend von Ettenheim, Kork und Rheinbischofsheim; Hassinger datiert den Beginn des eigentlichen Tabakbaues in die siebziger oder achtziger Jahre des 18. Jahrhunderts. Tatsächlich wurde sehr viel früher Tabak gepflanzt, denn schon für 1681 ist in Willstätt Tabakakzise erwähnt. Die Anregung zum Tabakbau im Hanauerland ging sicher von Straßburg aus, wo die Tabakfabrikanten vermutlich seit 1672 zünftig waren. Robert Königsmann, ein Straßburger Kaufmann, hatte 1620 den Anbau von Tabak in Straßburg eingeführt, und bei den engen Beziehungen zum Land rechts des Rheins verwundert der Anbau im Amt Willstätt nicht. Da die Kenntnis vom Tabakbau allein auf den Zahlenangaben der Akzise beruht, läßt sich nichts über die Art des Anbaues und die Behandlung des Tabaks vor der Ablieferung an den Käufer sagen. Vermutlich waren nur sehr kleine Grundstücke mit Tabak bestellt, vielleicht darf man an gartenmäßigen Anbau denken, da die Einzelposten der Akzise in den Einnahmeverzeichnissen stets sehr gering sind. Die Abgabe schwankte übrigens sehr in ihrem Ertrag, was mit der Nachfrage in

Straßburg zusammenhängt. Trotz aller Einsprüche der Stadt Straßburg wurden seit ungefähr 1750 durch die französische Regierung neue Eingangszölle auf Tabak erhoben, so daß der Export aus dem Hanauerland beinahe schlagartig nachließ. Man kann daher ohne Übertreibung sagen, daß der rechtsrheinische Tabakanbau im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts nur noch für den inländischen Markt produzierte. Die Gründung von Tabakfabriken in der Ortenau brachte dem einheimischen Tabakbau kräftige Förderung und Anregung. 1774 war in Lahr die Firma Gebrüder Lotzbeck gegründet worden, 1781 entstand in Lahr eine weitere Fabrik, die Firma Autenrieth & Hugo, in Rastatt wurde 1796 die Firma Anton Rheinboldt gegründet. 1784 wurde der Firma Bohm & Co. in Kehl ein Privileg zur Errichtung einer Tabakfabrik und zum Tabakhandel erteilt.

Aus der allgemeinen Kulturgeschichte ist bekannt, daß weder weltliche noch kirchliche Verbote die Ausbreitung des Tabakgenusses hindern konnten. Es lag nahe, diesen Genuß, wenn man ihn schon nicht verhindern konnte, für den Fiskus nutzbar zu machen. Über die Tabakbesteuerung sagt ein Fachmann: „Der Tabak ist in hervorragender Weise zur Anfügung einer Verbrauchsbesteuerung geeignet. Der Tabak ist kein unentbehrliches Lebensmittel, aber gleichwohl der Träger eines in allen Schichten der Bevölkerung viel begehrten Genusses. Die Enthaltung vom Tabakgenuß ist ohne Lebens- und Gesundheitsgefährdung möglich; erfahrungsgemäß aber wird ein solcher Entschluß von dem an den Tabakverbrauch Gewöhnten nur schwer gefaßt. Deshalb besitzt der Tabak eine starke Tragkraft für steuerliche Belastung.“ Die Handhabung der Steuer und die Festsetzung der Einfuhrzölle für Tabak sind von großer Wirkung für das Land Baden, das von allen deutschen Ländern die größte Tabakanbaufläche aufweist. War der Anteil Badens am deutschen Tabakanbau 1871/80 nur 27 %, so stieg er schon im folgenden Jahrzehnt auf 35 %, 1901/08 waren es 43 %, 1925 über 60 %. Dann ging der Tabakanbau zurück, so daß 1931 nur etwa die Hälfte allen deutschen Tabaks in Baden geerntet wurde. Die Bedeutung des Tabaks für das Wirtschaftsleben der Ortenau kann nicht hoch genug angeschlagen werden, denn neben der Landwirtschaft, die das Rohmaterial liefert, ist hier seit alters die verarbeitende Industrie seßhaft. Das wirtschaftliche Wohlergehen eines Großteils der Bevölkerung wird direkt oder indirekt vom Tabak beeinflusst.

Die Tabakakzise wurde schon oben erwähnt. Bis zur endgültigen Ablösung mußte auch vom Tabak wie von den übrigen Feldfrüchten der Zehnte entrichtet werden. Der Tabakzehnte wurde besonders hart empfunden, weil vielfach der Tabak als zweite Frucht gebaut wurde, so daß im gleichen Jahr von einem Feld zweimal Zehnt gegeben werden mußte. Da die Verwertung des in natura gelieferten Zehntertrags sehr schwierig war, ging man früh dazu über, ein sogenanntes Zehntsurrogat zu erheben. Im Hanauerland war schon ausgangs des 18. Jahrhunderts ein Zehntsurrogat von 1 Gulden 30 Kreuzer pro Morgen üblich. Das Finanzministerium setzte 1812 den Zehnten allgemein auf 4 Gulden 48 Kreuzer pro Morgen fest und ordnete an, daß der volle Betrag auch dann zu erheben sei, wenn von der Vorfrucht im gleichen Jahr der Zehnt bereits entrichtet war. Durch landesherrliche Verordnung vom Januar 1810 wurde für das ganze Land vom Zentner Rohtabak eine Auflage

(Impost) von 20 Kreuzern und ein Waaggeld von 8 Kreuzern erhoben. Während die Firma Lotzbeck die Einführung des Imposts ablehnte, weil dadurch die Landwirte vom Anbau abgeschreckt und der Tabakbau so nicht gefördert werde, war die Regierung der Ansicht, die Auflage treffe nur den Käufer, der sie zudem wieder auf das Produkt schlage. Für den Tabakbau der Ortenau hatte die Auflage keine große Bedeutung, da die einheimische Industrie auf den Ortenauer Tabak angewiesen war, nachdem die französische Regierung die Ausfuhr elsässischer Tabake verboten hatte. Die Pfälzer Tabake waren wegen der hohen Transportkosten nicht konkurrenzfähig.

Es lag im Interesse der Ortenauer Tabakfabriken, den Tabakbau in der Nähe der Verarbeitungsstätten zu fördern. Bahnbrechend wirkte die Firma Lotzbeck durch Verbreitung gedruckter Pflanz- und Trockenanweisungen, die später von der Regierung auch in anderen Landesgegenden verteilt wurden. Hinzu kam die Bereitstellung von Samen oder gar von Setzlingen. Die kriegerischen Zeitläufe erwiesen sich als förderlich; einerseits konnten weder aus der Pfalz noch aus dem Elsaß Rohtabake bezogen werden, andererseits stieg der Bedarf an Fertigwaren un-aufhörlich. Waren in den Ämtern Lahr, Mahlberg, Offenburg, Rheinbischofsheim, Kork und Achern im Jahr 1809 nur 84 Morgen mit Tabak bepflanzt, so hatten 1811 Grafenhausen, Kappel und Ringsheim 230 Morgen bestellt. In Grafenhausen allein waren es 105 Morgen. Dagegen wies das Amt Rheinbischofsheim 1810 nur 4,5 Morgen Tabakfläche auf. Der Tabakbau entwickelte sich langsam aber stetig weiter. Das Ende der Kontinentalsperre berührte nicht sonderlich, auch die Zölle, die seit Gründung des Preußischen Zollvereins bei der Ausfuhr nach Norddeutschland zu entrichten waren, trafen mehr den Tabakbau der badischen Pfalz. Die Aufhebung des Imposts erfolgte 1820. Nachdem die französische Regierung ihr Exportverbot aufgehoben hatte, schützte das Großherzogtum die einheimische Landwirtschaft durch die Erhebung eines Eingangszolles von 20 Gulden pro Zentner. Beim Eintritt Badens in den Zollverein (1835) verteilte sich die Tabakanbaufläche wie folgt:

Badische Pfalz	89 925 Zentner
Bruchsal-Karlsruhe	4 379 „
Oberbaden	16 434 „
Zusammen 110 738 Zentner	

Der Anbau in Oberbaden verteilte sich auf 5 Amtsbezirke:

Kork	281 Zentner
Offenburg	3 445 „
Lahr	7 488 „
Ettenheim	4 088 „
Kenzingen	1 132 „

Der Anschluß an den Zollverein brachte weitere Steigerung des Tabakbaues, der erst in den vierziger Jahren zurückging, doch war nach Beendigung der Revolution erneut ein Ansteigen zu beobachten: 1852 wurden in Baden ca. 170 000 Zentner Tabak geerntet, 1855 waren es gar 200 000.

Mancherlei Gründe sind für das Ansteigen des Tabakbaues zu nennen. Hatte schon Freiherr von Lotzbeck, wie oben gesagt, die Tabakpflanzer instruiert, so machten sich später die Landwirtschaftlichen Vereine, unterstützt von der Regierung, eifrig ans Werk. Es erschienen wissenschaftliche und populär gehaltene Druckwerke, im Landwirtschaftlichen Wochenblatt wurde der Tabakbau besprochen. Zum Studium des Tabakbaues in Holland wurde ein Pflanzer dorthin entsandt, von einem Zimmermann ließ man die Tabaktrockenschuppen im Elsaß studieren (1851). Die für die Dörfer der Ortenau heute charakteristischen Tabakschuppen, oftmals viel höher als die eigentlichen Wohnhäuser, kamen damals auf. Es gelang, durch Wahl geeigneter Sorten, verbesserte Anbaumethoden und richtige Düngung den Ertrag zu steigern. Für die Jahrhundertmitte liegen keine genauen Vergleichszahlen vor, doch geben folgende Ertragsberechnungen einen Anhalt:

Durchschnittsertrag pro Morgen (in Gulden)

	Tabak	Hanf	Zichorie
1855	174,5	80,8	87,6
1856	229,7	68,5	90,7
1857	152,7	84,5	93,6

Der Tabakertrag pro ha (in 100 kg) betrug

	in Oberbaden	im Großherzogtum
1871	17	14,5
1875	18	18
1880	20	20,5
1889	23	21
1900	26	25
	in Südbaden	in Nordbaden
1954	29,6	25,7
1955	26,2	25,4
1956	25,5	24,7
1957	31,5	26,8

Wichtiger als die Steigerung der Erträge hinsichtlich der Quantität war die Qualitätssteigerung, die sich als dringend notwendig erwies, denn es machte sich ein Geschmackswandel vom Schnupf- und Pfeifentabak zur Zigarre bemerkbar. Die Mode des Zigarrenrauchens kam Ende der vierziger Jahre auf; in kurzer Zeit hatte sich die Umwälzung vollzogen. Tabakbau und Tabakindustrie sahen sich neuen Aufgaben gegenüber.

Die Lahrer Firmen hatten ursprünglich alle nur Schnupftabak hergestellt und waren allmählich zur Produktion von Pfeifentabak übergegangen. Die neue Geschmacksrichtung verlangte neue Produktionsmethoden in der Fabrik — vor allem aber andere Rohmaterialien, da die früher im Oberland angebauten Tabake für die Zigarrenproduktion nicht verwendet werden konnten. Zur Herstellung von Zigarren ist ein zäher, feinrippiger Tabak für Deck- und Umblatt und ein leichtes Produkt als Einlage notwendig. Die im Oberland neu eingeführten Sorten konnten für die Einlage gut verarbeitet werden, in der badischen Pfalz gelang es, durch

geeignete Sortenwahl ein Deckblatt zu produzieren, das im Aussehen dem Havannatabak nahekam. Baden war hierdurch in der Produktion geeigneter Tabake und in der Herstellung von Zigarren führend. Der Export ging nach England, Spanien, Rußland, ja sogar nach Kleinasien und Amerika.

Ende der fünfziger Jahre begann die Konkurrenz Amerikas auf dem Weltmarkt, vor allem aber in Amerika selbst, spürbar zu werden. Der amerikanische Bürgerkrieg schaltete die amerikanische Konkurrenz zwar für einige Jahre aus, so daß die Preise anzogen: „Schwerlich wird wohl irgendwo in der Welt ein so warmes Interesse nicht gegen, sondern für die Fortdauer der amerikanischen Wirren getroffen werden als bei unseren Tabakproduzenten.“ Schon Gerüchte über einen Friedensschluß bewirkten ein Nachgeben der Preise. Doch waren auch nach Beendigung des Krieges in Amerika die Verhältnisse noch eine Zeitlang sehr unsicher, so daß die amerikanische Konkurrenz nicht so rasch wieder bemerkbar wurde. Dem badischen Tabakbau drohte aber etwas Neues: die Einführung einer Tabaksteuer im Gebiet des Zollvereins.

Schon 1853 hatte Kurhessen auf der 10. Generalkonferenz diese Steuer angeregt, 1854 brachte Württemberg die Angelegenheit vor, und auf Veranlassung Preußens wurde 1856 neu verhandelt. Die fünfziger Jahre sind den Verhandlungen wegen der Übergangsabgaben auf Wein und Tabak gewidmet, Fragen, die für die Wirtschaftspolitik der Regierung von großer Bedeutung waren. Es würde, so interessant es ist, hier zu weit führen, den Verlauf der Verhandlungen zu schildern, in die Fragen der deutschen Politik Badens hineinspielten. Für Baden handelte es sich jedoch vor allem um den Schutz der einheimischen Wirtschaft. Eine Denkschrift des Handelsministeriums von 1868 führt aus: „Der Tabakbau in Baden verlangt jährlich 1 400 000 Arbeitstage, und die Faktikation beschäftigt gegen 8 000 Menschen. Der Arbeitsverdienst aus der Tabakindustrie berechnet sich jährlich auf etwa 2 Millionen Gulden. Handel und Faktikation des Tabaks gründen sich auf den inländischen Tabakbau, sie stehen und fallen mit diesem. Der Tabakbau verlangt aus diesem Grunde eine möglichste Schonung.“ Die Angelegenheit fiel in das Ressort des Finanzministers Ellstätter, der erst seit Februar 1868 im Amt war, aber über jahrelange Erfahrung im Finanzdienst und über umfassende Kenntnisse der Steuersysteme anderer Länder verfügte. Er hat das gesamte badische Steuersystem grundlegend reformiert. In der Frage der Tabakbesteuerung mußte er versuchen, dem einheimischen Tabakbau, der Tabakindustrie und den Wünschen der übrigen Zollvereinsmitglieder gerecht zu werden. Nach Beratung innerhalb der Regierung wurde auf den 20. März 1868 eine Versammlung der interessierten Kreise nach Karlsruhe einberufen, die das Für und Wider ausführlich besprach. Das am 9. Juni 1868 von der badischen Regierung verkündete Tabaksteuergesetz des Zollvereins stellte einen Kompromiß dar. Während Baden einige Änderungen im Gesetz durchsetzte, akzeptierte es das bisher in Preußen übliche System der Flächenbesteuerung. Die badische Regierung hielt die Besteuerung des Tabaks nach der Menge für einfacher, rationeller und gerechter. Für den Tabakbauern bedeutete die erstmals 1869 erhobene Flächensteuer insofern eine Umstellung, als es jetzt wichtig war, Tabak nur noch auf solchen Feldern anzubauen, die sicheren und lohnenden Ertrag

versprochen. Die mancherorts noch übliche Art, nach dem Schnitt des Futterroggens auf diesen Feldern Tabak anzupflanzen, mußte aufgegeben werden. Insofern bewirkte die Flächensteuer eine Änderung im Tabakbau. Der badische Standpunkt hinsichtlich der Besteuerungsart wurde in dem Reichsgesetz vom 16. Juli 1879 gewürdigt, das (bei kräftiger Anhebung der Steuersätze) die Materialsteuer einführt. Die einfachste Steuerlösung — das Monopol — kam in Deutschland nicht zum Zug. Lediglich im Elsaß bestand, aus dem französischen Recht übernommen, eine Kaiserliche Tabakmanufaktur. Die von Bismarck 1882 beabsichtigte Einführung eines Tabakmonopols erregte in Baden einen Sturm der Entrüstung bei Tabakpflanzern und Tabakfabrikanten, die auf Versammlungen, in Resolutionen und Denkschriften von der Regierung die Ablehnung des Projekts im Bundesrat forderten. Seit 1906 wird eine Zigarettenbänderolensteuer erhoben, dazu tritt seit 1925 eine Materialsteuer nach dem Gewicht des verwendeten Rohtabaks.

Welche Auswirkungen die Steuergesetzgebung haben kann, beweist die Änderung der Tabaksteuer durch das Reichsgesetz vom 15. Juli 1909: Bis zum 31. Oktober 1909 wurden in den Amtsbezirken Heidelberg, Schwetzingen, Wiesloch und Bruchsal beinahe 8000 Arbeitslose in der dortigen Tabakindustrie gezählt. Aus Reichs- und Landesmitteln mußten Unterstützungen ausbezahlt werden. Im Landtag wurden bis zum Beginn des Weltkrieges häufig die Nöte der Tabakindustrie besprochen. Die Ortenau blieb von dieser Arbeitslosigkeit fast völlig verschont. Dies gibt Anlaß, auf eine Besonderheit der Ortenauer Tabakbranche hinzuweisen.

Oben ist erwähnt, daß die Umstellung vom Schnupf- und Pfeifentabak auf die Zigarre der Industrie und der Landwirtschaft neue Probleme brachte. Da vom Publikum mehr und mehr der importierte Tabak bevorzugt wurde, kam das Pfälzer Deckblatt in den sechziger Jahren allmählich außer Gebrauch. Die leichten Javatabake machten dem unterbadischen schweren Tabak erfolgreich Konkurrenz. Die Produktion leichter Tabake ist im Unterland wegen den Bodenverhältnissen nicht möglich. Durch die nachlassende Nachfrage ging der Tabakbau in der badischen Pfalz zurück. Die Fabriken stellten sich auf die Verarbeitung importierter Tabake ein. Dagegen konnten die Ortenauer Fabriken den oberbadischen Tabak für die Zigarrenherstellung verwenden. Im Gegensatz zur Zeit vor 1870 rückte jetzt der Ortenauer Tabakbau an die erste Stelle in Baden. So ergibt sich, daß der Übergang des Rauchers von der Pfeife zur Zigarre einen Aufschwung des Tabakbaues in der Ortenau, jedoch einen Rückgang in der badischen Pfalz zur Folge hatte. Die Wirkungen auf die Industrie werden unten genauer untersucht.

Diese Ausführungen über den Ortenauer Tabakbau können keineswegs Anspruch auf Vollständigkeit erheben, denn die Probleme sind nur gestreift. Es wäre noch kurz darauf einzugehen, welche Förderung der Staat dem Tabakbau angedeihen läßt. Durch Prämiiierung der besten Erzeugnisse und Unterrichtung der Tabakpflanzler wird versucht, die Qualität zu steigern. Daß die Festlegung der zulässigen Anbaufläche für die Gemeinden und jeden einzelnen Pflanzler von großer Wichtigkeit ist, braucht kaum besonders hervorgehoben werden. Als größtes Tabakbauland Deutschlands beherbergt Baden das 1928 in Forchheim bei Karlsruhe eröffnete Tabakforschungsinstitut für das Deutsche Reich (nunmehr: Bundesanstalt für Ta-

bakforschung), das die Förderung des Tabakbaues durch landwirtschaftliche und züchterische Arbeiten, wissenschaftliche Untersuchungen usw. betreibt. Die von hier ausgehenden Impulse — etwa hinsichtlich Beregnungsanlagen u. a. m. — gehören zu sehr der Gegenwart an, als daß sie hier behandelt werden können. Anders ist es bei den örtlichen und regionalen Tabakbauvereinen, die sich große Verdienste um die Hebung der Qualität der Erzeugnisse erworben haben, insbesondere jedoch bei der Verwertung des Tabaks tätig wurden. Schon im 19. Jahrhundert wurden vielfach Klagen laut über unreelle Vorkommnisse und Übervorteilungen der Bauern durch Tabakhändler, Makler oder Fabrikanten. Ebenso klagten die Käufer über Manipulationen der Bauern. Dies wundert nicht, denn es war der sogenannte „Kauf am Nagel“ oder „Dachkauf“ üblich, d. h. der Tabak wurde gekauft, ehe er den Reifungsprozeß durchgemacht hatte. Der heute übliche Verkauf des getrockneten, in Bündel gepreßten Tabaks ist hauptsächlich den Tabakbauvereinen zu danken. Der erste Verein wurde in Neumühl 1887 gegründet. Die 25 Mitglieder verpflichteten sich, nur geeignete Böden zu verwenden, die Äcker sachgemäß zu düngen, die Pflanzen sorgfältig zu behandeln und die Ware nur in gut trockenem Zustand abzugeben. In den folgenden Jahren wurden weitere derartige Vereine gegründet. 1906 bestanden 26 Vereine, 1907 waren es schon 33. Im „Landesverband der badischen Tabakbauvereine“ sind heute 381 Vereine zusammengeschlossen. Die volkswirtschaftliche Bedeutung des Zusammenschlusses erhellt aus der Tatsache, daß von Beginn an der Tabak von Kleinbetrieben auf verhältnismäßig kleinen Flächen angebaut wurde. Die Statistik 1929 weist für Baden folgende Zahlen auf:

Anbau in 326 Gemeinden, Gesamtzahl der Pflanzler: 25 355,	
hiervon bebauen:	667 Pflanzler weniger als 4 ar
	7 226 „ 4 bis unter 10 ar
	12 119 „ 10 bis unter 25 ar
	5 092 „ 25 bis unter 100 ar
	251 „ 100 und mehr ar

Die Durchschnittsfläche betrug also pro Pflanzler 19 ar. Mehr als zwei Drittel der Tabakfläche wurde von Parzellen- und Kleinbetrieben und nahezu ein weiteres Drittel von Mittelbetrieben bewirtschaftet. Es muß besonders darauf hingewiesen werden, daß der Ertrag zum größten Teil den kleinbäuerlichen Betrieben zugute kommt, ein Ertrag, der ohne Verwendung von Maschinen erzielt werden muß. So sind die Freude und der Stolz der Tabakpflanzler über den Erfolg ihrer Arbeit voll zu würdigen. Noch heute, im Zeitalter der bargeldlosen Überweisung, ist wie schon vor Jahrzehnten vielfach die bare Auszahlung des „Tabakgeldes“ in einer Gastwirtschaft üblich und bietet Anlaß zu fröhlichem Beisammensein.

Der Weinbau

Die Qualität der badischen Weine ist weithin bekannt. Unter den Spitzenweinen finden sich viele Gewächse aus der Ortenau und der Bühler Gegend, die alljährlich auf den Weinprämierungen ehrenvolle Preise erringen. Durbacher, Affentaler

oder Neuweierer, um ohne jedes Werturteil nur drei zu nennen, erscheinen auf der Karte jedes besseren Weinrestaurants. Aus dem Wirtschaftsleben der Ortenau ist der Wein nicht wegzudenken.

Bei der heutigen Bedeutung des Weinbaues ist es beinahe erstaunlich, daß erst zwischen 1170 und 1192 Reben in der Ortenau urkundlich erwähnt werden; dies um so mehr, als bis zum Jahr 900 der Weinbau in 84 Gemeinden Badens nachgewiesen ist (zum Vergleich: Pfalz 70, Hessen 40, Württemberg 17, Mosel 5). Karl Müller erklärt das späte Auftreten des Weinbaues in Mittelbaden aus den natürlichen Gegebenheiten der versumpften Ebene, die eine Ansiedlung erschwerte. Erst von der Mitte des 13. Jahrhunderts an werden die Nachrichten über den Weinbau zahlreicher. Wein und Weinbau erfreuten sich der besonderen Fürsorge der Zehntherren und der Landesherrschaften, hing doch vom Erfolg ihrer Maßnahmen Menge und Güte des Weines ab, der vielfach weithin verkauft wurde. Das Cistercienserinnenkloster Lichtental erhielt 1332 bis 1625 für 50 Ohm jährlich Zollfreiheit auf dem Rhein. Der Weinversand von Gernsbach aus nach Besenfeld ist schon für 1227 belegt. Umschlagplätze für den Wein aus der Ortenau waren hauptsächlich Offenburg und Straßburg.

Im Mittelalter dienten im Gegensatz zu den heutigen Verhältnissen dem Weinbau nur die ebenen Lagen und die Hügel längs des Schwarzwaldes. So finden sich noch im 19. Jahrhundert bis weit ins Kinzigtal hinauf Reben. Die Wolfacher Schifferordnung von 1557 verlangte von jedem Schiffer, der flößen will, den Anbau von $\frac{1}{2}$ Juchert Reben oder eine entsprechende Abgabe. Selbst für Hornberg ist der Weinbau belegt. Im Murgtal wurde Wein noch im 19. Jahrhundert angebaut. Heute finden sich Reben nur noch beim Schloß Eberstein, doch wurden diese Anlagen erst nach 1829 geschaffen. Hier wächst das „Eberblut“, ein Burgunderwein, der den zahlreichen Besuchern des Schlosses in der Schloßgaststätte auf das beste schmeckt. Auch andere, heute sehr bekannte Weinlagen sind jungen Datums. Der „Fremersberger“ wächst auf einem Gebiet, das vor 1882 noch forstlich genutzt wurde. Neuanlagen von Reben wären noch zu erwähnen in Durbach (Anfang 19. Jahrhundert) oder in Fessenbach (1820). Das Rebgut Höllhof bei Oberkirch wurde 1852—1872 von dem Karlsruher Bankier Haber angelegt. Trotz solcher Neuanlagen ist die Rebfläche in der Ortenau stetig zurückgegangen, wie die folgenden Zahlen zeigen:

1873	3 573 ha	1937	2 643 ha
1894	3 320 ha	1957	1 343 ha
1902	3 280 ha	1959	1 434 ha in 59 Gemeinden

(Die Zahlen bezeichnen die gesamte Reblandfläche, nicht nur die in Ertrag stehende.)

In der Ortenau sind heute etwa 60 % der Rebfläche mit den Edelsorten Riesling, Traminer (Clevner), Ruländer und Burgunder bepflanzt. Die Ortenau ist das größte Spätburgundergebiet Deutschlands. Vielleicht ist die Burgunderrebe durch das Kloster Lichtental nach Umweg und Affental gekommen, wo das Kloster dank der Schenkung der Markgrafen Hermann VI. und Rudolf I. seit 1245 Rebhöfe besaß. Angesichts der Verbundenheit von Lichtental mit seinem Mutterkloster Citeaux in Burgund erscheint diese Annahme sehr naheliegend. Der Traminer, bei uns „Clev-

ner“ genannt, wurde aus der Pfalz eingeführt. Während sein Name nicht erklärt werden kann, wissen wir, daß der Ruländer nach dem Speyrer Kaufmann Ruland benannt ist, der anfangs des 18. Jahrhunderts von Speyer aus für die Verbreitung dieser Art sorgte. In der Ortenau wird der Ruländer etwa seit 1770 angebaut. Dieser säurearme Wein wurde früher viel nach dem Rheingau verkauft, wo er mit den zu säurereichen Rheinweinen verschnitten wurde. „Ortlieber“ ist seit Ende des 18. Jahrhunderts in Neuweier heimisch. Er soll aus dem Oberelsaß eingeführt worden sein. Der „Klingelberger“ schließlich hat seinen Namen von dem „Klingelberg“ beim Schloß Staufenberg, wo 1782 Markgraf Karl Friedrich 3500 Stück Wurzelreben aus den Bezirken Hanau und Frankfurt ansetzen ließ. 1776 waren schon 8000 Stück Riesling aus den Rebbergen bei Durlach nach Staufenberg gebracht worden. Diese Maßnahmen Karl Friedrichs bedeuten den Beginn des Qualitätsweinbaues in der Ortenau. Ein weiter Weg war freilich noch bis zur Errichtung der Rebenveredlungsanstalt am Durlacher Turmberg und zur Bildung von Rebenaufbaugenossenschaften, um gegen die Reblaus unempfindliche Reben zu gewinnen.

Die Ortenau ist in der Weinbaugeschichte bekannt durch den vielerorts seit etwa 1900 gepflegten Anbau der Amerikaner-Rebe (Taylor-Rebe), die ohne Schädlingsbekämpfung gute Erträge abwarf. Wild tobten nach dem Erlaß des Reblausgesetzes von 1904 die Kämpfe um den Anbau der Hybriden. Der Bundesrat hatte mit Beschluß vom 23. Juni 1910 den Anbau von Hybriden in den Amtsbezirken Achern, Baden, Bühl und Rastatt in geschlossenen und genau verzeichneten Anlagen genehmigt. Auch das Reblausgesetz von 1923 gestattete noch Ausnahmen von dem für das ganze Land geltenden Anbauverbot. Nachdem das Weingesetz von 1930 den Verschnitt von Hybriden- und Edelwein verbot, auch an den Hybriden neue Krankheiten auftraten, war der Weg frei für die Umstellung aller Anlagen. Die Maßnahmen wurden von der Regierung mit etwa 6 Millionen Mark finanziert.

Der Rebbau war stets ein Sorgenkind der Landwirtschaftsverwaltung; vor allem wurden der Rückgang der Weinbaufläche (vergleiche die obige Tabelle) und die damit einhergehenden Einnahmeausfälle mit Aufmerksamkeit betrachtet. Im Land Baden ging der Weinanbau von 1907 bis 1916 um 33 % zurück. Die Untersuchung der landwirtschaftlichen Verhältnisse der Gemeinde Zell-Weierbach, wo 1883 von 284 ha landwirtschaftlich genutzter Fläche 160 ha auf Rebland entfielen, ergab schon einige Hinweise auf die Gründe der Misere und zeigte Wege zur Abhilfe auf. Neben den staatlichen Stellen, den Landesökonomieräten und den Bezirksämtern, regte sich die Privatinitiative. Der Landtag hatte sich öfters mit der Lage im Weinbau zu befassen. Eine der wirksamsten Hilfsmaßnahmen war die 1920 erfolgte Gründung des Badischen Weinbauinstituts in Freiburg. Planmäßiger Einsatz moderner wissenschaftlicher Methoden der Schädlingsbekämpfung, die Zucht widerstandsfähiger Pfropfreben, die Unterrichtung der Winzer über bessere Anbaubedingungen: dies sind seither die Aufgaben des Instituts. Ohne die zähe Arbeit der Rebleute wäre freilich alle Bemühung der staatlichen Weinbauförderung vergeblich gewesen. Heute steht der südbadische Weinbau bei den Bundesweinprämierungen

an der Spitze: 1951 errang er 25 % der erteilten Preise, 1957 waren es 36 % und 1958 gar 49 %.

Diese wenigen Hinweise und der Ausblick auf die gegenwärtigen Verhältnisse sind in einer Wirtschaftsgeschichte gerechtfertigt, zeigen sie doch klar die Existenzbedrohung durch Schädlinge oder Fehlherbste, die Krise im Weinbau und die Überwindung aller Fährlichkeiten durch die bewußte Umstellung auf Qualitätsproduktion. Es ist bedauerlich, daß bisher die Erforschung des Ortenauer Weinbaues und der Winzer etwas vernachlässigt wurde. Zuverlässige Darstellungen besitzen wir z. B. von Durbach und Zell-Weierbach. Von großem Interesse wäre die Untersuchung der sozialen Verhältnisse der Winzer. Der Winzerstand hat, nicht nur in der Ortenau, ein eigenes Gepräge und unterscheidet sich merklich vom Bauernstand. Dem Mehltau (seit 1872), der Blattfallkrankheit (seit 1886), der Reblaus (seit 1913) und noch vielen anderen Schädlingen galt und gilt heute noch der Kampf des Winzers, der sich durch Rückschläge und Mißernten nicht entmutigen lassen darf und in mühsamer Handarbeit selbst bei schlechter Herbstaussicht für das kommende Jahr hacken, spritzen, schneiden muß. Das Wissen um den Wein und um den Rebbau liegt dem Winzer im Blut. Medard Barth, der bekannte elsässische Historiker, sagt von sich im Vorwort seiner elsässischen Weingeschichte: „Die blutmäßige Bindung mit dem Winzerstande gab in mancher Hinsicht ein Wissen um Dinge mit, das sich nicht aus Büchern schöpfen läßt, sondern nur auf dem Weg persönlicher Erfahrung angeeignet wird.“

Im Wesen des Winzers liegt vielleicht auch der Grund, daß der genossenschaftliche Gedanke erst spät Verbreitung fand. Heinrich Hansjakob, ein Sohn der Ortenau, hat 1881 in Hagnau am Bodensee die erste badische Winzergenossenschaft geschaffen. 1906 wurde in Bühlertal die Affentaler Winzervereinigung gegründet, 1909 folgte der Naturweinbauverein Affental. Einsichtige Fachleute des Landwirtschaftlichen Vereins hatten immer wieder darauf hingewiesen, daß die Bildung von Genossenschaften der Weinproduzenten vor allem auch für den Absatz der Weine vorteilhaft, ja notwendig wäre, da ja zur Gewinnung neuer Marktgebiete größere Kapitalien erforderlich seien. Aber alle diese Bemühungen verliefen vorerst noch im Sande, genau wie die geplanten und auch zum Teil schon abgehaltenen Weinmärkte noch nicht in dauernder Übung blieben. Im Landeskulturrat, der sich 1870 mit den Absatzproblemen des Weinbaues beschäftigte, führte Professor Nessler, der Direktor der Agrikulturchemischen Versuchsstation und Fachmann für Weinfragen, aus, daß Genossenschaften natürlich das beste Mittel zur Förderung des Absatzes wären, daß aber das oft sehr geringe Zutrauen der Weinbauern zueinander und natürlich auch zu Genossenschaften, ferner das Fehlen größerer Kellereien, vorerst einer Gründung von solchen entgegenstehe. Wahrscheinlich sei es überhaupt am besten, wenn der Wein möglichst bald in die Hände der Händler komme, da dieselben die Behandlung besser verstünden.

Heute bestehen in der Ortenau und in der Bühler Gegend 18 Winzergenossenschaften, deren Kellereianlagen auf das modernste ausgestattet sind. Es werden von der Genossenschaft die Trauben angekauft, ihrer Art und ihrem Reifegrad entsprechend gekeltert und der Most sodann nach modernen Methoden zur Gärung

gebracht. Schließlich sorgt die Genossenschaft auch für den Absatz der Weine. Der Rebmann kann den Termin der Weinlese nach dem Reifegrad bestimmen: dies erbringt natürlich andere Ergebnisse als der von der Herrschaft einst wegen der Überwachung des Zehnten einheitlich für die gesamte Gemarkung festgesetzte Herbsttermin. Daß auch das wirtschaftliche Erträgnis sehr viel besser ist als bei einem Verkauf der Trauben auf dem Stock, wie er früher oft üblich war, liegt auf der Hand. Als logische Folge des Zusammenschlusses der einzelnen Winzer gibt es heute Zentralkellereien, den Weinbauverband usw.

Wie für kein anderes Produkt der Ortenauer Landwirtschaft haben wir zuverlässige Nachricht über den Weinpreis im sogenannten Steinbacher Herrenschatz, der von 1484 an den örtlichen Herbstpreis, zu dem der Wein von den Grund- und Zehntherrn übernommen wurde, aufzeichnet. Aus den Preisangaben kann indirekt auf die Witterungsverhältnisse geschlossen werden.

Aus der Steinbacher Gegend soll hier noch das Zustandekommen eines Weinnamens erwähnt werden. Markgraf Karl verlieh 1475 seinem Meisterkoch Hans Stichdenbuben ein Weinstück zu Umweg; Markgraf Christoph gab 1492 das „Stichdenbuben Gut“ als Lehen an Wendelin Herpler. Der heute noch gebräuchliche Name „Stich den Buben“ bezeichnet eine der besten Lagen in Umweg.

Es kann hier nicht der Ort sein, alle Einzelheiten aufzuzählen, so reizvoll es wäre, die Auswirkungen des Weinbaues auf Volksleben, Überlieferung und Sitte zu untersuchen. Zum Abschluß soll aber der Überwachung des Weinbaues, des Weinhandels und des Weinkonsums durch die Obrigkeit gedacht werden. Eine Baden-Badische Verordnung von 1762 machte die Anlage neuer Weingärten von amtlicher Genehmigung abhängig; an Orten, wo kein guter Wein wächst, soll Weinbau gar nicht gestattet sein. Im Amt Bühl und Steinbach soll der Weinbau da, wo das Feld zum Ackerbau tauglich ist, nicht erlaubt werden. Zur Schonung der Wälder war die Abgabe der Rebstecken geregelt. Der Beginn der Weinlese wurde genau überwacht, um die Zehntentrachtung besser überwachen zu können: Die Zehntinspektoren und Zehntknechte hatten vor der Lese die Weingärten zu inspizieren, der Zehnte selbst wurde an der Kelter erhoben, so daß keine Verfälschung vorkommen konnte. Freilich gab es auch „in der guten alten Zeit“ gefälschte Weine, insbesondere bei dem Roten, dem eine Verordnung von 1739 galt, wonach keine Kirschen, Brombeeren oder gar schädliche Wurzeln und Dinge zum Färben verwendet werden durften. Der in den Kellern eingelagerte Wein wurde kontrolliert: „Die Weinsiegler sollen jeden Orts sich ordentlicher Stöcklein, worauf das herrschaftliche Wappen und der erste Buchstaben des Orts gestochen ist, und nicht willkürlich gewählter unordentlicher Zeichen bedienen“ (1716), die „Siegler-Büchlein sollen mit starken Faden geheftet, die Enden des Fadens von dem Rücken des Büchleins auf dessen erstes Blatt überzogen und von der betreffenden Verrechnung besiegelt werden, nachdem das Büchlein von dem Zoll-Inspector foliiert und die Zahl der Folien auf dem ersten Blatt bemerkt worden“ (1808). Die Vermietung von Weinkellern und das Einlagern fremder Weine waren zu melden, der Weinverkauf war reglementiert. Um die Weinbauern vor Übervorteilungen zu bewahren, war der Weinverkauf auf dem Stock untersagt. Die Zehntherrn ver-

wandten ihren Wein vielfach zur Besoldung ihrer Beamten, die Anspruch auf bestimmte Mengen Weines 1. oder 2. Klasse hatten, die sie im eigenen Haushalt verbrauchen mußten; der Verkauf war nicht erlaubt. Der Weinstein „soll in allen herrschaftlichen Kellereien sorgfältig gesammelt und auf herrschaftliche Rechnung verwertet werden“ (1810). Wie auch heute stand die Brennerei unter genauer Beobachtung: „Das Brandwein-Brennen soll bei Tag und an best verwahrten Orten geschehen, und hierzu eigne Brandwein-Hütten außer den Städten und Dörfern erbauet werden“, um Gesundheitsschäden zu vermeiden, sollen „Brandwein-Blasen oder doch ihre Röhren zum Spiritus destillieren von Zinn oder doch wenigstens verzinnet sein“ (1804). Der Branntweinverkauf war den Brennern im einzelnen „bis auf eine halbe Maß, jedoch nur über die Gasse gestattet“, die Einfuhr oder der Verkauf ausländischen Weines war von vornherein mit so viel Abgaben belastet, daß es sich vielfach nicht lohnte. Die Regulierung der Preise geschah unter Mitwirkung der Behörden, so wurden etwa in Baden-Baden die Weine durch die Bad-Kommission nach ihrer Güte taxiert und entsprechend in die Listen eingetragen (Bad-Ordnung von 1768).

Der Obstbau

Dank dem milden Klima hat sich der Obstbau eine bedeutende Position in der Landwirtschaft der Ortenau schaffen können, so daß die Ortenau weithin als Obstparadies bekannt ist. Ende Mai beginnt die Ernte der Erdbeeren, es folgen Kirschen, Himbeeren, Brombeeren, Heidelbeeren, Johannisbeeren, Stachelbeeren, Pflaumen, Frühzwetschen, Pfirsiche, Äpfel und Birnen.

Der Obstbau der Ortenau ist gekennzeichnet durch das Vorherrschen des Anbaues im landwirtschaftlichen Kleinbetrieb. Es ist oben schon darauf hingewiesen worden, daß die Landwirtschaft der Ortenau kleinbäuerlichen Charakter hat. Für den Obstbau bietet der Kleinbetrieb eine Reihe von günstigen Voraussetzungen: Der Bauer besorgt alle vorkommenden Arbeiten selber oder mit Hilfe der Familienangehörigen, er kennt die Bodenverhältnisse und jeden von ihm gesetzten Baum. Im Großbetrieb bringen die bezahlten Arbeitskräfte ihrer Tätigkeit im Obstbau nicht das gleiche Interesse entgegen. Es ist gar viel im Obstbau zu tun, was liebevoller Kleinarbeit bedarf: Junge Bäume pflanzen, die überständigen Bäume ausbauen, Schädlingsbekämpfung, Pfropfen, Beschneiden, Ernten, Sortieren und Verpacken der geernteten Früchte, um nur einiges zu nennen. Der mit Obstbäumen bepflanzte Boden dient regelmäßig noch anderer Nutzung und vermindert durch die Verwendung dieses Ertrags das in den Schwankungen des Obsternteertrags naturgegebene Risiko. Für den Obstbau sind geringe Kapitalien erforderlich: Jungbäume, Edelreiser und Dünger können durch Vermittlung der Genossenschaften oder der Obstbauvereine beschafft werden, bei größeren Unternehmen, etwa bei der Anschaffung von Baumspritzen, springen die Genossenschaften, die Vereine, die Gemeinden oder die Kreise ein. Die für den Obstbau günstige Bodenbeschaffenheit wird durch das Klima ergänzt, hervorragend organisierte Transportgelegenheiten ermöglichen raschen Versand der Ernte.

Die Bedeutung des Obstbaues wurde schon im 19. Jahrhundert erkannt. Die Regierung förderte den Anbau von Obstbäumen und bestellte Obstbaubeamte, denen eine Instruktion von 1827 galt, die u. a. besagt: „Der Plantagen-Inspector hat . . . die controlirende Aufsicht über die Ortsplantagen-Aufseher. In dieser Beziehung liegt ihm ob, ihre Verrichtungen genau zu prüfen und sie zur Thätigkeit und Fleiß anzuhalten, jedoch auch alles, was an ihm ist, anzuwenden, um sie zu tauglichen Baumzüchtlern zu bilden, und es daher an Belehrung und Nachweisung über die nöthigen Handgriffe, wo sich eine Gelegenheit dazu findet, nicht erman- geln lassen.“ Auf die Belehrung der Bauern wurde besonderer Wert gelegt, daher wurden in den Lehrerseminaren die künftigen Volksschullehrer mit den Grund- sätzen des rationellen Obstbaues vertraut gemacht, um auf diese Weise die Kennt- nisse aufs Land zu tragen. Die Amtsvorstände waren gehalten, bei den Ortsbe- reisungen die auf der Ortsgemarkung wachsenden Obstbäume in Augenschein zu nehmen und notfalls die Einführung neuer Sorten anzuordnen. Die in den sech- ziger Jahren als Selbstverwaltungskörperschaften errichteten Kreise übernahmen von den Staatsbehörden die unmittelbare Förderung des Obstbaues. Es wurden Obstbauwanderlehrer, Kreisobstbauinspektoren und Baumwarte angestellt, ferner wurden musterhafte Neuanlagen durch Geldprämien unterstützt. Mit den örtlichen Obstbauvereinen haben sich der Landesobstbauverein und die Landwirtschafts- kammer um den Obstbau verdient gemacht. So war es möglich, von Jahr zu Jahr den Ertrag qualitativ zu steigern. In besonderem Maß trifft dies für die „Bühler Frühzwetschge“ zu.

Über die Herkunft der bekanntesten Frucht der Ortenau, der Bühler Früh- zwetschge, besteht unter den Obstbaumzüchtlern keine restlose Einigkeit. Es scheint aber so viel festzustehen, daß der Anbau der Frühzwetschgen von Kappelwindeck ausging. Man denkt an eine Kreuzung zwischen Pflaumen und Spätzwetschgen. Die Vermehrung der neuen Sorte wurde dadurch erleichtert, daß der Baum Wurzel- ausschläge bildet, die sich ohne Veredlung zu wurzelechten Bäumen erziehen lassen. Ähnlich den Obstbaumzüchtlern können auch die Historiker nur Vermutungen anstellen oder sich auf die mündliche Überlieferung verlassen, wie sie Max Mau- rath aufzeichnet: „In den Jahren 1840 bis 1850 wurde in der Gemeinde Kappel- windeck in einem Buchenhaag auf den Grundstücken der Familien Hauser, Brom- mer und Liebich eine Frucht aus zufälligen Kreuzungen von Spätzwetschgen ge- funden, die später berühmte Bühler Frühzwetschge. Bereits 1850 gab es am Hofe von Liebich in Kappelwindeck einige Bühler Zwetschgenbäume. In den sechziger Jahren kam die Frucht in kleinen Mengen auf den Bühler Markt. Es entwickelte sich ein Obsthandel der sogenannten ‚Körbleshändler‘, welche die Frucht in 30- Pfund-Graskörben nach Baden-Baden zum Verkauf brachten. Der Kölner Obst- großhändler Krauß, der um jene Zeit in Waldmatt Edelkastanien kaufte, wurde durch die Händlerin Surlis auf die neue Frucht aufmerksam gemacht. Schon 1870 kamen in Altschweier 30 Körbe Frühzwetschgen nach Basel zum Versand. Die Not- jahre zwischen 1870 und 1880 veranlaßten einige Bauern zur Pflanzung der Bühler Frühzwetschgen. Aber solchen mutigen Vorkämpfern im mittelbadischen Obstbau begegnete man mit Ausdrücken wie: ‚Do guck emol hie, jetzt macht er sei ganze

Äcker kaputt.' Und doch zwang die Not zu weiteren Versuchen mit der neuen Obstsorte. 1884 schickte Krauß die ersten 100 Zentner Bühler Frühzwetschgen über Kehl per Schiff nach Köln, um sie dort den deutschen Konsumenten als ‚bosnische Zwetschgen‘ schmackhaft zu machen.“ Jedenfalls, dies ergibt sich aktenmäßig, befand sich schon 1881 ein Obstzüchter aus Kappelwindeck auf der Obstbauschule in Karlsruhe, und 1883 notierte der Bühler Oberamtmann Frey über Kappelwindeck: „Für die Obstbaumzucht sind die Leute sehr eingenommen, und werden jedes Jahr viele junge Obstbäume gesetzt. Sie haben auch für deren Behandlung das richtige Verständnis. Der Absatz des Obstertragnisses erfolgt leicht auf den allbekannten Obstmärkten der nahen Stadt Bühl. Kirschen gab es diesen Sommer viele, und mögen daraus 1500 Mark Erlöst worden sein. Äpfel wird es wenig, dagegen viele Birnen und Zwetschgen geben. Der Preis der letzteren — man rechnet deren auf etwa 500 Hektoliter — wird, eben wegen der großen Menge, ein niedrigerer werden als im vorigen Jahr, nämlich 12 Mark statt 18 Mark per Hektoliter. Kastanien-Bösche sind 25 Hektare in verschiedenen Parzellen vorhanden.“ Und 1885 wurde vermerkt: „Die Obstbaumzucht hat in den letzten Jahren ganz enormen Aufschwung genommen als Folge des stets raschen und guten Absatzes der Früchte auf den täglich in Bühl stattfindenden und immer von vielen Händlern besuchten Obstmärkten. Der Gemeinderat schätzt die Zahl der in den beiden letzten Jahren gesetzten Obstbäume auf mindestens je 2000 Stück. Der Ort gleicht jetzt schon fast einem Obstbaum-Wald. Namentlich werden viele Frühzwetschgen-Bäume gesetzt, die hier vorzugsweise gedeihen und deren Früchte gut bezahlt werden. Allerwärts sieht man jetzt auf hiesiger Gemarkung schöne und gutgepflegte junge Obstbaumanlagen. Ein besonderes Verdienst kommt in dieser Beziehung dem Hauptlehrer Knörr zu, der im vorigen Jahr für die Gemeinde eine schöne Baumschule angelegt hat, in welcher er den größeren Schülern Unterricht in der Obstbaumzucht gibt, an dem jene mit Vorliebe teilnehmen. Die Kastanien-Bösche dagegen werden jedes Jahr weniger.“

Die Entwicklung des badischen Obstbaues veranschaulicht die auf Seite 277 abgedruckte Tabelle (vergleichbare Zahlen liegen erst seit 1879 vor, die Zahlen geben den Bestand ohne Unterscheidung nach der Ertragsfähigkeit). Während in den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts der Steinobstbau das Übergewicht über den Kernobstbau hatte, verschob sich seither die Relation. Der harte Frostwinter 1879/1880 hat dem Obstbau sehr geschadet. Die Frostschäden waren besonders stark an den Pflaumen- und Zwetschgenbäumen. Der Rekordstand von 1879 ist nicht mehr erreicht worden.

Für den bäuerlichen Betrieb bildet also die Einnahme aus dem Obstbau die Existenzbasis, weshalb das Risiko einer Fehlernte diese Betriebe besonders belasten wird.

Neben dem Anbau mußte auch dem Absatz der Ernte Aufmerksamkeit geschenkt werden. Die steigende Produktion machte die Errichtung von Obstgroßmärkten (z. B. in Bühl, Achern oder Oberkirch) mit örtlichen Sammelstellen notwendig. Hand in Hand damit ging der Ausbau der genossenschaftlichen Obsterfassung und Obstverwertung. In der Ortenau wurden nach dem Ersten Weltkrieg folgende

Zahl der Obstbäume in Baden
(ohne Rücksicht auf die Ertragsfähigkeit)

Jahr	Apfelbäume	Birnbäume	Pflaumen- und Zwetschgenbäume	Aprikosen- und Pfirsichbäume
1879	2 635 499	1 625 278	4 040 676	77 246
1880	2 093 362	1 452 211	2 825 696	—
1900	2 878 119	1 776 121	2 695 748	—
1913	4 148 392	2 286 888	3 384 505	163 830
1923	4 155 712	2 458 197	2 893 114	144 345
1933	4 963 300	2 329 000	2 569 400	306 700
1938	5 995 932	2 661 204	3 283 352	931 415
1951	4 445 957	1 803 269	2 460 421	798 379

Der überragende Anteil der Ortenau an dem Bestand der Pflaumen- und Zwetschgenbäume ergibt sich aus der Aufgliederung des Ergebnisses von 1951:

Gesamtbestand in Baden	2 460 421 Stück
davon: Ortenau	976 504 Stück

Auf den Landkreis Bühl entfallen hiervon allein 490 622 Stück.

Im Jahr 1933 wurden von M. Maurath und dem Kreisobstbauinspektor Hopp sieben Betriebe genauer untersucht, worüber folgende Tabelle veröffentlicht wurde:

Betrieb in der Gemeinde	Größe	Anteil der obstbaulich genutzten Fläche an der Gesamtfläche	Anteil des Obsterlöses am Gesamtrohertrag
Kappelwindeck	3,0 ha	6,3 %	26,4 %
Altschweier	2,9 ha	34,5 %	61,8 %
Bühlertal	2,2 ha	15,9 %	49,7 %
Bühlertal	2,1 ha	23,0 %	41,4 %
Bühlertal	2,0 ha	15,0 %	58,7 %
Kappelwindeck	1,6 ha	31,5 %	54,6 %
Altschweier	1,8 ha	15,5 %	54,3 %
Durchschnitt	2,8 ha	20,2 %	49,5 %

Genossenschaften gegründet: Obstabsatzgenossenschaft Bühl - OAG - (1919), Obsterzeuger- und Absatzgenossenschaft Altschweier (1929), Bezirksobstmarktgenossenschaft Oberkirch (1929), Obst- und Gemüseerzeuger- und Absatzgenossenschaft Muggensturm (1930), Obsterzeuger- und Absatzgenossenschaft Gaggenau - MUAG - (1931), Obsterzeuger- und Absatzgenossenschaft Achern - ACHAG - (1932), Obsterzeuger- und Absatzgenossenschaft Baden-Baden und Umgebung (1932). Die mittelbadischen Obstabsatzgenossenschaften gründeten 1932 die „Obstgeno“ in Bühl, die jedoch nach 1933 aufgehoben wurde. Da nur ein kleiner Teil der Obsternte als

Eigenverbrauch im Erzeugergebiet bleibt oder von Brennereien und Konservenfabriken verarbeitet wird, kommt dem Obstversand große Wichtigkeit zu.

Auf dem weiten Weg vom Erzeuger zum Verbraucher muß das Obst schnell und sicher reisen. Die Vorteile des Eisenbahntransports liegen beim Obstversand klar zutage. Die sprichwörtliche Zuverlässigkeit der Bundesbahn, ihr eingespielter Fahrplan mit feststehenden Abfahrts- und Ankunftszeiten erleichtern dem Handel Disposition und Angebot. Die Eisenbahn hilft dem Handel hierbei durch marktgerechtes Eintreffen der Wagen auf den Zielbahnhöfen. Der Vorzug des erschütterungsfreien, staubfreien Transports bei natürlicher Kühlung gegenüber dem Transport auf der Straße ist vom Handel längst erkannt und wird in zunehmendem Maß ausgenützt. Bereits im Frühjahr, nachdem zuvor in Besprechungen mit Erzeugern und Großhändlern deren Wünsche entgegengenommen worden sind, werden Fahrpläne für Obstsonderzüge ausgearbeitet. Ein besonderes Kursbuch unterrichtet alle mit der Vorbereitung und Abfertigung der Obsttransporte betrauten Dienststellen über die Möglichkeiten der Einzel- und Sonderzugbeförderung. In der Anlaufzeit der Kampagne genügt das Eilgüterzugnetz für die Abfuhr der Einzelladungen. Die Wagen für Mittel und Norddeutschland und für das Rhein-Ruhr-Gebiet werden in Nah-Eilgüterzügen nach Heidelberg gebracht und dort in Durchgangs-Eilgüterzüge eingestellt. Während der Hauptsaison verkehren regelmäßig die schon genannten Obstsonderzüge nach den großen Verbrauchszentren. Die Erzeuger bringen das Obst zur Großmarkthalle oder unmittelbar zum Bahnhof. In Bühl werden an einem Tag bis zu 150 Waggons für den Obsttransport bereitgestellt. Für den Fahrplan der Obstsonderzüge ist neben der Entfernung der Zielbahnhöfe und der Anzahl und Dauer der Unterwegaufenthalte der Zeitpunkt des Beginns der Frühmärkte in den Verbrauchszentren der maßgebende Faktor. Der „Obstexpres“ nach Norddeutschland durchteilt die 680 km lange Strecke Bühl—Hamburg in knapp 14 Stunden, wobei streckenweise Dauergeschwindigkeiten von 100 km/h erreicht werden.

Fahrzeiten von Bühl aus:		
nach	Stunden	Entfernung in km
Augsburg	11	310
Dortmund	15	422
Hamburg	14	678
Köln	10	341

1884 benötigte ein Obsttransport Bühl—Köln noch 3 bis 4 Tage. In der auslaufenden Saison verkehren die Sonderzüge nur noch bedarfsweise.

Diese wenigen Zahlen zeigen eindrucksvoll die mittelbare Förderung des Obstbaues durch die Vorteile des modernen Verkehrs; es muß aber ausdrücklich darauf hingewiesen werden, welches Entgegenkommen die Eisenbahn dem Obstbau in Mittelbaden entgegenbringt durch rechtzeitige Bereitstellung geeigneter Wagen, auch von Kühlwagen (für den Transport von Erdbeeren), Vergrößerung der

Ladeanlagen auf den mittelbadischen Bahnhöfen, Rationalisierung des Ladebetriebs und der Verrechnung, insbesondere aber durch die den besonderen Bedürfnissen des Obsttransports gerecht werdende Gestaltung und Durchführung der Fahrpläne. Die der Bundesbahn auferlegte Beförderungspflicht, nach der Eisenbahnverkehrsordnung auch für unrentable Transporte, wirkt sich so zum Nutzen der Wirtschaft der Ortenau aus.

Für die Konkurrenz des Ortenauer Obstbaues ist der Erntebeginn wichtig, denn nur wenige Tage Vorsprung vor anderen Anbaugebieten sichern hohe Anfangspreise und damit hohen Erlös für die gesamte Ernte. In guten Jahren liefert Renchen ab 20. Mai versandfähige Kirschen — rund 14 Tage vor Werder an der Havel. Besonders stark wirkt sich der Vorsprung aus bei der Bühler Frühzwetschge. Im Bühler Gebiet beginnt die Ernte der Hauptfrucht schon ab 25. Juli — 8 Tage vor der Bergstraße, 14 Tage vor Werder. Der Vergleich mit Werder an der Havel ist von Bedeutung für den Absatz nach Berlin. Eine gute Ernte in Werder kann infolge geringerer Entfernung vom Markt, damit geringeren Transportverlusten und Transportkosten, die Bühler Zufuhr schlagartig drosseln.

Die großen Aufwendungen der Kreisverwaltungen, der Gemeinden und der einzelnen Obstbauern in den letzten Jahren für Veredelung der Sorten, Schädlingsbekämpfung, Krankheitenabwehr und Baumpflege kommen der gesamten Wirtschaft zugute. Zur Deckung des großen Bedarfs an Körben ist eine eigene Spankorbindustrie erstanden. Der in der Ortenau erzeugte Edelbranntwein („Kirschwasser“, „Himbeergeist“ und Zwetschgenwasser“) wird von kleinen Abfindungsbrennern und einigen Großbetrieben gebrannt. Die charakteristische vierkantige „Schnapsflasche“ wurde von der Badischen Landwirtschaftskammer eingeführt, um eine gewisse Standardisierung zu erreichen. Dem gleichen Ziel dient die Prüfung und Begutachtung, der alljährlich die gebrannten Wässer unterzogen wurden.

Sorgfältig geerntetes, gut sortiertes Qualitätsobst in einheitlicher Verpackung und Aufmachung ist heute wichtig, um guten Absatz zu erzielen. In der Ortenau ist in dieser Hinsicht schon viel erreicht worden, wenn auch immer wieder darauf hingewiesen wird, es müsse noch mehr geschehen. Bei der überragenden Stellung, die dem Obstbau zukommt, verwundert es nicht, daß in Bühl alljährlich ein „Zwetschgenfest“ abgehalten wird, bei dem, allgemeinem Brauch in deutschen Landen folgend, die „Blaue Königin“ gewählt wird. In dem Wappen, das der Landkreis Bühl seit 1958 führt, finden sich neben der Weintraube zwei Zwetschgen: Symbole der fruchtbaren Landschaft am Schwarzwaldrand.

Die übrigen landwirtschaftlichen Produkte

Die Hauptposten der bäuerlichen Ertragsrechnung sind heute die Erträge aus dem Anbau von Wein, Obst und Tabak sowie aus dem Milchverkauf. Wenn die anderen landwirtschaftlichen Produkte hier nicht weiter erwähnt werden, so soll dies nicht heißen, daß sie keine Bedeutung hätten, doch muß sich eine Darstellung wie die vorliegende Arbeit auf das Typische beschränken. Von den Sonder-

kulturen wären zu erwähnen der Frühgemüsebau (Achern), der feldmäßige Anbau von Gemüse, etwa des Meerrettichs in Urloffen oder des Spargels auf Gemarkungen mit Sandboden, der Zuckerrüben- und Zichorienanbau. Als heute ausgestorben, soll noch eine Darstellung des Krapp- und Hanfanbaues folgen.

Noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts spielte der Krapp (*Rubria tinctorum*, Röte, garance) als Färberot eine wichtige Rolle in der Textilindustrie, insbesondere bei der Färbung von Kattunfabrikaten. Nachdem der rote Krappfarbstoff seit der Entdeckung von Graebe und Liebermann durch das Alizarin und die Anilinfarbstoffe verdrängt wurde (1868), ist der in Mittelbaden einst so sehr betriebene Krappanbau völlig zum Erliegen gekommen. Der rote Farbstoff wird aus den Pflanzenwurzeln gewonnen, die nach zweijähriger Kultur aus dem Boden gegraben wurden; Versuche, die Wurzeln drei oder mehr Jahre im Boden zu lassen, blieben ohne rechten Erfolg, weil das Dickenwachstum der Wurzeln in den ersten beiden Jahren am größten ist, nachher jedoch nachläßt. Der Boden muß gut gedüngt sein. Wichtig war es, alsbald nach dem Ausgraben und Abtrocknenlassen die Wurzeln zur Verarbeitung in die Rötémühlen zu bringen, da sonst die Wurzeln leicht schimmelten und deshalb unbrauchbar wurden. Aus dem Hanauerland wurde im 18. Jahrhundert der größte Teil der Krappernte roh nach Straßburg exportiert. Seit 1775 war der Absatz infolge der hohen Einfuhrzölle behindert. Seitens aller Landesherrschaften wurde der Krappanbau gefördert; um nicht nur die Urproduktion im Lande zu haben, ermunterte man die Untertanen zur Anlage von Rötémühlen. Welche Bedeutung dem qualitätsmäßigen Anbau zukam, geht aus den Verordnungen der badischen Regierung von 1755 und 1766 hervor, die eine Ausfuhr von Krapppflanzen bei Zuchthausstrafe verboten. Nach der Bildung des Großherzogtums wurde der Krappzoll 1807 neu festgesetzt. Natürlich war auch vom Krapp der Zehnte zu entrichten, doch ersetzte man wie beim Tabak den Naturalzehnten durch ein sogenanntes Zehntsurogat. Der Export ging hauptsächlich nach dem Oberelsaß, da für den großen Bedarf der französischen Textilindustrie die Krapperzeugung der Provence nicht ausreichte. Hauptabnehmer des roten Tuchs war übrigens die französische Armee für die bekannten roten Hosen.

Der Anbau von Hanf und Flachs war durch Jahrhunderte von größter Bedeutung. Der in der Ortenau gut gedeihende Hanf wurde zumeist exportiert, Hauptabnehmer waren die Schweiz, Frankreich und die Niederlande, der Hanf ging außerdem nach Norddeutschland, Württemberg und Bayern. Für den Export galt Straßburg als Haupthandelsplatz. Anlässlich einer Beschwerde, die der Straßburger Rat im Namen der Kaufleute seiner Stadt gegen die Abgaben einlegte, die in Willstätt von dem ausgeführten Hanf erhoben wurden, erfahren wir, daß in den Jahren 1673 bis 1683 nur 1000 Zentner Hanf von Straßburger Kaufleuten aufgekauft und exportiert wurden. 1661 bis 1671 waren es pro Jahr 2 500 Zentner gewesen. Diesen gewaltigen Zahlen kann sich der Hanfbau des 19. Jahrhunderts noch an die Seite stellen, da der geschleißte Hanf vorzügliche Schiffstau ergab und der weiße Hanf zu allerhand Seilerwaren verarbeitet wurde. Doch konnte der badische Hanf gegen Ende des 19. Jahrhunderts auf dem Weltmarkt mit dem ausländischen Hanf und den zahlreichen anderen Gespinstpflanzen nicht mehr konkurrieren. Der Anbau

ging daher rapide zurück: 1870 waren in Baden noch etwa 9 000 ha mit Hanf bestellt, vor dem ersten Weltkrieg fiel die Zahl auf weniger als 200.

Anbaufläche im Landeskommisärbezirk Karlsruhe: (in ha)

1878	1883	1893	1900	1913
638	356	113	38	8

Alle Versuche, den Hanfbau zu halten, Ausstellungen, Spinnkurse, Prämien, hatten keinen Erfolg. Auf Intervention der badischen Regierung gelang es 1910, beim Reichsmarineamt zu erreichen, daß zur Herstellung des bei der Marine benötigten Tauwerks nur bester badischer Schleißhanf verwendet werden sollte. Schon nach einem Jahr ergab sich aber, daß die aus deutschem Hanf hergestellten Tawe um beinahe 40 % teurer waren als die aus importierten Rohstoffen gefertigten Tauwaren. So verschwand der Hanfbau bald völlig. Mit ihm ging auch die Zeit des Spinnens und die Poesie der Spinnstuben zu Ende. Der Hanf verlangte nach der Ernte eine umständliche Bearbeitung, die uns in hübschen Biedermeierdarstellungen bildlich überliefert ist: In Hanfrötzen, die sich bei jedem Dorf fanden, mußte der Hanf unter Wasser liegen, damit der Bast sich lösen konnte. Dann wurde der Hanf auf den Äckern oder gar in einer Dörre getrocknet. Mit Hilfe einer Breche knickte man den Hanf mehrfach, so daß die holzigen Teile abfielen. Man konnte den Hanf auch in den „Plaueln“ bearbeiten lassen, die vom Wasser getrieben waren und durch mechanische Bearbeitung (Klopfen) die Holzteile lösten. Die Fasern wurden schließlich noch gehechelt und waren damit zum Verkauf in Docken fertig. Um die einmal bekannte Qualität nicht durch minderwertige Ware in Verruf zu bringen, wachten Ortsbehörden und Zünfte genau darüber, daß kein minderwertiger, schlechter Hanf mit dem einheimischen, guten vermischt wurde. Mit dem Hanfbau verschwanden auch die in den Dörfern ansässigen Weber, auch die Seilfabrikation ging immer mehr auf die Fabriken über. „Seilerbahnen“ sind heute nur noch wenige in der Ortenau anzutreffen, doch werden sie wohl nicht mehr benützt.

Viehzucht und Milchwirtschaft

Mit einigem Entsetzen berichteten die markgräflichen Beamten, die zur Besitznahme in die Ortenauer Territorien kamen, daß vielerorts noch das den Feldern und Waldungen so sehr abträgliche Weiden des Viehs üblich sei, das in der Markgrafschaft während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts fast völlig abgeschafft worden war. In Wirklichkeit hatten zwar auch die Landesherrschaften in der Ortenau versucht, die Bauern davon zu überzeugen, daß die Stallfütterung rentabel sei, doch waren rechte Erfolge nicht erreicht worden. Auch hinsichtlich der Auswahl des Zuchtviehs hinkte die Ortenau hinter dem oberbadischen Zuchtgebiet her, außerdem waren in der weithin von Kriegsvölkern überlaufenen Ortenau große Verluste an Vieh zu beklagen. So waren in den ersten Jahren des Großherzogtums die Bemühungen der Regierung darauf gerichtet, zunächst zahlenmäßig den Viehbestand zu vermehren und durch Einfuhr von Zuchtvieh und durch Auf-

stellung hochwertiger Vartiere die Qualität des Viehbestands zu heben. Im Zug der allgemeinen Ablösungsgesetzgebung erschien das Gesetz vom 3. August 1837, das die Last der Faselviehhaltung für ablösbar erklärte und bestimmte, daß nach der Ablösung die Pflicht zur Haltung des Faselviehs auf die Gemeinden übergehe. Bis dahin war diese Pflicht meist eine dingliche, auf dem Zehntbezug oder dem Besitz gewisser Grundstücke ruhende Last. Wo der Pflichtige nicht selbst Viehbesitzer war, wurde der Pflicht oft nur durch Haltung geringwertiger Tiere genügt. (In vielen Dörfern hatten die Pfarrer — da die Pfarrei den Zehnten zu beziehen hatte — den Wucherstier zu halten.) Die gesetzliche Regelung bewirkte allmählich Besserung. Aber erst durch eine Verordnung des Ministeriums des Innern von 1865 wurde die Zahl der in einer Gemeinde aufzustellenden Farren nach dem vorhandenen Bestand an weiblichen Tieren bemessen. Gleichzeitig wurden bestimmte Zuchtrichtungen vorgeschrieben. Abschließend regelte das Gesetz vom 12. Mai 1896 über die Haltung von Zuchtfarren, Zuchtebern und Zuchtböcken die Materie in musterhafter Weise. Statt auf die vielschichtigen Probleme der Viehzucht näher einzugehen, soll die Erwähnung des aus der Ortenau stammenden maßgebenden Veterinärbeamten des Großherzogtums Baden im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts genügen: August Lydtin, 1834 in Bühl geboren, war zuerst praktischer Tierarzt, wurde 1871 Hoftierarzt in Karlsruhe und gleichzeitig Referent für Veterinärwesen und Tierzucht im Ministerium des Innern. Unter seiner Leitung wurde eine Fülle von Fortschritten auf dem Gebiet des Veterinärwesens und der Tierzucht erzielt: Ausbildung der Veterinärbeamten, Bekämpfung von Tierseuchen, Entschädigung der Viehbesitzer bei Seuchenverlusten, Regelung der Fleischschau und Kontrolle des Milchverkehrs. Seiner Initiative wird die Errichtung von Jungviehweiden und die Einführung staatlicher Zuchtviehschauen verdankt. Maßgeblich war er beteiligt bei der gesetzlichen Regelung der Viehversicherung und der Gründung von Zuchtviehgenossenschaften. Viele dieser Maßnahmen dienten anderen Ländern als Vorbild.

Sinngemäß treffen die obigen Ausführungen auch für die Pferdeezucht zu. Im Zeitalter der Motorisierung und Mechanisierung der Landwirtschaft erscheint es zwar fraglich, ob die Pferdeezucht überhaupt noch Zukunft hat. Bei dem großen Bedarf, der früher an Postpferden, Militärpferden und Zugpferden für Landwirtschaft und Speditionsgewerbe bestand, ist es nicht verwunderlich, daß der größte Teil der vom Staat für die Landwirtschaft ausgeworfenen Gelder der Unterhaltung des Landgestüts diente. Der „schöne, dragonermäßige Schlag von Schaffpferden“, den der Hofrat von Preuschen 1802 bei der Bereisung des Hanauerlandes lobte, ist noch vielen ehemaligen Soldaten aus den großen Remontierungen der Zeit vor den Kriegen in Erinnerung. Auf den bäuerlichen Rennen, die in Kürzell, Willstätt oder Iffezheim veranstaltet wurden, waren diese Pferde zu sehen. Wie sehr etwa der Bauer im Hanauerland an seinen Pferden hing, geht daraus hervor, daß der Amtsbezirk Kehl 1925 auf 100 ha 21 Pferde zählte (zum Vergleich: Weinheim 17, Emmendingen 11, Wolfach 7). Auch hier hat die moderne Technik völligen Wandel geschaffen.

Zum Abschluß muß hier noch ein Unternehmen erwähnt werden, das für die

Landwirtschaft der Ortenau von großer Bedeutung ist: die Offenburger Milchzentrale „Schwarzwaldmilch G. m. b. H.“ (früher: Ortenauer Milchzentrale). Während vor dem ersten Weltkrieg die Milchlieferrung nach den Städten meist privaten Milchhändlern überlassen war, die in den benachbarten Dörfern die Milch sammelten und zu ihren städtischen Abnehmern brachten, richteten die Landwirtschaftlichen Genossenschaften bald ihr Augenmerk auf genossenschaftliche Erfassung und gemeinsamen Absatz der Milch. Bahnbrechend wirkte hier der Diersheimer Bürgermeister Saenger. Der erste Weltkrieg brachte die öffentliche Bewirtschaftung der Milch, so daß sich die Städte zur Einrichtung von Milchverteilungsstellen gezwungen sahen. Die Stadt Offenburg richtete eine solche im Salzhaus ein, die alsbald zum Schlachthof verlegt werden mußte. In den ersten Jahren beschränkte sich diese Zentrale auf die Versorgung der städtischen Bevölkerung von Offenburg, später hatte sie die aus der Schweiz kommende Milch zu verarbeiten und noch Lahr, Oberkirch, Zell a. H., Wolfach usw. mit Trinkmilch zu beliefern. Im Mai 1922 siedelte die Zentrale in die ehemalige Infanteriekaserne über. Eine wesentliche Umgestaltung erfolgte 1932, als die vom Badischen Molkereiverband und dem Offenburger Milchhandel mit der Stadt Offenburg geführten Verhandlungen zum Abschluß kamen: Die Städtische Milchzentrale wurde aufgegeben und der Betrieb von der neugegründeten Ortenauer Milchzentrale G. m. b. H. übernommen. Der Badische Molkereiverband, die Stadt Offenburg und der Offenburger Milchhandel waren an der neuen Gesellschaft zu je einem Drittel beteiligt. 1934 wurde in Achern eine Großrahmstation eröffnet, im gleichen Jahr im Weg von Verhandlungen der Betrieb der Milch- und Molkereigenossenschaft Kehl übernommen. Im Oktober 1934 ging auch der bis dahin selbständige Betrieb der Milchzentrale Lahr auf die Ortenauer Milchzentrale über. Im Lauf der folgenden Jahre wurde das Netz der Rahmstationen und Milchsammelstellen weiter ausgebaut, in Offenburg wurden 1936 die neuen Anlagen in Betrieb genommen. Heute ist das Offenburger Werk, auf das modernste eingerichtet, Zentrale für 139 Ortsmilchgenossenschaften. Pro Tag werden über 220 000 Liter Milch verarbeitet. Das Produktionsprogramm umfaßt Trinkmilch, Kakaomilch, Buttermilch, Sauermilch, Sahne, Yoghurt usw. Im Monat werden über 60 t Butter ausgeformt. In der Käserei reifen Münsterkäse, Rahmkäse usw. Von überregionaler Bedeutung ist das nach dem zweiten Weltkrieg errichtete Trockenmilchwerk, das die überschüssige Magermilch von anderen badischen Milchzentralen zur Verarbeitung übernimmt und daraus Milchpulver herstellt. Das Schwarzwaldmilchpulver wird zum großen Teil in der Nahrungsmittelindustrie verwendet (Schokoladeherstellung, Eisbereitung u. ä.). Ein Teil der Milchpulverproduktion wird, mit Vitaminen aufgewertet, zur Herstellung von Futtermitteln benützt. Durch die Verwertung der überschüssigen Milchmengen sorgt die Zentrale für ein gleichbleibendes Preisniveau, was, zusammen mit der Tatsache, daß hochwertige Nahrungsmittel gewonnen werden, von eminenter volkswirtschaftlicher Bedeutung ist. Für die Erzeugnisse des Offenburger Milchwerks sind mehrfach erste Preise bei Ausstellungen der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft erteilt worden.

Die Modernisierung der Landwirtschaft

Schon im 18. Jahrhundert hatten die aufgeklärten Landesherrschaften der Landwirtschaft großes Interesse entgegengebracht, da sie für das gesamte Staatswesen die Grundlage des Wohlstandes bildete. Mannigfach waren die Maßnahmen, durch die versucht wurde, die aus alter Zeit überkommenen und gewohnheitsmäßig weiterverwendeten Methoden der Landbewirtschaftung zu verbessern. Bekannt sind die physiokratischen Versuche des Markgrafen Karl Friedrich von Baden, insbesondere in der oberen Markgrafschaft. Daß man auch im Gebiet der Ortenau bemüht war, die Landwirtschaft zu modernisieren, ist nicht allgemein bekannt. Die Hanau-Lichtenbergische Regierung berief 1782 den Kammerrat Martin von Darmstadt, um die Urbarmachung des Korker Rieds voranzutreiben. In seinem Bericht schildert der Kammerrat anschaulich die Vorteile des Anbaues von Klee, der sich „so dick auf dem Acker stellt wie die Haare auf dem Kopf, wenn man ihn mit der Gerste aussät“. Es werde der Nutzen des Kleebaues die Bauern davon abhalten, ihr Vieh weiter auf die Weide zu treiben. Mit Aufklärungsschriften und durch Aufsätze in den Landkalendern suchte man auf die Bauern einzuwirken. Freilich war nicht überall ein solcher Erfolg beschieden wie beim Korker Ried, wo nach vollendeter Urbarmachung „die Neugierigen beschämt und überzeugt weggingen“. Zu sehr war die Landwirtschaft noch behindert durch den Flurzwang, die Besitzersplitterung und die Vielfalt der auf dem Grund und Boden haftenden Lasten. So fand das neugebildete Großherzogtum große Aufgaben auf dem Gebiet der Agrarpolitik vor.

Die Abschaffung der alten Abgaben geschah durch die sogenannte Ablösungsgesetzgebung. Die Aufhebung des Flurzwangs machte die Anlage von Feldwegen erforderlich, damit die einzelnen Feldstücke ohne Beschädigung der Nachbarfelder befahren werden konnten. So kam 1856 ein Gesetz über die Feldbereinigung und Feldweganlage zustande. Schon 1854 war ein Gesetz erlassen worden, das die Teilung von Ackerfeld und Wiesen in Stücke von weniger als 9 ar verbietet, da die Realteilung, besonders in der fruchtbaren Rheinebene, erschreckende Formen angenommen hatte. Trotz aller seither durchgeführten Feldbereinigungsmaßnahmen krankt noch weithin die Landwirtschaft der Ebene an diesem Übel. Besser bestellt war es im „Gebirge“, wo die Sitte bestand, das Gut ungeteilt dem jüngsten Sohn zu vererben. Das Edikt über die Unteilbarkeit der Hofgüter und das Vorteilsrecht der Kinder vom 23. März 1808 hatte die Übergabe der Höfe unter Vorbehalt eines Leibgedings und der erforderlichen Wohnungs- und Nutzungsrechte in der Form des sogenannten Kindskaufes geregelt. Als die Absicht der Regierung bekannt wurde, die Hofgütergesetzgebung aufzuheben, wandten sich die betroffenen Bauern in Eingaben an das Handelsministerium und an den Landtag, um die Beibehaltung dieser Erbsitten zu erreichen (1871). Schließlich kam es zum Gesetz vom 20. August 1898, das eine Teilung der Hofgüter ohne behördliche Genehmigung untersagte. Von den 4 943 geschlossenen Hofgütern Badens entfallen auf die Ortenau mehr als die Hälfte (Amtsgerichtsbezirk Achern 41, Ettenheim 50, Gegenbach 506, Lahr 186, Oberkirch 525, Offenburg 159, Triberg 339, Wolfach 704).

Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts machte sich das Bestreben geltend, an Stelle der rein empirischen Einzelmaßnahmen wissenschaftlich begründete Programme zu setzen. Die Verfeinerung der statistischen Methoden ermöglichte gezielte Förderungsmaßnahmen. Die bekannteste der statistischen Untersuchungen der Landwirtschaft, „Agrarenquêtes“, ist die von Buchenberger 1882 veranlaßte Untersuchung der landwirtschaftlichen Verhältnisse in einer Reihe von typischen Gemeinden, die für andere Länder vorbildlich wurde und eine Reihe von administrativen und gesetzgeberischen Maßnahmen zur Folge hatte, u. a. das oben erwähnte Hofgütergesetz. Die Resultate liegen gedruckt vor als „Erhebungen über die Lage der Landwirtschaft im Großherzogtum Baden“ (1883). Im 2. Band sind vier Gemeinden der Ortenau behandelt: Neusatz bei Bühl, Zell-Weierbach, Oberwolfach und Ichenheim. Es wäre eine lohnende Aufgabe, an Hand der seit 1883 für diese Gemeinden vorliegenden statistischen Nachweisungen die Wirksamkeit der getroffenen Maßregeln zu untersuchen.

Für die Verbreitung der durch die moderne landwirtschaftliche Wissenschaft gewonnenen Erkenntnisse sorgten die landwirtschaftlichen Vereine, später die landwirtschaftlichen Genossenschaften, die Landwirtschaftsschulen (erste Gründungen 1864), die Ackerbauschule Hochburg, in der Nachbarschaft der Ortenau gelegen (seit 1847), und die Landwirtschaftliche Versuchsanstalt Augustenberg. Diese Anstalt, eine der ältesten in Deutschland, verdankt ihre Entstehung einem Sohn der Ortenau, dem aus Kehl stammenden Hofrat Dr. Julius Neßler (1827 bis 1905). Neben Werken über Fragen der Düngung und des Nährstoffgehalts der Ackerböden verfaßte Neßler grundlegende Darstellungen des Anbaues von Tabak und Wein, die für die Ortenau besonders wichtig sind. Neßler war nicht nur ein glänzender Wissenschaftler, sondern auch ein vortrefflicher Organisator, der es verstand, seine Untersuchungsergebnisse in Vorträgen, die er Sonntag für Sonntag auf den Dörfern hielt, den Bauern nahezubringen. Seiner Initiative verdankt die Samenprüfungsanstalt Karlsruhe ihr Entstehen. Noch ein anderer Forscher, der sich um die Landwirtschaft verdient gemacht hat, stammt aus der Ortenau: der Züchtungsforscher Erwin Baur (1875 bis 1933). Von Ichenheim, wo sein Vater Apotheker war, führte ihn der wissenschaftliche Weg über Freiburg nach Berlin. Auf sein Betreiben richtete die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft 1927 in Münchberg das Institut für Züchtungsforschung ein, dessen erster Direktor er wurde. Die deutsche Landwirtschaft verdankt Erwin Baur die Züchtung der Süßlupine. Er wendete seine Aufmerksamkeit dem Tabak zu und züchtete gegen Schädlinge aller Art widerstandsfähige Reben, Tomaten, Gemüse usw. Ihm gelang auch die Züchtung von frostbeständigen Frühkartoffelsorten, die weithin die Maltakartoffeln ersetzen. Es wäre reizvoll, die seit der Mitte des 19. Jahrhunderts von der Wissenschaft ausgehenden Impulse zu verfolgen, es soll aber bei diesen wenigen Bemerkungen sein Bewenden haben. Stellvertretend für alle Förderungsmaßnahmen des Staates soll noch die Korrektion von Acher und Rench und die landwirtschaftliche Erschließung des Maiwaldgebiets dargestellt werden.

Umschlossen von den Gemeinden Wagshurst, Rheinbischofsheim, Freistett, Memprechtshofen, Gamshurst und Renchen dehnte sich noch vor wenigen Jahren, mitten in der fruchtbaren Ortenau, ein ödes Gelände von etwa 1 000 ha, der Maiwald. Nachdem im 18. Jahrhundert die Waldbestände großen Schaden gelitten hatten, wurde anfangs des 19. Jahrhunderts zur Abteilung der Waldgenossenschaft geschritten. Bei der Abteilung (1810 bis 1811) waren die meisten Schläge ausgestockt, so daß es sich im Großteil um Wiesengelände handelte. Die ehemaligen Genossenschaftsgemeinden Erlach, Gamshurst, Mösbach, Renchen, Tiergarten, Ulm, Wagshurst, Freistett und Memprechtshofen erhielten anteilmäßig Gelände, das von den Gemeinden losweise an die allmendberechtigten Bürger zur Nutzung ausgegeben wurde. Es ist bekannt, daß von allem Grundeigentum das sogenannte Allmendland am schlechtesten bewirtschaftet wird, doch haben sich trotz aller gegenteiligen Bestrebungen die Allmenden bis heute erhalten. Lag einerseits der Grund für die schlechten Erträge der Maiwaldwiesen in ihrem Allmendcharakter (wodurch häufige Besitzwechsel vorkamen), so muß andererseits nachdrücklich darauf hingewiesen werden, daß die häufigen und langdauernden Überschwemmungen des Maiwaldgebiets die Wiesen versauern und verkümmern ließen. In den Jahren 1831 bis 1885 war nämlich die Rench zur Ableitung der verheerenden Hochwasser im Oberlauf (d. h. oberhalb Erlach) korrigiert worden. Dadurch wurden die am Oberlauf der Rench gelegenen Gemarkungen zwar von der Hochwassergefahr befreit, doch überfluteten die Wassermassen nun um so schneller die flußabwärts gelegenen Gemarkungen, insbesondere aber das Maiwaldgebiet. Im korrigierten Renchbett bei Erlach kamen bei Hochwasser pro Sekunde 200 cbm Wasser an, unterhalb Erlach faßte die Rench nur 100 cbm, bei Wagshurst nur 30 cbm und im Maiwald sogar nur 10 cbm. Alles übrige Wasser mußte über die Ufer austreten. Bei dem Hochwasser 1896 standen vom Ortsetter Rheinbischofsheim 15 ha bis zu 2 m unter Wasser. Die Hochwasserschäden an Häusern und Feldern waren beträchtlich; die versauerten Maiwaldwiesen lieferten immer weniger Ertrag. In vielen Jahren konnte weder Heu noch Öhmd gewonnen werden. Die Mißstände lagen klar zutage, wurden auch seitens der Staatsbehörden und der betroffenen Gemeinden erkannt, doch erschien erst 1913 nach langen Untersuchungen der „Entwurf der Renchkorrektion abwärts Erlach und der Maiwaldkultur“ im Druck. Die von dem Oberbaurat Drach 1909 der Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues erstattete Denkschrift empfahl eine Korrektion der Rench und die anschließende Melioration des Maiwaldgebiets mit Hilfe von Entwässerungsgräben. Der Weltkrieg und die folgenden Notjahre ließen das Projekt nicht zur Ausführung kommen. Man war sich vor allem über die Aufbringung der doch sehr erheblichen Geldmittel nicht klar. Nach jahrelangen Verhandlungen wurde am 30. März 1936 das „Gesetz zur Verbesserung der wasserwirtschaftlichen Verhältnisse in der Rheinebene zwischen der Kinzig und dem Sandbach (Acher-Rench-Korrektion)“ verkündet. Mit großem Propagandaaufwand begann der Reichsarbeitsdienst mit den Arbeiten. Aber es stand kein guter Stern über dem Unternehmen, denn der Arbeitsdienst wurde bald

zum Bau des Westwalls herangezogen, und schließlich ruhten die Arbeiten infolge des Krieges ganz. Nach Kriegsende wurden, nunmehr zivil, die Arbeiten beendet, aber erst 1954 konnte daran gedacht werden, das Maiwaldgebiet für die Landwirtschaft zu erschließen. Heute sind im Maiwaldgebiet 12 Siedler ansässig (6 Einheimische, 6 Flüchtlingslandwirte).

Der Acher- und der Rench-Flutkanal gewährleisten heute eine geordnete Ableitung der Hochwasser, die Überschwemmungsgefahr ist völlig beseitigt. Nach umfangreichen wissenschaftlichen Vorarbeiten ergab sich, daß im Maiwaldgebiet sehr wohl befriedigende landwirtschaftliche Erträge zu erhoffen waren, wenn das Allmendwesen abgeändert, neue Wege angelegt und eine Gesundungsdüngung der Wiesen durchgeführt wurden. Die Badische Landsiedlung G. m. b. H., der diese Maßnahmen übertragen wurden, hat das zu Ackerland bestimmte Gelände mit schweren Spezialpflügen auf 22 cm Tiefe umbrechen lassen. Zur Milderung der starken Bodenversauerung und zur Nährstoffanreicherung war eine Gesundungsdüngung besonders wichtig. Im ganzen wurden etwa 60 Eisenbahnwagen Handelsdünger gestreut; eine enorme Menge, deren Bedarf durch eine große Anzahl von Bodenuntersuchungen festgestellt worden war. Im Herbst 1955 konnte mit dem Bau der 12 Siedlungshöfe begonnen werden. Die Gehöfte sind in mehrere, jeweils einige 100 m voneinander entfernte Gruppen zusammengefaßt. Verwaltungsmäßig gehört die Bauernsiedlung zur Gemeinde Renchen, Schulort für die Kinder ist Membrechtshofen. Die einst steppenartige Landschaft des Maiwaldes hat eine tiefgreifende Änderung erfahren. Durch die neuen Straßen und Wege ist das früher abgelegene Gelände heute von allen Richtungen leicht zugänglich. Die früher etwa 1000 kleinen Allmendlose sind zu 34 großen regelmäßigen Schlägen zusammengelegt. Während 1954 der durchschnittliche Ertrag pro ha im Maiwald zwischen 150 und 200 DM lag, betrug er schon 1958 etwa das 4- bis 5-fache.

Im Gebiet der Landkreise Kehl und Offenburg sind noch weitere Siedlungsverfahren im Lauf, wie die folgende Übersicht zeigt:

Landkreis	Gemarkung	Jahr der Einleitung	Stellenzahl	Gesamtgröße ha
Kehl	Holzhausen	1953	2	27
	Legelshurst	1953	4	50
	Kork	1955	1	16
	Neumühl	1955	2	28
	Renchen-Maiwald	1955	12	210
	Goldscheuer	1958	7	120
	Willstätt	1958	1	14
	Lichtenau	1959	5	70
Offenburg	Offenburg-Kreuzschlag	1950	4	23
	Hofweier	1957	6	84

Daß so umfangreiche Arbeiten, wie sie im Maiwald notwendig waren, viel Geld kosten, ist selbstverständlich. Weniger groß sind die Aufwendungen bei den sogenannten „Aussiedlungen“, durch welche die Agrarstruktur verbessert wird.

In den Realteilungsgebieten, zu denen, wie oben geschildert, die Rheinebene gehört, weist die überwiegende Zahl der landwirtschaftlichen Betriebe erhebliche Struktur­mängel auf. Unzureichende Betriebsgrößen, eingeengte und veraltete Hof­stellen, starke Parzellierung und weite Wirtschaftswege erschweren die Betriebs­führung und beeinträchtigen den Betriebserfolg. Diese Struktur­mängel sind die hauptsächlichen Ursachen für das Zurückbleiben von Arbeitseinkommen und Lebensstandard der bäuerlichen Bevölkerung gegenüber anderen Berufen. So verlassen viele Bauern ihren Hof und wenden sich anderen Berufen zu. In vielen Gemeinden finden sich große Brachflächen. Die Erhaltung eines gesunden Bauernstandes liegt aber im Interesse der Gesellschaft, die hierfür die notwendigen Mittel aufbringen muß. Die Flurbereinigung, wie sie in früheren Jahren durchgeführt wurde, reicht hierzu nicht mehr aus. Die neuen Siedlungsverfahren führen zu nachhaltiger und beträchtlicher Mehrerzeugung an Nahrungsgütern: das Geld ist also auf die Dauer gesehen gut angelegt und rechtfertigt den Aufwand. Es mag noch bemerkt sein, daß die gewährten Kredite von den Siedlern nach einem langjährigen Tilgungsplan zurückgezahlt werden müssen. Die Allgemeinheit leistet nur Hilfestellung, soweit die zu lösenden Aufgaben die Kraft des Einzelnen übersteigen, es erhält kein Siedler ein Geschenk auf Kosten der Allgemeinheit.

Die Forstwirtschaft

Das Land Baden zählt zu den walddreichsten Gegenden Deutschlands. Vom hohen Schwarzwald bis zum Rhein ziehen sich die Wälder. Der Wald schützt die Quellengebiete, er ist eine natürliche Abwehr gegen Wind und Stürme, er speichert die im Winter fallenden Schneemassen auf, hemmt das Schmelzen des Schnees und reguliert so teilweise das Abfließen des Wassers im Frühjahr. Als Feuchtigkeitsreservoir wirken große Waldflächen günstig auf die Niederschlagsbildung einer Gegend. Die Waldflächen der Ortenau befinden sich vornehmlich im Besitz der Gemeinden, des Staats, der vormaligen Grund- und Standesherrn, etwa ein Viertel gehört bäuerlichen Privaten. Baden-Baden verfügt über den größten Waldbesitz (etwa 5000 ha), der Privatwald nimmt die größten Flächen ein auf den Gemarkungen Oberwolfach (etwa 2900 ha), Kinzigtal (2600), Gutach (1900), Schapbach (1900) und Oberharmersbach (1900). Hier bildet die Waldnutzung für zahlreiche Bauernbetriebe eine beachtenswerte, teilweise sogar ausschlaggebende Einkommensquelle.

Mehr noch als heute diente unseren Vorfahren der Wald als Rohstoffquelle. Man bezog aus ihm nicht nur Bauholz und Brennholz. Für viele Gewerbe lieferte der Wald den Rohstoff: Das von Tannen und Fichten gesammelte Harz wurde in Harzöfen gesotten und durch nasse Säcke gepreßt. So erhielt man das „Gelbe Harz“. Nach nochmaligem Aufkochen und Durchpressen erhielt man das „Schwarze Harz“. Beide Produkte dienten zur Herstellung von Teer und Wagenschmiere. Beim Teerschwelen wurde das mit Harz getränkte Kiefernholz starker Hitze aus-

gesetzt, ohne es zu verbrennen. Das anfallende Teerwasser wurde bei der Ledergerberei verwendet, außerdem wurde noch Kienöl gewonnen. Aus diesem Öl fertigte man die eigentliche Wagenschmiere. Der Rückstand diente als Rohstoff für die Herstellung von Buchdruckerschwärze, Farben und Stiefelschmiere. Die Pottaschesiederei wurde in der Nähe der Glashütten betrieben. Man erzielte die Pottasche durch Auslaugen von Holzasche, durch Eindampfen der Lauge und Ausbrennen im Kalzinierofen oder in großen Töpfen (Potten). Pottasche war neben der Glasfabrikation notwendig für die Herstellung von Seife, sie wurde verwendet in Färbereien und Bleichereien. Die Fortschritte der Chemie brachten im 19. Jahrhundert das Ende des auf dem Holzreichtum aufbauenden Waldgewerbes. Seit dem Aufkommen der Steinkohle waren auch die letzten Stunden für die Köhlerei gekommen. Freilich sah man seitens der Forstbehörden eine solche intensive Waldnutzung nicht gerne. Das „Harzreißen“, die Streu- und Weidenutzung schaden dem Waldwuchs. Auch das Sammeln von Sauerklee, aus dem das in den Färbereien benötigte Sauerkleeesalz hergestellt wurde, fiel unter die unerwünschte Waldnutzung. Ein fortwährender Kampf tobte zwischen Forstbehörden und Gerbern, die für ihr Handwerk die Rinde der sorglich gehüteten Eichen benötigten. So griff man auch hier zu dem im 18. Jahrhundert beliebten Mittel der Ausfuhrsperrung, ohne damit freilich sonderlich viel zu erreichen.

Zur Schonung der Wälder ergingen seitens der Landesherrschaften zahllose Verordnungen, meistens als „Forstordnungen“ bezeichnet, die in eingehender Weise die Forstwirtschaft regelten. Trotz aller Strafen kamen „Forstfrevel“ vor, sei es unberechtigtes Holzhauen, Holzlesen, Weide- oder Streunutzung. Für Waldausstockungen war landesherrliche Genehmigung erforderlich, schon wegen der Befürchtung, die so wichtige Jagd könne eine Einbuße erfahren. Das badische Forstgesetz von 1833 brachte die sachgemäße Beförderung aller Wälder, auch der von Gemeinden und Privaten. Durch die zielbewußte Arbeit der Forstbehörden gelang es, den Waldbestand nicht nur zu erhalten, sondern seine Qualität zu steigern, wozu die wissenschaftliche Ausbildung der Forstbeamten viel beitrug. Welche Probleme seitens der Forstleute zu meistern waren, ergibt sich schon aus dem Hinweis, daß infolge der Rheinkorrektion der Grundwasserspiegel sank, weshalb nun Bäume zu setzen waren, deren Wurzeln tiefer hinabreichten.

Die Ortenau wies noch zu Ausgang des 19. Jahrhunderts eine Reihe von Waldgenossenschaften auf, die meist auf Grund des 2. Konstitutionsedikts von 1807 aufgelöst wurden. Es soll hier die Aufzählung der Genossenschaften genügen (nach Feßler, von Süden her): Die Ettenheimer Mark wurde 1807 aufgeteilt, genußberechtigt waren Ettenheim, Grafenhausen, Ringsheim, Altdorf, Münchweier, Kappel, Orschweier, Wallburg, Dörleinbach und Münstertal. Der Friesenheimer Hochwald zog sich zwischen dem Kinzig- und dem Schuttertal von der Rheinebene hinauf bis zur Höhe des Steinfirsts. Im Tal des Harmersbach und der Nordrach lag die Forstgenossenschaft Zell. Die Anteile des Klosters Gengenbach gingen auf den Staat über, aus dem Genossenschaftswald entstanden die Gemeindewaldungen von Zell, Biberach, Ober- und Unterentersbach; in Fischerbach, Lindach, Mülstein, Schottenhöfe und Unterharmersbach bildeten sich Genossenschaften unter neuer Rechts-

form. Die Mooswaldgenossenschaft zwischen Rench und Harmersbach zählte die Gemeinden Durbach, Hesselbach und Ödsbach zu Mitgliedern. Der Gottswald liegt nordwestlich Offenburg auf dem linken Ufer der Kinzig zwischen Hesselhurst, Griesheim, Waltersweier und Weier. Der Wald ist heute Eigentum von 218 Bürgern von Griesheim, 150 Bürgern von Weier, 145 Bürgern von Waltersweier und 94 Bürgern von Bühl. Der Oppenauer Hochwald wurde 1807 abgeteilt. Hierbei erhielten: der badische Staat 1036 Morgen, die Gemeinden Bästenberg 1108, Döttebach 850, Freiersbach 1418, Ibach 1095, Lierbach 754, Löcherberg 470, Maisach 838, Ramsbach 1166 und Wilde Rench 586 Morgen. Die Ulmer Mark reichte ursprünglich vom Antzenbach bis an die Rench bzw. den Holchenbach, von der Hornisgrinde bis zum Rhein. Am Korker Wald waren die Gemeinden Kork, Appenweier, Bodersweier, Diersheim, Hohbühn, Holzhausen, Legelshurst, Linx, Neumühl, Odelshofen, Querbach, Rheinbischofsheim südlich des Holchen, Sand, Windschlag und Zierolshofen beteiligt. Der Wald wurde 1811 abgeteilt; die Gemeinde Diersheim führte den auf sie entfallenden Anteil als Genossenschaft weiter, bis diese 1908 ebenfalls aufgehoben wurde. Der Maiwald ist oben schon erwähnt worden. Die Sasbacher Mark wurde 1809 geteilt. Am Fünfheimburgerwald waren die Gemeinden Grauelsbaum, Greffern, Hildmannsfeld, Helmlingen, Moos, Muckenschopf, Schwarzach und Ulm anteilberechtigt. 1764 reichte das Heimbürgtum Greffern den Antrag auf Auflösung der Waldgenossenschaft beim Reichskammergericht ein, 1792 erging der Spruch des Reichskammergerichts, der die Auflösung der Genossenschaft und die Verteilung des Besitzes unter die Gemeinden anordnete, doch erst nach langen Verhandlungen kam 1800 der Abteilungsvertrag zustande. Zur Waldhägengenossenschaft zählten die Gemeinden Ottersweier, Neusatz, Waldmatt, Hatzenweier, Breithurst, Kappelwindeck, Altschweier, Bühl und Bühlertal, diese drei letzten südlich der Büllot, und die sogenannten zugewandten Orte des Abtsstabs Schwarzach, Balzhofen, Oberbruch, Oberweier und Henkhurst. Der Wald wurde 1791 abgeteilt und die noch mit Wald bestandenen Grundstücke ausgestockt. Am Windecker Genossenschaftswald, der 1819 geteilt wurde, waren die Kirchspiele Ottersweier, Bühl-Oberbrück, Kappelwindeck und Sasbach genußberechtigt. Die Steinbacher Mark reichte von der Wasserscheide des Gebirges bis an den Rhein und von der Oos bis zur Büllot. Schon in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts begann man mit der Verteilung der Waldungen, die 1806 beendet wurde. Anteilsberechtigt waren die Gemeinden Eisental, Neuweier, Steinbach, Varnhalt und Weitenung, Sinzheim mit seinen Stabsgemeinden und die unterhalb der Büllot gelegenen Teile von Altschweier, Bühl und Bühlertal. An der Stollhofener Kirchspielmark waren Schwarzach und Stollhofen beteiligt; auch diese Genossenschaft wurde anfangs des 19. Jahrhunderts geteilt.

Zum Abschluß sollen noch einige Bemerkungen über die Murgschifferschaft und die Flößerei folgen. Die so einfache Art des Holztransports durch die Flößerei hat in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg ihre Ende gefunden. Auf fast allen Flüssen und stärkeren Bächen des Schwarzwaldes wurde die sogenannte Wildflößerei betrieben, die darin bestand, daß man das Holz in das Flußbett warf und durch eine künstlich erzeugte Flutwelle weiterbeförderte. Der zunehmende Wert des Holzes

ließ aber eine derartig rohe Transportweise nicht mehr zu, außerdem wurden oftmals die am Ufer liegenden Triebwerke oder gar die Ufer selbst beschädigt. Der aufmerksame Wanderer sieht noch in einigen Tälern des Schwarzwaldes die Kunstbauten am Fluß, die „Schwallungen“. Auch die Langholzflößerei, d. h. der Transport von gebundenem Holz, nahm aus den gleichen Gründen immer mehr ab: Auf der Murg waren zwischen 1896 und 1904 jährlich etwa 247 cbm zu Tal gebracht worden, in den Jahren 1905 bis 1912 nur noch etwa 28. Im Durchschnitt der Jahre 1886 bis 1895 waren in Rastatt jährlich 642 Flöße angekommen; in den Jahren 1896 bis 1905 nur 14, 1906 nur noch 3, 1907 und 1908 gar keine mehr. Das freie Leben der Flößer mit der oft gefahrvollen sausen Fahrt hatte damit ein Ende genommen. Andere Transportmittel — Eisenbahn und Straße — haben sich in den Vordergrund geschoben. Mit dem Flößen hatten sich die sogenannten Flößer-Genossenschaften befaßt, die für das Offenhalten der Floßstraßen und die Instandhaltung der Kunstbauten sorgten. Hierfür erhoben sie von den einzelnen Flößen bestimmte Taxen.

Aus dem Zusammenschluß der Murgschiffer in eine Interessentengemeinschaft der Flößerei entstand die „Murgschifferschaft“ mit dem Sitz in Gernsbach. Nachdem die Flößerei erloschen ist, bildet die Murgschifferschaft eine reine Waldkorporation mit Nutzungsrechten der Mitglieder. Die Geschichte der Gesellschaft läßt sich bis ins 14. Jahrhundert zurückverfolgen. In der Blütezeit des 16. Jahrhunderts erwarben die Schiffer umfangreiche Waldungen, von denen freilich nach dem Dreißigjährigen Krieg viele verloren gingen. Die heute vom Forstamt Forbach II bewirtschafteten murgschifferschaftlichen Wälder umfassen über 5000 ha, der Ertrag der Schifferschaftswaldungen gehört zu den höchsten des Schwarzwaldes. Die Murgschifferschaft ist eine Genossenschaft privatrechtlicher Natur, der Wald steht in ungeteiltem Eigentum der Genossenschaft. Die Jahresnutzung wird nach Deckung der Unkosten entsprechend den Anteilen unter die Genossen verteilt. Rund 55 % der Waldrechte waren 1934 im Besitz des badischen Staats, der auf Grund eines Vertrags von 1886 die Beförderung über den schifferschaftlichen Waldbesitz ausübt. Nach dem Gesetz vom 5. Oktober 1921 wurden die bisherigen „abgesonderten Gemarkungen“ aufgehoben, durch einen Vertrag von 1930 zwischen dem badischen Staat und der Murgschifferschaft wurde der Schifferwald ab 1. Oktober 1930 mit der Gemarkung der Gemeinde Forbach vereinigt.

Der Bergbau

Heute wird in der Ortenau Erz nur noch in der Grube Kahlenberg bei Ringsheim gewonnen. Jedem, der landauf oder landab fährt, fällt die Wunde auf, die der Tagebau dem Berg geschlagen hat. Von dem alten Kinzigtäler Bergbau ist in vielem nur noch die Erinnerung geblieben. Verlassene, mit festen Türen verschlossene Grubeneingänge, Abraumhalden und die bei der Bevölkerung umgehenden Sagen sind noch Zeugen vergangener Bergwerksherrlichkeit. Im 19. Jahrhundert erhielt der seit alters gepflegte Bergbau neuen Auftrieb durch die Gründung

von Aktiengesellschaften. Der Kinzigtaler Bergwerksverein wurde 1826 von dem Bergrat George gegründet. Dieser Gesellschaft gehörten auch Gruben des Münstertals. 1834 schloß sich der Bergwerksverein mit einer 1829 in St. Blasien gegründeten Gesellschaft zusammen, so entstand der „Badische Bergwerksverein“ mit einem Aktienkapital von 5 Millionen Gulden. Dieses Unternehmen, eine der größten Aktiengesellschaften Badens, war zumeist in Händen von englischen Aktionären. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts entwickelte sich der Bergbau recht günstig, doch machte sich dann ein wachsender Kapitalbedarf bemerkbar, da tiefer gelegene Schichten abzubauen waren. 1852 wurde der Badische Bergwerksverein in die „Grand Duchy of Baden Chartered native silver and silver-lead mines“ übernommen. Die Aktien des Badischen Bergwerksvereins wurden zu 30 % des Nennwertes übernommen, die neue Gesellschaft zahlte außerdem die rückständigen Löhne von etwa 6000 Gulden. Der Abbau konzentrierte sich nunmehr auf das Münstertal; das Silber, früher das Hauptprodukt, war in seiner Bedeutung völlig hinter das Blei zurückgetreten. Der rapide Sturz der Blei- und Silberpreise, verursacht durch große Aufschlüsse in Amerika, veranlaßte die Gesellschaft, ihre Gruben 1861 stillzulegen, 1865 mußte die Gesellschaft liquidiert werden. Ähnlich war das Schicksal des im Jahr 1847 gegründeten Kinzigtaler Bergwerksvereins (nicht identisch mit dem 1826 gegründeten), ebenfalls einer von englischem Kapital gebildeten Aktiengesellschaft mit einem Aktienkapital von 1 Million Schilling. Die Gesellschaft hatte die alten fürstenbergischen Gruben in der Gegend von Schapbach wieder in Betrieb genommen. Gute Erfolge, die anfangs auf der Grube „Friedrich Christian“ erzielt wurden, verleiteten die Gesellschaft zum Bau eines Hüttenwerks. Auch hier machte sich der Preissturz auf dem Weltmarkt geltend: Der Verein stellte 1857 seine Betriebe ein, die Gesellschaft löste sich 1877 auf. Der Zusammenbruch der beiden Gesellschaften bedeutete das Ende des Kinzigtaler Blei-Silber-Bergbaues. Die seit Erlaß des Berggesetzes von 1890 durchgeführten Untersuchungen haben zu vielen Mutungen, jedoch nicht zu weiterem Abbau geführt. Nach Erschöpfung des Silberbergbaues wurde Nachlesebergbau auf Kobalt betrieben. Kobalt dient zur Blaufarbenherstellung, die Farben werden in der keramischen Industrie, z. B. bei der Produktion von „Delfter Kacheln“, benötigt. Neuerdings hat der alte Kinzigtaler Bergbau durch die Prospektion auf Uranerze von sich reden gemacht.

Ablagerungen von Kohlen treten in der Ortenau bei Offenburg, Geroldseck, Oppenau und Baden-Baden auf. Von wirtschaftlicher Bedeutung ist nur das Vorkommen bei Offenburg gewesen, das sich am westlichen Schwarzwaldrand von Diersburg und Zunsweier über Hagenbach nach Berghaupten bei Gengenbach erstreckt. Die Steinkohle tritt nicht in regelmäßig anhaltenden Flözen, sondern in „Nestern“ auf, wodurch der Abbau sehr erschwert wird. Der Bergbau bei Offenburg ist seit 1755 in Betrieb. 1837 wurde die „Steinkohlenbergwerksgesellschaft Derndinger & Braß“ in Offenburg gegründet, die von der Regierung die Konzession als Aktiengesellschaft mit einem Grundkapital von 500 000 Franken erhielt. Die Steinkohlengrube von Berghaupten ging 1844 um 168 000 Gulden an ein Konsortium über, das sich 1853 ebenfalls in eine Aktiengesellschaft unter dem Namen „Steinkohlengruben AG., Berghaupten im Großherzogtum Baden“ (Ak-

tenkapital ebenfalls 500 000 Franken) umwandelte. Die beiden Gesellschaften arbeiteten recht günstig, da die Saarkohle ziemlich teuer war und die Ruhrkohle des weiten Transportes wegen nicht konkurrieren konnte. Von der Produktion wurde ein großer Teil nach Straßburg exportiert. Die Steinkohlengruben AG. mußte 1859 liquidiert werden. 1882 wurden die Gruben Berghaupten, Hagenbach und Diersburg in der „Steinkohlenbergwerks AG. Offenburg“ mit einem Kapital von 400 000 Mark zusammengefaßt. Bald setzten nach anfänglichem Gedeihen die Schwierigkeiten ein, denn die Eisenbahnfrachtsätze für Ruhrkohlen waren herabgesetzt worden, so daß die Ruhrkohle immer mehr vordrang. Dazu kam, daß die Ruhrkohle besser war als die badische, die zudem um 10 Pfennig pro Zentner teurer war als die fetten Ruhrkohlen. So mußte ab 1889 der Betrieb auf die Grube Berghaupten beschränkt und 1892 das Grundkapital von 400 000 durch Abstempelung der Aktien auf 200 000 Mark zusammengelegt werden. 1895 wurde die Firma liquidiert. Während des ersten Weltkrieges wurden die Gruben wieder in Betrieb genommen. Die Förderzahlen ergeben sich aus der folgenden Tabelle:

1819	8 500 t	1870—1879	102 614 t
1820—1829	7 500 t	1880—1889	74 039 t
1830—1839	20 000 t	1890—1899	44 826 t
1840—1849	45 000 t	1900—1909	24 365 t
1850—1859	100 000 t	1919—1924	20 749 t
1860—1869	97 000 t		

Das Vorkommen von Hohengeroldseck östlich Lahr im Emersbachtal und die beiden kleinen Vorkommen im Lierbachtal nordöstlich Oppenau und in Hinterohlsbach südlich Durbach sind nicht abbauwürdig. Von den Karbonvorkommen bei Baden-Baden enthält nur das südwestlichste bei Varnhalt, Umweg und Neuweier Kohlenflöze in einer Mächtigkeit von 8 bis 20 cm. Sie sind mehrfach, zuerst von 1748 bis 1764, aber ohne Nutzen abgebaut worden. Bohrungen, die von der Regierung 1834 bis 1835 bei Varnhalt durchgeführt wurden, waren ohne Erfolg.

Es sei hier noch hingewiesen auf die Vorkommen von Fluß- und Schwerspat (Wolfach, Oberkirch), auf die Gewinnung von Ton, der in der keramischen Industrie verwendet wird, außerdem auf die Steinbrüche am Schwarzwaldrand. Murgtälner Granit wird verwendet für Straßenunterlagen, aus ihm sind die großen Eisenbahnbrücken und die gewaltigen Stauwehre des Murg- und Schwarzenbachtals errichtet. Auch die Rheinebene hat Anteil an den Bodenschätzen durch die gewaltigen Ablagerungen von Rheinkies und Rheinsand, die in Baggerwerken gewonnen werden.

Das Rheingold

Das Gewinnen des Goldes aus dem Rheinsand scheint früh den Uferbewohnern bekannt gewesen zu sein. Diodor von Sizilien berichtet vom Goldwaschen in Franken, und Otfried von Weissenburg sagt im Eingang des Evangelienbuchs: „ioh

lésent thar in lánte góld in iro sante.“ Allenthalben finden sich am Rhein die „Goldgründe“, die ihren Namen oft bis heute bewahrt haben. Erbitterte Streitigkeiten über die Abgrenzung und Benützung der Goldgründe gab es nicht nur zwischen den benachbarten Herrschaften, sondern auch zwischen den Goldwäschern, bei denen allerdings die Regel galt, daß der zuerst Gekommene auch den besten Waschplatz erhält. So brachen die Goldwäscher mitten in der Nacht auf, um am frühen Morgen beginnen zu können. Goldreiche Sande waren nach zurückgehendem Mittelwasser zu erwarten; beste Aussichten bestanden, wenn der Strom ein Stück festen Ufers weggerissen hatte und Kies- und Sandmaterial ausgespült war. Die künstlichen, durch die Rheinkorrektion geschaffenen Stromverhältnisse gestatten nur noch selten ein Anlegen des Goldes. So ging die Goldwäscherei am Rhein im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts ihrem Ende zu. Einer Enquête der Badischen Oberen Bergbehörde von 1906 zufolge gab es am Oberrhein keine Goldwäscher mehr.

Neben der Ungunst der Strömungsverhältnisse des korrigierten Rheins ist der geringe Verdienst als Grund zur Aufgabe des Goldwaschens zu nennen. Der Tagesverdienst blieb weit unter 2 Mark. Seit dem Aufkommen des Löschpapiers bestand auch kein Bedarf mehr für den feinen, ausgewaschenen Sand. So lohnte die schwere Arbeit der Goldwäscher nicht mehr. Ihre Werkzeuge waren durch die Jahrhunderte im wesentlichen dieselben geblieben, wie sie schon auf der berühmten Rheinkarte des Generallandesarchivs von 1590 zu sehen sind: eine schräge, mit Tuch bespannte Waschbank, Schöpfer und Kübel. Obwohl die badische Regierung schon anfangs des 19. Jahrhunderts eine Prämie für eine Goldwaschmaschine ausgesetzt hatte, wurde keine brauchbare Vorrichtung zur Erleichterung der Arbeit erfunden.

Im Zug der Rohstoffgewinnung im eigenen Land wurden 1935 bis 1943 die Goldgründe wissenschaftlich durchforscht und auch ein Großbagger eingesetzt, um in maschinellm Großbetrieb die notwendigen Sandmengen zu fördern und mittels neuer Waschanlagen das Gold auszuwaschen. Diesem Unternehmen blieb der Erfolg versagt, denn die Betriebs- und Anlagekosten standen in keinem annehmbaren Verhältnis zum Goldertrag, da der Großversuch nur etwa ein Zehntel der für derartige Lagerstätten als untere Grenze der Bauwürdigkeit erforderlichen Goldgehalte erbrachte. Der Bagger mit dem schönen Namen „Rheingold“ dient seither der Kiesförderung. In der Tat sind die im Rheintal lagernden ungeheuren Kiesmengen für die gegenwärtig so sehr beschäftigte Bauindustrie von größter Wichtigkeit.

In dem hier zu betrachtenden Gebiet wurde im 19. Jahrhundert in folgenden Orten Gold gewaschen: Nonnenweier, Ottenheim, Meißenheim, Ichenheim, Altenheim, Goldscheuer, Griesheim, Marlen, Kehl, Auenheim, Leutesheim, Honau, Diersheim, Freistett, Helmlingen, Grauelsbaum, Greffern, Söllingen, Stollhofen, Hügelsheim, Iffezheim, Wintersdorf, Plittersdorf, Steinmauern, Elchesheim, Illingen und Au. In der Nähe von Au arbeitet der Bagger „Rheingold“ an einem 1939 eigens für die Goldgewinnung ausgehobenen Kanal.

Die Gesamtausbeute an Gold betrug in Baden 1748 bis 1874 rund 360 kg. Das Gold war der Münzverwaltung abzuliefern; in den einzelnen Amtsbezirken waren Aufkäufer bestellt. Die Karlsruher Münze verwendete das Gold zur Prägung von

Münzen und Medaillen. Das letzte badische Geldstück „ex sabulis Rheni“ (so die Umschrift der von 1765 bis 1768 geprägten badischen Dukaten) wurde 1854 geprägt. Späterhin wurde nur noch die Große Verdienstmedaille aus Rheingold hergestellt.

Die Industrie

Die Anfänge der Ortenauer Industrie reichen in das 18. Jahrhundert zurück. Bis zur Gründung des Großherzogtums Baden bestanden nur verhältnismäßig kleine Betriebe bzw. landesherrlich betriebene oder privilegierte Manufakturen (auf die Ausnahmestellung der Stadt Lahr ist unten hingewiesen). Über die Ausbreitung der Industrie am Oberrhein sind wir im gegenwärtigen Moment noch nicht sonderlich gut unterrichtet. Da aber noch in diesem Jahr ein großes Werk über diese Materie erscheinen wird, sollen sich die folgenden Ausführungen auf die für die Ortenau typischen Industriezweige beschränken. Das sind einmal die Industrien, die auf den einheimischen Rohstoffen Holz und Tabak aufbauen bzw. aufbauten, sodann noch einige Branchen, die durch namhafte Betriebe vertreten sind.

Die Tabakindustrie

Die Tabakindustrie umfaßt die Herstellung von Rauch-, Kau- und Schnupftabak sowie die Fabrikation von Zigarren und Zigaretten. Die ersten Tabakfabriken waren ausschließlich Schnupf- und Rauchtobakfabriken. Erst in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts begann man mit der Herstellung von Zigarren, die sich im folgenden Jahrzehnt dank der Ausdehnung der Rauchermode rasch zu einer umfangreichen Industrie entwickelte. Die Fabrikation von Zigaretten wurde erst um 1860 aufgenommen.

Für die Rauch-, Kau- und Schnupftabakfabriken kommt eine eigentliche Handarbeit überhaupt kaum in Frage. Hier haben sich die Maschinen am frühesten eingebürgert. Die Methode der Schnupftobakherstellung hat sich so wenig geändert, daß noch in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts die um 1800 erstellten Maschinen in der „Gelben Mühle“ der Firma Lotzbeck in Lahr-Dinglingen in Betrieb waren. Dagegen ist noch heute in der Zigarrenindustrie die Handarbeit nicht zu entbehren. Das feine Fingerspitzengefühl der geübten Zigarrenmacher und Zigarrenmacherinnen kann nicht durch mechanische Griffe ersetzt werden, wenn die Qualität nicht leiden soll. Billigere Sorten werden heute vielfach mit Hilfe von Maschinen angefertigt. Ganz anders liegen die Verhältnisse in der Zigarettenindustrie, die für ihre Massenproduktion von Anfang an auf die Hilfe von Maschinen nicht verzichten konnte.

Standorte der Tabakindustrie in Baden sind hauptsächlich die Bezirke mit Tabakanbau. Die Industrie ist im wesentlichen in zwei Gruppen geschieden:

1. Die Nordgruppe um Mannheim, Heidelberg, Wiesloch, Sinsheim und Bruchsal mit (1925) 25 120 Arbeitnehmern in 358 Mittel- und Großbetrieben.
2. Die Südgruppe um Offenburg, Lahr und Emmendingen mit (1925) 10 064 Arbeitnehmern in 175 Mittel- und Großbetrieben.

Der noch verbleibende Rest der badischen Tabakindustrie außerhalb dieser beiden geschlossenen Gruppen war im Jahr 1925 hauptsächlich in den Amtsbezirken Karlsruhe, Rastatt und Bühl ansässig.

Nach der Statistik 1924 waren in der deutschen Tabakindustrie beschäftigt

	134 521 Personen
davon in Baden	40 218 Personen.

Diese wenigen Zahlen erläutern, welche wichtige Position der Tabakbranche im Wirtschaftsleben Badens zukommt. Berücksichtigt wird in den folgenden Betrachtungen nur die Ortenauer Tabakindustrie, die übrigens den größten Teil des in der Ortenau erzeugten Tabaks zur Verarbeitung aufnimmt, ferner die Neben- und Hilfsindustrie. Eine besondere Betrachtung sollen die eigentümlichen sozialen Verhältnisse der Tabakarbeiter erfahren.

Heute entfällt etwa ein Drittel der tabakverarbeitenden Industrie in Südbaden allein auf den Landkreis Lahr. Das Lahrer Hauptzollamt widmet 80 % seiner Tätigkeit der Erhebung der Verbrauchssteuer für die im Bereich des Hauptzollamts erzeugten Tabakwaren. An zweiter Stelle steht die Bearbeitung der Einfuhrzölle, die hauptsächlich die eingeführten Rohtabake betreffen. Über das Hauptzollamt Lahr werden monatlich allein für den Landkreis und die Stadt Lahr ca. 600 000 kg ausländischen Rohtabaks eingeführt, der in den Industriebetrieben neben dem einheimischen Tabak verarbeitet wird.

Die Entstehung der Lahrer Tabakindustrie war besonders begünstigt durch die Tatsache, daß in Lahr — im Gegensatz zu anderen markgräflichen Landesteilen in Oberbaden — die Tabakfabrikation in der Frühzeit ihrer Entwicklung von jeder Abgabe frei war und daß auch auf dem Absatz der Fabrikate keine besonderen Lasten ruhten. So ist es zu verstehen, daß Lahr eine der ersten Tabakfabriken aufweisen kann, die Firma der Gebrüder Lotzbeck, die für die Wirtschaft der Ortenau eine so große Bedeutung hat, daß eine ausführliche Betrachtung angemessen ist. Die Fabrik stellte ursprünglich nur Schnupftabak her und wandte sich erst nach dem Ende des ersten Weltkrieges auch der Fabrikation von Rauchtobak zu. Von Straßburg nach seiner Vaterstadt Lahr zurückkommend, gründete im Jahr 1774 der Kaufmann Carl Ludwig Lotzbeck in Lahr eine Schnupftabakfabrik, in die er noch im gleichen Jahr seinen älteren Bruder Christian als Teilhaber aufnahm. Die Firma nannte sich von diesem Zeitpunkt an „Lotzbeck Gebrüder“. Carl Ludwig Lotzbeck war einige Zeit in Straßburg ansässig gewesen. Hier lernte er die Geheimnisse der französischen Fabrikationsmethoden kennen, die er später in Lahr verwertete. Die beiden jüngeren Brüder Heinrich und Wilhelm hatten bis zum Ausbruch der Französischen Revolution in Straßburg gleichfalls eine Tabakfabrik be-

trieben, die aber dann aufgegeben werden mußte. Laut Gesellschaftsvertrag vom 24. März 1791 traten beide als Gesellschafter in das Lahrer Haus ein, Wilhelm Lotzbeck blieb weiter in Straßburg, um den Export zu vermitteln. In diesen Jahren war das Haus Lotzbeck auf seiner höchsten Blüte angelangt, seine Schnupftabake sind in allen Städten des westlichen Europas zu kaufen. Es wurden hauptsächlich amerikanische Tabake verarbeitet. Zur Sicherung des Absatzes nach Bayern errichtete die Firma Lotzbeck 1811 eine Zweigfabrik in Augsburg, um so der neuen bayerischen Zollgesetzgebung zu entgehen. Noch einschneidender für die Firma und die gesamte Ortenau war die Kontinentalsperre, denn nunmehr stockte die Zufuhr von Rohtabak. Die Firma mußte dazu übergehen, das notwendige Rohmaterial aus dem Ried zu beziehen, und begann deshalb eine großangelegte Werbekampagne für den Anbau von Tabak in der Lahrer Gegend. 1813 betrug der Versand der Firma 1 130 000 Pfund Schnupftabak, es wurden Jahresumsätze von ca. 300 000 bis 400 000 Gulden erzielt. Der Reingewinn war außerordentlich hoch, so daß die Fabrikbauten bedeutend vergrößert werden konnten. Der Gründer der Firma starb 1826. Unter seinen Söhnen Karl und Ferdinand erfuhr die Herstellung der Schnupftabake weitere Verbesserung. Karl Ludwig Freiherr von Lotzbeck war der erste Abgeordnete der Stadt Lahr in der II. Kammer der Badischen Landstände. Mit dem Freiherrn Ferdinand von Lotzbeck, dem zweiten Sohn des Firmengründers, gestorben 1883, endete das Lahrer Geschlecht der Familie. Seine Verdienste liegen insbesondere auf sozialem Gebiet, da er eine Krankenkasse ins Leben rief, für Arbeiterpensionen und Arbeiterwohnhäuser sorgte und auch in den Jahren der Mißernte in der Mitte des 19. Jahrhunderts für Verteilung von Lebensmitteln unter der Arbeiterschaft bemüht war. Im Jahr 1850 beschäftigte die Lahrer Fabrik 150 Arbeiter. Ein beträchtlicher Teil der Produktion ging nach Nord- und Südamerika, Ägypten und in den Orient. 1879 wurde eine Filiale in dem schweizerischen Frauenfeld gegründet, um den Absatz in der Schweiz zu erhalten. Je mehr sich die Sitte des Zigarrenrauchens ausdehnte, desto mehr nahm der Verbrauch an Schnupftabak ab. So waren Betriebseinschränkungen unvermeidbar. Nach dem ersten Weltkrieg, in dem die Firma alle Exportverbindungen verloren hatte, mußte die Fabrik zur Produktion von Rauchtobak übergehen. 1925 wurde die Firma in Lahr aufgelöst. Die Stadt Lahr erwarb damals die Gebäude in der Marktstraße als Rathaus. Ein Teil der Firma kam nach Hamburg. Mit der Firma Lotzbeck verschwand die letzte Schnupftabakfabrik Badens.

Die erste Zigarrenfabrik in Baden war 1802 durch Freiherr Ludwig von Bilderbeck in Mannheim gegründet worden. Um die Mitte des Jahrhunderts gab es in Baden bereits über zwei Dutzend Zigarrenfabriken, deren Zahl in den folgenden Jahren immer mehr stieg. Anfangs der sechziger Jahre zählte man über 150 Tabakfabriken, davon beschäftigten sich 120 nur mit der Zigarrenherstellung. So hatte die Firma Ad. Friedrich Bader in Lahr in ihren Fabriken in Lahr und Friesenheim etwa 250 Arbeiter. In der Woche wurden etwa 600 000 bis 800 000 Zigarren hergestellt. Trotz mancher vorübergehender Hemmungen hat in der Folgezeit die oberbadische Zigarrenindustrie dank des steigenden Konsums zugenommen. Der glückliche Ausgang des Krieges 1870/71, der im Deutschen Reich wachsenden Wohlstand

begründete, war der weiteren Ausdehnung der Zigarrenindustrie förderlich. Mitte der siebziger Jahre zählte die badische Tabakindustrie 11 750 Arbeiter. Von großem Einfluß auf die weitere Entwicklung waren die schutzzöllnerischen Maßnahmen ausgangs der siebziger Jahre, die eine Erhöhung des Einfuhrzolls auf Roh-tabak brachten. Dadurch wurde besonders die norddeutsche Zigarrenindustrie, die nur Auslandstabake verarbeitete, stark betroffen, was der süddeutschen Industrie zugute kam, die billigere Arbeitskräfte hatte und nicht so sehr auf den Import ausländischer Roh-tabake angewiesen war. Nach dem Ende des ersten Weltkrieges erlebte die Zigarrenindustrie eine kurze Blüte, die mit der Inflation jäh abbrach.

In der Tabak- und Zigarrenindustrie ist seit etwa drei Jahrzehnten eine merkbare Umschichtung zu beobachten. Die Entstehung zahlreicher Kleinbetriebe lag in der Natur der Sache, da die Arbeit, wie oben bemerkt, in erster Linie Handarbeit ist. Die Anlage einer kleinen Fabrik erfordert deshalb keine größere Kapitalanlage für maschinelle Einrichtungen. Es war für qualifizierte Arbeiter früher nicht schwer, einen eigenen Betrieb zu eröffnen. Infolge der hohen Besteuerung der Tabakfabrikate, der Geldknappheit und der Absatzschwierigkeiten hat sich nach der Inflation die ungenügende Kapitalausstattung hinderlich bemerkbar gemacht. Die kleinen Fabriken erlagen der Konkurrenz der großen, mußten für fremde Rechnung arbeiten oder gingen ein. Es war nötig, die Unternehmungen auf eine breitere finanzielle Basis zu stellen. So suchte die Industrie in der Änderung der Rechtsform der Unternehmungen und deren Vergesellschaftung einen Ausweg. Während noch 1921 in Baden die Zahl der von Aktiengesellschaften und Gesellschaften m. b. H. betriebenen Fabriken erst etwa 60 betrug, befanden sich zum Sommerende 1924 bereits 118 badische Fabriken in den Händen solcher Kapitalgesellschaften. Diese Entwicklung, auch bei der deutschen Zigarettenindustrie zu beobachten, gehört jedoch so sehr der wirtschaftspolitischen Entwicklung ganz Deutschlands an, daß sich eine Wirtschaftsgeschichte der Ortenau mit nur kurzer Andeutung begnügen muß.

Da die Zigarrenfabrikation auf Handarbeit angewiesen ist, sah sich die Industrie früh gezwungen, Betriebe dort zu eröffnen, wo Arbeitskräfte billig und in genügender Zahl zu erhalten waren. Die Industrie drängte hinaus auf die Dörfer. Weithin in der Ortenau finden sich in den Dörfern die Zigarrenfabriken, teilweise sind diese so zahlreich und liegen so dicht beieinander, daß der Tabak durch Anbau und Verarbeitung zum beherrschenden Arbeitssymbol wird. Ohne Übertreibung kann man von Zigarren- und Tabakdörfern sprechen. 1925 waren in den ortsansässigen Fabriken der nachstehenden Gemeinden als Zigarren- und Tabakarbeiter tätig:

Gemeinde	Personen in Hundertteilen der	
	Einwohner	Erwachsenen
Friesenheim	25,5	39,8
Oberschopfheim	34,0	51,0
Reichenbach	26,6	39,9
Rust	32,3	48,4

In erster Linie sind Frauen beim Zigarrenmachen tätig, auch Kinder arbeiteten früher mit. Die Auswirkungen der Verlegung der Industrie von der Stadt hinaus aufs Land, zu den Arbeitskräften hin, werden weiter unten bei der Besprechung der sozialen Lage der Tabakarbeiter näher beleuchtet.

Die Zigarettenherstellung ist der jüngste Zweig der Tabakindustrie. Durch den Fremdenverkehr des Weltbads Baden-Baden, vor allem durch die russische Kolonie, wurde das Interesse der Rastatter Tabakhandelsfirma Rheinboldt auf die Zigarette gelenkt. Im Jahr 1860 ging man zur eigenen Herstellung von Zigaretten über. Nach dem Tod des Gründers übernahm im Jahr 1880 dessen Schwiegersohn August Batschari die Firma unter seinem eigenen Namen. In den folgenden Jahren wuchs die Firma so rasch, daß vor Ausbruch des ersten Weltkrieges schon täglich 1,5 Millionen Zigaretten hergestellt wurden. Unter den Nachwirkungen der Kriegs- und Nachkriegszeit sah sich dieses großindustrielle Unternehmen 1923 veranlaßt, die bisherige G. m. b. H. in eine A.-G. umzuwandeln. Die zweite große Zigarettenfabrik im Gebiet der Ortenau, die Badische Tabakmanufaktur Roth-Händle AG., ist seit 1920 in Lahr angesiedelt, wohin sie infolge der Abtretung Elsaß-Lothringens von Straßburg verlegt wurde. Die Firma bezog Gebäude im Gelände der ehemaligen Infanteriekaserne und entwickelte sich rasch. Heute zählt sie mit fast 1000 Beschäftigten (darunter 80 % weiblich) zu den größten Betrieben der Stadt Lahr.

Zum Schluß sei noch der Neben- und Hilfsbetriebe der Tabakindustrie gedacht. Manche Tabakfabrik ging früh dazu über, die Herstellung des Verpackungsmaterials in eigene Hände zu nehmen und in den Gesamtbetrieb mit einzubeziehen. Neben der Herstellung von Zigarrenkisten ist die Herstellung von Papier- und Kartonpackungen, das Bedrucken von Aufklebeschildern und dergleichen zu erwähnen. Die Hilfsindustrie der Tabakindustrie gehört mehreren Branchen an. Die metallverarbeitende Industrie liefert die mannigfachen Maschinen zur Herstellung und zum Abpacken der Fertigwaren. Die Papierindustrie stellt das Verpackungsmaterial zur Verfügung. In den Zeiten der Tabakknappheit wurde besonders präpariertes Papier beim Wickeln der Zigarren verwendet. Von großer Wichtigkeit für die Güte der Zigaretten ist das Zigarettenpapier, auf dessen Fertigung etwa die Murgtälner Papierindustrie besonders spezialisiert ist.

Die soziale Lage der Tabakarbeiter

Früh hat sich in Baden die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit den sozialen Verhältnissen der Tabakarbeiter zugewandt. Der erste badische Fabrikinspektor, Friedrich Wörishoffer, hat 1890 mit seinem großen Bericht „Die soziale Lage der Cigarrenarbeiter im Großherzogthum Baden“ das Thema einer breiteren Öffentlichkeit erschlossen. Freilich boten dem großen Publikum derartige Untersuchungen nur dann Anlaß zur Beachtung und Erörterung, wenn es sich um eine Industrie von allgemeinem Interesse handelte. Infolge der sich häufenden Maßnahmen auf dem Gebiet der Tabakbesteuerung, wegen der Tabakmonopolfrage und wegen ihrer Bedeutung im badischen Wirtschaftsleben war das Interesse der Öffentlichkeit ge-

weckt. Zudem war es die Zeit, als das soziale Gewissen erwachte und die Bestrebungen der Sozialdemokratie den Argwohn der Regierungen erweckten. Aufgrund der im Dienst erworbenen und durch mannigfache Befragungen vervollständigten Kenntnisse hat Wörishoffer die Lage im gesamten Großherzogtum dargestellt und noch einen Exkurs über das nördliche Tabakindustriengebiet (Wiesloch, Schwetzingen, Hockenheim) beigefügt. Genauere Untersuchungen, auch über das oberbadische Gebiet, sind in der Folgezeit erschienen; Autoren der verschiedensten Herkunft, die Gewerkschaften und die Arbeitgeber haben weiteres Material beige-steuert und die in Frage kommenden Maßnahmen zur Abstellung der Mißstände erörtert.

Bis zum Beginn des ersten Weltkrieges waren freilich keine durchgreifenden Änderungen erzielt worden, von einiger Verbesserung der Arbeitsbedingungen und Abstellung der ärgsten Ungleichheiten in der Entlohnung abgesehen. Der Ernst der Lage war nach dem Ende der Inflation nicht mehr zu verkennen. Im Juli 1924 wurde im Landtag die folgende förmliche Anfrage eingebracht: „Ist der Regierung bekannt, daß die Löhne der Tabakarbeiter sich weit unter dem Existenzminimum bewegen und die Beschäftigungsverhältnisse sich in den letzten Jahren außerordentlich verschlechtert haben? Welche Maßnahmen glaubt die Regierung ergreifen zu können, um die in den Folgen drohende Gefährdung für die wirtschaftliche und gesundheitliche Verelendung der Betroffenen abzuwenden?“ Die Aussprache über den Antrag ergab, daß die wirtschaftlichen Verhältnisse durch schlechte Löhne und Arbeitslosigkeit gekennzeichnet waren. Auch die hygienischen Zustände wurden bemängelt. Der Landtag beschloß, die Regierung möge dem Landtag einen ausführlichen Bericht „und im Anschluß daran Vorschläge zur Verbesserung der dauerlichen Lage dieser Arbeiterschaft vorlegen“. Der vom Badischen Gewerbeaufsichtsamt daraufhin bearbeitete Bericht erschien 1925 im Druck.

Dank der sehr ausgedehnten und gründlichen wissenschaftlichen Literatur ist es möglich, den Stand der Tabakarbeiter in sozialer Hinsicht zu erfassen, wenn auch der Bericht von 1925 im Vorwort sagt: „Die Illusion, daß es uns gelingen könnte, ein solches Gebiet wie die soziale Lage einer Bevölkerungsgruppe vollständig und in allen Einzelheiten ‚wahr‘ zu erfassen, ist zerstört. Der menschliche Geist ist hierzu nicht in der Lage, und es kann sich für uns nur darum handeln, daß wir das Typische und das wesentlich Bestimmende herausgreifen, gewissermaßen an Musterbeispielen die Verhältnisse schildern und dann vielleicht noch angeben, für welchen Bereich diese Musterbeispiele gelten.“ Unter Beherzigung dieser Worte soll die soziale Lage der Zigarrenarbeiter der Ortenau in den letzten hundert Jahren betrachtet werden.

Oben ist dargelegt, daß die Tabakanbaugebiete Badens auch Standorte der Tabakindustrie sind. Ganz vorzugsweise sind es die Dörfer, in denen sich die Zigarrenfabriken finden, so daß oftmals die Amtsstadt einen sehr viel geringeren Teil an dieser Industrie aufweist als die Landorte des Bezirks. Ein Blick auf die statistischen Ergebnisse von 1889 zeigt dies:

Ort	Einwohnerzahl	Zahl der Fabriken	Gesamtzahl der darin beschäftigten Personen	Verhältnis Beschäftigtenzahl: Einwohnerzahl
Friesenheim . . .	2 290	5	335	14,56
Heiligenzell . . .	649	2	120	18,46
Kürzell	1 154	2	121	10,52
Oberweier	802	2	217	27,12
Reichenbach	1 109	3	191	17,20
Schuttern	981	1	98	10,06
Schutterzell	512	2	80	15,62
Seelbach	1 471	4	240	16,33
Stadt Lahr	9 937	7	387	3,80

Im Amtsbezirk Lahr bestanden 41 Fabriken mit insgesamt 2 265 Beschäftigten.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts ist zu beobachten, daß die Zigarrenindustrie immer mehr aufs Land drängt, während sonst vielfach, insbesondere in der Metall- und Maschinenindustrie, die Entwicklung einen umgekehrten Zug vom Land zur Stadt hin erkennen läßt. Die Verlegung der Industrie aufs Land geschah vielfach durch Errichtung ländlicher Filialfabriken. Die auf diese Weise mit einer ausgedehnten Verzweigung in den ländlichen Gemeinden Hand in Hand gehende Dezentralisierung ist ein Hauptmerkmal der badischen Zigarrenindustrie. Die Gründe für die Verlegung der Industrie sind mehrfacher Art, auch wurde die Entwicklung durch verschiedene Umstände erleichtert. Infolge des großen Anteils der Handarbeit mußten die Zigarrenfabriken bedacht sein, möglichst billige Arbeitskräfte zu gewinnen. Dies war allmählich in den Städten nicht mehr möglich. So lag der Gedanke nahe, die Fabrikation aufs Land zu verlegen, um den Lohnanteil an den Gesteungskosten möglichst klein zu halten. Auf dem Land war es leichter, billige Arbeitskräfte zu gewinnen, denn bei der großen Zersplitterung des landwirtschaftlichen Besitzes in viele kleine Betriebe konnte sich die Bevölkerung nicht mehr allein von der Landwirtschaft ernähren. In vielen Orten war die Bevölkerung verarmt, geriet bei Mißernten in große Not und war deshalb auf der Suche nach einem Nebenerwerb. So ist es verständlich, daß man auf den Dörfern begierig nach diesem neuen Verdienst griff, der nicht nur den männlichen Erwachsenen Gelegenheit zum Gelderwerb bot, sondern auch die Beschäftigung von Frauen und Jugendlichen in großem Umfang ermöglichte.

Die Hebung des Wohlstandes in den Dörfern, in denen Zigarrenfabriken entstanden waren, blieb nicht verborgen: Andere Gemeinden in ähnlicher Notlage wünschten durch Ansiedlung der Zigarrenindustrie die wirtschaftliche Lage der einheimischen Bevölkerung zu verbessern und förderten daher nach Kräften die Gründung von Zigarrenfabriken. Die Beschäftigung ländlicher Arbeitskräfte ist deshalb sozial von Wichtigkeit, weil bei geringerem Geschäftsgang die Entlassung von Arbeitern nicht derart katastrophale Folgen hat wie in der Stadt, wo die

Lebenshaltung des Industriearbeiters und seiner Familie meist ganz auf den Verdienst in der Fabrik angewiesen ist. Zudem beschäftigte die Zigarrenindustrie sehr viele Jugendliche und solche Frauen, die nur eine geringe Anzahl von Stunden täglich arbeiteten. Soweit die in der Zigarrenindustrie beschäftigten Familien nebenher eine kleine Landwirtschaft betrieben, setzten sie zu gewissen Jahreszeiten mit der Arbeit ganz aus, um der Feldarbeit nachgehen zu können. Wörishoffer berichtete z. B., daß in Hopfenanbaugebieten die Fabriken während der Hopfenernte gänzlich geschlossen blieben. So ist volkswirtschaftlich und sozial gesehen die Verbindung von Tabakindustrie und kleiner Landwirtschaft zu begrüßen. Die Schwierigkeiten der siebziger Jahre veranlaßten außerbadische, vor allem in Bremen ansässige Firmen zu Gründungen von Filialfabriken im badischen Oberland, wo die Arbeitskräfte billiger waren als im küstennahen Land. Die vorstehend aufgezeigte Entwicklung hat bewirkt, daß sich vielfach in der Stadt nur der zentrale Verwaltungssitz der Zigarrenfabrik befindet, wo auch die auf dem Land hergestellten Zigarren sortiert, verpackt und versandt werden.

Obwohl die Zigarrenfertigung keine großen körperlichen Kräfte verlangt, ist die Arbeit nicht einfach, denn naturgemäß entwickelt sich beim Bearbeiten des trockenen Tabaks viel Staub, der — auch wegen des scharfen Geruchs — gründliche Lüftungsanlagen verlangt. In dieser Hinsicht war es im letzten Jahrhundert noch schlecht bestellt, vielfach waren die Fabriklokale zu klein oder zu niedrig, auch waren oftmals in den gleichen Räumen, in denen der Tabak entrippt wurde — eine Arbeit, bei der viel Staub anfällt —, die Zigarrenmacher beschäftigt. Die sanitären Einrichtungen ließen zu wünschen übrig, durch die Verwendung niederer Arbeitstische war die Haltung der daran sitzenden Arbeiter schlecht, die Lungen wurden nicht genügend durchlüftet, so daß manchmal die Tuberkulose als „Tabakarbeiterkrankheit“ bezeichnet wurde. Vielfach war es üblich, das Tabakblatt mit der Zunge anzufeuchten und die Enden der gewickelten Zigarren abzubeißen, was zu Infektionen führte. Neben diesen gesundheitlichen Schäden traten vielerorts soziale Mißstände hervor. Die Arbeit ist bis heute im wesentlichen Akkordarbeit. Zuerst müssen die „Wickel“ gemacht werden, was von den „Wickelmachern“ besorgt wird, worauf die „Zigarrenmacher“ der Zigarre die endgültige Form geben. Die Arbeit setzt also das Zusammenwirken von zwei Personen voraus. Wenn der Wickelmacher gleichmäßige Wickel macht, kann der Zigarrenmacher leichter arbeiten. Die Kunst des Zigarrenmachers besteht nicht nur in der Herstellung ebenmäßiger Zigarren, sondern auch in der sparsamen Verwendung des kostbaren Deckblatts. Da die Rohstoffe vorgewogen werden, ergibt sich, daß der im Akkord erzielte Arbeitslohn der beiden um so größer ist, je besser und ökonomischer sie zusammenarbeiten. Weithin bestand die Übung, daß der Unternehmer den Lohn für die fertigen Zigarren an den Zigarrenmacher ausbezahlte, der seinerseits den Wickelmacher entlohnte. Ein solches finanzielles Abhängigkeitsverhältnis führte naturgemäß oft zu unerwünschten Auswirkungen und wurde deshalb von der Gewerbeaufsicht mit Erfolg bekämpft.

Während seitens der staatlichen Aufsichtsbehörden frühzeitig die Bestrebungen zur Besserung der Verhältnisse einsetzten, haben die Tabakarbeiter von sich aus

nur zögernd mitgewirkt. Die alten, schlechten Gewohnheiten, wie etwa das Anfeuchten mit der Zunge, waren nur mit Mühe zu beseitigen. Eine gewisse Schwerfälligkeit der Tabakarbeiter ist unverkennbar. Erst spät schlossen die Tabakarbeiter sich gewerkschaftlich zusammen. Der Deutsche Tabakarbeiter-Verband zählte 1883 in Baden 31 Mitglieder, 1902 war er erst auf 265 Mitglieder angewachsen. Die Mitgliederzahl stieg nach dem ersten Weltkrieg (1922) auf 25 439. Daneben bestand der Zentralverband christlicher Tabakarbeiter Deutschlands, dem 1922 in Baden 12 857 Mitglieder angehörten. Außerdem gab es noch den Gewerkverein Deutscher Tabakarbeiter mit (1922) 2 566 badischen Mitgliedern. 1903/1904 waren nur 2,5 % der badischen Tabakarbeiterschaft gewerkschaftlich organisiert. Die Schwierigkeiten für die Organisation bestanden in der Dezentralisation der Industrie, in der Frauenarbeit und in der Hausindustrie. Es ist verständlich, daß eine Erwerbsgruppe wie die Tabakarbeiter mit so vielen Frauen und so engen Beziehungen zur individualistischen Landwirtschaft sich verhältnismäßig spät erst zu einem wirklichen Arbeiterstand entwickelte, der sich, ganz anders als die städtische Industriearbeiterschaft, für gewerkschaftliche Solidarität interessiert. Trotzdem darf die Bedeutung des Zusammenschlusses nicht zu gering veranschlagt werden; wenn auch nur der kleinere Teil der Arbeiter organisiert war, so haben die Organisationen vielfach — auch für die nichtorganisierten Kollegen — ansehnliche Erfolge erzielen können. Außerdem muß berücksichtigt werden, daß es sich jeweils um verhältnismäßig kleine Fabrikbelegschaften handelte, die oftmals in einem geradezu patriarchalisch anmutenden Verhältnis zu ihren Arbeitgebern standen. Die erste Arbeitgeberorganisation, der Verband oberbadischer Zigarren-Fabrikanten, wurde 1906 gegründet. 1911 zählte er etwa 40 Mitglieder, 1919 waren es 75. Er schloß sich später dem Reichsverband Deutscher Zigarrenhersteller als Bezirksgruppe Oberbaden an, ohne jedoch seine Selbständigkeit ganz aufzugeben. 1925 zählte die Bezirksgruppe 105 Mitglieder mit 101 Hauptbetrieben und 137 Filialfabriken.

Haben sich Arbeitnehmer und Arbeitgeber verhältnismäßig spät zu einer Aktivität aufrufen können, so setzte die staatliche Gewerbeaufsicht alsbald nach ihrer Gründung um so energischer ein. Schon in seinem ersten Jahresbericht (1879) wies der Fabrikinspektor Wörishoffer auf die hygienischen Schädigungen und gewisse sittliche Gefahren in der Zigarrenindustrie hin. Damals bestanden für Betriebe dieser Art keine besonderen gesetzlichen Vorschriften von allgemeiner Gültigkeit. Nach einer Weisung des Ministeriums des Innern an die Bezirksärzte sollte in den Zigarrenfabriken für jeden Arbeiter ein Luftraum von 5 cbm verlangt werden, sofern genügende Ventilation vorhanden sei, könne auf 4 cbm herabgegangen werden. Die Frage der Lüfterneuerung behandelte wieder ein Erlaß von 1885: „Insbesondere ist zu beobachten, daß Mangel einer gehörigen Lüfterneuerung nicht bloß an sich eine Schwächung des allgemeinen Gesundheitszustands zur Folge hat, sondern wesentlich auch zur Entstehung der Infektionskrankheiten unter den Arbeitern beiträgt, und daß die natürliche Luftzuführung durch Fensteröffnen wegen der damit verbundenen Belästigung und Erkältungsgefahr in der Regel dem Zwecke einer stetigen und gleichmäßigen Lüfterneuerung nicht genügen wird.“ Dem Zu-

sammenwirken von Bürgermeisterämtern, Bezirksämtern und Gewerbeaufsichtsbeamten ist es zu danken, daß die der Gesundheit abträglichen Mißstände beseitigt wurden und die Unternehmer sich zur Anlage geräumiger und den sanitären Anforderungen genügenden Fabriklokale entschlossen.

Eine reichseinheitliche Normierung der Vorschriften für die Zigarrenindustrie brachte die Verordnung des Bundesrats über den Betrieb der Zigarrenfabriken vom 9. Mai 1888. Diese Verordnung, entstanden unter maßgeblicher Mitwirkung der badischen Gewerbeaufsichtsbehörden und der Sachverständigen der badischen Tabakindustrie, wurde ergänzt durch eine Bekanntmachung des Reichskanzlers vom 17. Februar 1907. Die Verordnung trifft Bestimmungen über die Lage, anderweitige Benutzungsweise, Höhe und Fensterzahl, Fußbödenbeschaffenheit und Luftraum der Arbeitsräume, ferner über das Lagern von Tabak, Lüftungsanlagen usw. Ohne auf die Einzelheiten der reichseinheitlichen Vorschriften einzugehen, darf doch darauf hingewiesen werden, daß die Verordnung von 1888 für das gesamte Deutsche Reich das in Baden bereits abgeschaffte Abhängigkeitsverhältnis der Wickelmacher verbot. (§ 11, 1) „Arbeiterinnen und jugendliche Arbeiter müssen in unmittelbarem Verhältnis zu dem Betriebsunternehmer stehen. Das Annehmen oder Entlohnen derselben durch andere Arbeiter oder für deren Rechnung ist nicht gestattet.“ Und wie selbstverständlich klingt heute § 8: „Die Fußböden und Arbeitstische müssen täglich mindestens einmal durch Abwaschen oder feuchtes Abreiben vom Staube gereinigt werden.“ Und doch mußten solche Selbstverständlichkeiten oftmals unter Zwang eingeführt und durchgesetzt werden. Auf Vorschlag des Bezirksamts Lahr ist seit 1893 das Bearbeiten der Wickel und das Anspitzen der Zigarren mit dem Mund bei Strafe verboten.

Über die durch die Zigarrenarbeit hervorgerufenen gesundheitlichen Schädigungen besteht trotz vieler Untersuchungen keine Einstimmigkeit in der Fachliteratur. Obwohl festgestellt ist, daß die Tabakarbeit als solche keine Vermehrung der Tuberkulose bedingt, so steht andererseits außer Zweifel, daß das Aufkommen der Tabakindustrie auf den Dörfern indirekt die Ausbreitung der Tuberkulose förderte, da die Bevölkerungszahl stieg, die Wohnungsbautätigkeit jedoch nicht Schritt mit der Bevölkerungsvermehrung hielt, so daß hauptsächlich in den allgemeinen sozialen Verhältnissen die Gründe für die Ausbreitung der Tuberkulose in einigen Bezirken der Tabakindustrie gesehen werden mußten. Die Maßnahmen der Gesundheitsbehörden galten daher seit Ende des ersten Weltkriegs der Beseitigung der Wohnungsnot, der Schaffung von Wasserversorgungsanlagen, öffentlichen Bädern, Sportplätzen usw., Maßnahmen, die im übrigen nicht nur der Tabakarbeiterschaft zugute kamen, sondern sich förderlich für die gesamte öffentliche Gesundheitspflege auswirkten.

Die Papierherstellung

Die Papierherstellung umfaßt solche Betriebe, die sich mit der Herstellung des Halbstoffes (Holzstoff, Zellstoff), des eigentlichen Fertigfabrikates (Papier, Pappe) und mit der Veredlung und Verarbeitung von Papier oder Pappe befassen. Über

5 300 Beschäftigte zählt heute die badische Papierindustrie, 20 % des in der Bundesrepublik erzeugten Zeitungspapiers kommt aus Baden, in den anderen Produktionssparten ist der badische Anteil etwas geringer. Alle Zweige der Papierindustrie finden sich in der Ortenau, deren Fabriken in der ganzen Welt Ruf und Geltung haben.

Papier entsteht durch das Verfilzen von mechanisch oder chemisch aufgeschlossenen Fasern, die in einer wässrigen Lösung auf Siebe aufgebracht und sodann entwässert werden. Das Wasser ist für die Papierfabrikation sehr wichtig: Zum einen diente seit jeher die Wasserkraft zum Antrieb der Maschinen, zum andern wird Wasser in großen Mengen als Zusatz zum Papierbrei benötigt. Das Wasser in den zum Rhein auslaufenden Schwarzwaldtälern eignet sich durch seine chemischen Eigenschaften hervorragend für das Papiermachen, es weist genügend Gefälle auf, so daß es nicht verwundert, wenn sich frühzeitig Papiermühlen in den Schwarzwaldtälern ansiedelten. Eine der ältesten Papiermühlen Badens befand sich in Ettlingen, wo bereits 1482 eine markgräfliche Papiermühle erwähnt wird. Der Einfluß des nahen Straßburg machte sich bemerkbar in der Gründung von Papiermühlen durch Straßburger Handelsherren. So gründeten oder besaßen Angehörige der Straßburger Handelsfamilie Dürkheim vor dem Dreißigjährigen Krieg vier Papiermühlen auf dem rechten Rheinufer: Gengenbach (1488), Oberachern (um 1614), Lautenbach im Renchtal (1615) und Waldkirch (1631). Die erste Papiermühle in Oberachern gründete 1590 der Straßburger Ratsherr und Buchdrucker Wendelin Riehel, wenige Jahre darauf gründete er noch eine zweite Mühle. Sein Schwager Johann Kaspar Khener errichtete 1614 eine weitere Mühle, so daß allein Oberachern vier Papierherstellungsbetriebe aufwies. Weitere Papiermühlen sind erwähnt in Achern, Schiltach, Kappelrodeck und Lauf, ohne daß diese Aufzählung ganz vollständig wäre. Aus den Papiermühlen entwickelten sich später die Papierfabriken. Es sei hier etwa auf die Papierfabrik August Köhler in Oberkirch verwiesen, die auf eine schon anfangs des 17. Jahrhunderts bestehende Papiermühle zurückgeht.

Seit Papier gemacht wird, gab es Streit und Kampf um die Rohstoffe: die Lumpen. Es konnten nur weiße Leinenlumpen verarbeitet werden, denn das gefärbte Leinen ergab höchstens Konzeptpapier oder Pappe. Rechnet man, daß pro Kopf der Bevölkerung im Jahr etwa 2½ Pfund Lumpen anfielen, die Verwendung finden konnten, so wird verständlich, daß die Regierungen bedacht waren, den inländischen Fabriken die im Inland gesammelten Lumpen vollständig zuzuführen. Die Ausfuhr von Lumpen war in jedem Territorium verboten, herrschaftliche, mit einem Ausweis versehene Lumpensammler bereisten das Land. Das Sammeln der Lumpen gehört wie das Abkratzen des Salpeters oder das Aschesammeln zum Bild der Wirtschaft im 18. Jahrhundert. Schon den Zeitgenossen war der „Lumpenkrieg“ eine Zielscheibe des Spottes. Auswärtige Lumpensammler riskierten hohe Strafen und die Konfiskation der in dem fremden Territorium gesammelten Lumpen. 1808 sah sich die badische Regierung veranlaßt, die bisher übliche Beschränkung des Rechts zum Lumpensammeln auf einzelne Gebiete aufzuheben und den inländischen Fabriken das Sammeln im ganzen Land zu gestatten. Hierfür war für jede Bütte

ein Lumpengeld von 25 Gulden zu bezahlen. Bald darauf mußte man dem nun einsetzenden wilden Lumpensammeln Einhalt gebieten und die Sammler mit Ausweisen versehen, die wiederum nur in den einzelnen Ämtern galten. Der Lumpenverkauf an auswärtige Fabriken war streng untersagt. 1810 wurde seitens des Ministeriums den Zöllnern eingeschärft, Lumpenfuhrleuten nur dann die Ausfahrt zu gestatten, wenn sie das Attest eines Eingangszollamts vorlegen konnten, daß sie dort ein ebenso großes Quantum Lumpen eingeführt hatten. Die auf markgräfliche Anordnung in Niefern und Ettlingen zu Ende des 18. Jahrhunderts durchgeführten Versuche, beschriebenes und bedrucktes Papier zur Herstellung von neuem Papier zu verwenden, waren nicht von Erfolg gekrönt. Erst das 19. Jahrhundert sollte mit der Entdeckung des Holzes als Rohstoff für die Papierfabrikation den Ausweg aus dieser Klemme bringen.

In den Papiermühlen wurden in großen Mahlwerken die Lumpen — Hadern — zermahlen und zerstampft. Die Stampfe mußte etwa 12 Stunden arbeiten, bis die Fasern derart zerrieben waren, daß sie mit dem zugesetzten heißen Wasser einen dünnflüssigen Papierbrei ergaben. Der warme Papierbrei wurde in die Bütte geschüttet, aus der die Papiermacher von Hand den Brei auf Rahmen schöpften. Diese Rahmen waren aus feinem Drahtgeflecht hergestellt, so daß von ihnen das Wasser leicht ablaufen konnte. Der Papiermacher beschleunigte das Entwässern durch leichtes Schütteln des Rahmens. Zur Erzielung gleichmäßig dicken Papiers war exaktes Schöpfen und Rütteln erforderlich. Die nun gewonnenen Bogen wurden gepreßt und in Lagen auf dem Trockenboden aufgehängt. Nach dem Trocknen machte das Schreibpapier noch viel Arbeit. Es mußte zunächst noch geleimt werden, und zwar wurde der Leim durch Abkochen von sauber gewaschenen Schafs- und Kalbsfüßen gewonnen. Das Papier wurde in den Leim getaucht, so daß es sich vollsaugen konnte, danach wurde es wieder getrocknet, gepreßt, mit Bimsstein geglättet und war endlich zum Versand fertig. Im Winter konnte wegen des Frostes kein Papier geleimt werden, deshalb fertigte man in dieser Zeit Druckpapiere. Das „Büttenpapier“, handgeschöpft und mit dem Wasserzeichen als Herkunftsmarke versehen, war ein kostbares Produkt, wie dies schon die Einträge in dem Gengenbacher Zollrodel beweisen. Die Einträge in den Zollregistern und die Vermerke in den Kanzleirechnungen über den Einkauf von Papier zeigen die Verbreitung des in der Ortenau gefertigten Papiers. Fehlen solche Belege, so weisen die Wasserzeichen auf den Herkunftsort des Papiers: Das Wasserzeichen der Gengenbacher Papiermühle von 1567 zeigt einen Adler, belegt mit einem Fisch, also das Gengenbacher Stadtwappen. Wappen wurden sehr gerne als Wasserzeichen benützt, daneben Tiere, Tierköpfe, Initialen usw. Die letzten Jahre haben durch systematische Erforschung der Wasserzeichen Hinweise auf manche bisher unbekannte Mühle gebracht.

Solange die Hadern Hauptrohstoff für die Herstellung von Papier blieben, konnte sich eine richtige Fabrikindustrie nicht entwickeln, da für den Betrieb von Maschinen einfach nicht genügend Rohmaterial zur Verfügung stand. Bei dem oben geschilderten Aufkommen von etwa 2½ Pfund Lumpen pro Kopf der Bevölkerung war zum Betrieb einer Schöpfbütte eine Bevölkerung von etwa 20 000 Menschen

notwendig. Manche Verbesserungen für die Herstellung des Papierbreis wurden ausgangs des 18. Jahrhunderts eingeführt: die alten Stampfmühlen wurden durch die neuen holländischen Geschirre, die sogenannten „Holländer“ abgelöst, Lumpenschneider wurden konstruiert, und dank der Vervollkommnung der Bleichmethoden gelang es auch, farbige Lumpen zu verarbeiten. Aber erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts änderte sich das Papierherstellungsverfahren grundlegend, als an die Stelle des handgeschöpften Büttenpapiers das von der Maschine fabrizierte Papier trat. Den Hauptbestandteil der 1799 patentierten Maschine des Franzosen Louis Robert bildete das „endlose Sieb“ mit einer Gautschpresse, das über einer Bütte gelagert war. Doch konnte der Antrieb mit einer Handkurbel nicht befriedigen. Es bedurfte daher weiterer Verbesserungen, insbesondere der Einführung des mechanischen Antriebs und der Konstruktion von leistungsfähigen Trockenanlagen. Das System der ersten Papiermaschinen ist im wesentlichen bis heute beibehalten worden: der Papierbrei gelangt auf Siebe, es wird ihm das Wasser entzogen, das Papier wird getrocknet und geglättet. Aber welcher technische Aufwand steckt in den modernen Maschinen! Während noch im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts ein und dieselbe Maschine wechselweise zur Herstellung verschiedener Papiersorten benützt wurde, hat sich seither die Maschinenbauindustrie mit Erfolg bemüht, Spezialmaschinen herzustellen, die es ermöglichen, Papierbahnen in früher unbekannter Breite zu fabrizieren. Dies wird besonders deutlich bei der Herstellung von Zeitungsdruckpapieren. Die Fortschritte der Papierindustrie ermöglichten erst die Konstruktion der modernen Druckmaschinen, die imstande sind, große Auflagen in kurzer Zeit zu drucken.

Bereits 1817 hatte die großherzogliche Regierung die Konzession zum Betrieb einer mechanischen Papiermaschine nach englischem Muster erteilt, doch wurde diese Maschine erst 1828 in der Oberen Papiermühle in Ettlingen aufgestellt. Der Maschinenbetrieb bürgerte sich rasch immer mehr ein, nachdem es gelungen war, im Holz einen billigen und leicht zu gewinnenden Ersatz für die teuren Hadern zu finden. Bis zur Jahrhundertmitte war die Herstellung von Handpapier schon in großem Umfang der Fabrikation von Maschinenpapier gewichen. In den nun folgenden Jahren brachten die Fortschritte der Chemie weitere umstürzende Neuerungen in der Herstellung von Halbstoffen. Die Erfindung des Natronverfahrens ausgangs der fünfziger Jahre und des noch billigeren Sulfitverfahrens (Mitscherlich in Freiburg) in den siebziger Jahren stellten die Rohstoffherstellung auf breiteste Grundlagen und bewirkten die Gründung von großen selbständigen Zellstofffabriken. So erst war es möglich, den ungeheuren Papierbedarf der modernen Welt zu decken. Die Betrachtung der Ortenauer Papierindustrie muß sich daher nach dieser Einleitung zuerst der Herstellung der Halbstoffe, sodann der eigentlichen Papierfabrikation und schließlich der Verarbeitung des Papiers zuwenden.

Seit etwa 100 Jahren ist Holz der Hauptrohstoff, den man zunächst durch Schleifen zu Holzschliff und später durch chemischen Aufschluß zu Zellulose für die Papiererzeugung nutzbar zu machen lernte. Zur Herstellung von Holzstoff wird das Holz auf mechanischem Weg zerkleinert (geschliffen, gemahlen), wobei ständig Wasser zugeführt wird. Die durch die starke Reibung entstehende Tem-

peratur wird zur Aufschließung des Holzschliffs ausgenützt; der Holzschliff wird nach weiterer Bearbeitung in der Papierherstellung verwendet. Ein großer Teil der Holzschleifindustrie ist im Murgtal ansässig. Da die Sägewerke interessiert waren, das Abfallholz nutzbringend zu verwerten, außerdem der Holzschliff als Rohstoff gesucht war, wandten sich zunächst die Sägemühlen dem Holzschleifen zu. Andere, neue Unternehmen nützten die Gunst der Lage inmitten der großen Nadelholzbestände und das Vorhandensein der Wasserkräfte zur Ansiedlung im Murgtal. Im Jahr 1882 entstand in Weisenbach die erste Holzschleiferei durch die Gernsbacher Firma Katz & Klumpp. In einer weiteren Sägemühle oberhalb des ersten Werkes nahm die gleiche Firma eine zweite Holzschleiferei in Betrieb. 1912 wurde eine Biertellerfabrik errichtet, die den größten Teil des in der Schleiferei erzeugten Weißschliffs verarbeitet. Die alte Holzhandels- und Sägewerksfirma Casimir Kast in Gernsbach gliederte 1900 ihrem 1870 gegründeten Werk in Obertsrot eine Holzschleiferei an. Der hier produzierte Weißschliff, mit Altpapier vermischt, ergab die sogenannte Graupappe, aus der seit 1904 Holzstoffkisten gefertigt wurden, für die das Werk das Patent erhielt („Original Kast-Kisten“). Die Pappe wird hierzu mit Maschinen gebogen, gestanzt, geheftet, mit Ösen, eventuell auch mit Holzleisten versehen. Auch wurden „Zigarrenkistchen“ hergestellt, so daß diese Firma teilhat an allen drei Zweigen der Papierindustrie. Andere Firmen wären zwar hier noch zu nennen, es soll jedoch sein Bewenden haben mit der Erwähnung der „Weisenbachfabrik“. Die Holzstoff- und Papierfabrik „E. Holtzmann & Cie., AG., Weisenbachfabrik“ ist einer der größten deutschen Papiererzeuger. Das ganze Unternehmen ist in drei Werke gegliedert, die sich in einer Länge von etwa 6 km der Murg entlang ausdehnen. Die drei Fabriken „Wolfsheck“ zwischen Langenbrand und Bermersbach, „Breitwies“ zwischen Langenbrand und Au und „Schlechttau“ oberhalb von Weisenbach bilden zusammen die „Weisenbachfabrik“. 1883 bildeten die Kommerzienräte E. Holtzmann und A. Fischer mit J. F. Dorn eine Offene Handelsgesellschaft, um die Wasseranlagen an der Murg auszubauen. Diese Offene Handelsgesellschaft wurde 1922 in eine Aktiengesellschaft umgewandelt. 1886 wurde der erste Holzschliff, 1887 das erste Papier hergestellt. Die Aufgliederung des Gesamtunternehmens in drei Stufen ermöglichte, das Murggefälle dreifach auszunützen. 1905/1906 wurde kurz unterhalb von Forbach ein Staudamm errichtet und das Murgwasser durch einen 1400 m langen Stollen hindurchgeleitet, um die Wasserkraft dem damals entstehenden Werk Wolfsheck zuzuführen. Hier wurde 1907 die Papierproduktion aufgenommen. Das Wasser stürzt in einer Druckhöhe von 42 m durch 2,5 m breite Druckrohre herab und treibt die große Holzschleiferei. Unterhalb von Wolfsheck wird das Wasser nach Breitwies geleitet, um dort noch einmal für Schlechttau abzweigelt zu werden. Das in drei Staustufen ausgenützte Gesamtgefälle auf einer Strecke von 7,2 km zwischen Forbach und Weisenbach beträgt 78,8 m. Heute sind noch weitere Unternehmen in der Holzstoffbranche tätig. Neben den Papierfabriken verwenden die Hersteller von Filtermassen und Bierfilzen die Erzeugnisse der Holzschleifereien. Haben früher die Murgtalwaldungen den Holzbedarf der Schlei-

ferien decken können, so änderte sich dies bald infolge des großen Bedarfs, man mußte zur Einfuhr von Papierholz übergehen.

Auch die Zellstoff-(Zellulose-)Fabriken sind erst in den achtziger Jahren entstanden. Die Versuche, zur reinen Holzfaser, dem Zellstoff, zu kommen, waren dank der Arbeit von englischen und amerikanischen Forschern in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts so vorangetrieben worden, daß sie von Alexander Mitscherlich in Freiburg ausgebaut werden konnten. Zur Gewinnung des Zellstoffs aus Holz, Stroh, Schilf u. ä. bedarf es der Auflösung der Begleitsubstanzen Lignin, Harz usw. Das Holz muß entrinde und in Spezialmaschinen zerschnitzelt werden, worauf es dem chemischen Prozeß zugeführt wird, dessen Schilderung in Einzelheiten zu weit führen würde. 5 Festmeter Holz ergeben unter Verbrauch von ca. 0,5 Tonnen Kohle und etwa 100 kg Chemikalien 1 Tonne Zellstoff. Es war daher notwendig, für billigen Antransport der Rohstoffe zu sorgen. Dank der günstigen Lage am schiffbaren Strom, der die Zufuhr der notwendigen Mengen an Holz, Kohle und Chemikalien erleichterte, sind am Rhein in Waldhof bei Mannheim, in Maxau bei Karlsruhe und in Kehl Zellstoffwerke entstanden. Ludwig Trick errichtete 1883 in Kehl eine Zellulosefabrik nach dem System Mitscherlich. Der Maxauer Fabrik, einer Gründung der Ettlinger Papierindustrie, wurde 1884 die Baugenehmigung erteilt. Ebenfalls in das Jahr 1884 fällt die Gründung der Zellstofffabrik Waldhof. In der Kehler Trickzellstofffabrik wurden 1884 750 Tonnen Zellstoff produziert. Waren die ersten Produkte auch nur zur Herstellung von Papp geeignet, so verbesserte sich rasch die Qualität. Damit steigerte sich auch die Produktion, 1893 waren es bereits 7 000 Tonnen. Trotz mancher Rückschläge wurden die Fabrikanlagen weiter ausgebaut. Der Ausgang des ersten Weltkriegs stellte die Firma vor große Schwierigkeiten, die Folgen der Weltwirtschaftskrise waren auch in der Zellstoffindustrie zu spüren, insbesondere machte sich der Preisdruck der skandinavischen Konkurrenz bemerkbar. Trotzdem blieb die Firma Trick für den gesamten Kehler Raum von großer Bedeutung, gab sie doch über 500 „Tricklern“ Arbeit und Brot. Im zweiten Weltkrieg wurden die Anlagen derart zerstört, daß die Produktion nicht wieder aufgenommen wurde. Von Interesse mag noch sein, daß sich die Firma auch der Sulfit-sprit-Gewinnung zugewandt hatte.

Die Ortenauer Papierfabriken haben zum Teil eigene Holzstoff- oder Zellstoff-erzeugung oder sind auf Zulieferung von Halbstoffen angewiesen. In der Ortenau werden alle nur denkbaren Papier- und Kartonsorten produziert: Schreibpapiere, Druckpapiere, Packpapiere, Pappen; die Aufzählung der hergestellten Spezialpapiere würde ein großes Verzeichnis füllen. Gerade diese Spezialisierung hat der Ortenauer Papierindustrie Weltgeltung verschafft, es sei hier etwa nur auf das Zigarettenpapier hingewiesen. Aus zwei Wurzeln ist die Ortenauer Papiermacherei entstanden: einmal aus den alten Papiermühlen, sodann — dank der großen Waldbestände und des reichlichen Vorkommens an Wasser — aus den Gründungen des 19. Jahrhunderts. Welche Rolle etwa das Wasser spielt, geht daraus hervor, daß für jedes fabrizierte Kilogramm Papier ca. 1 Kubikmeter Wasser benötigt wird.

Die Papiererzeugung findet sich in den Tälern des Schwarzwaldes oder an deren

Ausmündung in die Ebene. Die Papierfabrikation des Murgtals ist jungen Datums. 1837 wurde den Forbacher Bürgern Nikolaus Barth und Franz Joseph Wunsch erlaubt, an Stelle ihrer Sauerkleefabrik eine Papiermühle zu errichten. In die achtziger Jahre fällt die Gründung der Großindustrie: 1881 wurde die Gernsbacher Zellulosefabrik Schultz & Cie. gegründet, aus der die Firma Schoeller & Hoesch hervorging. Nachdem der Fabrik, die sich mit der Herstellung von Natron-Zellulose befaßte, durch die aufblühenden Sulfitzellstofffabriken (siehe oben Trick-Kehl, Waldhof und Maxau) eine starke Konkurrenz erwachsen war, ging das Unternehmen 1896 zur Papierfabrikation über. Zwei Jahre darauf wurde die Firma in die Zellulose- und Papierfabrik Gernsbach G. m. b. H. umgewandelt. Zu Beginn des neuen Jahrhunderts wurde die Zelluloseherstellung ganz aufgegeben und dafür die Fabrikation von Papier weiter ausgedehnt. Mit einer zweiten Papiermaschine wurde die Herstellung von Seidenpapier verstärkt und 1904 ein Hadernhalbstoffwerk errichtet, das den Ausgangsstoff für Hadernpapiere feiner Qualität lieferte. Die Firma hieß nun Seiden- und Zigarettenpapierfabrik Schoeller & Hoesch G. m. b. H. 1922 liefen sechs Papiermaschinen, 1939 waren es neun. Das Werk verlor zwei der modernsten Papiermaschinen mit den Ausrüstungsanlagen durch Demontage, konnte aber 1955 die Zahl von neun Papiermaschinen wieder erreichen. Zur Herstellung der Spezialprodukte Kondensatorpapier, Zigarettenpapier, Karbonroh papier, Dünndruckpapier u. a. werden die Hadern in der fabrikeigenen Anlage aufgeschlossen, die Rohmasse auf den Papiermaschinen verarbeitet und mit großem technischem Aufwand das Papier zum Fertigprodukt veredelt. Die „Weisenbachfabrik“ ist oben bereits erwähnt worden, ebenso die Oberkircher Firma Köhler. Es wäre noch hinzuweisen auf große Anlagen in Lauf bei Bühl, Kappelrodeck, Gengenbach, Zell, Achern: wenn keine weiteren Firmen erwähnt werden, so soll dies keinerlei Herabsetzung bedeuten. Neben der Papierfabrikation hat sich auch der Papierhandel in der Ortenau niedergelassen und sorgt für die Exportierung der Erzeugnisse, soweit dies nicht durch die Fabriken schon geschieht. Die Papierindustrie ist wichtiger Abnehmer von Energie in Form von elektrischer Kraft und Kohle und erteilt infolge der hohen Beanspruchung der Maschinen große Aufträge für die eisenschaffende Industrie. Die Bedeutung der Ortenauer Papierindustrie wird unterstrichen durch die Gernsbacher Papiermacherschule, die seit 1956 der Ausbildung der Anlernlinge der Papier-, Pappe- und Zellstoffindustrie als „Landesberufsschule für Papiermacher“ dient.

Freilich gibt es heute keine Papiermacher mehr im alten Sinn. Die Industriearbeiter in den Holzschleifereien oder die hochqualifizierten Facharbeiter, welche die automatischen Papiermaschinen bedienen, wie auch die vielen Arbeiterinnen, die in den Sälen der Fabriken die Bogen kontrollieren und zählen, sind Arbeiter des modernen Schlags. Die gedrängte Darstellung der Papierfabrikation läßt die wichtige Rolle des Papiers erkennen. Das Papier ist seit dem Beginn der Industrialisierung für das tägliche Leben, für Wirtschaft, Kunst und Kultur immer wichtiger geworden. Ohne Papier ist die moderne Gesellschaft nicht denkbar. Für viele Industriezweige ist das Papier als Rohstoff unentbehrlich, wird als Halbstoff zu wertvollen Produkten verarbeitet und dient als Verpackung für viele Waren.

Die papierverarbeitende Industrie

Neben der Veredlung von Papier in Tapetenfabriken oder bei der Anfertigung von chemisch-technischen Papieren wären hier zu nennen die Etui- und Kartonnagenfabriken, die eigentlichen Papierwarenfabriken sowie die Fabrikation von Kalendern, Geschäftsbüchern und dergleichen. In weiterem Sinn ist auch das graphische Gewerbe zur Papierverarbeitung zu rechnen. Seit alters ist die Stadt Lahr der Hauptsitz der papierverarbeitenden Industrie der Ortenau. Aber auch die anderen Landschaften, etwa die Rastatter Gegend, das Murgtal, Offenburg, weisen heute Betriebe auf, die — wie in der Papierherstellung — weitgehend spezialisiert sind.

Die 1836 gegründete Tapetenfabrik Marschall in Kehl, die um die Mitte des 19. Jahrhunderts noch 14 Arbeiter beschäftigte, besteht heute nicht mehr. Die Fabrikation von technischen Papieren, Krepppapier, Buntpapier und Filtrierpapieren aller Art ist hauptsächlich im Raum Baden-Baden—Rastatt ansässig. Die „Lädlestadt“ Lahr ist jedem Schulkind der Ortenau so bekannt, daß hier nur ganz kurz darauf verwiesen werden darf: Die erste Kartonnagenfabrik entstand 1816, d. h. zu einer Zeit, als Kartonnageartikel in Deutschland noch wenig bekannt waren und hauptsächlich aus Frankreich importiert wurden. In Valréas in Südfrankreich hatte der Buchbindergeselle C. F. Dreyspring die Fabrikation von Schachteln kennengelernt, die er, seit 1816 in Lahr ansässig, dort einführte. Er ist der Begründer der Lahrer Kartonnagenindustrie, die 1925 an 1200 Personen beschäftigte. Nach dem Stand vom 31. Dezember 1951 waren in der Etui- und Kartonnagenindustrie im Kreis Lahr 1675 Personen beschäftigt, wozu noch etwa 300 in Heimarbeit Beschäftigte kommen. Während früher ein großer Teil der Produktion an Apotheker ging (die bekannten Apothekerschächtele), haben sich in neuerer Zeit die Lahrer Betriebe den Anforderungen der modernen Industrie anpassen müssen. Mit ungleich größerem Aufwand als früher werden heute die Verpackungen, insbesondere für Luxusartikel (Parfüme, Pralinen u. ä.), ausgestattet. Diesem Bedürfnis Rechnung tragend, haben viele Betriebe Druckereien, Blindprägereien usw. angegliedert.

Das graphische Gewerbe der Ortenau kann auf eine alte Tradition zurückblicken: es wären nur zu erwähnen die Firma Moritz Schauenburg in Lahr (gegründet 1794), die den „Lahrer Hinkenden Boten“ und das Deutsche Kommersbuch verlegt, und die Firma Ernst Kaufmann in Lahr (gegründet 1816). Längst ist nicht mehr Lahr allein die Stadt der Drucker und Verleger, andere Städte weisen namhafte Betriebe auf (Offenburg, Rastatt, Kehl usw.). Von der Nennung einzelner Firmen sei abgesehen, mit einer Ausnahme, die der Leser wohl entschuldigen wird, denn sie betrifft die Firma, die das gegenwärtige Heft der Zeitschrift „Die Ortenau“ gedruckt hat: die Konkordia AG. in Bühl. Von einer Anzahl Lehrer wurde 1881 die Gründung einer „Lehrerengenossenschaftsdruckerei und Verlagsgesellschaft“ beschlossen und bald darauf der Betrieb in Bühl eröffnet. Gegenstand des Unternehmens bildeten die Herstellung von Schulbüchern und Heften, die Übernahme einschlägiger Druck- und Verlagsgeschäfte sowie der Vertrieb von Bedarfsmitteln für den Unterricht. Aus bescheidenen Anfängen hat sich ein Betrieb entwickelt,

dessen kulturelles Wirken rühmend zu nennen ist, denn wohl jeder, der in eine badische Schule gegangen ist, hat Hefte und Bücher aus Bühl in der Hand gehabt. Heute reicht der Absatz der „Konkordia“ weit über das Land Baden-Württemberg hinaus.

Die keramische Industrie

Die „Ziegelhütten“, die noch im 19. Jahrhundert in vielen Dörfern anzutreffen waren, haben den Großziegeleien weichen müssen, da die Hand- und Feldziegeleien in der Konkurrenz den fabrikmäßig betriebenen Ziegeleien unterlegen waren. Seit etwa 1880 setzten sich in der Ziegelherstellung die Maschinen immer mehr durch. Durch den Übergang zur künstlichen Trocknung konnte auch in den weniger günstigen Jahreszeiten gearbeitet werden. So finden sich heute größere Betriebe nur noch in Gengenbach, Haslach, Hofweier, Oberachern, Steinbach und Zunsweier. Besonders zu erwähnen sind die in Baden-Oos gefertigten Hourdis. Diese hohlen Gewölbesteine — Hourdis — wurden früher aus Italien (Cremona, Mantua) bezogen. Erst kurz vor dem ersten Weltkrieg werden diese insbesondere für Decken von Viehställen verwendeten Steine in unserer Gegend gefertigt. Durch ihre Konstruktion mit Hohlräumen und durch die Wirksamkeit der verwendeten Spezialtonmischung wird die lästige Tropfenbildung vermieden. In diesem Zusammenhang soll noch auf die Kunststeinfabrikation sowie die Herstellung von Schleuderbetonrohren hingewiesen werden, wofür z. B. in Kehl eine Spezialfabrik (Züblin G. m. b. H.) besteht, deren Produkte bei Kanalisationsarbeiten usw. verwendet werden.

Das Vorkommen von feuerfester Erde in Kuppenheim, Oberweier und Waldprechtsweier ermöglichte das Aufblühen der Töpferei. In Kuppenheim und Oberweier wurden aus der dort gefundenen Weißerde Tonwaren hergestellt. Vier aus dem Elsaß zugezogene Familien, vom Volksmund als „Krugbäcker“ bezeichnet, betrieben an der Stelle der alten Eisenschmelze in Rotenfels seit 1801 ihr Handwerk. Die Tonerde kam aus der Grube in Oberweier. In der Rotenfelser Steinguterzeugung waren 1869 noch 69 Arbeiter beschäftigt. Erwähnung soll hier noch die Fabrikation von Kachelöfen finden, die in Baden-Oos und Lahr beheimatet ist. Karl Roth gründete 1868 in Baden-Baden eine Ofenfabrik, die 1888 infolge der notwendigen Vergrößerung der Fabrikanlagen nach Baden-Oos verlegt wurde. Die Firma, mittlerweile unter dem Namen Emil Löw, beschränkte sich nicht nur auf die Fabrikation von Ofenkacheln, sondern stellte auch kunstgewerblich hervorragende Stücke her (Kirchenkanzeln u. ä.). Die zweite nennenswerte Firma ist C. H. Liermann in Lahr.

In der Reichsstadt Zell a. H. blühte seit alters das Hafner-Gewerbe, da in Stadtnähe geeignete Tonerde gefunden wurde. Von der Gründung einer Fayencefabrik durch Abt Benedikt von Gengenbach im Nordrachtal in der Mitte des 18. Jahrhunderts berichtet uns Gothein sehr anschaulich. Die heute zu großer Wichtigkeit gelangte keramische Industrie in Zell geht zurück auf Joseph Anton Burger, der im Juni 1790 zum Fayencier-Handwerk zugelassen wurde. Im September des

gleichen Jahres wurden ihm 100 Gulden aus der Spitalkasse geliehen, „damit er sein einmal angetretenes Werk vollenden und somit dem hiesigen gemeinen Wesen nützlich werden könne“. Dieser vorausschauenden Wirtschaftsförderung aus öffentlichen Mitteln hat sich Burger würdig erwiesen: er baute die notwendigen Brennöfen, errichtete eine Erd- und Farbmühle und stellte Fayence, Tonöfen sowie feuerfeste Koch- und Tongeschirre her. Nach dem Eintritt von Jakob Ferdinand Lenz und H. Schnitzler von Lahr in die Firma (1802) entwickelte sich ein fabrikmäßiger Betrieb, der bald an 100 Arbeiter beschäftigte. Der Übergang der Reichsstadt Zell an Baden brachte ein vergrößertes Absatzgebiet. Nach langen und schwierigen Verhandlungen erhielt die Firma 1807 ein Privileg auf 15 Jahre zur Errichtung einer englischen Steinzeugfabrik. Ausdrücklich legte § 4 fest, „solle bei dem Zeller Etablissement nach der Absicht der Entrepreneurs nur allein englische Steinguts Waaren nach Wedgwoods Art, mithin keine solche, wie sie dermalen in der fürstlichen Manufaktur zu Rotenfels fabricirt werden, . . . und zwar von der Qualität des Steinguths bis zum ächten Porcellain verfertiget werden“. Im Umkreis von zehn oder höchstens zwölf Stunden solle kein anderes derartiges Werk geduldet werden; Wasserrechte, Holzlieferungen und Niederlassungsfreiheit für die Arbeiter wurden zugesichert. Das Privileg bewirkte zunächst einen Aufschwung des Werks, aber schon die Kontinentalsperre brachte die ersten Rückschläge: 1811 wurden nur noch etwa 50 Arbeiter beschäftigt. Eine ernsthafte Konkurrenz erwuchs Zell in der 1817 von Georg Friedrich Horn, einem Obereinnehmer, in Hornberg errichteten Manufaktur. Vergeblich beriefen sich die Zeller auf das Privileg, da Hornberg doch nur vier Stunden von Zell entfernt war. Die Regierung wies die Beschwerden ab, weil Hornberg zum Zeitpunkt, als das Privileg gewährt wurde, noch württembergisch gewesen und so das Privileg nicht anzuwenden sei. 1819 trat Burger aus der Zeller Firma aus, Lenz wurde alleiniger Inhaber der Fabrik. In der Mitte des 19. Jahrhunderts wurde die Produktion von Hartporzellan aufgenommen, was eine Vergrößerung der Fabrikanlagen erforderte. Die Rohmasse wurde aus Limoges bezogen. Zur Ausschmückung der Ware mit Blumenhandmalerei gewann man böhmische Porzellanmaler. 1869 wechselte die Firma den Besitzer, doch entsprachen die Produkte nicht dem Publikumsgeschmack, außerdem geriet die Fabrik wegen des Ausbleibens der Lieferungen aus Frankreich im Krieg 1870/71 in ernste Rohstoffschwierigkeiten, so daß die Firma 1874 erneut veräußert wurde. Sie firmierte jetzt Karl Schaaf vormals J. F. Lenz. Anfangs des 20. Jahrhunderts ging die Firma an Georg Schmider über, der bereits Inhaber einer Steingutfabrik in Zell war. 1925 beschäftigte die Firma Georg Schmider, Vereinigte keramische Fabriken, 398 Arbeiter.

Der Konkurrenz der Hornberger Steingutfabrikation für die Zeller Firma ist oben bereits gedacht. Ihre Entstehung verdankt die Hornberger Industrie der in der Nähe der Stadt gefundenen weißen Erde, die im 18. Jahrhundert nach der Porzellanmanufaktur Ludwigsburg und sogar nach Wien verschickt wurde. Zunächst wurden Steingut-Gebrauchsgeschirre erzeugt, trotz der Zeller Proteste. 1884 wurden 80 Personen (10 Mädchen, 10 Knaben, 60 Erwachsene) beschäftigt. In den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zog sich die Gründer-

familie Horn vom Geschäft zurück. Die Firma florierte nicht sonderlich, erst die Aufnahme der Fabrikation von sanitären Wasserleitungsartikeln, worauf sich das Werk seit 1914 spezialisierte, brachte neuen Aufschwung.

Die Glasherstellung

Im 18. Jahrhundert sind in der Ortenau mehrere Glashütten nachzuweisen (Gaggenau, Herrenwies, Nordrach usw.). Für die Glasfabrikation waren neben dem Vorkommen geeigneten Sandes viel Brennmaterial und die Anlieferung von Asche (zur Bereitung von Pottasche) notwendig. Da die in den Haushaltungen gesammelte Asche nie zur Bedarfsdeckung der Glashütten ausreichte, mußten die Glashütten selbst die Pottasche herstellen. Wegen des großen Holzbedarfs siedelten sich die Glasmacher gern in Waldgebieten an und trugen so wesentlich zur Erschließung des Schwarzwaldes bei. Allerdings hatte diese Rohstoffnähe auch den Nachteil des weiten und beschwerlichen Weges zum Abnehmer. Hier sollen nur zwei Produktionsstätten betrachtet werden: Gaggenau und Achern.

1773 wurde durch Anton Rindenschwender die Mittelberger Glashütte (bei Freiolsheim) nach Gaggenau verlegt. Anton Rindenschwender, Oberschultheiß in Gaggenau, war Teilhaber der Murgschifferschaft. Von ihr und von der Landesherrschaft bezog er das erforderliche Brennholz (etwa 1500 Klafter jährlich). Das erzeugte grüne Glas war von vorzüglicher Qualität, das farblose Glas dagegen trübte allmählich nach. Im Jahr 1800 wurden 16 Glasbläser, 3 Glasschneider und Glasschleifer, 1 Menger, 1 Pottaschesieder sowie 8 Holzspalter und Tagelöhner beschäftigt. Da auch die Ehefrauen und Kinder mitarbeiteten, waren es zusammen über 50 Beschäftigte. Die Glashüttensiedlung zählte um 1800 rund 240 Einwohner. Nach dem Tod des Gründers ging das Geschäft auf die zahlreichen Nachkommen über, die mit wechselndem Glück die Hütte weiterbetrieben. 1869 ging die Firma in Konkurs. Auch die nachfolgenden Inhaber hatten wenig Glück. So kam schließlich die Absicht der Eisenwerke Gaggenau, ihre Anlagen zu erweitern und das Glashüttengelände für diesen Zweck zu kaufen, sehr gelegen. 1910 wurden Bauten und Terrain verkauft; die Fabrikgebäude wurden abgerissen und an ihrer Stelle eine Eisengießerei errichtet.

Georg Böhringer, aus einer Glasfabrikantenfamilie des Glashüttendorfes Buhlbach bei Freudenstadt stammend, gründete 1885 in Achern eine Champagnerflaschenfabrik, die im September 1886 die Produktion aufnahm. Die Ansiedlung der Glasindustrie, veranlaßt durch die günstige Verkehrslage an der Rheintalbahn und durch das Vorkommen geeigneter Rohstoffe in der Nähe von Achern, wurde von der Stadtverwaltung Achern nach Kräften gefördert, denn trotz mannigfacher Versuche war Achern bis dahin nur Sitz kleinerer Betriebe. Der Ausbau der Fabrik schritt rasch voran: Dem ersten Glasofen folgte 1887 ein zweiter, 1890 konnte der dritte Ofen angeblasen werden. Mit der Fabrikanlage waren Werkwohnungen (zuerst 30 Wohnungen in 3 Wohnblöcken, später 60 Wohnungen) errichtet worden, wodurch die Facharbeiter enger an das Werk gebunden wurden. Über die

Glasarbeiter schrieb der Bezirksarzt von Achern in seinem Jahresbericht 1898: „Doch sind gerade hier statistische Daten schwer zu erhalten, da die Sesshaftigkeit dieser Klasse von Arbeiterbevölkerung eine sehr geringe ist, vielmehr die Glasmacher sehr häufig ihren Aufenthaltsort wechseln und in anderen Glasfabriken der verschiedensten Länder neue Arbeitsgelegenheit aufsuchen.“ Diesem Übelstand wollte Böhringer begegnen, doch scheint der Wohnungsbau allein nicht geholfen zu haben, denn die Arbeiterschaft, insbesondere die jugendlichen „Einträger“, wechselte dauernd. 1890 wurden neben Champagnerflaschen auch Bier-, Wein- und Wasserflaschen in das Produktionsprogramm aufgenommen. Nach dem Tod des Gründers (1887) führten dessen Geschwister die Fabrik weiter; 1890 wurde das Unternehmen in eine Aktiengesellschaft umgewandelt. Während bis zur Jahrhundertwende alle Flaschen mundgeblasen wurden, setzten sich seit 1903 die halbautomatischen Maschinen und sodann die vollautomatischen Fabrikationsanlagen durch (1927). Die Handarbeit war mühselig und schwer. Die „Einträger“ hatten den Glasbläsern die frisch geblasenen Flaschen abzunehmen und in die Kühlöfen zu tragen, sie mußten ferner den Bläsern die gebrauchten Pfeifen abnehmen und frische reichen. Außerdem mußten sie die Flaschen nach erfolgter Abkühlung aus den Kühlöfen herausholen. Es würde natürlich zu weit führen, hier den technischen Vorgang des Glasmachens zu schildern. Die hoffnungsvolle Aufwärtsentwicklung wurde bei Ausbruch des ersten Weltkrieges jäh unterbrochen, es folgten nacheinander Inflation und Weltwirtschaftskrise, so daß vorübergehend sogar die Produktion stillgelegt werden mußte. Durch die 1932 geschaffenen engen Verbindungen zu den Gerresheimer Glashüttenwerken gelang es, die Produktionsanlagen zu modernisieren und neue Absatzmärkte zu erschließen. Gegen Ende 1944, als die Front schon am Rhein verlief, mußten die Öfen stillgelegt werden. Erst 1946 konnte der Betrieb wieder in Gang gesetzt werden. 1949 wurde die Fabrikation von weißen Flaschen und Industriekonservengläsern aufgenommen, was große Investitionen erforderte. Dank dieser Anstrengungen war es möglich, die Gesamtproduktion im Geschäftsjahr 1958 um 200 % gegenüber 1938 zu steigern. Die Erzeugnisse der „Glashütte Achern G. m. b. H.“ sind durch die Verwendung des Schwarzwaldgranits, der in eigenen Anlagen aufbereitet wird, besonders temperaturwechselbeständig. So wurden die Flaschen aus Achern bald von den süddeutschen Brauereien zu Pasteurisierungszwecken verwendet. Von den vielen heute in Achern produzierten Spezialflaschensorten seien hier nur die typischen Flaschen für das einheimische Kirschwasser erwähnt.

Der Hauptsitz der Glasbearbeitungsindustrie, die einen ganz neuzeitlichen Charakter hat, liegt in der Offenburger Gegend, zum großen Teil in der Stadt Offenburg selbst. In diesem Zusammenhang wären auch noch die Emailplakatifabriken zu nennen.

Die übrigen Industriezweige

Eine Darstellung der Ortenauer Industrie wäre unvollständig ohne die Erwähnung der Holzindustrie: Möbelfabriken, Kistenfabriken, die Herstellungsbetriebe für Holzwerkzeuge, Maßstäbe, Rechenschieber, um nur einige aufzuzählen.

Daß Holzhandel und Sägereibetriebe in einer so holzreichen Gegend naturgemäß ansässig sind, bedarf wohl keines Hinweises. In Mittelbaden ist seit dem 19. Jahrhundert eine ansehnliche Korbwarenfabrikation entstanden, die in der Bühler und Lichtenauer Gegend angesiedelt ist. Die früher so verbreitete Seegrasspinnerei ist immer mehr im Abnehmen begriffen, zu groß ist die Konkurrenz der billigen ausländischen Rohstoffe geworden. Wie die Korbwarenfabrikation haben auch die Besenmacher sich an die Verarbeitung importierter Rohmaterialien gewöhnen müssen. Schließlich sei auch noch der Lederindustrie gedacht, die in Lahr, Offenburg und Bühl beheimatet ist. Offenburg ist Sitz der Spinnerei und Weberei, die als Beispiel für die Textilindustrie zitiert sei. Von der eisenverarbeitenden Industrie war noch nicht die Rede. Jedem Reisenden, der die Murgtalstraße hinauffährt, müssen die gewaltigen Industrieanlagen von Mercedes-Benz oder den Eisenwerken Gaggenau auffallen. Feinmechanik, Eisenkonstruktionsbau und die Fabrikation von Spezialmaschinen vervollständigen das Bild.

Für den Besucher der Ortenauer Herbstmessen ist es immer wieder erstaunlich, welche Vielfalt industrieller Betätigung auf diesem kleinen Landstrich zusammengedrängt ist, wie der Handel sich den neuen Erzeugnissen aufgeschlossen zeigt und für deren Absatz nach weithin sorgt. Die Darstellung einer so vielfältigen Wirtschaft muß immer Stückwerk und voller Lücken bleiben, denn jeder Tag bringt neue Änderungen und Fortschritte.

Das Verkehrswesen

Die dem Rhein entlang laufende große Nord-Süd-Verbindungsline wird im Gebiet der Ortenau durch die Ost-West-Verbindung gekreuzt: Von Straßburg geht der Verkehr über den Rhein bei Kehl ins Renchtal und über Offenburg ins Kinzigtal. Für den internationalen Durchgangsverkehr Skandinavien—Deutschland—Schweiz—Italien und Frankreich—Deutschland—Österreich—Balkan ist die Ortenau Schnittpunkt und weist daher bei allen Verkehrsträgern wichtige Knotenpunkte auf: Appenweier, Offenburg und Kehl im Eisenbahnverkehr, Kehl als Umschlagplatz für die Rheinschifffahrt. Schon zur Römerzeit zogen sich wichtige Straßen durch das Gebiet gegenüber der römischen Siedlung Argentoratum. An anderer Stelle dieses Hefts wird der Straßenbau behandelt, und von berufener Seite wird gezeigt, welche Rolle heute der Fremdenverkehr für die Ortenau spielt. So kann sich diese wirtschaftsgeschichtliche Abhandlung auf die Darstellung von zwei Verkehrsträgern beschränken: Den Rheinstrom und die Eisenbahn.

Der Rhein

Seit den ältesten Zeiten bilden der Rheinstrom und seine Nebenflüsse die mächtigste natürliche Wasserstraße Europas. Für die Ortenau, die in ihrer ganzen Nord-Süd-Ausdehnung in das Stromgebiet einbezogen ist, war der Rhein im Lauf wechselhafter Jahrhunderte Segenbringer und Zerstörer, Handelsstraße und militärische

Trennungslinie. Der wichtigste Übergang am Oberrhein — Kehl — liegt in der Ortenau. Seit 1392 hier die erste feste Brücke erbaut wurde, ist das Kehler Gebiet Schauplatz heftiger Machtkämpfe gewesen, an denen sich zuerst nur die Stadt Straßburg und ihre kleineren Nachbarn beteiligten, bis das nationalstaatlich geeinigte Frankreich Ludwigs XIV. eingriff und beinahe zwei Jahrhunderte lang die Verhältnisse zu seinen Gunsten regelte. Der Ausgang des Deutsch-Französischen Krieges von 1870/1871 festigte die Vermittlerrolle des Rheins im deutschen Wirtschaftsleben so sehr, daß auch alle folgenden Widrigkeiten der Wichtigkeit des Rheins wenig Abbruch tun konnten. Die Tragik des Rheinproblems, das immer wieder von neuem die französische und die deutsche Geschichte beeinflußt hat und in die Geschichte des Abendlandes ausstrahlte, scheint in unseren Tagen durch die Einigung Europas zu Ende zu gehen. Welche Folgen diese Einigung für unsere engere Heimat haben wird, können wir heute im ganzen Umfang noch nicht ermessen.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts lag die Schifffahrt auf dem Rhein ausschließlich in der Hand von selbständigen, zu Zünften zusammengeschlossenen und privilegierten kleinen Schifferhandwerkern, die durch das sogenannte Treideln die Schifffahrt ausübten. Hinderlich für die Schifffahrt erwiesen sich einmal die oftmals reißende Strömung und das Fehlen eines Ufers, auf dem Pferde zum Ziehen hätten eingesetzt werden können, so daß die Schiffe von Männern gezogen werden mußten. Zum andern lagen längs des Rheinlaufs Zollstätten (insgesamt 16) und privilegierte Stapelstätten, wodurch die Schifffahrt verteuert und verlangsamt wurde. So war neben der wassertechnischen Erschließung die Neuordnung der Rechtsverhältnisse am Rheinstrom notwendig.

Die rechtlichen Grundlagen der Rheinschifffahrt sind die Erste (Mainzer) Rheinschiffahrtsakte von 1831 und die zweite (Mannheimer) Akte von 1868. Durch die Mainzer Akte wurden zwar noch nicht die Abgaben, aber doch alle Beschränkungen beseitigt, die dem freien Verkehr auf dem Rhein im Wege standen: die Umschlagrechte wurden abgeschafft, die Privilegien der Schifferzünfte aufgehoben. Damit war der erste Schritt zur freien Rheinschifffahrt getan. Die 1868 von Holland, Preußen, Hessen, Baden und Frankreich abgeschlossene Mannheimer Akte ist mit geringen Abänderungen noch heute in Gültigkeit. Dieses Abkommen garantierte Freiheit der Schifffahrt von Basel bis ins freie Meer hinaus für Fahrzeuge aller Nationen und bildete die Voraussetzung, daß der Rhein zur weitaus verkehrsstärksten und zur bestgepflegten Binnenwasserstraße unter allen Strömen der Welt wurde. Der Versailler Vertrag erkannte die Mannheimer Akte ausdrücklich an, die Rheinschiffahrtsakte blieb also international geltendes Recht (Artikel 354); der Sitz der Zentralkommission für die Rheinschifffahrt wurde von Mannheim nach Straßburg verlegt und die Kommission neu zusammengesetzt (Artikel 355). Während die Zentralkommission der Mannheimer Akte von 1868 nur aus 6 Mitgliedern bestand (Baden, Bayern, Frankreich, Hessen, Niederlande und Preußen), setzte sie sich nunmehr unter einem französischen Präsidenten aus 19 Mitgliedern zusammen (2 Vertreter der Niederlande, 2 der Schweiz, 4 der deutschen Uferstaaten, 4 Frankreichs, 2 Großbritanniens, 2 Italiens und 2 Belgiens). Die Weimarer Ver-

fassung bestimmte in Artikel 97 u. a.: „Aufgabe des Reiches ist es, die dem allgemeinen Verkehr dienenden Wasserstraßen in sein Eigentum und seine Verwaltung zu übernehmen.“ Das Reich nahm in Durchführung dieser Bestimmung den Rhein bis Basel in Hoheitsverwaltung und ließ von den Ländern in Auftragsverwaltung die notwendigen wasserbaulichen Arbeiten ausführen.

Die wasserbaulichen Arbeiten, technische Voraussetzung für die Schifffahrt, waren zu diesem Zeitpunkt freilich größtenteils schon beendet. Die erste, einschneidendste und bekannteste dieser Arbeiten ist die von Johann Gottfried Tulla geplante Rheinkorrektion, durchgeführt in den Jahren 1817 bis 1876. Bis dahin war der Rhein größtenteils kein formierter, sondern ein infolge seines starken Gefälles reißender und in eine Unzahl von Armen zerteilter Wildstrom. In vielfacher Verästelung beanspruchte der Strom für sein Bett einen bis zu 3 km breiten Streifen des Talgrundes, eine geschlossene Uferbildung war gar nicht, Hochgestade nur stellenweise vorhanden. Wochen- und monatelang nach Abzug der Hochflut stand noch Wasser in den Kellern, Stallungen und Feldern der in der Niederung liegenden Rheinorte, die Wohnungen waren durchfeuchtet, die Umgebung von Sümpfen bedeckt. Die Folge war eine weite Verbreitung von Malaria, typhösen Fiebern und Augenentzündungen unter der Bevölkerung. Die Landwirtschaft erlitt durch die Überschwemmungen großen Schaden, oftmals wurden weite Strecken des Uferlandes abgerissen. Die von den Anwohnern des Rheins selbst oder von den einzelnen Landesherrschaften durchgeführten Rheinbauten hatten eigentlich nur immer bezweckt, das Rheinwasser vom eigenen Territorium fernzuhalten. So wurde der Lauf des Rheins praktisch nicht verändert, nur die Wassermassen zum Nachbarn hingelenkt. Es standen die technischen Mittel zu einer grundlegenden Änderung nicht zur Verfügung, außerdem konnten sich die vielen Anliegerstaaten nicht zu gemeinsamem Vorgehen aufrufen. Nachdem bereits am Ende des 18. Jahrhunderts zwischen Baden und Frankreich gemeinsame Maßregeln zur Verbesserung des Stromlaufs wenigstens auf einigen Strecken vereinbart worden waren, die infolge der Kriegsereignisse nur teilweise zur Ausführung kommen konnten, war es Tulla zu verdanken, daß die Rheinkorrektion in Gang kam. Tulla, der 1804 mit der Leitung des Flußbauwesens in Baden betraut wurde, erkannte bald, daß Teilverbesserungen nicht zum Ziel führen konnten, so daß er in genialer Weise eine Korrektion des gesamten Oberrheins entwarf. Es galt, durch Herstellung eines tieferen, einheitlicheren Strombetts für raschen Ablauf der Wassermassen bei Hochwasser zu sorgen, wozu oberhalb der Murg ein neues Bett gegraben werden mußte, unterhalb der Murgmündung waren die vielen Windungen in Durchstichen abzuschneiden. In Wort und Schrift betonte er die Notwendigkeit systematischer Behandlung der Rheinbauten, und es gelang ihm nach zähem Kampf, durchzusetzen, daß zunächst mit Bayern eine Übereinkunft hinsichtlich der badisch-bayerischen (pfälzischen) Strecke zustande kam. Der große Erfolg dieses Unternehmens bestätigte die Richtigkeit seiner Auffassungen, doch blieben die badischen Versuche, mit Frankreich ein ähnliches Übereinkommen zu erzielen, zunächst ohne Erfolg. Erst am 5. April 1840 kam der badisch-französische Grenzvertrag zum Abschluß, worin Artikel 19 die Korrektion des Rheins vorsieht. Die vereinbarten Arbeiten

wurden von beiden Seiten in Angriff genommen und gelangten 1876 zum Abschluß. Tulla (gestorben 1828) hat die Vollendung seines Werkes nicht erlebt. Sein Andenken wird von der dankbaren Bevölkerung der Rheinorte treu bewahrt.

Die Korrektur veränderte weithin das Bild der Landschaft: Der Strom wurde begradigt, mächtige Dämme aufgeführt, Rheininseln verschwanden, der „Altrhein“ erhielt sein charakteristisches Aussehen, die Gesundheitsverhältnisse der Rhein-anwohner und die gesamte Wirtschaft am Oberrhein wurden nachhaltig und in günstiger Weise beeinflußt. Wenn der Tullaschen Korrektur die Absenkung des Grundwasserspiegels und damit die Ursache der „Versteppung“ zugeschoben wird, so vergißt eine solche Betrachtungsweise völlig, welche Zustände vor Tulla am Oberrhein geherrscht haben. Für die Korrektur sind etwa 50 Millionen Mark aufgewendet worden. Wenn die Wasserbautechnik heute dank der allgemeinen Fortschritte der Wissenschaft die Korrektur vielleicht anders planen würde, so gilt doch noch heute das Urteil Honsells: „So darf denn wohl . . . die Korrektur des Oberrheins von der Schweizer bis zur Hessischen Grenze ein segensreiches Unternehmen, ein gerade im Gebiet des Wasserbauwesens seltenes Beispiel zielbewußten und kraftvollen Zusammenwirkens der beteiligten Uferstaaten, und ein Strombauwerk ersten Ranges genannt werden.“

Dem eben erwähnten Baudirektor Max Honsell, einem genialen Wasserbau-techniker, zuletzt großherzoglichem Finanzminister, verdankt die Rheinschiffahrt die Regulierung des Stroms und damit den Ausbau des Rheins zur Großschiffahrts-straße. Der badisch-französische Grenzvertrag von 1840 erwähnte die Frage einer Verbesserung der Schiffahrt nicht ausdrücklich. Indessen betrachteten beide Vertragschließenden schon damals die Förderung der Schiffahrt als eine der Hauptaufgaben des Abkommens. Eine Erklärung der französischen, bayerischen und badischen Kommissäre der internationalen Rheinbefahrungskommission von 1849 besagt u. a.: „Die Regulierung des Stroms längs der französischen, badisch-bayerischen Grenze ist nicht ausschließlich wegen der Melioration des Landes, sondern vielmehr auch zur Verbesserung der Schiffahrt wie der Minderung des Aufwandes für den Strombau in der Zukunft unternommen worden, und die Resultate, welche bisher erzielt worden sind, entsprechen vollständig der Absicht, welche zu Grunde gelegen hat.“ Tatsächlich konnte die Strombefahrungs-Kommission in ihrem Befahrungsprotokoll vom 11. April 1849 feststellen, daß die Schiffahrt unterhalb Straßburgs sich wesentlich verbessert habe und schon jetzt Schleppzüge bis Straßburg passieren können, während dies vor Beginn der Korrektionsarbeiten unmöglich gewesen war. Bei der folgenden Strombefahrung von 1861 stellte die Kommission weiterhin fest, daß bei günstigen Wasserständen „bereits die größten Rheindampfschiffe“ bis Straßburg gingen. Es unterlag für die Kommission keinem Zweifel, daß der Rhein unterhalb Straßburgs selbst für die größten Fahrzeuge schiffbar gemacht werden könne. Bei der Strombefahrung von 1874 stellte die Befahrungskommission fest, daß die Regierungen die Korrektionsarbeiten „mit großem Fleiß und unermüdlicher Ausdauer“ weitergeführt hatten. Ferner wies sie darauf hin, daß auf der Strecke aufwärts von Straßburg seit 1872 die Dampfschiffahrt für den Personen- und Güterverkehr bereits regelmäßig betrieben werde. Nach der Beendigung

der Korrektionsarbeiten (1876) konnte an einen Ausbau des Hochrheins für die Schifffahrt gedacht werden. Zwei Anschauungen standen sich gegenüber: Kanalbau und Regulierung des Rheins. Die elsässischen Wasserbautechniker vertraten im Einklang mit weiten Kreisen der elsässischen Interessenten die Auffassung, daß eine weitere Verbesserung der Rheinschiffahrtsstraße nicht möglich sei und daher Straßburg durch einen Kanal mit dem Unterrhein verbunden werden müsse. Im Gegensatz dazu war die badische Wasserbauverwaltung der Ansicht, daß die Lösung nicht im Bau eines Seitenkanals, sondern im Ausbau des Rheins selbst gefunden werden kann. In rascher Folge erschienen verschiedene Schriften der Wasserbautechniker, von denen besonders Honsells im November 1889 erschienene Schrift „Die Wasserstraße zwischen Mannheim/Ludwigshafen und Kehl/Straßburg — Canal oder Freier Rhein?“ erwähnt werden muß. In grundlegender Weise stellte er die Möglichkeit einer weiteren Regulierung des Oberrheins für die Schifffahrt dar und wies überzeugend die Unterlegenheit des Seitenkanals gegenüber dem freien Rhein nach. Nach Honsell sollte durch den Einbau von „Buhnen“ der Rhein gezwungen werden, selbst eine Fahrrinne von 2 m zu schaffen und zu erhalten. Es ist begreiflich, daß die badische Regierung keine Sympathien für einen linksrheinischen Seitenkanal aufbringen konnte, der einseitig dem linken Rheinufer zugute kommen mußte, Baden durch die Ablenkung des Rheins außerordentlich schädigen mußte und darüber hinaus alle Möglichkeit ausschloß, in absehbarer Zeit zu einem großzügigen Ausbau des Rheins zu kommen. Die weitere Entwicklung hat der Haltung Badens dann auch durchaus Recht gegeben.

Die Geschichte der Regulierung des Oberrheins gleicht in vielem einer Tragikomödie mit Intrigen (bis zum Kaiser hinauf, denn das Elsaß war ja „Reichsland“), mit Verwirrungen und plötzlicher Umkehr der Situation. Seit 1893 wurden allgemeine Verhandlungen zwischen den Regierungen geführt, 1895 wurde die technische Seite des Problems erörtert und Honsell von den drei Regierungen (Bayern, Elsaß-Lothringen und Baden) mit der Ausarbeitung des Projekts beauftragt. Dieses Projekt lag fertig im Februar 1897 vor, aber nun erhob sich die Frage, wie die Baukosten aufzubringen seien. Nach langem Verhandeln kam am 28. November 1901 in Baden-Baden die „Übereinkunft zwischen Baden, Bayern und Elsaß-Lothringen über die Regulierung des Rheins zwischen Sondernheim und Straßburg“ zustande. Damit war aber die Ausführung noch nicht sichergestellt, denn das Abkommen mußte noch ratifiziert werden. Heftig entbrannte beiderseits des Rheins der Meinungsstreit aufs neue. Der badische Landtag forderte eine Herabsetzung des badischen Kostenanteils, eine Änderung der Tarife der elsäß-lothringischen und badischen Eisenbahn und die Abschaffung oder Abänderung des Oktrois im Elsaß, daß es nicht weiter als eine Art Schutzzoll gegen bearbeitete Erzeugnisse aus Baden wirken könne. Die Einigung kam aber doch zustande. Die Stadt Straßburg stellte einen Beitrag von 1 Million Mark zur Verfügung, das Rheinisch-Westfälische Kohlsyndikat in Essen und die Rheinische Kohlenhandel und Reederei G. m. b. H. (Kohlenkontor in Mühlheim an der Ruhr) schossen 700 000 Mark zu. Im Januar 1906 wurden die Ratifikationsurkunden ausgetauscht. Im Juni und Juli des gleichen Jahres bewilligten der badische und bayerische Landtag jeweils

die erste Rate der Baukosten. Die vorbereitenden Arbeiten nahmen den Rest des Jahres in Anspruch. Zu Beginn des Jahres 1907 begannen die eigentlichen Bauarbeiten. Die 85 km lange Regulierungsstrecke wurde in zwei Abschnitte aufgeteilt, deren Grenze bei Iffezheim/Neuhäusel lag. Die untere Sektion wurde der badischen, die obere der elsässischen Wasserbauverwaltung zur Ausführung übertragen. Die Fahrwassertiefe von 2 m und mehr war 1901/1905, also vor der Regulierung, für die Fahrt nach Kehl/Straßburg nur an 98 Tagen im Jahr vorhanden. Nach der Regulierung waren es 306 Tage in den Jahren 1916/1920 und 310 Tage in den Jahren 1926/1930. Durch den ersten Weltkrieg, bei dessen Anfang schon der Großteil der Werke fertiggestellt war, erlitten die Arbeiten Verzögerungen, doch konnte 1924 die Regulierung als beendet erklärt werden. Die Kosten betragen rund 15 Millionen Mark. 1634 Regulierungswerke wurden erstellt, viele andere Wasserbauarbeiten geleistet. Durch die Regulierung erhielten die Häfen Karlsruhe, Kehl und Straßburg mächtigen Auftrieb. Kehl und Straßburg waren Endpunkte der Großschifffahrt geworden.

Das Interesse der Schweiz, die Großschifffahrt bis Basel auszudehnen, war Veranlassung zu einer Regulierung der Strecke Kehl/Straßburg—Istein. Auf Wunsch der Schweiz wurden badischerseits die Pläne zu der Regulierung ausgearbeitet, und durch Beschluß der Zentralkommission für die Rheinschifffahrt vom 29. April 1925 wurde nach Artikel 359 des Versailler Vertrags das Regulierungsprojekt genehmigt und festgestellt, daß der seitens Frankreichs projektierte Seitenkanal (Grand Canal d'Alsace) die in Artikel 358 des Versailler Vertrags angegebenen Bedingungen erfüllt. So kam es im März 1929 zu einem Staatsvertrag zwischen der Schweizerischen Eidgenossenschaft und dem Deutschen Reich über die Rheinregulierung, wonach von den auf 50 Millionen veranschlagten Kosten die Schweiz 60 % und das Reich 40 % übernehmen sollten. Die Ausführung geschah in der Hauptsache 1930 bis 1931, schon 1936 konnte die Großschifffahrt nach Basel ununterbrochen betrieben werden. Die Regulierungsarbeiten waren bis in die Zeit nach dem zweiten Weltkrieg noch im Gang. In diese Zeit fällt auch die Fortsetzung des elsässischen Seitenkanals mit seiner Bedrohung der rechtsrheinischen Interessen. In langen Verhandlungen zwischen Frankreich und Deutschland wurde ein Ausweg gesucht, und es gelang endlich, das ist aktuellste Gegenwart, einen Ausgleich zu finden.

Die Auswirkungen der rechtlichen Befreiung des Rheins und der von den Wasserbautechnikern bewirkten Erschließung der Großschifffahrtsstraße Rhein mit einer Länge (bis Basel) von über 800 km für das wirtschaftliche Leben der Uferstaaten können nur geschätzt werden. Innerhalb weniger Jahrzehnte haben sich die Voraussetzungen für die Wirtschaft völlig verändert: Neue Betriebe siedelten sich an, die Verbilligung des Transports ließ die bestehenden Fabriken im Konkurrenzkampf bessere Ausgangspositionen einnehmen, die Aufwärtsentwicklung der Umschlagszahlen in den Häfen erforderte die Anlage neuer Eisenbahnstrecken und Straßen. Diese Auswirkungen sind nicht beschränkt auf die Rheinebene allein, sie reichen bis in den Schwarzwald, in die Vogesen und in die Alpen. Doch es ist einleuchtend, daß die dem Strom sich öffnende Ortenau mit am meisten von den neuen Verhältnissen profitiert.

Mit dem Ausbau des Rheins ging eine Umschichtung der Organisation der Schifffahrt parallel. Neben der sogenannten „Kleinen Schifffahrt“ (Steinschiffe mit Segeln, Nachen u. ä.) gab es 1833 am badischen Oberrhein 58 Lastschiffe. Heimatorte waren: Breisach (1), Niederhausen (9), Oberhausen (4), Rust (2), Kappel (2), Nonnenweier (1), Ottenheim (3), Meißenheim (1), Diersheim (1), Freistett (7), Knielingen (1), Eggenstein (5), Hochstetten (3), Mannheim (18). Dazu kamen noch 72 Neckarschiffe, die auch für den Rhein patentiert waren. Diese Schiffe, die seit den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts von den Schleppern der Schleppschiffahrtsunternehmen zu Berg gezogen wurden, waren im Besitz selbständiger Schiffer. Von Schifffahrtskontoren, die in den einzelnen Häfen Niederlassungen errichtet hatten, wurde das Frachtgeschäft zwischen dem einzelnen Schiffseigner und dem Verfrachter abgewickelt. Den großen, kapitalkräftigen, seit der Mitte des 19. Jahrhunderts gegründeten Schifffahrtsgesellschaften blieb es vorbehalten, von eigenen Schleppern gezogene eiserne Kähne mit großer Tragkraft auf dem Rhein verkehren zu lassen und auch das Frachtvermittlungsgeschäft in eigene Hand zu nehmen. Das Handwerksmäßige der Schifffahrt war ausgeschaltet. Die technischen Einrichtungen der Schiffe und der Häfen erlaubten schließlich der Versand von unverpackten Gütern (z. B. Getreide in loser Schüttung statt des bisher üblichen Abfassens in Säcke, Einsatz von Tankschiffen statt des Transports von Flüssigkeiten in Fässern). Durch die in den letzten Jahren immer mehr üblichen „Selbstfahrer“, d. h. Kähne mit eigenem Motorantrieb, vorher schon durch die Einführung des Dieselantriebs, ist eine Schnelligkeit und Zuverlässigkeit in der Rheinschifffahrt erreicht, die noch im 19. Jahrhundert nicht denkbar war. Eine Schilderung aus der Denkschrift „Über die Dampfschifffahrt“ von 1825 mag dies zeigen: „Von Mainz bis Schreck (heute Leopoldshafen bei Karlsruhe) wird die Fahrt wie gewöhnlich mit vorgespannten Halfterpferden zurückgelegt. In Schreck muß aber die Ladung, die hier zu 2 000 Zentner angeschlagen wird, auf wenigstens zwei Schiffe verteilt werden und 52 bis 56 Mann übernehmen dann die Stelle der Pferde. Nachts um 2 Uhr ist die Mannschaft an die Schiffe angespannt, und nun beginnt ein sehr mühsamer Zug, der oft seine Bahn durch das Wasser nehmen muß, das den Ziehenden bis an den Gürtel reicht. Dieser Zug dauert von der eben bezeichneten Stunde bis in die dunkle Nacht fort und wird im Tag nur durch vier reichliche Mahlzeiten unterbrochen. Nach acht günstigen Tagen, und bei widrigem Wind nach 14 Tagen, wird endlich die Nähe von Straßburg erreicht. Zwei Stück, oder 2 600 Flaschen, Wein, anderthalb Ochsen, sechs- bis siebenhundert Brodte, ein großes Quantum Gemüse etc. sind nun verzehrt, und jeder der Halftleute erhält 17 Franken Lohn. Es muß bemerkt werden: daß das Verunglücken der Zugmannschaft nicht zu den ungewöhnlichen Ereignissen gehört.“

Der Kehler Rheinhafen

Ohne Rheinkorrektion und Rheinregulierung ist der Kehler Hafen nicht denkbar. Zwar befand sich schon vor der Regulierung etwa 300 m unterhalb der heutigen Eisenbahnbrücke an einem Kinzigarm ein kleiner Hafen, der vor allem dem Holzverkehr diente. 1842 bis 1847 entstand ein neuer Hafen, der mit Eröffnung

der in Appenweier an die Rheintallinie Mannheim—Basel anschließenden Zweigbahn nach Kehl im Jahr 1844 zum Freihafen erklärt wurde. Nach Vollendung der Rheinkorrektur wurde 1875 bis 1876 noch ein besonderer Holzhafen erbaut und mit Gleisanschluß und Verladeeinrichtungen versehen. Da Ende der achtziger Jahre die Flößerei keine nennenswerten Holzmengen mehr nach Kehl brachte, dieser Holzhafen zudem versandete, mußte ein neuer Umschlagplatz projektiert werden. So entschloß sich die Badische Staatsbahnverwaltung im Jahr 1896, eine großzügige Hafenanlage in Kehl zu errichten. Im Baubudget 1896/1897 war eine erste Rate von 600 000 Mark eingestellt; insgesamt wurden etwa 10 Millionen Mark für den Hafenbau aufgewendet. Unmittelbar oberhalb der Kinzigmündung wurde ein 700 m langer Kanal ins Uferland getrieben, an den sich zwei parallele Hafenbecken anschließen, die zusammen 5,5 km lang und je nach der Ufergestaltung 68 bis 100 m breit sind. Die Hafensohle liegt ungefähr auf gleicher Höhe mit der Rheinsohle. Längs der 11 km langen Uferfronten, von denen 2 km mit Kaimauern befestigt wurden, ziehen sich die Eisenbahngeleise hin. In einem Kraftwerk, das am Einlauf des Hafenbeckens angeordnet ist, wird das Gefälle des Rheins zur Gewinnung von elektrischer Energie ausgenutzt. Der neue Hafen wurde am 1. Mai 1900 eröffnet. Nach anfänglichen Schwierigkeiten blühte der neue Hafen durch Ansiedlung von Speditions- und Industriefirmen auf. Um für Rechnung des Staates das Hafengebiet durch Vermietung und Verpachtung zu verwerten, gründete die Generaldirektion der badischen Staatseisenbahnen eine kaufmännische Gesellschaft. Dieser „Rheinhafengesellschaft“ wurde auch der Betrieb der landeseigenen Umschlaganlagen sowie die Verwaltung des Hafens übertragen. Noch während des ersten Weltkriegs wurde ein drittes, kleineres Hafenbecken ausgehoben. Das Ende des ersten Weltkriegs war für den Kehler Hafen von besonders einschneidender Wirkung. Nach Artikel 65 des Versailler Vertrags wurden die Häfen von Straßburg und Kehl für die Dauer von sieben Jahren (ausdehnbar auf zehn Jahre) zu einer Betriebseinheit unter der Leitung eines französischen Direktors vereinigt. Das am 1. März 1920 abgeschlossene Baden-Badener Abkommen regelte die Abtretung einzelner Teile des Hafens an Frankreich. Das Abkommen lief am 10. Juli 1928 ab; seit diesem Zeitpunkt konnte der badische Staat wieder frei über seinen Hafen verfügen. Durch den Übergang der Ländereisenbahnen auf das Reich hatten sich vorübergehend die Eigentumsverhältnisse geändert: das gesamte Gebiet der badischen Staatshäfen war bis zum 1. April 1921 Eigentum der badischen Staatseisenbahnen, ging mit diesen in Reichsbesitz über und kehrte am 1. April 1925 wieder in badisches Staatseigentum zurück. Das Badische Hafenamts nahm die Hafenverwaltung wahr. In die Folgezeit fällt die Korrektur der Kinzig längs des Hafens, die Zeit des Westwallbaues und der Zerstörung. Vom Verkehr völlig verlassen, unterstand der Kehler Hafen nach dem Ende des zweiten Weltkriegs einer französischen Verwaltung, die auf Grund des Abkommens zwischen dem Land Baden und dem Port Autonome de Strasbourg am 1. Januar 1952 durch die „Hafenverwaltung Kehl“ (Körperschaft des Öffentlichen Rechts) abgelöst wurde. Land und Bund haben seither beträchtliche Mittel zum Wiederaufbau des Hafens investiert. Die Umschlagsziffern zeigt die folgende Tabelle:

Jahr	Tonnen	Jahr	Tonnen
1901	168 000	1922	580 978
1914	438 600	1927	992 000
1916	781 000	1954	825 515
1917	664 000	1955	841 083
1921	123 750	1956	1 006 000

Umgeschlagen werden hauptsächlich Getreide, Kohlen, Öl, Baustoffe, Stahl und Holz. Besondere Bedeutung hat der Kehler Hafen für die Verschiffung des bei Ringsheim gewonnenen Doggererzes, wovon arbeitstäglich etwa 1000 Tonnen in Kehl von der Eisenbahn auf die Schiffe umgeschlagen werden.

Die Eisenbahnen

Werner Sombart bezeichnet das Aufkommen der Eisenbahn als „dasjenige Ereignis während des 19. Jahrhunderts, das auf dem Gebiet des Verkehrswesens alle übrigen an Bedeutung weit überragt, ja das weit über unser Zeitalter hinaus seine revolutionäre Wirkung ausüben wird, das im Überblick über die Jahrtausende der Kulturentwicklung einen Markstein bildet“. Durch die Ortenau verkehren auf der Rheintalbahn die schnellsten Züge der Deutschen Bundesbahn. Von Offenburg führt die Schwarzwaldbahn den Reisenden in ein großes Erholungsgebiet, die Murgtalbahn vermittelt den Verkehr von der Rheinebene hinauf zur Höhe von Freudenstadt. „Die schmale Gestaltung Mittelbadens und der Anteil an der Oberrheinischen Tiefebene, welcher der Ortenau zu eigen ist, haben es mit sich gebracht, daß — ob gewollt oder nicht — der ganze rechtsrheinische Verkehr im deutschen Südwesten hier vorüberflutet, in der Nord-Süd-Richtung der Rheintalstraße und in der Ost-West-Richtung dem alten Weg Paris—Wien—Balkan folgend. Diese für die Verkehrsgestaltung der Ortenau außerordentlich günstigen Umstände haben ihr von der Kindheit der Eisenbahn an eine bevorzugte Stellung im mitteleuropäischen Verkehr eingeräumt, deren sie in Friedenszeiten froh war, die sie anderseits in Kriegszeiten alsbald in den Brennpunkt der Ereignisse rücken ließ“ (Kuntzemüller).

Artikel 1 und 2 des badischen Eisenbahngesetzes von 1838 besagen: „Von Mannheim über Heidelberg, Karlsruhe, Rastatt, Offenburg, Dinglingen und Freiburg bis zur Schweizer Grenze wird eine Eisenbahn gebaut, Kehl wird durch eine Seitenbahn mit der Hauptbahn verbunden. Der Bau wird auf Staatskosten ausgeführt.“ Von Norden her gebaut, erreichte die Staatsbahn 1843 Rastatt, 1844 konnte man bis Offenburg fahren, 1845 bis Freiburg. Die Seitenbahn Appenweier—Kehl war am 1. Juni 1844 eröffnet worden. Der Ausbau der Eisenbahnen in der Ortenau ergibt sich aus der nachfolgenden Aufstellung:

Strecke	Eröffnet
a) Rheintalbahn	
Karlsruhe—Rastatt	1843
Rastatt—Offenburg	1844
Zweigbahn Baden-Oos—Baden-Baden	1845
Zweigbahn Appenweier—Kehl	1844
Offenburg—Freiburg	1845
b) Murgtalbahn	
Rastatt—Gernsbach	1869
Gernsbach—Weisenbach	1894
Weisenbach—Forbach	1910
Forbach—Raumünzach	1915
c) Bühlertalbahn	1897
d) Achertalbahn	1898
e) Renchtalbahn	
Appenweier—Oppenau	1876
Oppenau—Bad Peterstal	1926
Bad Peterstal—Bad Griesbach	1933
f) Schwarzwaldbahn	
Offenburg—Hausach	1866
Biberach—Oberharmersbach—Rierbach	1904
Hausach—Villingen	1873
Hausach—Wolfach	1878
Wolfach—Schiltach	1886
g) Lahr-Dinglingen—Lahr	1865
h) Orschweier—Ettenheimmünster	1893
i) Karlsruhe—Rastatt—Wintersdorf	1895
j) Nebenbahnen	
Rastatt—Schwarzach	1909
Schwarzach—Bühl	1892
Schwarzach—Kehl	1892
Kehl—Altenheim	1898
Altenheim—Offenburg	1898
Altenheim—Ottenheim	1898
Ottenheim—Lahr	1894

Alle Eisenbahnbauten wurden kraft Gesetzes vom badischen Staat oder von Privatgesellschaften aus eigenen Mitteln erbaut. Für die Kosten der zweigleisigen Bahn Karlsruhe—Rastatt—Wintersdorf leistete das Reich einen Zuschuß von 75 % der Baukosten, da es sich um eine vom Reich gewünschte strategische Bahn nach dem Elsaß handelte. Ungleich größere Bedeutung als dem Übergang bei Wintersdorf aber kommt der Kehler Rheinbrücke zu.

Nach dem ersten badischen Eisenbahngesetz war Kehl durch eine Zweigbahn mit der Rheintalbahn verbunden, doch befand sich der Bahnhof auf der Ostseite der Stadt. Ein Staatsvertrag zwischen Baden und Frankreich vom 2. Juli 1857 sah

den Bau einer festen Rheinbrücke bei Kehl und die Verbindung der französischen Ostbahn mit der badischen Staatsbahn vor. Die Brücke wurde am 6. April 1861 eingeweiht; die zugehörigen Festlichkeiten fanden in Straßburg und Baden-Baden statt. Die als ein Werk des Friedens gefeierte Verbindung zwischen dem elsässischen und dem badischen Ufer wurde am 22. Juli 1870 gesprengt, doch schon im November 1870, nach der Kapitulation Straßburgs, fuhren die ersten Züge wieder über die Brücke. Im zweiten Weltkrieg von neuem gesprengt (Januar 1940), wurde die Brücke im September des gleichen Jahres repariert, jedoch Anfang 1945 wieder zerstört. Seit Juli 1945 geht der Verkehr über die instandgesetzte Brücke.

Es sollen hier noch einige Bemerkungen über den Grenzbahnhof Kehl folgen: Im Jahr 1956 entfiel ein Drittel des grenzüberschreitenden Personenverkehrs der Bundesrepublik auf die Grenzübergänge zwischen Kehl und Konstanz. Die Grenzbahnhöfe der Bundesbahndirektion Karlsruhe haben insgesamt einen Güter- und Personenverkehr aufzuweisen, der von keiner anderen Direktion im Bundesgebiet erreicht wird. Im Jahr 1955 reisten allein über den Eisenbahngrenzübergang Kehl 313 000 Personen in das Bundesgebiet ein. Diesen Besonderheiten trägt der Status des Kehler Bahnhofs Rechnung. Der Versailler Friedensvertrag bestimmte in Artikel 67 u. a.: „Die Grenzbahnhöfe werden durch ein späteres Abkommen festgesetzt, wobei im voraus festgesetzt wird, daß sie an der Rheingrenze auf dem rechten Rheinufer liegen sollen.“ Dem entsprach ein Staatsvertrag von 1925, wonach auf allen fünf Grenzstrecken am Oberrhein (Wintersdorf, Kehl, Breisach, Neuenburg und Palmrain) der deutsche Bahnhof zum Gemeinschaftsbahnhof erklärt wurde. Nach der Ratifizierung dieses Vertrags (1930) kam es zum Abschluß entsprechender Vereinbarungen der Deutschen Reichsbahn und der Französischen Nationalbahnen für alle Grenzbahnhöfe, ausgenommen Kehl. Nach der Kündigung des Staatsvertrags von 1925 durch Deutschland (1938, auf 12. Oktober 1939) kamen im Sommer 1939 neue Verhandlungen in Gang, die am 11. Juli 1939 zu einer Einigung führten. Es wurden 13 deutsch-französischen Betriebswechselbahnhöfe festgelegt, die teils auf deutschem, teils auf französischem Boden lagen (sechs deutsche, sieben französische). Der Ausbruch des Kriegs und die Umgestaltung der politischen Verhältnisse am Oberrhein ließen dieses Abkommen nicht wirksam werden. Nach dem Washingtoner Abkommen (8. April 1949), das die Freigabe Kehls brachte, waren neue Vereinbarungen notwendig. Der Staatsvertrag von 1925 wurde durch Notenwechsel zwischen Frankreich und der Bundesrepublik für die Gemeinschaftsbahnhöfe Kehl und Neuenburg einstweilen wieder in Kraft gesetzt. Die Deutsche Bundesbahn und die Französischen Nationalbahnen schlossen am 17. August / 5. Oktober 1951 ein vorläufiges Übereinkommen über die Mitbenützung des Bahnhofs Kehl. Danach ist der Bahnhof Kehl ausschließlich Eigentum der Deutschen Bundesbahn, wird von ihr betrieben und von den französischen Bahnen mitbenützt. Der gesamte Übergangs- und Anschlußdienst, die Grenzpolizei-, Zoll- und Grenzveterinärabfertigung finden in Kehl statt. Die Französischen Bahnen zahlen der Deutschen Bundesbahn für die alleinige Benützung bundesbahneigener Anlagen eine bestimmte Miete, für die gemeinschaftlich benützten Anlagen ist ein Mietanteil nach dem Verkehrsumfang vereinbart. Ein Abkommen

zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Republik Frankreich (paraphiert 1956) sanktioniert das von den Eisenbahnen geschlossene Übereinkommen.

Über den Bahnhof Kehl lief 1883 zum ersten Mal der „Orientexpress“, der erste nach amerikanischem Vorbild geschaffene europäische Luxuszug, der inzwischen schon zu legendärem Ruf gekommen ist. Allen politischen Krisen zum Trotz ist diese Verbindung Calais—Paris—Straßburg—Kehl—Karlsruhe—Stuttgart—München—Salzburg—Wien—Belgrad mit der Weiterführung nach der Türkei nach jedem Krieg wieder auferstanden. Kehl passieren außerdem der „Mozart“ (Straßburg—Salzburg) sowie vier internationale D-Züge und vier internationale Eilzüge. Kehl ist gemeinschaftlicher Grenzbahnhof für die französische und deutsche Grenzkontrolle, die bei einigen Zügen während der Fahrt durchgeführt wird, um den Aufenthalt an der Grenze abzukürzen. Neben dem Personenverkehr ist der Güterverkehr bedeutend. Täglich werden etwa 350 Wagen zolltechnisch behandelt, der durchschnittliche tägliche Ausgang liegt bei 500 Wagen. Das in Kehl mit etwa 55 Firmen vertretene Grenzspeditionsgewerbe besorgt alle für die Weiterleitung der Güter notwendigen Formalitäten. Die hauptsächlichsten Transportgüter sind Vieh, Fleisch, Getreide, Obst, Gemüse, Saatkartoffeln, Saatgut, Wein, Mostobst usw.

Am Ende dieser Darstellung der Ortenauer Wirtschaft in den letzten 150 Jahren angelangt, wird der Leser manches vermissen, das ihm von Interesse gewesen wäre, so vielleicht die Erschließung der heimischen Wasserkräfte oder die Ansiedlung neuer Industriezweige oder genauere statistische Nachweisung über ein bestimmtes Gebiet. Dies würde aber weit über den Rahmen, den sich die gegenwärtige Arbeit stecken mußte, hinausgehen. Hinzu kommt noch, daß in vielem die Forschung noch im Fluß ist. Die wirtschaftsgeschichtliche Forschung kann von allen Disziplinen der Geschichtswissenschaft am wenigstens zu abschließenden Ergebnissen kommen, dies liegt in der Natur der Sache. So kann und will dieser Aufsatz nur ein Beitrag sein zur Wirtschaftsgeschichte des gesamten Oberrheingebiets.

QUELLEN UND LITERATUR

Die folgende Zusammenstellung berücksichtigt nur die neuesten Arbeiten bzw. solche älteren Werke, die Literaturangaben enthalten und damit eine rasche und umfassende Orientierung ermöglichen. Aufsätze der Zeitschrift „Die Ortenau“ sind nur ausnahmsweise aufgeführt, ebenso wurde verfahren bei der Zitierung von Archivalien. Es wird ausdrücklich verwiesen auf Fr. Lautenschlager, Bibliographie der Badischen Geschichte 1. 2. (1929—1938).

Allgemeines

E. Gothein, Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes und der angrenzenden Landschaften 1. 1892 (mehr ist nicht erschienen) — H. Baier, Wirtschaftsgeschichte der Ortenau: „Die Ortenau“ 16. 1929 p. 217—286 — F. Kistler, Die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse in Baden 1849—1870, 1954 — C. Wolf, Baden im Zollverein. Sein Streben nach Wahrung der eigenstaatlichen Interessen. Diss. phil. Freiburg 1956 (Maschinenschrift).

Die Landwirtschaft

Erhebungen über die Lage der Landwirtschaft im Großherzogtum Baden, 1883 veranstaltet durch das Großherzogliche Ministerium des Innern. 3 Bände, 1883 — M. Hecht,

Die badische Landwirtschaft am Anfang des 20. Jahrhunderts, 1903 — Festschrift anlässlich der Landwirtschafts- und Gartenbau-Ausstellung im September 1906, herausgegeben vom Stadtrat der Haupt- und Residenzstadt Karlsruhe, 1906 — Die Landwirtschaft in Baden im Jahr 1925, auf Grund amtlichen Materials bearbeitet vom Badischen Statistischen Landesamt, 1927 — 25 Jahre Badische Landwirtschaftskammer (1907—1932), 1932 — Die badische Landwirtschaft im Allgemeinen und in einzelnen Gauen. Bearbeitet vom Badischen Statistischen Landesamt. 3 Bände, 1932—1936 — H. G. Zier, Studien zur Agrargeschichte des badischen Hanauerlandes. Diss. phil. Freiburg 1951 (Maschinenschrift).

Der Tabakbau

H. Hassinger, Der oberbadische Tabakbau und seine wirtschaftliche Bedeutung, 1912 — Zitat: G. v. Mayr in: Handwörterbuch der Staatswissenschaften 6. 1894 p. 176b — Zitat „Schwerlich ...“: Karlsruher Zeitung, 25. Mai 1863 — Die Steuergesetzgebung ist geschildert nach den Akten des Generallandesarchivs 237/15918—15955. 5734—5736 — Auskünfte des Landesverbands der badischen Tabakbauvereine.

Der Weinbau

K. Müller, Geschichte des Badischen Weinbaus, 1953 — Weinland Baden-Württemberg. Herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft Badischer Weinbauverband e. V., Freiburg — Weinbauverband Württemberg-Baden e. V., Stuttgart, 2 Bände, 1959.

Der Obstbau

Instruction für die Aufseher der unter öffentliche Aufsicht gestellten Baumanlagen im Großherzogthume Baden, 1827 — M. Maurath, Der mittelbadische Obst- und Weinbau. Erträge und Absatzverhältnisse. Diss. staatswiss. Heidelberg 1933 — Fr. Georgi, Der Obst- und Gemüsebau in Südbaden. Anbau- und Absatzbedingungen. Diss. iur. Freiburg 1951 (Maschinenschrift) — Die Verhältnisse in Kappelwindeck nach den Akten des Generallandesarchivs 346/Zugang 1926 No. 44 fasc. 235 — Der Obstbau im neuen Bundesland Baden-Württemberg. Ergebnisse der Obstbaumzählung 1951 (= Statistik von Baden-Württemberg 1. 1952) — H. Wirth, Die Entwicklung der Landwirtschaft in Baden-Württemberg. Dargestellt auf Grund der amtlichen Statistik der letzten 75 Jahre: Jahrbücher für Statistik und Landeskunde von Baden-Württemberg 5. 1960 p. 5—120 — Auskünfte der Bundesbahndirektion Karlsruhe.

Die übrigen landwirtschaftlichen Produkte

Krapp: Landwirtschaftliches Wochenblatt für das Großherzogthum Baden 1. 1833 p. 81, 2. 1834 p. 133 ss. — Hanf: J. Roth, der Hanfbau in Baden. Seine historische Entwicklung und volkswirtschaftliche Bedeutung unter besonderer Berücksichtigung der Ursachen seines Verfalls. Diss. phil. Heidelberg (Maschinenschrift).

Viehzucht und Milchwirtschaft

Deutsche Molkerei-Zeitung, 79. Jahrgang (Folge 17) 1958 — Auskünfte der Schwarzwaldmilch G. m. b. H. in Offenburg.

Die Modernisierung der Landwirtschaft

H. Riehm, Hundert Jahre Staatliche Landwirtschaftliche Versuchs- und Forschungsanstalt Augustenberg, 1959 — Baur: Neue Deutsche Biographie 1. 1953 p. 669—670.

Siedlungswesen und Maiwaldkultivierung

H. Nolda, Gegenwartsfragen der Allmendnutzung in Baden-Württemberg. Diss. Landw. Hochschule Hohenheim 1955 — A. Drach, Entwurf der Renckkorrektion abwärts Erlach

und der Maiwaldkultur (= Beiträge zur Hydrographie des Großherzogtums Baden 15. 1913) — Badische Landsiedlung G. m. b. H. Karlsruhe, Tätigkeitsberichte — G. Krumm, Die Neuordnung des Maiwaldes (Acherer Zeitung, 30. Juli 1954) — Auskünfte der Badischen Landsiedlung.

Die Forstwirtschaft

W. Wirz, Die Forstpolitik der südwestdeutschen Forstordnungen. Diss. rer. nat. Freiburg 1953 (Maschinenschrift) — K. Wirz, Die Forstgesetzgebung im deutschen Südwesten unter Berücksichtigung der Wirtschaftsordnungspolitik. Diss. iur. Freiburg 1955 — A. Feßler, Mark- und Waldgenossenschaften der Ortenau: Badische Heimat 22. 1935 (= Offenburger und die Ortenau) p. 95—102 — Fr. Beyerle, Gutachten über die rechtliche Struktur der Murgschifferschaft zu Gernsbach in deren geschichtlichem Wandel und heutigem Zustand. Herausgegeben von der Murgschifferschaft, 1953/1954.

Der Bergbau

A. Osann, Die Mineralien Badens, 1927 — E. Steinecke, Bergwirtschaft und Bergrecht Badens, 1931.

Das Rheingold

M. Schwarzmann, Die Goldgewinnung am Rhein auf badischem Gebiet: Verhandlungen des Naturwissenschaftlichen Vereins in Karlsruhe 23. 1909—1910 p. 93—119 (auch separat bei G. Braun, Karlsruhe 1910) — G. Albiez, Neue Untersuchungen über das Vorkommen von Rheingold: Berichte der Naturforschenden Gesellschaft zu Freiburg 41. 1951 p. 179 bis 204 — Auskünfte von Herrn Dr. Weiner, Mineralogisches Institut der Technischen Hochschule Karlsruhe.

Die Industrie

Allgemeines

Die Industrie in Baden im Jahr 1925, auf Grund amtlichen Materials bearbeitet vom Badischen Statistischen Landesamt, 1926 — Die Industrie in Südbaden. Eine Darstellung der Lage der südbadischen Industrie 1938—1946. Für den Dienstgebrauch hergestellt vom Statistischen Landesamt Baden in Freiburg i. Br. — W. Fischer, Ansätze zur Industrialisierung in Baden 1770—1870: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 47. 1960 p. 186—231 — Das erwähnte Werk, Staat und Industrie in Baden 1800—1850 von W. Fischer, soll noch 1960 erscheinen (a. a. O. p. 194).

Die Tabakindustrie. Soziale Lage der Tabakarbeiter

K. Tröndle, Zur Geschichte der amtlichen Handelsvertretung in Lahr, 1930 — Denkschrift zum 150jährigen Bestehen der Firma Lotzbeck Gebrüder Lahr i. B./Hamburg 1774 bis 1924, 1924 — Fr. Wörishoffer, Die sociale Lage der Cigarrenarbeiter im Großherzogtum Baden (= Beilage zum Jahresbericht des Großh. bad. Fabrikinspektors für das Jahr 1889), 1890 — K. Bittmann, Die Badische Fabrikinspektion im ersten Vierteljahrhundert ihrer Tätigkeit, 1879—1903. Ein Rückblick auf die Entwicklung der Industrie, Arbeiterschaft, Arbeiterschutzgesetzgebung und Gewerbeaufsicht, 1905 — K. Bittmann, Hausindustrie und Heimarbeit im Großherzogtum Baden zu Anfang des XX. Jahrhunderts, 1907 — Die wirtschaftlichen, sozialen und gesundheitlichen Verhältnisse der Zigarrenarbeiter in Baden. Bericht des Badischen Gewerbeaufsichtsamts, 1925.

Papierherstellung und Papierverarbeitung

W. Fehring, Die landschaftlichen, sozialen und volklichen Veränderungen im unteren Murgtal durch die Ansiedlung und Ausdehnung der papiererzeugenden Industrie (= Untersuchungen zur Wirtschaftsstruktur 1. 1939) — Betriebsbuch Papierfabrik Schoeller &

Hoesch G. m. b. H. Gernsbach/Baden, 1955 — M. Kibler, Die Lahrer Kartonagenindustrie und ihre Entwicklung: „Der Altvater“ 12. 1954 p. 145 ss. — K. Roth, Die Stadt Lahr. Eine geographische Untersuchung. Diss. phil. Freiburg 1957 (Maschinenschrift).

Die keramische Industrie

C. Fischer, Die Zeller Porzellanindustrie: „Die Ortenau“ 3. 1912 p. 73—86 und 4. 1913 p. 63—64 kann heute nicht mehr befriedigen. Auskünfte von Herrn J. Fr. Kastner in Karlsruhe.

Die Glasherstellung

Th. Humpert, Die Gaggenauer Glashütte: „Die Ortenau“ 14. 1927 p. 10—26 — Auskünfte der Firma Glashütte Achern G. m. b. H.

Das Verkehrswesen

Handel und Verkehr in Baden im Jahre 1925, auf Grund amtlichen Materials bearbeitet vom Badischen Statistischen Landesamt, 1927 — K. Spiess, Ausbau des Rheines vom Bodensee bis zum Main: „Der Rhein“, herausgegeben von der Wasser- und Schifffahrtsdirektion Duisburg im Auftrage des Bundesministers für Verkehr, Teil II A, 1951 — H. Froriep, Rechtsprobleme der Oberrheinkorrektion im Großherzogtum Baden. Diss. iur. Mainz 1953 — Kehl am Rhein, Kleine Stadt mit großen Möglichkeiten, herausgegeben von der Stadtverwaltung Kehl a. Rh., ca. 1956 — A. Kuntzemüller, Die Badischen Eisenbahnen, 1953 — H. Helmreich, Grenzbahnhöfe — Bewährungsstellen internationaler Zusammenarbeit; W. Walz, Wirtschaftsstruktur und Güterverkehr im Bezirk der Bundesbahndirektion Karlsruhe; H. Klein, Betriebsverhältnisse und Betriebsaufgaben der Bundesbahndirektion Karlsruhe: „Die Bundesbahn“ 31. Jahrg. Heft 15, 1957.

Die Kunst in der Ortenau^{*)}

Von Joseph Sauer

mit Anmerkungen von H. Ginter und M. Hesselbacher

Verhältnismäßig spät erst erwachte nach dem Zusammenbruch der römischen Herrschaft im heutigen Baden das künstlerische Leben in unserem engeren Gebiet; seine Anfänge sind eng verknüpft mit der Christianisierung des Landes, und die eigentümlichen Formen und Wege, durch die und auf denen die Botschaft Christi dem Alemannen gebracht wurde, haben auch die Kräfte künstlerischen Gestaltens auf lange Zeit hinaus geweckt und bestimmt. Vom Westen her, woher das Evangelium vordrang, kamen auch die künstlerischen Ausdrucksformen für die Stätten und die Gebrauchsgegenstände kirchlichen Lebens. Denn was als Kunst in der Frühzeit uns begegnet, ist nahezu ausschließlich Sakralkunst. Auf Jahrhunderte hinaus ist Straßburg, zu dessen kirchlichem Verband auch das ganze Gebiet der Ortenau mit den drei Dekanaten Ottersweier, Offenburg und Lahr gehörte, von entscheidendem Einfluß wie für die übrige Kultur so auch für die Kunst geblieben. Bedeutende Dynastensitze, die Brennpunkte künstlerischer Bestrebungen hätten sein können, gab es in unserem Gebiet lange Zeit keine, spät erst fiel dem markgräflichen Hof in Baden eine solche Rolle zu, aber auch dann noch blieben die Einflüsse von Straßburg her lebendig. Erheblich bescheidener noch ist der Anteil der städtischen Gemeinwesen, selbst der Reichsstädte, an der künstlerischen Kultur der Heimat, in keiner Weise vergleichbar etwa mit demjenigen von Konstanz, Basel, Kolmar, wesentlich geringer auch als der von Freiburg.

Die Verjagung der Römer durch die Alemannen hatte keineswegs einen vollständigen Abbruch der Kultur zur Folge, wie man lange Zeit annahm. Gerade Mittelbaden kann diese Auffassung am stärksten widerlegen. Die bedeutenderen Siedlungen der Römer, wie Baden-Baden, Offenburg, aber auch Gegenbach, sind früh schon von den Alemannen wieder bewohnt. Die Kunst der Fremdherrn blieb freilich für immer tot. Was uns an künstlerischen Versuchen bei den Germanen begegnet, die wenigen Grabfunde, ist bei aller Eigenart dürftig, und die Großkunst wird wohl ganz abhanden gekommen sein, vor allem auch die technische Fähigkeit

^{*)} Bei der Neuauflage der ausgezeichneten Überschau von Universitätsprofessor Prälat Dr. Joseph Sauer legte es sich nahe, den schönen Text völlig unverändert stehenzulassen, die bisherigen neuen Forschungsergebnisse und hinzugekommene Literatur aber in Anmerkungen unterzubringen. Die Denkmäler der katholischen Kirche wurden dabei von Professor Dr. Hermann Ginter übernommen und erscheinen in den Anmerkungen 1a, 2a ff., die der nichtkatholischen Kirchen und der profanen Domäne von Hauptkonservator Martin Hesselbacher unter 1b, 2b ff., während die Anmerkungen des Verfassers Joseph Sauer normal als 1, 2 ff. durchgezählt wurden.

dafür. An Gegenständen christlichen Gepräges aus dieser Übergangszeit ist bis jetzt nur der Löffel von Sasbach a. K. bekannt geworden, der nur als Importstück zu werten ist ¹ und ^{1b}). War das künstlerische Leben in unserer engeren Heimat nach dem Abgang der Römer somit auf Jahrhunderte ganz abgestorben, so erwachte es erst wieder mit dem langsamen Vordringen des Christentums und zunächst auch nur im Schatten der Kirche. Wie unser Gebiet christlich wurde, habe ich seinerzeit an dieser Stelle näher dargelegt, so daß ich mich, um schon Gesagtes nicht wiederholen zu müssen, darauf berufen darf. Es sind keine Missionare und Heilige von klingenden Namen, die hier das Kreuz predigten; die Christianisierung vollzog sich fast auf administrativem Wege von den hier noch zahlreich nachweisbaren fränkischen Herren- und Kronhöfen aus, mit denen jeweils ein Gotteshaus, zunächst wohl nur als Eigenkirche verbunden, zu denken ist; weiter von den in den Frühtagen des Christentums in auffallend großer Zahl hier entstehenden Klöstern: Schuttern, Honau, Ettenheimmünster, Gengenbach und Schwarzach. Sie nahmen sich als religiöse wie politische Vorposten fränkischer Oberherrschaft im rechtsrheinischen Glacis der Stadt Straßburg aus. Unter ihnen hatte Honau sicherlich in seiner Anfangszeit Schottenmönche, die wohl, wie Columban weiter im Süden, aus Irland oder Schottland zugewandert waren, wahrscheinlich gilt das auch für die Anfänge von Schuttern. In dem ersten Viertel des 8. Jahrhunderts aber wurde dieses Klosterwesen völlig neu organisiert und an die festere Regel des hl. Benedikt gebunden durch den hl. Pirmin, der als Gründer bzw. Reorganisator von Gengenbach, Schwarzach und Schuttern genannt wird. Auch andere, z. T. weit entfernte Klöster wie Weißenburg, Lorsch, Säckingen, St. Denis, das Stift und die Kirchen von Straßburg, das Bistum Bamberg, gewannen im 8. und 9. Jahrhundert Einfluß in der Ortenau durch Zuweisung von Besitz, auf dem ebenfalls Gotteshäuser entstanden. Im Laufe des 8. Jahrhunderts wird das Christentum auch bei uns die Oberhand gewonnen haben; die bisherigen Provisorien von Kirchen und Kapellen mußten jetzt ersetzt werden durch eigentliche Pfarrkirchen, deren zumeist weit ausgedehnter Sprengel sich durchweg deckt mit den in germanische Urzeit zurückreichenden Grenzen der Markgenossenschaften (Steinbach, Sasbach, Ulm bei Renchen, Nußbach, Offenburg, Burgheim). Lassen sich für die allgemeine geschichtliche Entwicklung dieser Verhältnisse die großen Linien noch einigermaßen übersehen, so fehlen aus dem ganzen ersten Jahrtausend gänzlich alle monumentalen Zeugnisse und Überreste von den Kirchen wie von den Klöstern. Ein Baudenkmal wie das Goldbacher Kirchlein am Überlinger See ist bei uns nicht vorhanden, denn das Heidenkirchlein bei Freistett, dem die Volksüberlieferung solche Bedeutung zuschreibt, gehört doch wohl in eine viel jüngere Zeit. Die kirchlichen Bauten dieser Frühzeit werden zumeist in Holz, also

1) Vgl. über seine geschichtliche Bedeutung meine Ausführungen in dieser Zeitschrift, III, 3.

1b) Bei Grabungen zu baugeschichtlichen Untersuchungen an der Kirche St. Peter zu Lahr-Burgheim 1953 bis 1955 ist man innerhalb und außerhalb der Kirche auf eine große Anzahl frühmittelalterlicher Gräber gestoßen. Davon wurde aus einem noch ungestörten Grab reichhaltiges Inventar an Schmuckstücken aus dem Anfang des 7. Jahrhunderts und später mit unverkennbar langobardischem Einfluß geborgen, darunter eine im Oberrheinraum als singulär zu bezeichnende Vierpaßfibel aus dem beginnenden 8. Jahrhundert. — Siehe August Eckert: „Merowingische Gräber im Bereich der Kirche St. Peter in Lahr, Stadtteil Burgheim“, in Neue Ausgrabungen in Deutschland, Berlin 1958, S. 484 ff., mit Abbildungen und Zeichnungen. Außerdem: Badische Fundberichte, 20. Jahrgang, Freiburg 1956, S. 231.



Burgheimer Kirche

einem wesentlich vergänglicheren Material, errichtet gewesen sein, wie es auch anderwärts der Fall war²⁾. Von einer Brandkatastrophe wurde in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts Kloster und Kirche zu Schuttern heimgesucht, und das Kloster Schwarzach mußte schon 826 von einer Rheininsel bei Drusenheim wegen der Unsicherheit durch die Rheinfluten auf die badische Uferseite, an die Schwarzach, verlegt werden. Aus dem Gebiet der bildenden Kunst ist mir nur eine Bilderhandschrift bekannt, die dem Stil nach auf der Reichenau für den Abt Bertrich von Schuttern zu Anfang des 9. Jahrhunderts fertiggestellt wurde³⁾. Sie befindet sich heute im Besitz des Lord Leicester in Holkham Hall (England) und enthält eine wenngleich nicht sehr reiche, doch gute und charakteristische Ornamentik mit reich verschlungenem Bandwerk und Zierinitialen. Das ganze erste Jahrtausend ist sonach, wenn wir die Ortenau nach Zeugnissen der Kunst absuchen, tot, nur aufgehellert durch geschichtliche Erinnerungen, die uns immerhin von einem schon regen und entwickelten Leben christlicher Kultur berichten können. Daß so manche Kirche unseres Gebietes, nicht in ihrem fertigen Bau, wohl aber ihrer Gründung nach, noch

2) Vgl. hierüber Ostendorf, Die deutsche Baukunst im Mittelalter I (Berlin 1922), 2.

3) Vgl. die nähere Beschreibung bei Dorez, Evangélaire exécuté à l'abbaye de Schuttern in Mélanges Chatelain (Paris 1910), S. 293—299.

in diese Frühzeit zurückreicht, kann, abgesehen von den allgemein geschichtlichen Verhältnissen, in denen sie früh schon erscheint, aus der Wahl ihres Heiligenpatrons gefolgert werden. Das Vorkommen von Heiligenpatronaten, die für das fränkische Westreich charakteristisch sind, wie Martinus (Gengenbach, Sinzheim, Großweier), Hilarius (frühe Altarstiftung in Sasbach), Aegidius (Roßberg bei Wolfach), Mauritius (Ulm bei Oberkirch), oder von Kirchenpatronen, deren Kult zur Zeit der Missionierung Alemanniens eben aufgekommen war oder sich besonderer Beliebtheit erfreute, wie der hl. Stephanus (Achern, Reichenbach bei Lahr), der hl. Michael, der beim frühen Mönchtum besondere Verehrung genoß (Honau, die ursprüngliche Ortskirche in Schwarzach), des hl. Nikolaus, der als Patron der Fischer und der Seeleute in den am Rhein oder an den vielen mittelbadischen Flüssen gelegenen Orten eine auffallend verbreitete Verehrung hatte (Freistett, Hausgereut, Gamshurst, Moos, Kapelle in Achern, Renchen a. a. O.), und endlich von Kirchenpatronen, in denen sich der auf liturgische Zentralisation zielende Einfluß Roms und der sie fördernden benediktinischen Klosterreform verrät, Maria, Petrus und Paulus (Ettenheimmünster, Gengenbach, Schuttern, Schwarzach, Burgheim), deutet stets auf frühe Kirchengründungen. Aus den zwei ersten Jahrhunderten des zweiten Jahrtausends sind bei uns immerhin noch einige Bauten vorhanden, die uns eine Vorstellung von der romanischen Baukunst unserer Gegend geben können. Allen voran steht die altehrwürdige Kirche von Burgheim¹⁾, ursprünglich wohl die Eigenkirche eines Burgsitzes, dann aber schon im 11. Jahrhundert als Pfarrkirche nicht nur von Lahr (bis über das Ende des Mittelalters hinaus), sondern auch eines weiten, noch Kuhbach, Dinglingen und Mietersheim umfassenden Sprengels. Ihr Neubau wird 1035 feierlich konsekriert; er hatte einen Vorgänger, der ab antiquis patribus herrührte^{2b)}. Die heute stehende Kirche besteht aus einem einschiffigen romanischen Ostbau und einer westlichen Verlängerung der Spätgotik (1455), bei welcher das romanische Hauptportal in die Fassade dieses Anbaues versetzt wurde. Seine ausdrucksvolle Wirkung erhält dieser im übrigen schlichte Bau durch den wuchtigen Ostturm, der in voller Breite das Langhaus abschließt und in den zwei unteren Geschossen als einzige Gliederung zwei Gurtgesimse, im obersten Geschoß, unmittelbar unter dem Satteldach, auf jeder Seite zwei Paare dopeltgekuppelter Schallöffnungen mit Rundbogen hat. Die Formen dieser Arkadenreihe lassen sich kaum in den baugeschichtlichen Zusammenhang der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts in unserer Gegend bringen; sie sprechen für die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts, und das Sockelgesims des romanischen Westportals, das in seinen Gliederungen übereinstimmt mit demjenigen am Triumphbogen, ist in seiner verkröpften Umführung um das Türgewände charakteristisch für die Hirsauer Bautraditionen, die aber erst in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts in Erscheinung treten. Man muß sonach annehmen, daß unser heutiger Ostbau bereits die dritte Kirche war und die 1035 geweihte etwa 100 Jahre später durch einen Neubau ersetzt wurde. Eine

¹⁾ Vgl. meine Ausführungen in dieser Zeitschrift I, 137/149, und III, 10 ff.

^{2b)} Wichtigstes Ergebnis der unter Ziff. 1b) angeführten Grabungen war die Aufdeckung einer aus der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts stammenden Kirche und der Fund einer römischen Brunnenfassung hart nördlich der Kirche. — Siehe Arnold Tschira: „Ausgrabungen in der Kirche St. Peter in Lahr, Stadtteil Burgheim“, a. a. O., S. 477 ff., mit Plänen und Abbildungen.



Heidenkirchlein in Alt-Freistett

gewisse Bestätigung findet diese Annahme durch die 1919 erfolgte Aufdeckung der Grundmauern einer runden Apsis unmittelbar hinter der heutigen Trennungswand zwischen dem romanischen Langhaus und dem gotischen Anbau. Damit ist ein der heutigen Kirche vorausgegangenes Gotteshaus festgestellt, das eine Westapsis hatte, somit in umgekehrtem Sinne orientiert war, oder aber Doppelchöre, ein Gotteshaus, das bei Annahme nur eines nach Westen gelegenen Chores den heutigen Turm noch nicht hatte, denn er müßte den Haupteingang enthalten haben, wovon aber keinerlei Spuren wahrnehmbar sind ^{3b)}

Die ursprüngliche Anlage der Burgheimer Kirche ist in Mittelbaden noch in drei anderen Gotteshäusern festgehalten, zunächst talaufwärts in der 1132 geweihten Kirche zu Wittelsbach ^{1a)}, die ebenso als Abschluß eines unverhältnismäßig kurzen Langhauses einen wuchtigen Ostturm hat. Er hat im Untergeschoß ein derbgebildetes Kreuzrippengewölbe, dessen Rippen auf Maskenkonsolen aufsitzen. Die Rundbogentüre ist auf der Kantenabfassung mit Kugeln besetzt und das ersichtlich jüngere Langhausportal mit einem romanischen ursprünglichen Sturz ver-

^{3b)} Bisher erschienene Literatur über Lahr-Burgheim außer der vorgenannten: F. X. Steinhart: „Die Burgheimer Kirche bei Lahr und ihre Erbauungszeit“ in dieser Zeitschrift, 25. Heft 1938, S. 1—64, mit Plänen und Abbildungen. — Emil Bader: „Die altromanische Kirche zu Burgheim bei Lahr im Schwarzwald“ im Nachrichtenblatt der Öffentlichen Kultur- u. Heimatpflege im Regierungsbezirk Südbaden (im nachfolgenden nur als „Nachrichtenblatt“ bezeichnet), 4. Jahrgang 1953, Nr. 9/10, S. 1/2. — Karl List: „St. Peter in Burgheim“, Neuere Untersuchungen zur Baugeschichte 1959 in „Der Altvater“, Heimatblätter der Lahrer Zeitung, 17. Jahrgang 1959, 18. Folge, S. 69 ff., mit Plänen und Abbildungen.

^{1a)} Die Kirche von Wittelsbach (nicht Wittelsbach!) wurde 1952 um ein Joch erweitert und erfuhr gleichzeitig eine Außen- und Inneninstandsetzung.

sehen, auf dem schlichte, einfache Symbolzeichen eingegraben sind, ein Kreuz, eine Rosette und ein Baum. Manche Einzelheiten sind durch spätere Abänderungen oder Zutaten an dem Bau entstellt. Dagegen steht das sogenannte Heidenkirchlein in A l t - F r e i s t e t t noch ziemlich in seinem ursprünglichen Charakter da^{4b)}). Auch hier ein kleines Langhaus hinter einem mächtigen Ostturm mit Satteldach. Die Schallarkaden sind durch spätere Abänderungen verdorben, dagegen haben sich die kleineren parabolischen Fensterchen im Langhaus noch unberührt erhalten. Nahe verwandt und in der Anlage völlig übereinstimmend ist die alte Kirche in H a u s - g e r e u t, die nur durch die häßlichen Fenster neuerer Zeit in ihrer Wirkung beeinträchtigt wird. Es liegt somit hier ein einheitlicher Typ der mittelbadischen Landkirche vor, der das früheste nachweisbare Gotteshaus bei uns charakterisiert und der seine markante Note durch den mächtigen Ostturm mit Chor im Erdgeschoß erhält, dahinter ein schlichtes Langhaus von geringem Längenausmaß hat. Alle ornamentalen Elemente sind auf ein Minimum beschränkt; in Burgheim macht sich bereits der Einfluß von Hirsau bemerkbar. Zu der Gruppe gehörte aller Wahrscheinlichkeit nach auch die 1906 abgerissene Kirche in N o n n e n w e i e r aus dem 11./12. Jahrhundert, ebenfalls mit Ostturm, die ihr ursprüngliches Aussehen allerdings nahezu vollständig eingebüßt hatte unter Umbauten oder Veränderungen späterer Zeit⁵⁾). Eine abweichende Anlage wies die kleine, 1922 abgerissene Kirche zu D ö r l i n b a c h auf, deren Konsekrationsdatum zusammenfällt mit der Wittelsbacher Kirche (1132). Sie hatte einen eingezogenen Chor mit geradlinigem Abschluß und Tonnengewölbe. Ein Turm darüber könnte im Plane gelegen haben, ist aber auch in Anfängen nicht ausgeführt worden. Das Chorfensterchen zeigte noch frühe romanische Anlage. Daneben wurde in gotischer Zeit ein zweites noch eingebrochen. Die Eingangstüre hat in neuerer Zeit einen plumpen Sturz erhalten, wies aber noch auf den Ecksäulchen das Hirsauer Würfelkapitell mit Parallelrillen auf. Woher dieses Kirchenschema übernommen wurde, läßt sich schwer sagen. Das benachbarte Elsaß^{2a)} kennt entweder den Vierungs- oder Fassadenturm, letzterer nach burgundischem, auch in Südbaden (Markgräflerland) nachwirkendem Vorbild, mit Eingangshalle. In vollem Bestand noch erhalten ist der romanische Bau der Kapelle in R e i c h e n b a c h bei Gengenbach, nur in der Spätgotik mit größeren Fenstern ausgestattet. Sie hat quadratischen Chor; ein Rankenkapitell, das noch gefunden wurde, dürfte zum Portal gehört haben, dessen Sturz mit einem Relief des späten 12. Jahrhunderts geschmückt ist^{3a)}). Reste romanischer Zeit sind noch weiter erhalten im alten Chor der Kirche in N u ß b a c h und an der Friedhofskapelle zu O b e r k i r c h.

4b) Vgl. Martin Wiederrecht: „Beiträge zur Heimatkunde am Oberrhein“, herausgegeben vom Bund der Heimatfreunde in Freistett (Baden) I, 1950, S. 7 ff. — Das Heidenkirchlein in Freistett erfuhr dank der Initiative der Heimatfreunde Freistett im Jahre 1956 eine gründliche Instandsetzung.

5) Vgl. Grundriß und Außenansichten bei K. L. Bender, Geschichte des Dorfes Nonnenweier (Karlsruhe 1908).

2a) Vgl. Rudolf Kautzsch, Der romanische Kirchenbau im Elsaß. 1944, Urban-Verlag, Freiburg i. Br.

3a) Das Relief, das die Schlüsselübergabe an Petrus (Peterskapelle) zeigt, wird neuerdings auch in den Beginn des 13. Jahrhunderts verwiesen (Lacroix-Niester, Kunstwanderungen in Baden, 1959, Stuttgart, S. 203).

Wesentlich größere Verhältnisse als diese Landkirchen wies der ursprüngliche Bau der Stiftskirche in Baden auf; die noch erhaltenen Teile, der westliche Fassadenturm in seinen dreieinhalb unteren Geschossen, mit dem unteren Teil der beiden Fassadenhälften und die zwei Chorbogenpfeiler bis zum Kämpfer, lassen



Hausgereut.
Evangelische Kirche
mit mächtigem Chorturm
Aufn.: Schlippe

einen dreischiffigen Bau mit ursprünglich engerem Mittelschiff als das heutige erkennen. Die Sockelprofile sind weit reicher gegliedert als bei den bisher besprochenen Bauten, auch ist ersichtlich mehr Bauornament verwendet. Die Turmecken sind mit Lisenen besetzt, die miteinander unterhalb jedes die Stockwerke trennenden Gurtgesimses durch Rundbogenreihen verbunden sind. Die Gewändekanten der zwei kleinen Fensterchen am Turm sind in Hohlkehlen abgefaßt und diese mit

Kugelornament gefüllt. Alles Momente, die auf eine schon sehr vorgeschrittene Stilstufe hindeuten und eine frühere Datierung als auf das erste Viertel des 13. Jahrhunderts kaum zulassen⁶⁾.

In zwei noch größtenteils im alten Aussehen erhaltenen Kirchen Mittelbadens hat der romanische Stil Denkmäler von weit mehr als lokaler Bedeutung geschaffen. Sie reißen sich den kunstgeschichtlich bedeutenden Schöpfungen Deutschlands aus dem früheren Mittelalter würdig an. Während von den fünf mittelbadischen Klöstern der Frühzeit drei durch spätere Schicksale um jede Erinnerung aus ihrer Blütezeit gekommen sind, haben sich in G e n g e n b a c h und S c h w a r z a c h die Kirchen wenigstens rein und unberührt von späteren Eingriffen erhalten. Sie sind charakteristische Beispiele der Gotteshausanlagen nach dem Hirsauer Schema^{4a)}, das mit der nach dem Vorbild Clunys überall durchgeführten Klosterreform von dem Schwarzwaldkloster sich über einen großen Teil Deutschlands verbreitete. Die Auswirkung des Eigenkirchentums im Investiturstreit und andere schwere Krisen hatten in den alten Benediktinerklöstern fast durchgängig ernstliche Mißbräuche und wirtschaftlichen Niedergang zur Folge. Diesen Mißständen suchte Cluny in Frankreich und in Deutschland (Hirsau) zu begegnen durch festen Anschluß an Rom, straffe Durchführung der Regel und durch reichlicheren Ausbau des kirchlich-liturgischen Lebens, der seinen Ausdruck fand in Vermehrung der Nebenchöre für eine größere Zahl von Altären und in Erweiterung des Chores für das liturgische Tagesgebet. An den Kirchen des Hirsauer Schemas ist daher die Ostpartie nach außen ungemein reich gegliedert durch eine Mehrzahl von meist in Abtreppung nebeneinanderliegenden Nebenapsiden, gewöhnlich vier; die Hauptapsis mit den anliegenden Nebenapsiden durch jederseits zwei offene Arkaden verbunden. Die Westfassade ist gewöhnlich durch zwei Türme flankiert. Davor lag eine meist überdeckte Vorhalle, die für liturgische Prozessionen in Betracht kam. Zur Trennung der Schiffe im Innern dienen fast durchweg Säulen mit einem kräftig ausladenden Würfelkapitell, dessen vier Seitenspiegel entweder nur einfach durch Rillen umzogen oder in späterer Zeit auch mit schlichtem Blattwerk überdeckt werden. Das vorderste Stützenpaar gegen das Querschiff besteht regelmäßig aus Pfeilern. Hatte Hirsau an seiner Peter- und Pauls Kirche den in unserer Gegend schon früher nachweisbaren (vgl. Konstanzer Münster) rechteckigen Chorschluß durchgeführt, der in weiterem Verfolg bei vielen Kirchen dieses Schemas nachgeahmt wurde, so galt diese Eigenart doch nicht als bindende Regel, wie Schwarzach und Gengenbach zeigen können. In formaler Hinsicht brachte Hirsau außer dem Würfelkapitell noch manche bemerkenswerten Neuerungen auf, deren wichtigste ein charakteristisch durchgebildetes Sockelprofil der Außenwände war, dessen oberste abgeschrägte Platte oder Rundstab in Verkröpfung um das Tür- oder Fenstergewände geführt wird, weiterhin die rechteckige Umrahmung von Rundbogen durch Lisenen.

Die Bauzeit der zwei mittelbadischen Klosterkirchen nach Hirsauer Typ liegt

⁶⁾ Vgl. Franz J a k o b S c h m i t t , in Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins NF. IV (1889), 315—329, wo der Bau aber mit Unrecht noch ins frühe 11. Jahrhundert gesetzt wird.

^{4a)} Vgl. das 1950 erschienene Werk „Hirsau und die Hirsauer Bauschule“ von Wolfbernhard H o f f m a n n (Verlag Schnell & Steiner, München), das die Stellung Gengenbachs und Schwarzachs innerhalb des Hirsauer Kunstkreises umreißt.

reichlich 100 Jahre auseinander; die früheste ist die von G e n g e n b a c h ^{5a}). Hier war die Reform durch den aus dem Hirsauer Reformkloster St. Georgen gekommenen Abt Friedrich (1120) durchgeführt worden, und im Zusammenhang damit entstand der Neubau der Kirche. Sie befolgt ziemlich genau das oben gekenn-



Abtei Schwarzach.
Kirchenschiff mit Silbermann-Orgel
Aufn.: Josef van Heekern

zeichnete Schema. Neben der bereits im Fünfeck geschlossenen (ob infolge nachträglicher Abänderung?). Hauptapsis ein Paar durch Doppelarkaden mit ihr verbundene halbrunde Nebenapsiden; zwei weitere an der Ostseite des Querschiffarmes. Im Langhaus ist auffallenderweise Stützenwechsel durchgeführt mit Pfeilern und Säulen, die auf hoher, mit Eckklappen ausgestatteter Basis aufsitzen. Die kräftigen Würfelkapitelle sind glatt, die Kämpferplatte und die Gesimsplatte der Hochschiffwand mit einem vorzüglich ausgekerbten Blatt- oder Schachbrettornament bedeckt. Mittel- wie Seitenschiff sind genau nach dem gebundenen System in exakte Quadrate abgeteilt. Seitlich der Fassade hatte der Bau zwei Türme und westlich eine Vorhalle vorgebaut; die Fassadenwand selber ungemein einfach gliedert durch Blendbogen, Rundbogenfenster und im oberen Giebfeld durch eine Blendnische für eine thronende Madonna. Läßt die starke Umbauung die volle

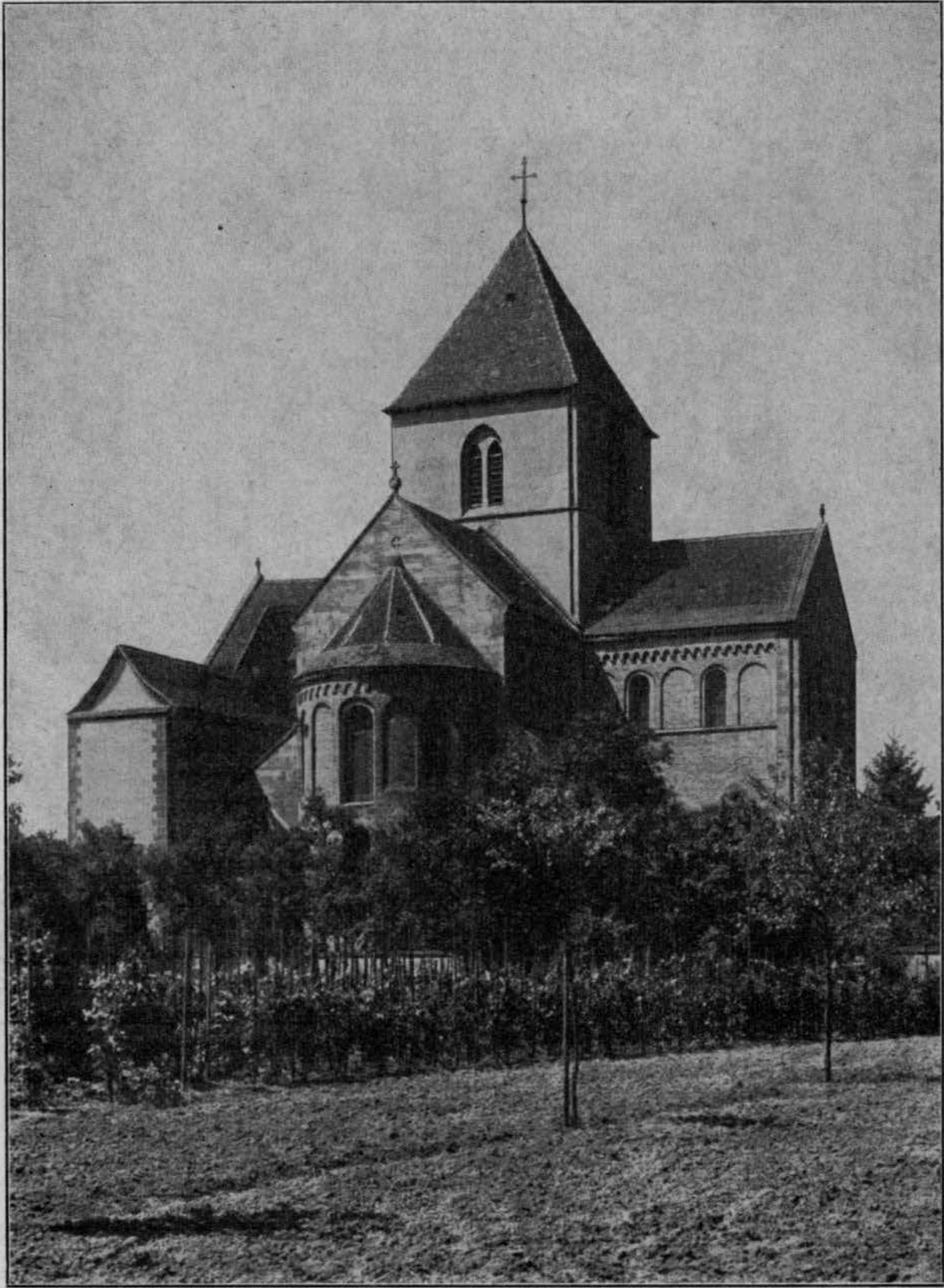
^{5a}) Vgl. Lacroix-Niester, a. a. O., S. 204 ff.

Wirkung des aus einer strengen Bautradition hervorgewachsenen Baues nur an vereinzelten Stellen zu, so ist der Eindruck des Innern trotz der überlauten Neuausmalung um so stärker. Von den Bodenseedenkmälern abgesehen, ist er die früheste Schöpfung heimischer Kunst im Lande, in Anlage wie in der Einzelausführung Ausdruck einer höheren Ideen dienstbaren, Schönheit und Klarheit suchenden künstlerischen Gesinnung, die im Technischen schon völlig ausgereift sich zeigt.

In S c h w a r z a c h ⁷⁾ und ^{8a)} wurde die Reform reichlich ein halbes Jahrhundert nach Gengenbach durchgeführt durch die beiden aus Hirsau gekommenen Äbte Konrad und Hildebert (1176—1192) und, als um 1220 Kloster und Kirche niederbrannten, der Aufbau der letzteren nach dem Schema des Schwarzwaldklosters vorgenommen. Es ist wohl einer der letzten Hirsauer Bauten gewesen. Diese Spätzeit macht sich überall im Innern wie im Äußern bemerkbar, im Spielen mit gehäuften Gliederungs- und Ornamentformen und in der Aufnahme verschiedenartiger Einflüsse. In das Hirsauer Schema mischen sich starke elsässische Elemente und selbst oberitalienische, wohl über das Elsaß übernommene, und das Nahen der Gotik kündigt sich durch Anwendung des Kreuzrippengewölbes über dem Chorquadrat und dem Versuch, ähnlich auch das Querschiff einzuwölben, an. Höchst auffallend ist die Verwendung des Backsteins an einigen Stellen (Westgiebel, Querschiff, Chorsapsis und am Chorgewölbe) des sonst aus Quadern errichteten Baues in einem noch an römische Vorbilder erinnernden Format; möglicherweise ist die Technik für dieses Material samt der Wahl des Formats über das Elsaß und den Oberrhein aus der Lombardei eingewandert. Dem Grundriß ist genau die Hirsauer Gepflogenheit zugrunde gelegt; das Äußere ist aber wesentlich reicher als in Gengenbach gegliedert durch einen unter dem Dachgesims ringsum laufenden Rundbogenfries und durch eine über den ganzen Hochbau im Fenstergeschoß geführte Blendnischenreihe. Die Westtürme sind aufgegeben bzw. ersetzt durch einen gedrungenen Vierungsturm. Der ganze Reichtum und das schöne Ebenmaß der Gliederung offenbart sich an der Ostpartie mit ihrer imposanten Aufstufung und horizontalen Abtreppung der fünf Apsiden. Eigenartig ist die Westfassade behandelt, der ebenfalls eine Vorhalle ursprünglich vorgelagert war. Solange sie stand, war zweifellos die Disharmonie zwischen der fast überreich gegliederten und namentlich über dem Portal mit z. T. ganz kapriziösen Formen überhäuften unteren Partie und der fast nüchternen oberen Hälfte aufgehoben. Im übrigen ist die formale Ausbildung der unteren Fassadenwand ersichtlich bedingt durch die Anlagerung der Hallenwände. Im Tympanon des abgetreppten und mit Rundstäben besetzten Eingangsportals ist eine plastische Figurengruppe des thronenden Herrn mit den Apostelfürsten untergebracht, auf die weiter unten noch näher einzugehen sein wird. Das Innere ist durch stark gedrungene Säulen in drei Schiffe zerlegt. Sie stehen auf hohen Basen; ihre Kapitelle sind wesentlich fortschrittlicher als in Gengenbach, nicht mehr die wuchtig ausladenden Würfel der Hirsauer Bildung. Sie sind reich umlegt mit geperltem Blatt- und Bandwerk, die Blätter vielfach mit Bändern durchzogen und so miteinander verbunden. Auch die kräftig ausgebildete Kämpferplatte ist z. T.

7) Vgl. meine Ausführungen im Freib. Diözesan-Archiv NF. V (1904), 361—396, und VI.

8a) Vgl. L a c r o i x - N i e s t e r , a. a. O., S. 231 ff.



Kirche in Schwarzach, Choransicht

mit Zahnschnittornament belebt. Die Kanten der Schiffarkaden sind zurückgenommen und mit einem Rundwulst besetzt, der unten aus einer Volute sich entwickelt. In all diesen Dingen verrät sich ein spielerisches Element der Spätzeit. Auf der Nordseite der Kirche lag ein Kreuzgang mit ungemein reicher Ornament- und Figuralplastik auf den Säulenkapitellen, wie wir noch hören werden. Hat auch im Innern dieses Baues die Neuzeit durch eine ebenso geistlose wie brutale Ausmalung sich versündigt, so konnte doch die tiefe Wirkung dieser strengen und bei allem Ernst der Formen eindrucksvollen Architektur nicht zerstört werden. Vor allem ist seine ganze Außenerscheinung geeignet, jedem von ferne Kommenden starke Eindrücke zu vermitteln. Mit ihren ernsten, überzeitlichen Formen reckt sich die mächtige, in wohlabgewogenen Verhältnissen dastehende Baumasse über das Grün der Felder und die bescheidenen Bauernhäuser in ihrem Schatten empor, in der wundersam rötlichen Patina des Sand- und Ziegelsteines glühend wie im milden Widerschein längst versunkener Zeiten, deren Zeuge dieser Bau gewesen.

Vom Stand der Profanarchitektur romanischer Zeit geben uns die dürftigen Reste von Burgen nur eine sehr unvollkommene Vorstellung. Am meisten hat sich noch im Bereich des alten Schlosses in *B a d e n*^{5b)} von der frühesten Burg der Markgrafen erhalten, die wohl noch unter Hermann II. (1073—1130) entstanden sein kann. Auf einer Felsterrasse des Battert, und zwar auf ihrem höchsten Grat, der Bergfrid, von dem aus eine Umfassungsmauer die ganze, zweifach abgesetzte Felsstaffel und die darauf ruhenden Wohnbauten umschließt. Hat auch eine mehrfache Erweiterung und verstärkte Sicherung diesen Burgkern bedeutend ummantelt, so lassen sich doch die romanischen Formen nicht nur am Mauergefüge, sondern vor allem an den zwei Rundbogenportalen erkennen. Nahezu vollständig ist dagegen die romanische Anlage der *H o h e n g e r o l d s e c k*^{6b)} unter den Neubauten der Frühgotik verschwunden. Im Bereich der *S c h a u e n b u r g*^{7b)} bei Gaisbach zeigt die Schildmauer noch vorgotischen Charakter. Dagegen ist erheblich mehr von dem Burgsitz der Herren von *W i n d e c k*^{8b)} geblieben, von den zwei trutzigen Türmen von Alt-Windeck oberhalb von Bühl können noch Teile des einen in die spätromanische Zeit zurückreichen; die treffliche Quaderbehandlung des Mauerwerkes fügt sich dieser Zeit noch gut ein, wenngleich die eigentlichen Stilformen nahezu vollständig fehlen. Auch die *S c h e n k e n z e l l e r*^{9b)} Burg mit zwei

5b) Vgl. *Otto Linde*: „Die Burg Hohenbaden“, in dieser Zeitschrift, 21. Heft 1934, S. 67 ff., mit Plänen und Abbildungen. — Derselbe: „Die Burgruine Hohenbaden, das sogenannte Alte Schloß“ im Jahressband 1937, Der Ufgau, der „Badischen Heimat“, G. Braun, Karlsruhe, S. 184 ff., mit Plänen und Abbildungen. — *Lacroix, Hirschfeld, Niester, Linde*: „Die Kunstdenkmäler der Stadt Baden-Baden“ (11. Band der Kunstdenkmäler Baden), C. F. Müller, Karlsruhe 1942, S. 282 ff., mit Plänen und Abbildungen.

6b) Vgl. *F. X. Steinhart*: „Die Burgruine Hohengeroldseck“, in dieser Zeitschrift, a. a. O., S. 337 ff., mit Plänen und Abbildungen.

7b) Vgl. *B. Freifrau von Schauenburg*: „Die Ruine Schauenburg“, in dieser Zeitschrift, a. a. O., S. 259 ff., mit Plänen und Abbildungen.

8b) Vgl. *Th. Freiherr von Glaubitz*: „Die Burgen Alt- und Neuwindeck mit den Bühler Edelhöfen“, in dieser Zeitschrift, a. a. O., S. 187 ff.

9b) Vgl. *H. Fautz*: „Die Schenkenburg“, in dieser Zeitschrift, a. a. O., S. 431 ff., mit Plänen und Abbildungen.



Innenansicht der Klosterkirche zu Schwarzach mit Hochaltar

Palasen und einem Bergfrid gehört noch ihren Formen zufolge in das 12. Jahrhundert ^{10b}).

Die bildende Kunst, der in den Klosterschöpfungen, aber auch in den größeren Landkirchen der romanischen Zeit eine große Aufgabe gestellt gewesen sein muß, ist für uns bis auf geringe dürftige Proben völlig verloren. Von Malereien dieser Stilstufe hat sich rein gar nichts gerettet. Man sucht vergebens nach Miniaturen, mit denen die liturgischen Bücher geschmückt gewesen sein müssen; man fragt, wohin die Altarausstattung dieser Zeit gekommen ist. In keiner der romanischen Kirchen haben sich Wandmalereien aus der Frühzeit bis heute feststellen lassen, wiewohl sie einmal vorhanden gewesen sein müssen, den Beispielen an anderen Orten nach zu schließen. Einige Stücke der Bauplastik haben sich nur gerettet ^{7a}), zum Teil sind

^{10b}) Um diese Aufstellung zu vervollständigen, sei auf die beiden in landschaftlich hervorragender Lage befindlichen Burgen bzw. Schlösser, Burgruine Ebersteinburg und Schloß Eberstein im Murgtal, hingewiesen, deren Kern (Bergfrid und Mantelmauer), noch aus romanischer Zeit stammend, heute noch erhalten ist. Die Ebersteinburg ist im Laufe der Jahrhunderte langsam zerfallen, d. h. ohne gewaltsame Zerstörung zur Ruine geworden. Das Schloß Eberstein hat die schweren Zerstörungen der Kriege des 17. und 18. Jahrhunderts überstanden und wurde zu Beginn des 19. Jahrhunderts von Friedrich Weinbrenner umgebaut und erweitert. Im Jahre 1949 ließ der heutige Besitzer, Markgraf Berthold von Baden, den Bergfrid um ein Stockwerk erhöhen, wodurch die Schloßanlage ihre historische Silhouette wieder erhalten hat. — Vgl. Th. Humpert: „Burg Alt-Eberstein“, in dieser Zeitschrift, a. a. O., S. 51, mit Plan und Abbildung. — Derselbe: „Schloß Neu-Eberstein“, in dieser Zeitschrift, a. a. O., S. 57, mit Plan und Abbildung. — Lacroix, Niester in „Kunstwanderungen in Baden“, Belsler-Verlag, Stuttgart 1959, S. 219 und 221.

^{7a}) So neuerdings beim Erweiterungsbau der katholischen Pfarrkirche in Zunsweier ein Löwe, der als Säulen Träger Verwendung gehabt haben dürfte.

es nur ganz rohe Proben plastischen Gestaltens, meist auf Türstürzen wie an der Kirche zu *Wittelbach*, oder ein fragmentiertes Sturzstück aus *Schuttern* mit Darstellung eines stilisierten Löwen, der ein Lamm oder Rind verschlingt, und eines gegen einen Löwen kämpfenden Ritters. In *Reichenbach* bei *Gengenbach* wurde auf dem Türsturz eine unbeholfene, schwerfällig gehaltene Darstellung des thronenden Herrn, der einem Engel ein Schriftband und dem hl. Petrus den Schlüssel überreicht, angebracht. Auch ein isolierter Kämpferstein mit romanischen Ranken hat sich dort noch erhalten. In *Halsach* enthält ein von einem Flechtband umzogenes Rundbogenfeld, wohl noch von einer früheren Kirche, die Darstellung des Sündenfalles, wobei das ganz unbeholfen behandelte Stammpaar zwischen zwei stilisierten Bäumen steht, rechts davon Gott mit Kreuznimbus über einer Wolke thront und weiter nach rechts eine kleine Gestalt noch steht. In *Hausach* ist ein ähnliches romanisches Bogenfeld, wohl ebenfalls des 12. Jahrhunderts, an der Nordwand der alten Kirche eingelassen mit einer für die Zeit charakteristischen Darstellung des Gekreuzigten zwischen Maria und Johannes; die Seitenzwickel wie das obere Bogensegment sind gefüllt mit Rundbogen auf Säulchen vom *Hirsauer* Typ. Diese Reste früher Plastik aus unserer Gegend, die mit einfachen Symbolen die Grundwahrheiten des Christentums, Sündenfall und Erlösung, die Macht des Bösen und ihre Überwindung, veranschaulichen, lassen sich durch mancherlei Parallelen in Südwestdeutschland (*Freiburger Münster*, *Querschiff*; *Alpirsbach*; *Pforzheim*, *Altstädter Kirche*; *Dorlisheim*; *Andlau*; *Bergholzzell* im *Elsaß*^{8a)}, jetzt in *Kolmar* u. a. O. m.) belegen; sie stellen die frühesten künstlerischen Ausdrucksformen christlicher Ideen im Mittelalter dar, in der Ausführung noch roh und unbeholfen, in der Technik plastischen Gestaltens noch sehr mangelhaft. Auch die Klosterkirche von *Gengenbach* hat noch einige Skulpturen aus romanischer Zeit gerettet; an der stark veränderten Westfassade ist noch ein Adler von einem Zyklus der Evangelistensymbole, die möglicherweise zu einer Tympanongruppe des thronenden Herrn gehörten, zwei Löwenkonsolen von Kämpfern und ganz oben in der Giebelnische eine sitzende Madonna mit Kind zu sehen, letztere starr frontal, im Motiv zusammengehend mit einer an der Kirche zu *St. Ursanne* im *Jura* und der schon der reifen Kunst angehörigen in *Notre Dame* zu *Paris*, aber vom früheren Bau stammend. Viel bedeutsamer und künstlerisch ausgereifter ist die Plastik der *Schwarzer* Klosterkirche. Das Tympanon des Hauptportals ist hier gefüllt mit einer Reliefgruppe des thronenden Herrn in Segensgestus zwischen den Apostelfürsten, den Patronen der Kirche. Die Darstellung bekundet einen auffällig zwiespältigen Charakter, ein starkes Archaisieren, vor allem auch im Kopf-typ des Herrn, daneben aber eine lebensvolle Natürlichkeit in Ausdruck und Gesten, in denen hoheitsvoller Ernst und Feierlichkeit sich ausspricht, eine überraschende Fertigkeit im Reliefstil und gutes Verständnis für körperliches Ebenmaß, gleichzeitig aber ein völliges Versagen, die Gruppe räumlich unterzubringen: alle drei Gestalten hängen in der Luft. Man hat den Eindruck, daß der Steinmetz eine ältere

^{8a)} Zur elsässischen Plastik dieser frühen Zeit vgl. auch: *Wolfgang Kleiminger*, *Die Plastik im Elsaß 1260—1360*, *Freiburg i. Br.* 1939, und *Robert Will*, *Répertoire de la sculpture romane de l'Alsace*, *Straßburg* 1955.

Vorlage, und zwar wahrscheinlich eine Elfenbeinplastik benützt hat. So würde es sich vielleicht auch erklären, daß die Gruppe ohne Rücksicht auf den verfügbaren Raum gearbeitet ist; die Köpfe überschneiden die inneren Wulste des Bogenfeldes, und seitlich bleiben leere Zwickel. Jedenfalls gehört die Darstellung zum Besten, was die romanische Plastik bei uns geschaffen hat. Ungemein reich mit Skulpturen war in Schwarzach der Kreuzgang ausgestattet, der leider den großen Umbauten



Tympanon
des Hauptportals der
Kirche in Schwarzach

des Klosters in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zum Opfer fiel; immerhin haben sich zahlreiche Beispiele von Basen und Kapitellen der Säulchen des Klosterhofes, die vielfach verdoppelt oder gekuppelt waren, erhalten (heute in Karlsruhe). Sie lassen erkennen, daß hier ein Kreuzgang von überaus reicher dekorativer Ausgestaltung vorhanden war, wie nur wenige in Deutschland bekannt sind. Man sah da Blattwerk der verschiedensten Pflanzen, vielfach mit Blüten, wesentlich fortschrittlicher und natürlicher als im Kircheninnern behandelt, bei aller Stilisierung kraft- und lebensvoll gegeben, die unerschöpfliche Phantasiewelt romanischer Tiergestalten und grotesker Fabelwesen in seltsamen Verschlingungen, auch Menschenmasken, ein gesatteltes Pferd mit dem Treiber und eine Reihe sehr beachtenswerter Darstellungen von Monatsarbeiten (März-September) an Doppelkapitellen. Stilistisch sind diese Plastiken erheblich jünger als die der Kirche; im Blattwerk macht sich schon die Frühgotik bemerkbar, die allerdings immer wieder durch die romanische Stiltradition niedergehalten ist. In Anbetracht des Umstandes, daß man in Schwarzach weitab von den führenden Schulen war, bin ich geneigt, den Kreuzgang erst um 1300 anzusetzen und seine Entstehung in Zusammenhang zu bringen mit den durch den Klosterbrand von 1299 nötig gewordenen Bauten.

Hat sich die romanische Kunst in Mittelbaden trotz der Nähe von Straßburg unverhältnismäßig lang erhalten, so hat sich doch in der zweiten Hälfte des

13. Jahrhunderts der neue Stil der Gotik mit einigen bedeutenden Bauten Bahn gebrochen. Pioniere der neuen Bauweise, die ihr anderwärts früh Eingang in Deutschland verschafften, die Neugründungen der Cistercienser und der Bettelorden, kamen hier nicht erheblich in Frage. Das Gebiet hatte aus alter Zeit eine unverhältnismäßig große Zahl von Klöstern. Damit waren die Bedürfnisse gedeckt und das Interessengebiet ganz erheblich beschränkt. So kommt es, daß weiterhin



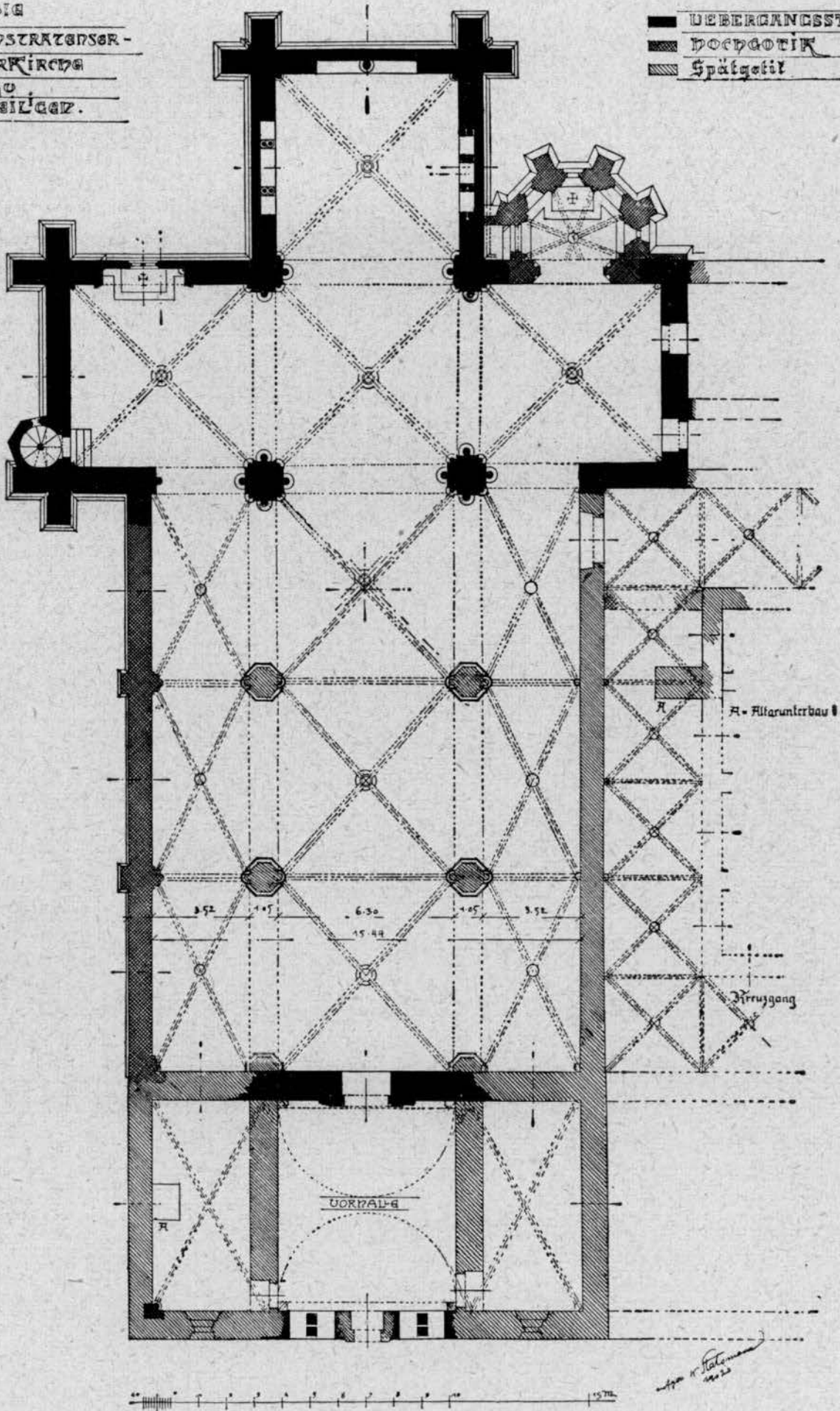
Doppelkapitell
vom Kreuzgang
in Schwarzach,
Monatsbilder

keine große und einflußreich gewordene Niederlassung der neuen Orden in unserem Gebiet entsteht. Was an Gründungen zu verzeichnen wäre, ist zumeist klein oder erst späten Datums (Franziskaner: Hausach, Seelbach, Fremersberg, Rastatt); selbst auch das in der religiösen Geistesgeschichte stärker hervorgetretene Tertiariinnen-, später Klarissinnenkloster (gegründet 1324) Wittichen ist in seiner Weltentlegenheit bescheiden in der Herrichtung und Ausstattung seiner Bauten geblieben. Eine weit größere Bedeutung hatte zweifellos die Hausgründung des markgräflichen Hauses, das von Irmgard und Hermann V. 1245 gegründete Cistercienserinnenkloster Lichtental. Seine Kirche ist aber ganz im Geiste der Ordensregel schlicht und anspruchslos gehalten. 1248 erfolgte eine erste Kirch- und Altarweihe. Den schönen und schon reifen Profilierungen der Rippen des Fenstermaßwerks nach kann der heutige Bau damit nicht gemeint sein, denn dieser muß fast ein Jahrhundert später angesetzt werden. Die Klöster der beiden Städte Offenburg und Lahr, das Franziskaner-Kloster dort und das der Augustiner-Eremiten hier, haben zwar mehr als lokale Bedeutung kaum gehabt; sie haben sich aber doch, dank der Munifizienz ihrer Stifter und Gönner, von Anfang an hervorragend künstlerisch eingerichtet. In Offenburg ist davon leider, abgesehen von einer Kapelle, nichts mehr erhalten; mehr jedenfalls in Lahr, wie wir gleich hören werden. Nur eine wichtigere Neustiftung von mehr als örtlicher Bedeutung ist noch hinzugekommen, die des Prämonstratenserklosters Allerheiligen^{9a)} in der Waldeinsamkeit des Liebchtales durch Uta von Schauenburg (im letzten Jahrzehnt des 12. Jahrhunderts). Und sein Kirchenbau ist auch das erste Denkmal der Gotik in Mittelbaden geworden. Die Herkunft dieses Ordens aus Frankreich wie Beziehungen der

^{9a)} Vgl. Lacroix-Niester, a. a. O., S. 201 f.

DIE
 PRAGMADSTRATENSER-
 KLOSTERKIRCHE
 ZU
 ALLERHEILIGEN.

■ UEBERGANGSSTIL
 ▨ HOCHGOTIK
 ▩ Spätgotik

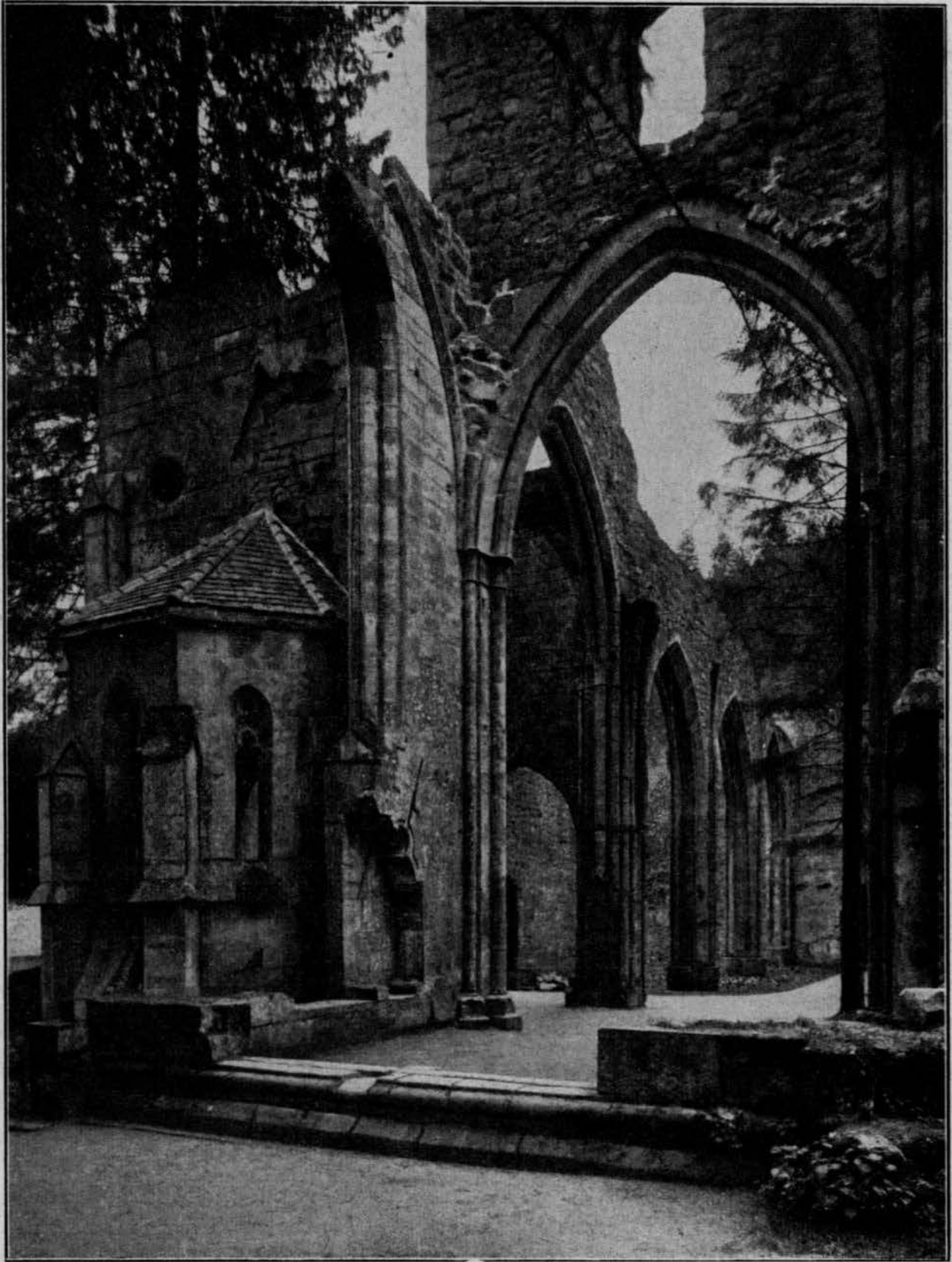


Grundriß der Klosterkirche zu Allerheiligen

ersten Mönche von Allerheiligen lassen diese Tatsache verständlich erscheinen. Immerhin klingt die bisherige Stiltradition an den ältesten Teilen, am Chor und Querschiff und im Eingangsportal in den neuen Stilformen noch überall durch. Dieser Kirchenbau, der so viele interessante Probleme in sich barg, hat leider schon durch die schwere Brandkatastrophe von 1470, dann durch eine weitere nach der Säkularisation (1803) bedenklich gelitten, zur völligen Ruine aber hat ihn die schandbare Mißhandlung und Mißachtung des 19. Jahrhunderts werden lassen. Die ursprüngliche Baugeschichte ist dadurch zu einem fast unlösbaren Rätsel geworden, in das an dieser Stelle (IV, 1—11) ein kundiger Fachmann, Prof. Staatsmann, auf Grund von Grabungen und Nachforschungen einiges Licht zu bringen suchte. Nach seinen Ausführungen erübrigt sich ein Eingehen auf Einzelheiten; ich kann mich mit einer allgemeinen Würdigung begnügen. Die in Kreuzform angelegte dreischiffige Kirche hatte, wie es bei einem mit den Cisterciensern auf Strenge und Schmucklosigkeit haltenden Reformorden Regel war, alle dekorativen Schmuckformen ausgeschaltet, rechteckigen Chorschluß und einen dachreiterartigen Vierungsturm, völlig zierlose Kapitelle an den Pfeilern; alle Schönheit war in die Strenge und Solidität der Bauglieder und in die Verhältnisse des Rauminnern gebannt: eine wahrhaft nüchtern-asketische Konstruktion, die durch den erhabenen Ernst und die feierliche Eindringlichkeit ihrer Zweckformen zu fesseln vermochte. Aber wie bei Cisterzienserbauten gab es auch in der Kirche zu Allerheiligen eine Stelle, wo man den Drang nach ausdrücklicher Schönheit in reicheren Zierformen, in prächtigen Maßwerkzeichnungen sich auswirken ließ; es ist die zur Kapelle erweiterte südliche Nebenapsis neben dem Hauptchor. Ist letzterer mit dem Querschiff gegen Mitte des 13. Jahrhunderts anzusetzen, so fällt der Langhausbau in die zweite Hälfte des Jahrhunderts. Für ihn war ursprünglich Rippenwölbung vorgesehen, aber bald wieder aufgegeben. Wir können mit Sicherheit heute nicht mehr sagen, in welchem Aufbau das Langhaus den Brand von 1470 erlebt hat, ob es nur Flachdecke hatte bei basilikaler oder Hallenanlage oder eine Einwölbung mit überhöhtem Mittelschiff. Bei der Wiederherstellung nach dem eben erwähnten Brand ist die Durchführung des Hallentyps, der damals zeitgemäß war, sicherlich erfolgt. Was mit Gewißheit über den ursprünglichen Bau des 13. Jahrhunderts ausgesagt werden kann, ist seine nahe stilistische Verwandtschaft mit der Straßburger Gotik, die namentlich in den Querschnittsverhältnissen ersichtlich wird, und dadurch auch mit der französischen, insbesondere von St. Denis.

Ungefähr gleichzeitig mit der Klosterkirche Allerheiligen ist in der Ortenau ein zweiter Bau entstanden als frühes Denkmal heimischer Gotik, wiederum in stilistischer Abhängigkeit von Straßburg; es ist die Stiftskirche in L a h r ^{11b)}, die als Gotteshaus der Augustiner-Eremiten entstand und wohl gleich nach der durch die Gemahlin Walthers II. von Geroldseck bewirkten Stiftung ihrer Niederlassung (1259). Es ist eine dreischiffige Basilika-Kirche ohne Querschiff, mit in gleicher

^{11b)} Vgl. Hermann Steurer: „Die Stadt Lahr — baugeschichtlich betrachtet — und das Schuttertal“ im Jahresband 1935, „Offenburg und die Ortenau“ der „Badischen Heimat“, S. 213 ff., mit Abbildungen. — Lacroix, Niester: „Kunstwanderungen in Baden“, Belsler-Verlag, Stuttgart 1959, S. 182 ff. (im nachfolgenden nur noch als „Kunstwanderungen“ bezeichnet).



Allerheiligen, Chor, Kapelle und Langhaus von Osten

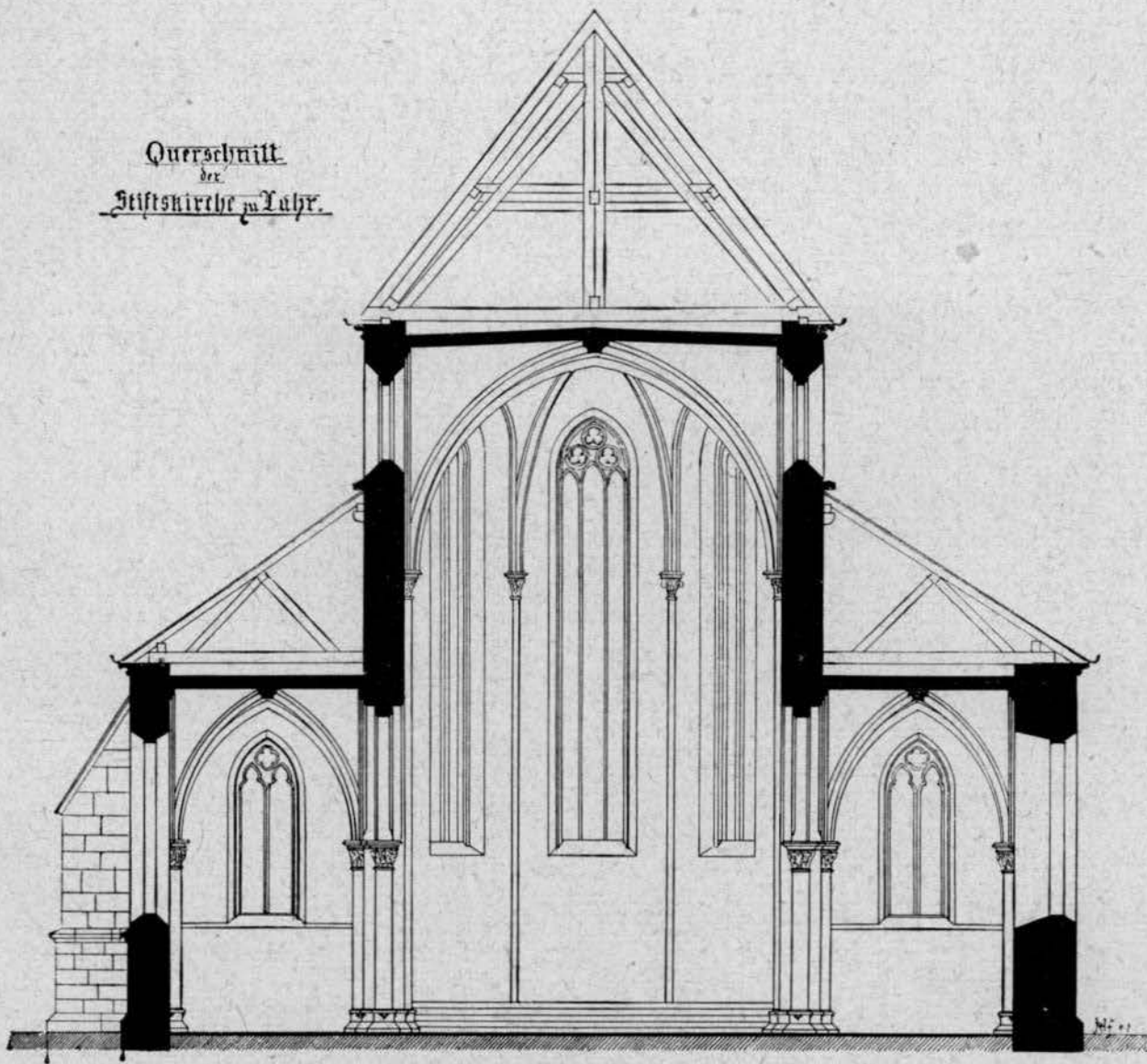
Breite und Höhe an das Mittelschiff anschließendem fünfseitigem Chor und zurückliegenden, gradlinig schließenden Nebenchören. Wirkt noch im Querschnitt und in den gedrungenen Verhältnissen der Schiffpfeiler (Quadrat mit gedrungenen Halbsäulen an drei Seiten, schlankeren Diensten an der Frontseite) etwas vom romanischen Formengefühl nach, so setzt sich doch im ganzen Bau und in allen Einzel-



Burg Gröbern
nach der Wiederinstandsetzung
Aufn.: Dr. Schlippe

heiten die reife Gotik in seltener Einheitlichkeit durch, soweit wir heute noch den alten ursprünglichen Charakter vor uns haben. Das Langhaus mit der ganz neuen Westfassade hat ja von 1844 an eine umfassende Restauration erfahren. Das Fenstermaßwerk an dem noch intakten dreigeteilten Chorostfenster weist eine ungemein schöne Zeichnung und eine vorzügliche technische Steinmetzarbeit auf; ebenso frisch und kraftvoll ist das Laubwerk der Kapitelle ausgeführt. Die Tellerbasen der Halb-

Querschnitt
der
Stiftskirche zu Lahr.



Querschnitt der Stiftskirche zu Lahr

säulen der Pfeiler sitzen auf kleinen Konsölnchen auf, die charakteristisch für den auch in Freiburg aufgenommenen Straßburger Stil sind. Auch die Verhältnisse des Querschnittes der drei Schiffe weisen auf eine Abhängigkeit von Straßburg hin; geschichtlich bedingt war sie für die Stiftskirche nicht nur durch geographische Nachbarschaft zur überrheinischen Bischofsstadt, sondern vor allem auch durch die Tatsache, daß der Sohn der Stifterin und des ihr Vermächtnis ausführenden Gemahls Dompropst und später Bischof in Straßburg war. Die Verstrebung der Rippengewölbe ist durch Strebepfeiler ohne Bögen durchgeführt.

Die beiden Bauten in Lahr und Allerheiligen sind mit dem Münster in Freiburg die frühesten Denkmäler des gotischen Stils in Südwestdeutschland und lassen trotz aller Beeinträchtigung durch Zeit und Menschenunverstand immerhin ein Urteil noch zu über seine hier vordringenden Formen und Gesetze. Ungefähr der gleichen

Zeit wie die Stiftskirche gehört auch der Neubau der Burg Hohengeroldseck^{12b)}, des Stammsitzes der Familie Geroldseck, an. Sie war von doppelter Ringmauer umzogen; an dem noch größtenteils auf ragender Höhe erhaltenen südöstlichen Palas, dem „alten Haus“, haben die dreigeteilten Fenster mit Überhöhung des mittleren wie auch die einpfastigen mit geradem Sturz die charakteristischen Profile der Frühgotik. Dagegen ist die wenige Jahrzehnte vorher, gegen die Jahrhundertmitte errichtete Tiefburg^{13b)} der Familie in Lahr noch im Übergangsstil ausgeführt, in den schon Vorboten der Gotik in den Fenstermaßwerkformen hineinspielen. Der ebenfalls im 13. Jahrhundert noch entstandene Umbau der Ganerbenburg der Schauenburg^{14b)} bei Gaisbach schuf in dem teilweise noch in romanische Zeit zurückreichenden Mauerring mit Bossenquadern drei mächtige Wohntürme und eine Kapelle; stilistisch fortgeschrittener in den Formen und Profilen ist darunter der südöstliche. Auch die Markgrafenburg in Baden erfuhr um die Jahrhundertmitte eine erhebliche Erweiterung durch Hermann VI. (1243—1250) und Rudolf I. (1243—1288), wovon noch umfänglichere Teile, besonders eine frühgotische Kapelle im Jakobsbau, erhalten sind. Andere Burgsitze, die in größerer Zahl im 13. Jahrhundert in Mittelbaden vorhanden waren (Bärenburg, Dautenstein, Fürsteneck, Neuenstein, Hausach, Wolfach, Yburg), sind bis auf geringe Mauerzüge verschwunden, so daß eine genaue zeitliche Festlegung kaum mehr möglich ist, oder haben durch spätmittelalterliche Umbauten ihren ursprünglichen Charakter eingebüßt. Nach dem wenigen Formalen, das sich im Bossengrundbau der wohl auch von der Familie Geroldseck errichteten Diersburg^{15b)} erhalten hat, gehörte sie noch der spätesten romanischen Zeit an.

Hinter den Dynasten und Edelleuten blieben im Streben, sich feste, wehrhafte Wohnsitze zu schaffen, im Laufe des 13. und 14. Jahrhunderts auch die Städte nicht

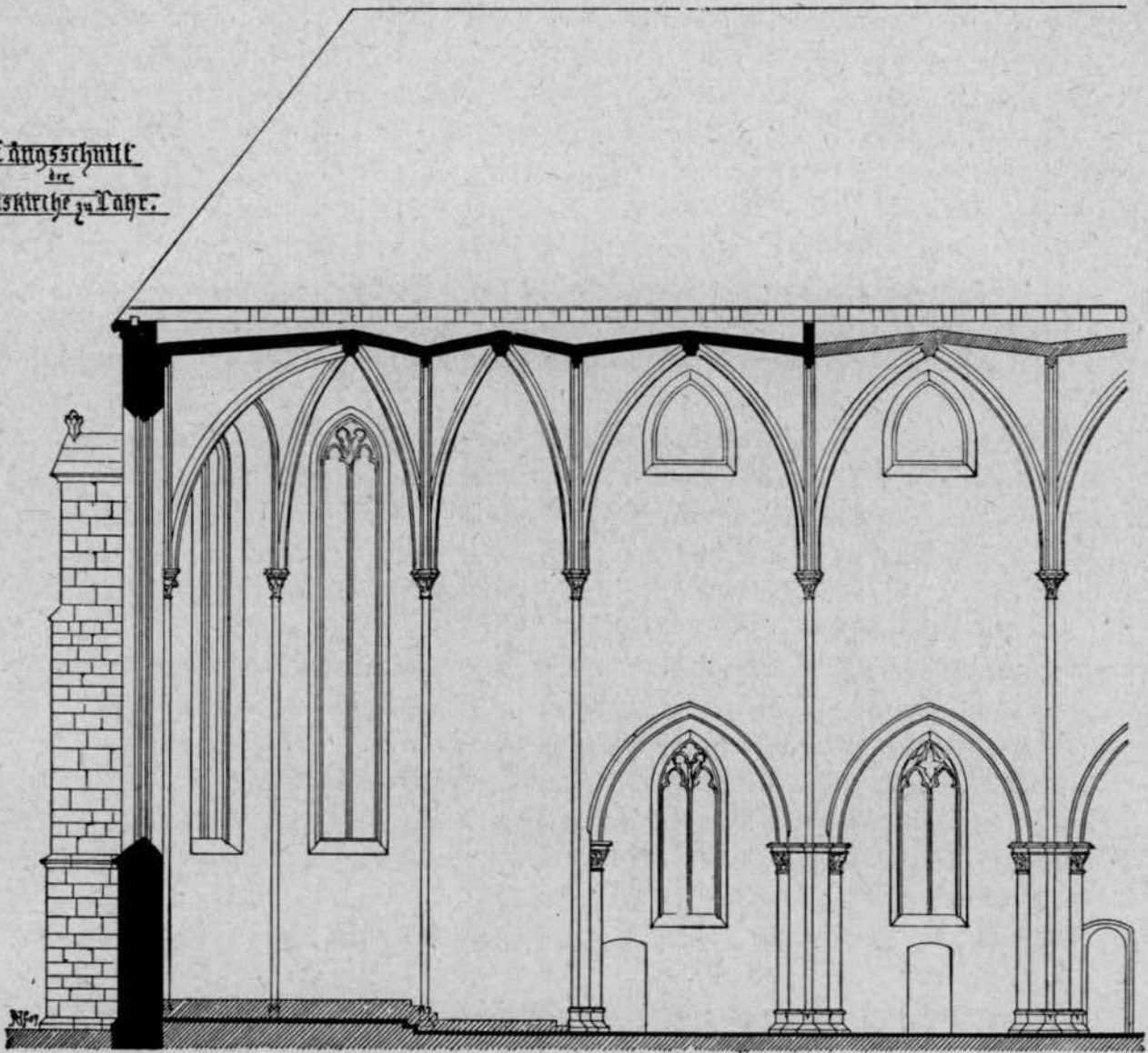
^{12b)} Die in den letzten Jahren angelaufenen und auch weiterhin beabsichtigten Sicherungsmaßnahmen zur Erhaltung der großartigen Burgruine erfolgen auf Betreiben und mit finanzieller Unterstützung des „Vereins zur Erhaltung der Burgruine Geroldseck“, der Landkreisverwaltung Lahr, des Schwarzwaldvereins und des Staatlichen Amtes für Denkmalpflege, Freiburg.

^{13b)} Vgl. Winfried Knausenberger: „Beiträge zur mittelalterlichen Geschichte von Lahr und Umgebung“, E. Focken, Lahr 1954, S. 22 ff., mit Plänen und Rekonstruktionszeichnungen. — H. Steurer und K. Meurer „Die Tiefburg zu Lahr“, in dieser Zeitschrift, a. a. O., S. 497 ff., mit Plänen und Abbildungen. — In dem zu Anmerkung Ziff. 10b genannten Aufsatz berichtet Steurer von den im Jahre 1933 anlässlich eines Kanalbaues aufgedeckten Fundamenten des vermutlich ältesten Teiles der Tiefburg, des in der Mitte der Burganlage liegenden viereckigen Wehr- und Wohnturmes. — Joseph Schlippe bezeichnet die Tiefburg in Lahr als den ersten und in jeder Hinsicht bedeutendsten Vertreter des Wasserburgentypus, der in fast schematischer Gleichheit im südwestdeutschen Raum und in der Schweiz nahezu gleichzeitig entstanden ist und zu dem u. a. auch Dautenstein bei Lahr und Willstätt gehörten. Als einen der letzten und auch kleinsten Vertreter dieses Burgentypus darf der Gröbernturm bei Zell am Harmersbach angesehen werden. Urkundlich schon im 1. Viertel des 13. Jahrhunderts erwähnt, stammt der heute noch erhaltene Turm aus der Mitte des 14. Jahrhunderts. Er ist wahrscheinlich ein mit Wall, Mauer und Graben umgebener alleinstehender Wehr- und Wohnturm gewesen. — Vgl. Joseph Schlippe im „Nachrichtenblatt“, 7. Jahrgang 1956 I, S. 2. — Derselbe: „Das freiadlige Stammhaus, Schloß und Gut Gröbern bei Zell am Harmersbach“, im „Nachrichtenblatt“, 8. Jahrgang 1957 II, S. 31 ff., mit historischen Plänen und Abbildungen.

^{14b)} Joseph Schlippe im „Nachrichtenblatt“, 4. Jahrgang 1953, 11/12, S. 5. — Max Dennig: „Oberkirch und die Schauenburg“, im Jahresbericht 1935 der Badischen Heimat, S. 257 ff. — Lacroix, Niester „Kunstwanderungen“, S. 196, mit Grundriß.

^{15b)} Vgl. A. Röder von Diersburg: „Ruine Diersburg“, in dieser Zeitschrift, a. a. O., S. 326 ff., mit Plänen und Abbildungen. — Otto Kähni: „Zur Geschichte Diersburgs“, in dieser Zeitschrift, 39. Heft 1959, S. 61 ff., mit Abbildungen.

Längsschnitt
der
Stiftskirche zu Lahr.



Längsschnitt der Stiftskirche zu Lahr

zurück. War ihre Lage ohnehin exponierter, so war das mit dem wachsenden Wohlstand gesteigerte Selbstbewußtsein, aber auch die starke öffentliche Unsicherheit und die stete Gefahr, ihre Selbständigkeit zu verlieren, hinreichend Ansporn, sich mit fester Wehr zu umgeben. Nur G e n g e n b a c h ^{16b)} kann uns heute in den Resten seiner Wehranlage noch eine Vorstellung geben von der Beschaffenheit solcher Sicherungsbauten. Dort hatte schon Bischof Stahleck um 1240 eine Stadtbefestigung angelegt, die aber Ende des 14. Jahrhunderts durch die heute noch in größeren Teilen erkennbare ersetzt wurde. Sie bestand aus zwei Ringmauern mit Zwingern,

^{16b)} Vgl. O. E. Sutter und I. L. Wohleb: „Gengenbach“, Schnell & Steiner, München 1951, S. 16 ff. Joseph Schlippe: „Das Stadtbild von Gengenbach“, Jahresband 1935 der Badischen Heimat, S. 269 ff., mit Abbildungen. — Martin Hesselbacher: „Die Baudenkmale der Stadt Gengenbach“, in Gengenbach, Vergangenheit und Gegenwart, J. Thorbecke, Konstanz 1960.

einem oberen Zinnenkranz vor dem Wehrgang, mächtigen Tortürmen und aus der Mauer vorspringenden, stadtwärts offenen Rund- oder Polygontürmen. Für Offenburg läßt sich die Wehranlage nur aus alten Ansichten ersehen, Reste einer solchen dagegen in Wolfach^{17b)} und mehr noch in Zell^{18b)} nachweisen, die aber ersichtlich erst einer späteren Zeit angehören^{19b)}.

Aus der eigentlichen Blütezeit der Gotik hat sich in unserem Gebiet auffallend wenig erhalten. Das kulturgeschichtlich höchst bemerkenswerte Judenbad in Offenburg^{10a)}, mit tiefer Treppe unter Tonnengewölbe, einem Auslaufgang und einem das Bassin umschließenden, quadratischen Raum, gehört den Formen nach in die Zeit um oder kurz nach 1300; von der Stadtkirche in Offenburg, die gegen Ende des 14. Jahrhunderts erstand, haben sich wohl nach der Brandkatastrophe des 17. Jahrhunderts höchstens die Umfassungsmauern des Chores erhalten, vom Rathaus und Franziskanerkloster jener Zeit gar nichts mehr, abgesehen von der kleinen Kreuzgangkapelle des letzteren. Nur die kleine Nikolauskapelle in Achern mit gut profiliertem gotischem Portal, ebensolchen Fenstern und einem keck am nördlichen Fassadeneck aufwachsenden Rundtürmchen dürfte als Stilprobe des 14. Jahrhunderts bei uns in Betracht kommen. Überall auf dem Lande wie in den kleinen Städten waren aber in kirchlicher Hinsicht die Bedürfnisse befriedigt durch die Bauten, die in vorausgegangener Zeit, nach der Organisation des kirchlichen Lebens gegen Ende des ersten Jahrtausends und zu Anfang des zweiten, entstanden sind. Erst gegen Schluß des Mittelalters macht sich eine größere Regsamkeit im kirchlichen Baubetrieb bemerkbar; sie nimmt sich fast wie ein nervös sich auswirkender Wettbewerb der einzelnen Gemeinden untereinander aus. Äußere Veranlassungen sind leicht ersichtlich. Die alten Gotteshäuser waren im Zustand des Verfalls, auch zumeist für eine vermehrte Bevölkerung und ein entwickelteres kirchliches Leben zu klein geworden. Die, wie wir sahen, häufig, wenn nicht regelmäßig im Turmgeschoß untergebrachten Chöre wurden als zu eng und zu lichtlos befunden. Wo man nicht radikaler vorging, wurden mindestens weitere Fenster eingebrochen, aber in sehr viel Fällen zu vollständigen Neubauten geschritten, wobei man im günstigsten Falle den Turm stehenließ. So lernte gerade Mittelbaden die Gotik fast nur in ihrem letzten Entwicklungsstadium kennen, in jener Phase reifen Alters, in der die Jugendfrische liebevollen Sichversenkens in schöne, sorgsam ausgeführte Formen vorüber ist, die konstruktive Spannkraft nachläßt, im reinen Virtuositentum mit den Konstruktionsgesetzen wie -formen gespielt wird und das Ornament immer üppiger und regelloser sich ausbreitet und sich nicht mehr den konstruktiven Gliedern unterordnen will. Werden letztere immer magerer, in ihrem

17b) Arnold Tschira beschreibt in „Stadt und Schloß Wolfach“ (Jahresband 1935 der Badischen Heimat, S. 322 ff.) den Verlauf der alten Stadtbefestigung anhand der heute noch vorhandenen Mauerreste. — M. Hesselbacher: „Das Stadttor in Wolfach im Kinzigtal“ im „Nachrichtenblatt“, 1. Jahrgang 1/1958, S. 24 ff., mit Abbildungen.

18b) Vgl. Franz Dirsch: „Zell am Harmersbach“ im Jahresband 1935 der Badischen Heimat, S. 360 ff.

19b) Ergänzend sei auf die Stadtmauern von Gernsbach im Murgtal hingewiesen, die im großen und ganzen noch heute erhalten sind, jedoch nicht mehr in der vollen Höhe. Siehe Tschira „Das Stadtbild von Gernsbach“ im Jahresband 1937 der Badischen Heimat, S. 364 ff., mit Abbildungen.

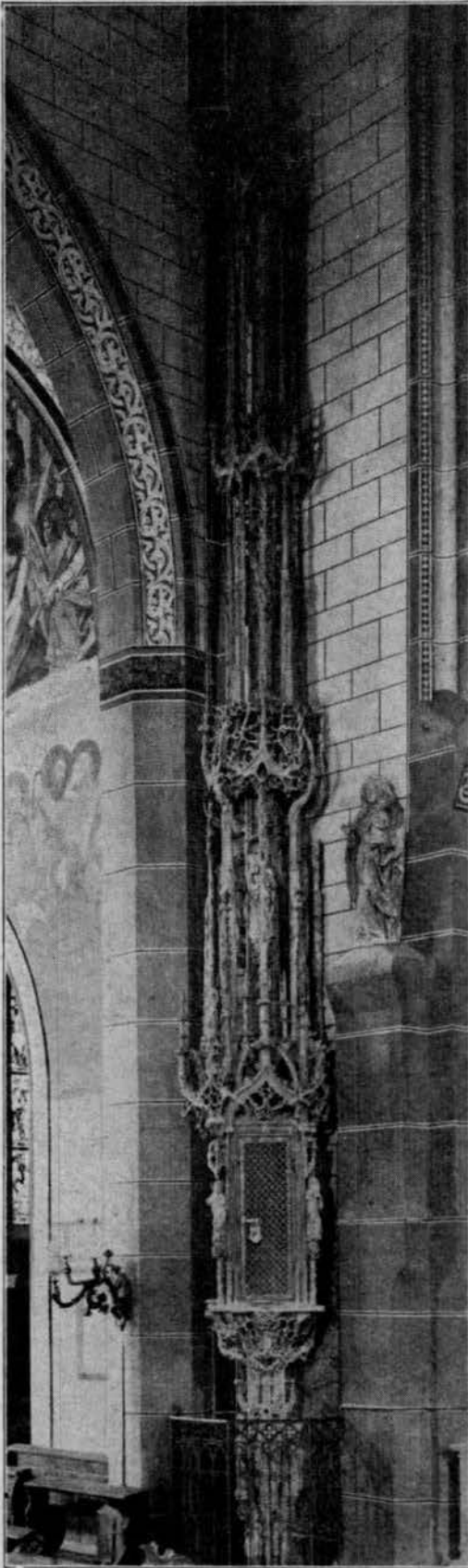
10a) Vgl. Otto Kähni, Kirchliches und religiöses Leben im mittelalterlichen Offenburg. Diese Zeitschrift 1949, 141 ff.

Profil flüchtiger und unscharf, bleiben Basen und Kapitelle schließlich ganz an Diensten weg und lösen sich die Rippen ganz im Widerspruch zu ihrer Zweckbestimmung in dünne, holzartig unterschrittene Leisten auf, so sind das alles nur Erscheinungsformen, die jeder Stil in einer gewissen Entwicklung annimmt, Tendenzen einer rein malerischen Gestaltungsweise. Und doch kann man nicht von einem jede Weiterentwicklung ausschließenden Erstarren reden. Gerade in der Ausbildung des Hallenschemas für Kirchen hat dieser gotische Spätstil durchaus neue Konstruktionsgedanken verwirklicht, die, wie wir schon hörten, auch in Allerheiligen nach 1470 verwertet wurden. Abgesehen vom Maßwerk und dem Rippen-



Wolfach.
 Stadttor (Landseite)
 nach Instandsetzung
 mit Durchbrüchen
 für Fußgänger
 Aufn.: Hesselbacher

netz der Gewölbe treten die dekorativen Tendenzen dieser Stilphase am klarsten in die Erscheinung an Bauteilen und Ausstattungsstücken, die nicht im organisch notwendigen Verband mit dem Bauganzen stehen, an kleinen Nebenkapellen (wie an der leider vor wenigen Jahren abgebrochenen in S t. R o m a n oder an der so üppig reich gehaltenen Gnadenkapelle im Innern der Lautenbacher Kirche), die jetzt häufig zur Aufnahme einer Ölberggruppe oder eines hl. Grabes errichtet werden, oder an Erkerbauten, vor allem aber an Lettnerbauten, die in unserem Gebiete bis auf den von Lautenbach alle wieder verschwunden sind, an Sakramentsnischen und Sakramentshäuschen, die in dieser spätgotischen Zeit aufkommen und in der Bemeisterung sprödesten Formen Wunder von phantastischen Überschneidungen des Stabwerkes, von kühn naturalistischer Durchbildung des Astwerkes, von erstaunlichen Unterscheidungen und kühn bewegtem Laubwerk und Krabben aufweisen. Die durch Eisengitter verschlossene Sakramentsnische ist mit einem derart ausgebildeten Stabwerk eingefasst, das sich oberhalb zu einem Kielbogen zusammenschließt und in Fialen und Baldachinen ausklingt und im oberen Giebelfeld gewöhnlich eine auf das eucharistische Geheimnis oder die Transsubstantiation bezügliche Symboldarstellung enthält (Pelikan, Einhorn, Verkündigung, Veronika-



Sakramentshäuschen in der Stiftskirche
zu Baden-Baden

bild u. a.). Als Beispiel von solchen sakramentalen Wandnischen nenne ich aus unserem Gebiet die von Burgheim, Kippenheim, Gamshurst, Kappelrodeck (alte Kirche), Roßberg bei Wolfach, St. Roman, Steinbach, Waldulm und Weisenbach im Murgtal, von besonders reicher Ausbildung die von Hausach. Frei ausgebaute Sakramentshäuschen sind in Mittelbaden nur noch zwei erhalten: das in der heutigen evangelischen Kirche in Gernsbach und das der Stiftskirche zu Baden-Baden, das mit dem Nürnberger überhaupt eines der kühnsten und virtuosest ausgeführten ist. Zu den Neuerungen, die die Spätgotik ins Gotteshaus brachte, gehört auch die Kanzel, fast ausnahmslos in Stein aufgeführt, meist mit sehr engem Kanzelkorb, dieser aber und die Brüstung des Aufstiegs mit schönem Maßwerk überdeckt, soweit man nicht figurale Plastik anbrachte. Ein Beispiel der einfacheren, aber nicht minder wirkungsvollen Art steht noch in der Kirche zu Kippenheim.

Von dem ungemein reichen kirchlichen Baubetrieb im 15. und beginnenden 16. Jahrhundert habe ich vor zehn Jahren auch für Mittelbaden eine längst nicht vollständige Zusammenstellung gegeben⁸⁾ an Hand der noch ganz oder teilweise erhaltenen Bauten oder geschichtlichen Nachrichten. Das meiste ist in nachmittelalterlicher Zeit durch Krieg oder Neubaubedürfnisse wieder verschwunden; immerhin sind einzelne Teile, wie Chöre (Gutach 1467); Unterharmersbacher Kirche von 1567 und Wallfahrtskapelle Mariä Ketten von 1475; Weingarten 15. Jahrhundert; Oppenau (1464), jetzt Friedhofskapelle; Ottersweier 1517; Gernsbach, St.-Jaköbs-

⁸⁾ Vgl. Freib. Diözesan-Archiv NF. XIX (1919), 341 ff.



Madonna des Hochaltars
zu Lautenbach

Kirche 1462; Rastatt, Bernhardskirche; Weisenbach 1493 u. a. ^{20b)} oder noch häufiger Türme (Achern 1452; Bühl, Stadt 1514—1524; Gamshurst Anfang 16. Jahrhundert; Ottersweier; Haslach i. K.; Mühlenbach; Wolfach; Weier bei Offenburg u. a) stehengeblieben. Unter diesen teilweise noch erhaltenen Denkmälern

^{20 b)} Zu dieser Gruppe von Kirchen gehört geschichtlich wie landschaftlich auch die kleine St. Annen-Kirche in Bischweier im Murgtal, die den seltenen Typus einer spätgotischen Dorfkirche vertritt, bei welcher der Turm über der am dreiseitig geschlossenen Chor angebauten Sakristei steht. Sie hat ihre Besonderheit darin, daß das achteckige Glockengeschoß dieses Turmes aus Fachwerk ist (allerdings erst eine barocke Aufstockung) und darüber sich ein spitzer Helm erhebt. Schon seit langer Zeit exekriert und seither für profane Zwecke verwendet, ist die Kirche im Außerren 1958/59 einer gründlichen Wiederherrichtung unterzogen worden. (Lacroix, Niester in dem in Vorbereitung befindlichen Werk Rastatt-Land der „Kunstdenkmäler Badens“, 12. Band.)

kommt dem Chorbau der alten Kirche in H a u s a c h eine besondere Bedeutung zu, insofern er uns die Schönheiten und ausgezeichnete Wirkung des Spätstils am besten noch veranschaulichen kann. Wahrscheinlich von dem aus Freiburg empfohlenen Steinmetzen Erhart 1514—1516 errichtet, stellt er eine weite, lichte Halle mit hohen Fenstern in üppigem Maßwerkschluß vor, oben abgedeckt durch ein reich entwickeltes Sternrippengewölbe, bei aller Trockenheit der Einzelformen doch sorgfältig und meisterhaft ausgeführt und von überraschendem Raumeindruck. Durchgängig einfacher in den Formen, aber nicht weniger ansprechend in ihrer Gesamterscheinung ist die ungefähr gleichzeitige, kleine dreischiffige Kapelle mit ausladendem polygonem Chörlein am Kreuzgang des ehemaligen Franziskanerklosters in O f f e n b u r g. Die Gewölbe sind hier in der alten Kreuzrippenform ausgeführt, die drei Schiffe nach dem Hallenschema gleich hoch, das Fenstermaßwerk in Dreipaßzeichnung.

Von größeren noch erhaltenen Bauschöpfungen kommt die Kirche in K i p p e n - h e i m in Betracht, deren Langhaus und Chor den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts entstammen, ersteres nach einem Brand in der Barockzeit mit neuer Flachdecke versehen, letzterer noch ziemlich ursprünglich, mit Netzgewölbe überdeckt und mit zwei- und dreigeteilten Fenstern mit Fischblasenmaßwerk ausgestattet. Von alter Ausstattung (Kanzel, Sakramentshäuschen, Tafelbildern) hat sie noch auffallend viel gerettet. Ein Landkirchenbau, der sich noch erhalten hat ohne spätere Zutaten, allerdings ohne alte Ausstattung, steht in der Bergeinsamkeit von R o ß - b e r g (1. Hälfte des 16. Jahrhunderts) zwischen Wolfach und Wittichen. Reichere Gliederungen und Formen sind hier fortgeblieben; nur in den Fensterleibungen und Sockelprofilen spricht sich der Spätstil aus. Weitaus das bedeutendste und künstlerisch höchststehende Baudenkmal dieser Spätzeit in der eigentlichen Ortenau ist aber die Kirche in L a u t e n b a c h, die sich der Konvent von Allerheiligen als provisorisches Gotteshaus bis zur Wiederherstellung seiner durch Brand schwer heimgesuchten Klosterkirche durch den Steinmetzen Hans Hertwig aus Bergzabern 1471—1488 erstellen und mit auserlesener Kunst im Innern ausstatten ließ. Ein einschiffiger Bau, in seiner Gesamtheit von Netzgewölben überspannt, Rippen und Gewände sorgsam und reich nach spätgotischer Art profiliert, die Fenster in Langhaus und Chor zwei- oder dreiteilig, mit Fischblasenmaßwerk ausgestattet. Zu einem lauten Jubellied aber erhebt sich dieser Dekorationsstil an der kleinen Gnadenkapelle, die wie ein köstlich behandelter Reliquienschrein im Langhaus steht, mit großen Fensteröffnungen rings umsetzt, deren Maßwerk aufzüngelt, sich verschlingt und zusammenrollt und nach oben über sich berührenden und wieder aufreckenden Bogen in krabbenbesetzten Fialen ausklingt. Es ist das üppigste Schaustück, das die Spätgotik in Mittelbaden hervorgezaubert hat. Der hohe Reiz dieser Kirche besteht für uns aber in der fast geschlossenen Erhaltung ihrer hochwertigen Innenausstattung mit Glasmalerei, Skulptur- und Altarbildern, noch ganz in alter Anordnung, so daß hier noch die alte Kunst in lebendigem Zusammenhang mit der Gegenwart steht.

Der künstlerisch wichtigste Bau im unteren Teil Mittelbadens ist der Um- oder Neubau der Stiftskirche in B a d e n - B a d e n, die 1453 für ein Kollegialstift un-

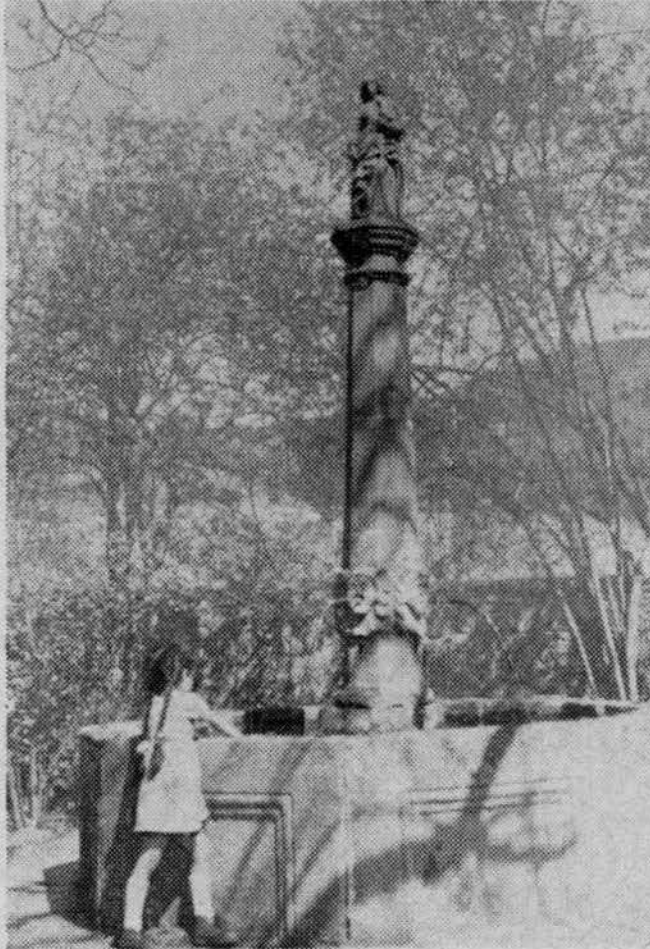


Weihnachts-
bild des
Hochaltars
in der
Lautenbacher
Kirche

ter Beibehaltung der Westfassade und der Chorbogenpfeiler in eine dreischiffige Hallenkirche mit überhöhtem Mittelschiff umgewandelt wurde. Die Strebepfeiler wurden nach innen gezogen und zwischen ihnen Kapellen angelegt. Ein Sternengewölbe überspannt Mittelschiff und Chor, Kreuzgewölbe die Seitenschiffe. Ein einfacheres Figurenportal wurde an der Westfassade angebracht. Die zwei- und dreigeteilten Fenster enthalten in ihrem üppigen Maßwerk den ganzen reichen Formenschatz dieser Spätkunst. Imposante Raumwirkung bringt der langgestreckte Chor mit seinen hohen Fenstern hervor. Erheblich einfacher ist die einschiffige Spital-

kirche, die um 1500 entstanden sein dürfte, mit sternengewölbtem Chor. Die Cisterzienserinnenklosterkirche in L i c h t e n t a l aber gehört mit ihren wohl dem Ordensbrauch entsprechend zurückhaltenden, aber in reiner Stiltradition durchgeführten Formen noch der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts ^{11a)}, einer Zeit also an, die bei uns nur wenige Denkmäler aufzuweisen hat.

In die Zeit schon des gotischen Spätstils fällt auch die einzige in Mittelbaden, wenn auch nur im Zustand des Verfalles, noch erkennbare große profane Bauerschöpfung, der Neubau des Schlosses in B a d e n auf der Felsterrasse unterhalb der alten Burg, eine mächtige, weiträumige Anlage, die sich der tatkräftige Markgraf



Wallfahrtsbrunnen
zu Lautenbach im Renchtal

Bernhard I. (1372—1431) gegen 1400 als Residenz erbauen ließ, vollendet unter Jakob I. (1431—1453).

Wenn wir die Entwicklung der bildenden Kunst während der langen Dauer des gotischen Stils in unserer engeren Heimat überblicken, so stehen wir vor einer durch die Fülle und die Verschiedenartigkeit der Objekte entstehenden Schwierigkeit, eine zusammenfassende Würdigung geben zu können. So unsagbar viel an diesen Kleinodden gerade Mittelbaden in den verheerenden Kriegsüberfällen nachmittelalterlicher Zeit verloren hat, so ist doch noch überaus viel einzelnes vorhanden. Es sind freilich zumeist nur aus ihrem großen Zusammenhang gerissene Stücke, deren

^{11a)} L a c r o i x - N i e s t e r , a. a. O., S. 215: Chor um 1300, Langhaus etwa 1470.

Zahl aber einen Rückschluß gestattet, wieviel einst vorhanden war. Einzig die Kirche in Lautenbach, die durch einen Klosterkonvent erbaut und im Innern ausgestattet wurde, kann uns noch eine Vorstellung vermitteln, wie reich die künstlerische Inneneinrichtung unserer spätmittelalterlichen Kirchen war, und wir können darnach bemessen, wieviel sich in den größeren Klöstern in jahrhundertlangem Bestand zusammengehäuft hatte. Davon ist nahezu alles für uns heute verloren, selbst in Klöstern, deren Kirchen teilweise noch jetzt in anderer Zweckbestimmung fortbestehen.

In die Kirchen des Spätmittelalters zieht eine überaus reiche Kunst mit viel-



Portalmadonna
der Lautenbacher Kirche

artigen Schöpfungen ein. Die zahlreichen Altar- und Pfründestiftungen wie das Vorhandensein einer unmäßigen Zahl von Reliquien, über deren oft eigenartigen Kult sich nicht nur Sebastian Brant in seinem Narrenschiff (Ausgabe Gödecke, 1872, 63, 11 ff.), sondern auch Geiler von Kaisersperg (*Navicula sive speculum fatuorum*, Straßburg 1511, XXI F), teils unmutig, teils sarkastisch ausließen, aber auch der Bestand immer zahlreicher werdender Bruderschaften und das Aufkommen vieler neuer Andachten (zum Herzen, zur Kindheit Jesu; zur Passion [Ölberg, hl. Gräber, Schmerzensmann, Pieta u. a. m.]) und nicht zum wenigsten die große Zahl von neuentstehenden Wallfahrten, besonders zur Gottesmutter (Maria Linden, Lautenbach, Bühlweg, Maria-Ketten, Dreieichen, Triberg, Klingelkapelle u. a.), führten

ganz von selbst zu einer Häufung von plastischen und malerischen Bildwerken der durch besonderen Kult bedachten Heiligen wie der heiligen Geheimnisse, ganz abgesehen von den gegen Ende des Mittelalters und der Gotik besonders reich mit plastischen Gruppen oder Einzelfiguren, teilweise auch mit Tafelbildern, ausgestatteten Aufsätzen der Hauptaltäre. Von solch großen Altarwerken sind uns nur die in Lautenbach, z. T. auch in Lichtental und Kippenheim, und vor allem der von Muggensturm geblieben. Noch Ende des 17. Jahrhunderts müssen sie in großer Zahl in der Markgrafschaft Baden erhalten gewesen sein. Weiß doch ein kirchlicher Visitor ihre nicht alltägliche Kunst und ihre durch einheitliche Werkstatttherkunft erklärliche Gleichmäßigkeit zu rühmen: *Altaria per totam marchiam ab uno prope sculptore efformata et deaurata artificii non vulgaris*⁹⁾.

Was die Werke der Plastik betrifft, sind es fast durchweg solche des 15.^{12a)} und beginnenden 16. Jahrhunderts. Die Frühgotik ist bei uns kaum noch irgendwo vertreten, das 14. Jahrhundert durch eine Reihe von Elfenbeinfigürchen im Kloster *L i c h t e n t a l*, die zu einem nicht mehr vollständigen Zyklus von Darstellungen der Jugend Christi, weiterhin zu einem Marienaltärchen gehörten und im zierlichen Körperbau und Körperhaltung auf französische Einflüsse schließen lassen¹⁰⁾. Wesentlich derber in Auffassung und Ausführung, aber auch noch der Mitte des 14. Jahrhunderts zugehörig, ist eine Steinmadonna des Klosters *S c h u t t e r n* (jetzt in Karlsruhe), wohl von einem Steinmetzen der Straßburger Hütte gefertigt. Etwas älter, zwischen 1330—1340 entstanden, ist das Steinepitaph der Markgräfin Irmgard in *L i c h t e n t a l*, das der Rufacher Meister *Wölwelin*^{13a)} schuf. In *L i c h t e n t a l* sind weiterhin noch an der Fassadenwand der Fürstenkapelle außen die zwei aus Allerheiligen übernommenen Steinfiguren, jetzt auf Hermann I. und Irmgard umgetaufte Gestalten in edelster Gotik angebracht und in der Stadtkirche zu *H a s l a c h* im Kinzigtal das Grabepitaph der für den Stil gegen Mitte des 14. Jahrhunderts charakteristischen Rittergestalt des Grafen Götz von Fürstenberg, gedrungen und etwas derb in der Behandlung (vom Jahre 1341), und daneben die nur heraldisch behandelte Grabplatte seiner fast gleichzeitig mit ihm gestorbenen Gattin Anna von Montfort, die beim Abbruch der Freiburger Dominikanerkirche dahin verbracht wurde (1802). Zwischen diesen paar Werken einer früheren Stilstufe und den ersten Leistungen, mit denen die schon einem neuen Stil mit sieghaft überlegenem Realismus in der Behandlung des Körpers und des reinen Menschentums huldigende Spätgotik bei uns auftritt, klafft die Lücke eines vollen Jahrhunderts. Der Meister, der den neuen Stil bei uns zuerst zeigt und in einer weitverbreiteten Schule bis ins 16. Jahrhundert hinein in zahlreichen Schöpfungen weiterbildet läßt, ist *N i k o l a u s G e r h a r t v o n L a y e n*^{14a)}, der von

9) Visitationsbericht vom Jahre 1683, Freib. Diözesan-Archiv XIV, 174.

12a) Über die Plastik der Zeit um 1400 vgl. Irmgard Geisler, *Oberrheinische Plastik um 1400. Forschungen zur Geschichte der Kunst am Oberrhein*, Bd. VII, Berlin 1957.

10) *M a r c R o s e n b e r g*, *Alte kunstgewerbliche Arbeiten auf der bad. Kunst- u. Gewerbe-Ausstellung in Karlsruhe* (Frankf. 1882), Taf.

13a) *Wölwelin* = *Wölflin*.

14a) Über ihn und die Zusammenhänge mit Meistern und Werken seiner Zeit: *L. F i s c h e l*, *Nicolaus Gerhaert und die Bildhauer der deutschen Spätgotik*. F. Bruckmann, München o. J. (1944).



Gotischer Kruzifixus in Baden-Baden von Nikolaus Gerhart von Leyen *Aufn.: Tschira/Interphot*

Straßburg herüberkam und den ergreifendsten Kruzifixus deutscher Kunst für Baden-Baden 1467 schuf, die vollendetste Lösung, die das Spätmittelalter diesem Motiv gegeben hat: kein Wunder, daß dieses Werk auf lange hinaus in Nachbildungen (Offenburg 1521; Lautenbach) nachwirkte. Über dem mit vollem Verständnis des nackten Körpers ohne allen Naturalismus behandelten Leib strahlt

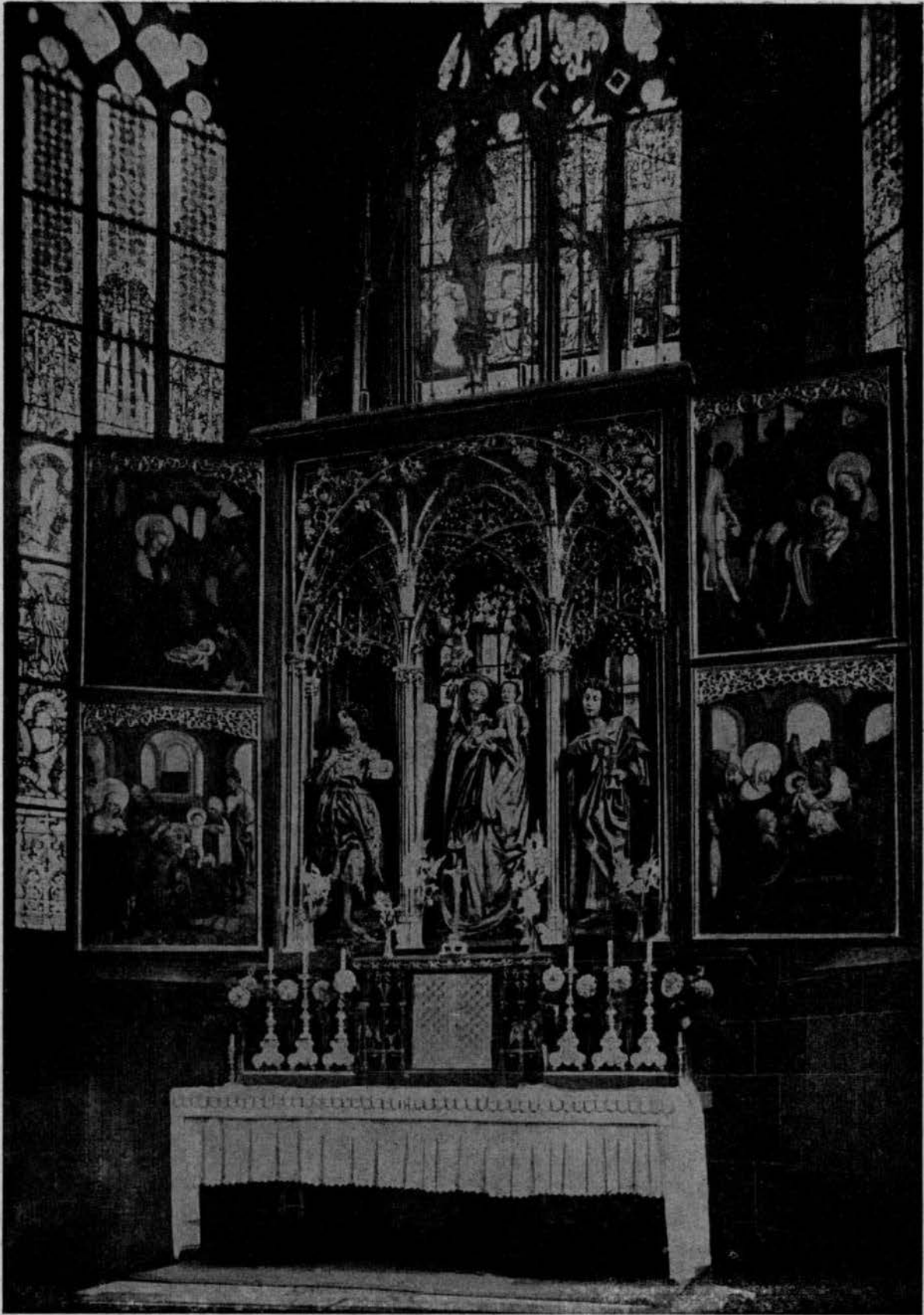
aus dem Haupt ein wahrhaft verklärter Ausdruck göttlicher Hoheit. Nach Fertigstellung dieses Werkes, z. T. schon vorher, war Meister Gerhart in Konstanz tätig und wandte sich von da ganz nach Wien. Er hat in der kurzen Zeit seiner Wirksamkeit am Oberrhein der Plastik ähnlich neue Wege gewiesen wie Schongauer der Malerei. Sein Einfluß ist mehr oder weniger stark von nun an in der Weiterentwicklung dieses Kunstzweiges im Elsaß wie in Baden verspürbar. Ohne seine Neuerungen würde man schwer die neue Kunst des *Lautenbacher* Hochaltars mit den drei Figuren der Madonna und der beiden Johannes im Mittelschrein verstehen (zwischen 1480 und 1490 ^{15a}); Taf. 1). Namentlich die Madonna enthält das künstlerische Bekenntnis des Meisters: eine ausgesprochene menschliche Gestalt voll lebendigen Ausdrucks, stilmäßig stark ausgebogen, aber unter schwerer Gewandmasse wieder erdwärts gezogen und in diesen beiden auseinandergehenden Richtungslinien wieder zusammengefaßt durch den straff vorn hochgezogenen Mantelzipfel. In die Nähe dieser Arbeit gehört eine ruhiger gehaltene Steinmadonna im Pfarrhaus zu *Schuttern*, die wieder nahe verwandt ist mit einer der Sammlung Spetz in Isenheim, und in weiterem Abstand die prächtige Madonna im Pfarrhaus zu *Kippenheim*, die mit noch zwei anderen Figuren (jetzt im Altertummuseum zu Karlsruhe) bis in die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts im dortigen Beinhaus gestanden haben soll; weiter die zwei Figuren eines Evangelisten Johannes und eines Christophorus in *Kippenheimweiler* und endlich eine Madonna zu *Kappel a. Rh.* In diese Gruppe fallen aber noch zahlreiche andere Einzelstücke, die Demmler zusammengestellt hat ¹¹), und die sich ihrer Herkunft nach auf das Gebiet des Oberrheins, insbesondere Baden und das Elsaß, verteilen. Die Führung hat ihrer Qualität nach neben der Lautenbacher Gestaltengruppe die gleichwertige Dangolsheimer Madonna im Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin (aus der Gegend von Molsheim). Über diese Werke, die den Höhepunkt spätmittelalterlicher Plastik am Oberrhein darstellen, hat sich in den letzten Jahren eine ansehnliche Literatur gebildet, die sich mit der Feststellung des Meisters sehr lebhaft befaßt. Es ist heute eine ziemlich verbreitete Annahme, daß diese Skulpturen, zu denen auch noch andere im Lande, in unserer Gegend vor allem auch noch die prächtige Gruppe der Krönung Mariä in der Kirche zu *Honau* ^{16a}), gerechnet werden, *Simon Lainberger*, dem Meister des Hochaltars der Georgskirche in Nördlingen, zuzuschreiben sei ¹²). Bei der ganz offensichtlichen Verschiedenheit mancher darunter, nicht nur in der Qualität, sondern auch in Stileigentümlichkeiten, hat man sich dann über die Schwierigkeiten damit hinweggeholfen, daß man von einer „Schule Lainbergers“ sprach (die Honauer Gruppe, aber auch der Lautenbacher Hochaltar). Es

^{15a}) Nach *Lacroix-Niester* (a. a. O., S. 198 f.) nicht von Gerhaert, sondern von Heinrich Iselin, der ganz unter dem Einfluß Gerhaerts arbeitete. Iselin ist der Meister, der entscheidend am Chorgestühl des Münsters in Konstanz gearbeitet hat und dort 1513 gestorben ist.

¹¹) *Demmler*, Der Meister der Dangolsheimer Madonna, Jahrb. der Preuß. Kunstsammlungen 46 (1925), 164—180. Vorher schon in *Amtl. Berichte* 35 (1913), 161 ff.

^{16a}) Nach *Lacroix-Niester* (S. 235) neuerdings ebenfalls Heinrich Iselin zuzuschreiben.

¹²) *W. Pinder*, *Zeitschr. f. bild. Kunst*, 1921, 129 ff. *K. Zürcher* in *Amtl. Berichte aus den Preuß. Kunstsamml.* 41 (1920), 250 ff. *O. Schmitt*, *Oberrhein. Plastik des ausgehenden Mittelalters* (Freib. 1924), Taf. 39—41, und die Bemerkungen dazu.



Hochaltar in der Kirche zu Lautenbach im Renchtal



Madonna von Kippenheim

war stets meine Ansicht, daß Lainberger für diese Werke auszuschneiden hat, und Demmler hat tatsächlich auch in seiner eindringenden Stilanalyse diese Zuschreibung abgelehnt, vor allem auch unter Betonung geschichtlicher Beweise. Den Meister und seine Schule wird man in Straßburg zu suchen haben, wo er die starken Einflüsse des Nikolaus Gerhart empfangen und gleichzeitig auch nicht weniger starke für die eigenartig charakteristische Motivbehandlung von der Kunst des Meisters ES.

Ausstrahlungen des Nikolaus Gerhartschen Stiles liegen auch vor in der schönen Pieta-Gruppe von Neusatz, von der kürzlich eine frappant identische Replik (früher in Freiburg) in das Düsseldorfer Museum gekommen ist¹³⁾. Der Sachverhalt dieses Zusammenhanges ist einstweilen noch dunkel, um so mehr, als das Neusatzwerk vor Jahren eine Instandsetzung und Neufassung erfahren hat. Sie steht in enger Stilverwandtschaft mit einer gleichen Darstellung aus einer Kapelle in Ammerschweier im Straßburger Altertumsmuseum¹⁴⁾. Noch enger in der Gefolgschaft des großen Bahnbrechers des neuen Stils hält sich Nikolaus von Hagenu, der Meister des Fronaltars des Straßburger Münsters (1501) und nach Vöge auch der Plastik des Isenheimer Altares. Von ihm hat sich bei uns das kleine Altärchen in der Friedhofkapelle zu Vimbuch (1506) erhalten. Es stand bis 1865 in Oos und sollte damals auf Verlangen der Kirchenbehörde in der neu-

gebauten Kirche verwendet werden; die bekannten Bedenken wegen Stilverschiedenheit führten zu einer Ablehnung dieser Anregung und zum Verkauf. In einem ungemein reich mit Laubwerk geschmückten Schrein enthält es noch zwei Apostelfiguren (Taf. 2), während das Mittelstück fehlt. Auf der Rückseite des Schreines steht eingegraben die Signatur: NICLAUS V HAGNOW. I. XV. C. VI. IOR. Wie man trotzdem sich dazu verstehen konnte, dieses Altärchen dem Meister abzusprechen und einem ganz anderen zuzuweisen, bleibt einstweilen ein Rätsel¹⁵⁾; auch O. Schmitt spricht nur von einer Werkstattarbeit¹⁶⁾. Wenn aber eine Arbeit

13) Abb. in Zeitschr. f. bild. Kunst 62 (1928/29): Kunstchronik, S. 40.

14) Abb. bei J o h. F i c k e r, Denkmäler der Elsässischen Altertumssammlung, Taf. VIII, 4.

15) Vgl. Oberrhein. Zeitschr. NF. 43 (1929), 98.

16) O. S c h m i t t, Oberrhein. Plastik, S. 31.

derart genau signiert ist wie hier, in einer Zeit, in der die Meisterangaben nicht zu häufig sind, hat man ein Recht, sie als Werk dieses Künstlers hinzunehmen, mögen die stilistischen Bedenken noch so groß sein. Tatsache bleibt, daß die zwei Apostel mit dem Stil des Isenheimer Altares nicht allzuviel gemein haben. In Isenheim steht eine neuzeitliche Kunst vor uns, in Vimbuch eine rückwärts gewandte. Aber die Isenheimer Figuren sind einstweilen auch nur aus stilkritischen Erwägungen, also immerhin auf ein subjektives Moment hin, dem Meister zugeschrieben.

Auch für andere Plastiken Mittelbadens aus dem ausklingenden Mittelalter lassen sich Zusammenhänge mit dem Elsaß feststellen. Das von Abt Konrad von Müllenheim 1505 in der Klosterkirche zu G e n g e n b a c h errichtete Hl. Grab mit seinen ausdrucksvollen edlen Gestalten in guter plastischer Durchbildung steht dem im Jahre vorher in O b e r e h n h e i m aufgebauten, in seiner Anordnung allerdings etwas klareren und folgerichtigeren recht nahe. Und die große Ölberggruppe hinter der Stadtkirche zu O f f e n b u r g (1523) (Taf. 3), die die gleichen Meisterzeichen wie das früher daneben (jetzt im Kircheninnern) stehende Kruzifix von 1521 aufweist, ist der gleichen Gruppe von Straßburg direkt nachgebildet, ohne sie an künstlerischer Höhe vollständig zu erreichen. Sie ist eine charakteristische Probe der unter dem Einfluß der Volksandachten jetzt aufgekommenen neuen Kunstmotive, die bis an die Schwelle der Gegenwart fast überall verbreitet waren. Der Ölbergvorgang ist bis in alle Einzelheiten hinein geschildert mit aller naturalistischen Einläßlichkeit, eine richtige monumentale Bühnenszene aus dem geistlichen Schauspiel. Auch in B a d e n - B a d e n , auf dem alten Friedhof, hat sich noch eine, wenn auch nicht so detailliert entwickelte, aber schon um 1500 anzusetzende recht gute Ölberggruppe erhalten. Gengenbach trug sich ebenfalls mit dem Gedanken, einen Ölberg zu bekommen, und alsbald meldeten sich aus dem nahen Elsaß zwei Meister, Paul Windeck von Schlettstadt und Meister Sixt Schultheiß¹⁷⁾.



Madonna im Nonnendor von Lichtental

17) Vgl. Oberrhein. Zeitschr. NF. 43, 79, 84.

Der figurale Bestand am Hauptportal (Ende 15. Jahrhundert) der Stiftskirche in B a d e n - B a d e n war leider sehr stark verwittert und mußte vor dem Krieg erneuert werden; wenn sich in dem Verkündigungengel mit den gefiederten Beinen ein von Claus Sluter über den Meister ES übernommenes und für den Oberrhein charakteristisches Motiv verrät, so liegt doch in der Gesamtbehandlung, vor allem in der Veronika des Wimperfeldes und in den beiden Aposteln, ein schwäbischer Einschlag vor. Nach Schwaben gehört auch der Schreinaltar auf dem Nonnenchor des Klosters L i c h t e n t a l. Seine Madonna mit den zwei Begleiterinnen (Katharina und Margaretha) sind von edelster Qualität (1496); in Stil und Ausdruck steht sie der Ulmer Schule unmittelbar nahe. Ein selten an Werken dieser Zeit anzutreffender abgeklärter Liebreiz ist ihnen eigen, und die plastische Durcharbeitung ist ganz hervorragend. Der Hochaltar ^{17a)} der Kirche hatte ehemals ebenfalls einen Schrein, davon hat sich wenigstens noch das Mittelstück mit der Gruppe der Magieranbetung in der Altertumssammlung des Konvents erhalten. Das Werk hatte jedenfalls den gleichen Meister wie der Altar im Nonnenchor. Der Hauptaltar der Fürstenkapelle mit der Gruppe der Anna Selbdritt im Mittelschrein ist in dem manierierten Spätstil gehalten (1503).

Ein Prachtstück spätmittelalterlicher Plastik Mittelbadens ist der in seinem ganzen Bestand noch vollständig erhaltene Altar der Margarethen-Kapelle zu M u g g e n s t u r m, am Schrein ist nur das Laubwerk durchgängig und an den Figuren die Fassung modern (Taf. 4). Im Mittelfeld die Gestalten der hl. Margaretha, Jakobus Minor und Dorothea, auf den Flügeln die Relieffiguren der hl. Katharina und Barbara und der hl. Kosmas und Damian, in der Predella die Beweinung Christi, im Aufsatz die Kreuzigungsgruppe. Zeit und Meister sind unbekannt. Der späteste faltenreiche Gewandstil mit einem übermäßigen Brechen und Knittern des Stoffes und mit starrem Zubodenfallen größerer Gewandflächen, unter denen aber wieder plastisch die Körperformen sich durchsetzen, kommt hier zur Anwendung; der Ausdruck der Köpfe ist in seiner lebendigen Innigkeit stellenweise bis zur Geziertheit gesteigert. Von besonderer Schönheit ist außer dem hl. Jakobus und der hl. Katharina die aus dem tiefen Predellagehäuse wundervoll sich herausentwickelnde Beweinungsgruppe. Nimmt man diese Stileigenheiten zusammen mit den Kostümmerkmalen, so wird man das Werk zwischen 1510 und 1520 ^{18a)} ansetzen müssen. In diese Zeit gehören wohl auch die zwei Nebenaltäre in L a u t e n b a c h, der rechte mit Antonius Abbas, Wendelin, Wolfgang und Martin und weibliche Martyrerbüsten in den Predellen, etwas handwerksmäßig der linke mit der Beweinung des Herrn im Mittelfeld und Einzelheiligen zur Seite. Mit Natürlichkeit in Haltung und Bewegung paart sich in letzteren großer Liebreiz in den weichen Gesichtern. Dieser Zug einer zierlichen Anmut ist auch den drei Figuren des E r l a c h e r Altares eigen (Muttergottes, Katharina und Barbara), dessen Madonna manche Verwandtschaft mit den gleichzeitigen von Forchheim, Kenzingen und Heuweiler aufweist. Von fast koketter Zierlichkeit ist eine kleine Statuette einer

^{17a)} Der heutige Hochaltar ist die Rekonstruktion eines gotischen Flügelaltars von 1496 mit Bildern des Marienlebens und dem Schongauer-Kreis zuzuweisen.

^{18a)} L a c r o i x - N i e s t e r, a. a. O., S. 228, „um 1500“.

hl. Magdalena in G a i s b a c h bei Oberkirch mit auffallend unruhiger und ins kleine gehender Gewandknitterung (ähnlich wie bei der Frau des Junkers Capler in einer Verkündigung zu Sulzmatt). Im Gegensatz dazu steht der hl. Laurentius der Kirche von B o h l s b a c h, eine Gestalt von klassischer Ruhe in Haltung und Gewandfall. Derber in den Formen und summarischer in der plastischen Durcharbeitung ist die Statue eines sitzenden Nikolaus in der gleichbenannten Kapelle zu A c h e r n, neben die eine thronende Madonna von D u r b a c h (jetzt Augustiner-Museum in Freiburg) und eine Pietagruppe zu M o o s zu reihen sind.



Linker
Seitenaltar,
Schrein zu
Lautenbach

Verschiedene da und dort noch erhaltene Einzelfiguren gehören alle der Zeit um 1500 an, sind aber sehr verschiedenartig in ihrem Stilcharakter; die früheste ist wohl die Anna-Selbtritt-Gruppe in B a l g (zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts), um erheblich jünger dort der hl. Eucharius und Maternus, eine Gottesmutter und eine hl. Notburga; vielleicht noch vor die Lautenbacher Madonna sind zu setzen die sicherlich in Straßburg entstandenen Statuen der Apostel Petrus und Johannes und die Stefansbüste in O o s; vor 1500 auch eine Maria und Johannes von einer Kreuzigungsgruppe in der Rochuskapelle zu Z e l l bei Bühl, gegen 1500 dort die sitzende Madonna in großen, edlen Formen und rassigem Schnitt der Gewandfalten. Die Figur einer sitzenden Madonna in S u l z b a c h (im Murgtal) weist meines Erachtens Zusammenhänge mit der Ulmer Schule auf; die stehende in O t t e r s w e i e r (Privatbesitz) harte, fast metallartig behandelte Röhrenfalten; die in B a d e n s c h e u e r n, auf der Mondsichel stehend, auffallend hochgereckt, überreiche Motive in dem reich geknitterten Gewand, etwas ruhiger in der Behandlung des sonst gleichen Motivs die in ihrer Gesichtsbehandlung fremdartig anmutende in

der gotischen Kapelle der Klosterkirche zu Offenburg, die man auf den ersten Blick für eine moderne Kopie halten könnte; doch ist sie nach näherer, durch die Neufassung allerdings erschwerter Untersuchung des Holzes alt, dürfte aber stark überarbeitet sein ^{19a}). Der Zeit nach 1500 gehört der Christophorus der Badener Stiftskirche an mit seinem ungemein lebendigen Charakterkopf. Lautenbach hat außer dem Hochaltar nicht weniger als drei Einzelmadonnen, in denen jeweils ganz frei das Gnadenbild wiedergegeben werden sollte. Die wohl früheste in Stein im Portaltympanon (siebziger Jahre des 15. Jahrhunderts), das kleine Gna-



Madonna in Sulzbach im Murgtal

denbild selber in der Wallfahrtskapelle, ersichtlich für Bekleidung gearbeitet oder besser gesagt überarbeitet und daher mit einfacherer, weniger plastisch durchgebildeter Gewandbehandlung, daher auch schwer zeitlich unterzubringen, und schließlich das köstliche Madonnenbild der Kirche, eine kleine Silberstatuette ^{20a}), von einem Rosenkranz umspannt (jetzt im Augustiner-Museum in Freiburg); die reizvollen Engelputzen auf dem Postament künden mit anderen Besonderheiten der Ausführung bereits deutliche Anzeichen vordringender Renaissance an.

Während in all diesen genannten Werken die gotische Tradition in allen Spielarten ihres virtuosen Gewandstiles und ihrer lebensvollen Natürlichkeit und Wiedergabe reinen Menschentums anstrebenden Charakterisierungsgabe fast ungelockert vor uns steht, nur da und dort leise eine neue Zeit sich ankündigt, wie in dem zuletzt erwähnten von Lautenbach, bekennen sich zwei Meister, die auch in unserer Gegend tätig waren, der eine noch zurückhaltender, der andere stärker und vor-

behaltloser zum neuen Stilgeist der Renaissance, wiewohl sie in der üppigen Spätgotik herangebildet waren. Der eine ist Hans Kern von Pforzheim, der 1512 das jetzt in der Spitalkirche stehende Gestühl der Stiftskirche von Baden schuf, in diesem Werk allerdings noch ausgesprochener Gotiker, der an den Abschlußstücken

^{19a}) Die Plastik ist neuerdings durch Professor Hübner instandgesetzt und auf einen warmen Holzton gebracht worden.

^{20a}) Vgl. Inge Schroth, Mittelalterliche Goldschmiedekunst am Oberrhein, Freiburg i. Br. o. J. (1948), S. 53.

der Sitzreihen die Madonna mit Barbara, Margaretha und Katharina, durchweg mit herbem Gesichtsausdruck, neben burlesk satirischen und profanen Szenen (Mann, der sein schlagfertiges Weib auf dem Schubkarren führt, und der eigenen Darstellung bei der Arbeit in der Werkstatt) nebst der ausführlichen Signierung anbrachte im Stile starker Gewandknitterung. Ihm sind offensichtlich auch einige Figuren in Ersingen zuzuweisen. Vor allem aber dürfte ihm bzw. seiner Wirksamkeit eine ungemein zierlich gehaltene Verkündigungsgruppe in der Stiftskirche zu Baden-Baden zuzuschreiben sein. Während sich Kern erst in seinen Spätwerken der



Denkmal des Jörg von Bach
in Offenburg
von Christoph von Urach

Formenwelt der Renaissance zuwendet, hat Christoph von Urach^{21a)} nach einigen in seiner Heimat geschaffenen, noch rein gotischen Frühwerken viel rascher und bestimmter sich dem neuen Stil erschlossen. Er muß spätestens gegen Ende der zwanziger Jahre des 16. Jahrhunderts in die Dienste des badisch-markgräflichen Hauses getreten sein und hat in den zwei folgenden Jahrzehnten für das fürstliche Haus wie für andere Adelsfamilien eine größere Reihe Grabepitaphien geschaffen¹⁸⁾ (außer in unserem Gebiet, in Pforzheim, Kenzingen, Wertheim,

^{21a)} Vgl. die Zusammenstellung seiner Werke durch Hermann Bastian („Christoph von Urach“) in dieser Zeitschrift 1933, S. 164 ff., und 1935, 1 ff., dazu auch A. Schahl, in „Das Münster“ 1959, 167 ff.

¹⁸⁾ Rott hat sie erstmals zusammengestellt (Kunst und Künstler am baden-durlachischen Hof Karls-

Schwaigern u. a.). Er hat uns da fast durchweg den Menschen der Renaissance-Auffassung gegeben, frei von aller konventionellen Typik das lebensvolle, lebenatmende Individuum im Bewußtsein des Eigenwertes, wundervoll differenzierte Charaktergestalten, die fast durchgehend in einem dekorativen oder architektonischen Rahmen von merkwürdig mißratenem Aufbau und Durchbildung stehen. Das Denkmal des Jörg von Bach († 1538), des letzten seines Stammes, an der Außenseite des Chores der Stadtkirche zu Offenburg, zeigt ihn wohl am besten in seiner Größe wie in seiner wohl zumeist der Werkstatt zuzuschreibenden Schwäche.

Auffallend wenig an Werken der Edelschmiedekunst hat sich in unserem Gebiet aus dem eigentlichen Mittelalter erhalten, besser gesagt so gut wie gar nichts. Das kostbarste Werk, in seiner Art von einzigartigem Wert, war das Reliquienkästchen im Kloster Lichtental, das in herrlichstem, transluzidem Email auf den Wand- und Schrägdeckelflächen Darstellungen einzelner Heiliger und ganzer Szenen (Verkündigung, Anbetung der Könige, Darbringung im Tempel u. a.) enthielt und laut Beischrift von der nachweislich schon 1305 im Kloster weilenden Nonne Greta Pfrumborn aus Speyer gestiftet war, als Beispiel einer zahlenmäßig beschränkten Gruppe von Werken in einer am Oberrhein in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts geübten Emailtechnik. Es wird ewig bedauerlich bleiben, daß dieses höchst wertvolle Denkmal im späten 19. Jahrhundert aus dem Kloster durch skrupellose Unterhändler in den Handel kam und vor etwa anderthalb Jahrzehnten aus dem Besitz des Grafen Arco-Zinneberg nach Amerika (Pierpont-Morgan?) wanderte¹⁹⁾. Ein prächtiges Werk reichster Spätgotik besitzt die Stadtpfarrkirche zu Offenburg an dem silbergetriebenen Vortragskreuz^{22a)} von 1515, das laut Meisterzeichen am Ort entstanden ist. Was daran weiterhin beachtenswert ist, ist die auf der Rückseite des Schaftes eingravierte Madonna, die genau einen Dürerstick (Madonna mit dem langen Haar und Stirnband) wiedergibt. Von Werken anderer Art aus dieser Zeit sei noch der Bronzelöwe aus der Kirche in Oberachern erwähnt, der als Gießgefäß bei der Fußwaschung am Gründonnerstag diente und ein treffliches Werk der Gießkunst aus dem späten 15. Jahrhundert war. Auch dieses Stück ist aus dem Bezirk verschwunden; als Folge der Ausstellung in Karlsruhe im Jahr 1881 wurde es, am Orte selbst wenig mehr beachtet, nach Frankreich verkauft.

Stärker noch als die Plastik ist das Gebiet der mittelalterlichen Malerei bei uns durch die Schicksale der Zeit und menschlichen Unverstand gelichtet worden. Es sind lediglich einige, durch reinen Zufall zumeist, erhalten gebliebene Fragmente, die sich fast gleichmäßig auf die drei Gruppen Wand-, Tafel- und Glasmalerei verteilen. Die verbreitetste, auch in einfachen Landkirchen noch vorhandene war zweifellos die des Wandfreskos, auch wohl die älteste. Es dürfte kaum eine mittelalterliche Kirche gegeben haben, die diesen Schmuck, der gleichzeitig Belehrungs- und Anregungsmittel war, nicht gehabt hätte. Durch den Verlust fast aller Gottes-

ruhe 1917, S. 10); es wären ihnen aber noch verschiedene andere zuzurechnen, um das künstlerische Werk einigermaßen zu vervollständigen.

¹⁹⁾ Vgl. über die kunstgeschichtliche Bedeutung die kurze Notiz in Lehner, *Illustr. Gesch. des Kunstgewerbes* I, 320 ff.

^{22a)} Vgl. Inge Schroth, a. a. O., S. 55.

häuser dieser Zeit und durch die häufige Verputzerneuerung in den noch etwa stehenden ist der Bestand an Wandmalereien des Mittelalters auf einen verschwindend kleinen Rest zusammengeschmolzen. Immerhin weist auch das mittelbadische Gebiet noch einige Beispiele auf; das eine oder andere dürfte auch noch unter der Tünche erhalten sein. Aus romanischer Zeit, auch aus frühgotischer, ist bis jetzt hier nichts bekannt geworden. Die in Mittelbaden ans Licht gekommenen Wandbilder entstammen durchweg erst der Spätzeit des 15. und den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts^{23a}). Voran steht der noch leidlich erhaltene Zyklus im Turm- untergeschoß, d. h. dem alten Chor der Kirche in B u r g h e i m bei Lahr, den ich an dieser Stelle (Ortenau I, 148 ff.) näher behandelt habe: er zeigt auf der Tonnenwölbung den thronenden Herrn inmitten der Evangelistensymbole; an den Wänden die Apostel mit den Artikeln des Credo auf Schriftbändern, charakteristische, von dem Meister ES beeinflusste Gestalten, datiert vom Jahr 1482. Auch der spätgotische westliche Anbau der Kirche war ursprünglich reich ausgemalt (nach der Datierung im Jahr 1463); zu erkennen sind heute noch die Darstellung eines hl. Christophorus, einer großen Trinitätsgruppe mit Gläubigen, einer Kreuzigungsdarstellung und des Einzugs Christi in Jerusalem^{20b₁}). In dem alten Kirchlein zu K u h b a c h bei Lahr kamen größere Reste der einstigen Bemalung (2. Hälfte des 15. Jahrhunderts) zum Vorschein, im Chor ein nicht mehr vollständig erhaltener Chorus Apostolorum unter einer höchst eigenartigen Arkadur, am Triumphbogen eine Kreuzigung. Bei O b e r s c h o p f h e i m muß einstmals das Gutleutkirchlein reich ausgemalt gewesen sein; in dem heute allein noch stehenden Chörlein sind an den Wänden die Apostel mit Credotexten und auf der Laibung des Chorbogens die klugen und törichten Jungfrauen (Anfang 16. Jahrhundert) zu sehen. In der alten Petruskapelle zu R e i c h e n b a c h bei Gengenbach ist im Chor noch als Rest eines Apostelzyklus der Evangelist Johannes mit dem Kelch erhalten; auf der südlichen Langhauswand die ganze Passion des Herrn bis zur Auferstehung (15. Jahrhundert). Abgesehen von den zwei Cyklen in Burgheim ist die Malerei in

^{23a}) Ein Wandgemälde aus hochgotischer Zeit wurde seit Sauers Darstellung in der Klosterkirche zu Lichten- tal freigelegt, eine Kreuzigungsdarstellung von künstlerisch sehr hohem Rang, worüber H. Niester in „Badische Heimat“ 32, 1952, S. 217 ff., berichtet hat. Vgl. dazu auch L a c r o i x - N i e s t e r, a. a. O., S. 215 (mit Abbildung!).

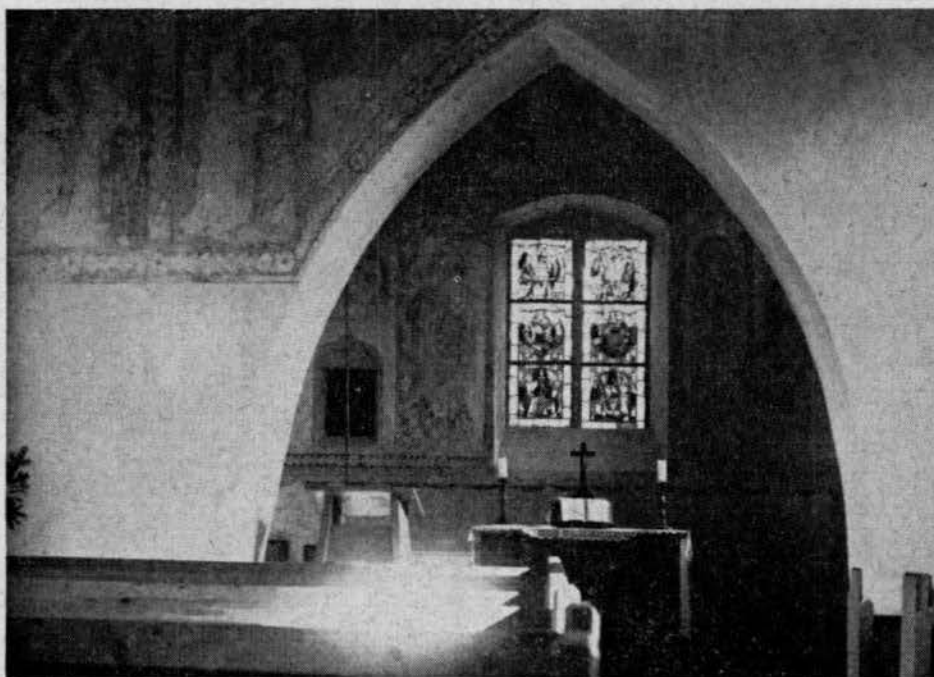
^{20b₁}) Im Anschluß an die zu Anmerkung Ziff. 1b und 2b berichteten Grabungen wurde die Kirche in Lahr- Burgheim im Innern wieder instandgesetzt und als evangelische Gottesdienstkirche hergerichtet. Dabei wurden die Wandmalereien von Restaurator P. V. F e u e r s t e i n, Neckarsteinach, gesichert. Die dringende Notwendigkeit dieser Maßnahme zeigte ein Vergleich mit dem bebilderten Aufsatz J. S a u e r s in dieser Zeitschrift, 1. u. 2. Heft 1910/11, in welcher das Credo auf den Schriftbändern noch wesentlich deutlicher zu lesen war als zu Beginn der Restaurierungsarbeiten 1956. Um einen völligen Verlust der dekorativen Inschriften zu verhindern, mußten diese in dem vorgefundenen bräunlichen Lasurton nachgeschrieben werden.

Bei dieser Gelegenheit wurde die vermutlich älteste Bemalung der Kirche, am Triumphbogen, als Ornament- und Tiermalerei direkt auf den Stein gemalt, erst aufgedeckt.

An der Nordwand des Kirchenschiffes wurde ein Passionszyklus gesichert: Einzug Jesu in Jerusalem, Abendmahl, Fußwaschung, Geißelung(?), Verurteilung(?), Kreuzigung. Darunter traten die Farbreste einer älteren Bemalung zutage, die im einzelnen nicht mehr feststellbar ist. Eine große thronende Heiligengestalt konnte nicht identifiziert werden, da jeglicher Hinweis oder Attribut fehlten. Eine vermutlich als Sakramentshaus dienende Nische zeigte ebenfalls Spuren einer Ummalung, die gesichert wurden.

An der Südwand wurden die ehemaligen romanischen Fenster wieder gefunden und das mittlere mit der bemalten Laibung (Blumenornamente) geöffnet. Der von Sauer schon erwähnte St. Christophorus an der Süd- wand wurde ebenfalls gesichert.

der Wallfahrtskirche Maria Ruh am Bühlweg bei Ortenberg am vollständigsten erhalten (vom Anfang des 16. Jahrhunderts)²⁰). Die Eingangswand enthält eine große Darstellung des Todes Mariä und der Mutter Anna Selbdritt, die Langhausnordwand drei Szenen aus dem Leben des hl. Laurentius, die Südwand elf Darstellungen der Passion des Herrn sowie der hl. Ottilie, die durch ihr Gebet die Seele des Vaters aus der Hölle befreit (Suffragium pro defunctis). Über den beiden Seitenaltären waren als Ersatz für Altaraufsätze gemalt: südlich die Kreuzigung mit Sebastian und Barbara, nördlich Anna Selbdritt mit der hl. Katharina;



Hausgereut.
Evangelische Kirche

die Südwand des Chores zeigt die Immaculata Conceptio. Im alten Chor der Kirche zu Nußbach bei Oberkirch (Turmuntergeschoß) sind (um 1500) dargestellt die Evangelistensymbole, Michael mit der Seelenwage und das Abendmahl. In Zimmern bei Appenweier enthält die Decke des Turmuntergeschoßes (Chor) die Evangelistensymbole, die Flächen seitlich des Südfensters zwei Heiligengestalten (1. Hälfte des 15. Jahrhunderts). Oberachern hat noch im alten Chor unter dem Turm aus dem späten 15. Jahrhundert Bilder der Evangelistensymbole in der Wölbung, und im Felde gegen den Triumphbogen das eines Engels mit den Leidenswerkzeugen, wohl von einem Weltgericht. In Offenburg wurde in einer Nische der südlichen Schiffwand der Klosterkirche eine stark beschädigte Darstellung des Todes Mariä (15. Jahrhundert) 1901 aufgedeckt. In Gamshurst waren auf der Wölbung des alten Chores im Turm Reste der Evangelistensymbole, auf den Schildbogenwänden Petrus, ein Einsiedler, ein Schmerzensmann und eine Heilige zu sehen; in der Schloßkapelle von Kappelrodeck Christus auf dem Regengbogen inmitten der Evangelistensymbole, die Bilder der Heiligen Georg, Katharina, Barbara und Hieronymus sowie eine Darstellung des Todes Mariä²¹). Sehr inter-

²⁰) Vgl. K ü n s t l e , Die Legende der drei Lebenden und der drei Toten (Freib. 1908), S. 10 ff.

²¹) Vgl. Repert. f. Kunstwiss. VII (1889), 403.

essant in ikonographischer Hinsicht waren die beim Abbruch der alten Kirche von Ottersweier aufgedeckten und damals abgelösten Wandmalereien: die südliche Schiffwand enthielt eine Darstellung der Zehn Gebote, der Chorbogen zwei Engel (etwa 1510); bei einer zeitweiligen Freilegung zu Anfang der achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts sollen noch Bilder der fünf Gebote der Kirche zum Vorschein gekommen sein. Die Wandfresken im Chor der Bernharduskirche zu Rastatt gehören mehreren Epochen an; auf der Chorwölbung hat sich infolge früherer Zerstörung des Verputzes nichts mehr gerettet; dagegen sind an den Chorwänden mehrere Szenen der Barbaralegende dargestellt, eine für diese Zeit (etwa 1470) ganz ungewöhnliche Darstellung des Guten Hirten, weiter die Gottesmutter, Papst Alexander (?), die hl. Agnes, der hl. Bernhard vor dem Gekreuzigten, eine Kreuzigung (Anfang 16. Jahrhundert), eine Gruppe dreier Heiligen. In Weisenbach im Murgtal endlich waren an den Wänden des stehengebliebenen Chores der alten Kirche in schlechtem Erhaltungszustand noch eine Schmerzensmutter und mehrere Einzeldarstellungen von Heiligen (Ende des 15. Jahrhunderts) zu bemerken. In der alten Kapelle zu Hausgereut^{21b)} scheinen vorn am Chorbogen noch Spuren von Einzelgestalten unter der geschwärzten Tünche durch; es läßt sich aber einstweilen nichts über das Motiv und die Zeit der Bemalung sagen. Überblickt man diesen fragmentierten Bestand der einstigen spätmittelalterlichen Kirchenmalereien und vergleicht man ihn noch mit dem in anderen Landesteilen erhaltenen, so wird man alsbald bei aller vielseitigen Mannigfaltigkeit der dargestellten Stoffe doch auch eine strenge Gesetzmäßigkeit in ihrer Auswahl und ihrer Verwendung am

^{21b)} Die Freilegungsarbeiten an den Wandmalereien der alten Kapelle in Hausgereut begannen schon 1939. Sie wurden durch den Krieg unterbrochen, 1957 von Restaurator P. V. Feuerstein weitergeführt und zum Abschluß gebracht. Es wurden vier Putzschichten festgestellt, die, wohl als Folge der verschiedenen Bauperioden, nebeneinander lagen und nicht übereinander. Die älteste Putzschicht, die wahrscheinlich aus der Erbauungszeit der Kirche stammt, zeigte geringe rote Farbspuren an der Nordwand, die jedoch keine Identifizierung einer Komposition mehr zuließen. Als einzigen farblichen Schmuck wies die zweite Putzschicht Weiskeuze im Chor auf in gleicher Ausführung wie die Kreuze im Chor der evangelischen Kirche in Kork, die offenbar vom gleichen Maler stammen. Die dritte Schicht war dann mit der von Sauer erwähnten Malerei bedeckt, die jedoch in reicher Entfaltung ursprünglich auf alle Wände der Kirche verteilt war. Sie entstammt im wesentlichen der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Wir zitieren hier auszugsweise den Feuersteinschen Bericht (bei den Akten des Staatl. Amtes für Denkmalpflege, Freiburg):

Im Chorgewölbe sind die vier Evangelistensymbole dargestellt, in den Schildbögen Szenen aus dem Leben des heiligen Nikolaus, darunter unter Baldachinen stehend zwölf Heilige mit Spruchbändern. Das Langhaus wurde mit einer Reihe von Bildern aus dem Leben Jesu bemalt. Die Reihe beginnt an der Nordostecke auf der Triumphbogenwand (Langhausseite) mit der „Verkündigung an Maria“, der „Heimsuchung“ und leitet auf der Chorseite der gleichen Wand über zur „Geburt Christi“, der „Darstellung im Tempel“ und der „Beschneidung“. Die „Anbetung der Könige“ dürfte damals unterhalb der „Geburt Christi“ gemalt gewesen sein, sie ist jedoch samt dem Putz verlorengegangen. Bei dem Gemälde „Christi Geburt“ ist eine interessante Feststellung zu machen: Offenbar hatte der Maler ursprünglich geplant, dieses Feld mit einem einzigen großen Bild gemäß den Nikolaus-Darstellungen zu schmücken. Die anbetende Gottesmutter war schon ausgeführt, als das Bild — vielleicht infolge eines Einspruchs des Auftraggebers — umkomponiert wurde und die gleiche Wandfläche nun mit der „Geburt“ und der „Darstellung“ geschmückt wurde. Die Gottesmutter ist nun in der gleichen Haltung weiter links gemalt und die erste Darstellung zugestrichen bzw. mit dem hl. Josef übermalt.

Auf die Nordwand des Langhauses waren Bilder aus der Passions- und Ostergeschichte gemalt. Dieser Zyklus ist zum großen Teil dem Festereinbruch und dem Emporeneinbau zum Opfer gefallen. Erhalten sind nur Reste einer „Verurteilung“, „Kreuzigung“, „Auferstehung“ und der „Drei Marien am Grabe“.

Als vierte malerische Ausstattung ist der gelb-rote Rankenfries aus der Barockzeit anzusehen. Er verlief seinerzeit unterhalb der Decke des Langhauses sowie um die Fenster des Chores und ist nun noch über dem Triumphbogen zu sehen (3. Verputz).



Hausgereut. Wandmalereien

jeweiligen Ort feststellen müssen. Der Chor ist nahezu regelmäßig und ausschließlich dem Motiv des thronenden Herrn oder in einfacherer Form dem Lamm Gottes oder dem Haupt oder Antlitz Christi inmitten der Evangelistensymbole und des Apostelkreises an den Wänden, der Quelle der Wahrheit und der Gnade vorbehalten. Gelegentlich wird noch der Patron der Kirche oder sonst eine besonders denkwürdige heilige Szene beigefügt, am Triumphbogen ein markanter Vorgang der Heilsgeschichte geschildert, Verkündigung, Kreuzigung oder der Weltrichter. An den Langhauswänden entrollt sich die Geschichte des Herrn, die Legende der Patrone oder sonst dem Interessenkreis der Gläubigen nahestehender Heiliger; daneben als eigentliche Andachtsbilder Darstellungen des Schmerzensmannes ^{22b)}, der Beweinung Christi, einzelner besonders im Andachtsleben des Spätmittelalters verehrter Heiliger, unter denen selten der hl. Christophorus fehlen darf, der vor jähem, unversehenem Tode beschützt. So enthielt das Gotteshaus in kurzem Abriß die

^{22b)} Die Erwähnung des Schmerzensmannes durch Sauer gibt Veranlassung, auf die 1954/55 von P. V. Feuerstein freigelegten Wandmalereien im Chor der evangelischen Kirche von Gutach hinzuweisen. An der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert entstanden, zeigen sie in Tempera in Seccotechnik einen reichen Architekturaufbau um eine wohl seit der Reformation vermauerte Sakramentsnische, von welcher die plastische Umrahmung abgeschlagen ist. Zwei fragmentarisch erhaltene Propheten stehen zu beiden Seiten der Nische. Darüber in gemalter Nische der stehende Schmerzensmann vor rotem Vorhang mit gelbem Damastmuster, ebenfalls von reicher Architekturmalerei umrahmt und bekrönt. — Vgl. E. Schulze-Battmann: „Die evangelische Kirche in Gutach im Schwarzwald“ im „Nachrichtenblatt“, 7. Jahrgang 1956 II/III, S. 37 ff., mit Abbildungen. — Lacroix, Niester in „Kunstwanderungen“, S. 181.



Hausgereut. St. Nikolaus befreit die Schiffer aus Seenot

Grundelemente des Glaubens und die Hauptvorbilder sittlichen Wandels. Was Sinnen und Sehnen des einfachen Menschen ausmachen soll, war hier in vertrauter Verkörperung an den Wänden zu schauen. Was das Kirchenjahr in seinem alljährlichen liturgischen Ablauf dem Christen sagte und kündete, war in bildhaften Formeln zusammengefaßt.

Was den künstlerischen Wert dieser Malereien betrifft, so fehlt es einstweilen noch an jeder zusammenfassenden wissenschaftlichen Behandlung und Würdigung. Sie werden höchstens ihrer stofflichen ikonographischen Bedeutung nach beachtet, und doch können Malereien wie die der Bühlwegkapelle bei Ortenberg und in der Kirche zu Burgheim uns einen Gradmesser für den jeweiligen Stand dieses Kunstzweiges angeben. Bei aller Handwerksmäßigkeit mancher dieser Bilderreihen in einfachen, entlegenen Dorfkirchen klingen doch auf Schritt und Tritt Stileigentümlichkeiten der großen Zeitkunst und ihrer führenden Meister durch. Man wird zwar kaum irgendwo bei uns eine Wandmalerei nachweisen können, die einem dieser großen Meister zugeschrieben werden könnte, aber für die Ausstrahlung ihrer Kunst können sie doch von Bedeutung sein; sie zeigen immerhin, wie diese auf dem Dorfe ins Ländliche und Schlichte übertragen wurde.

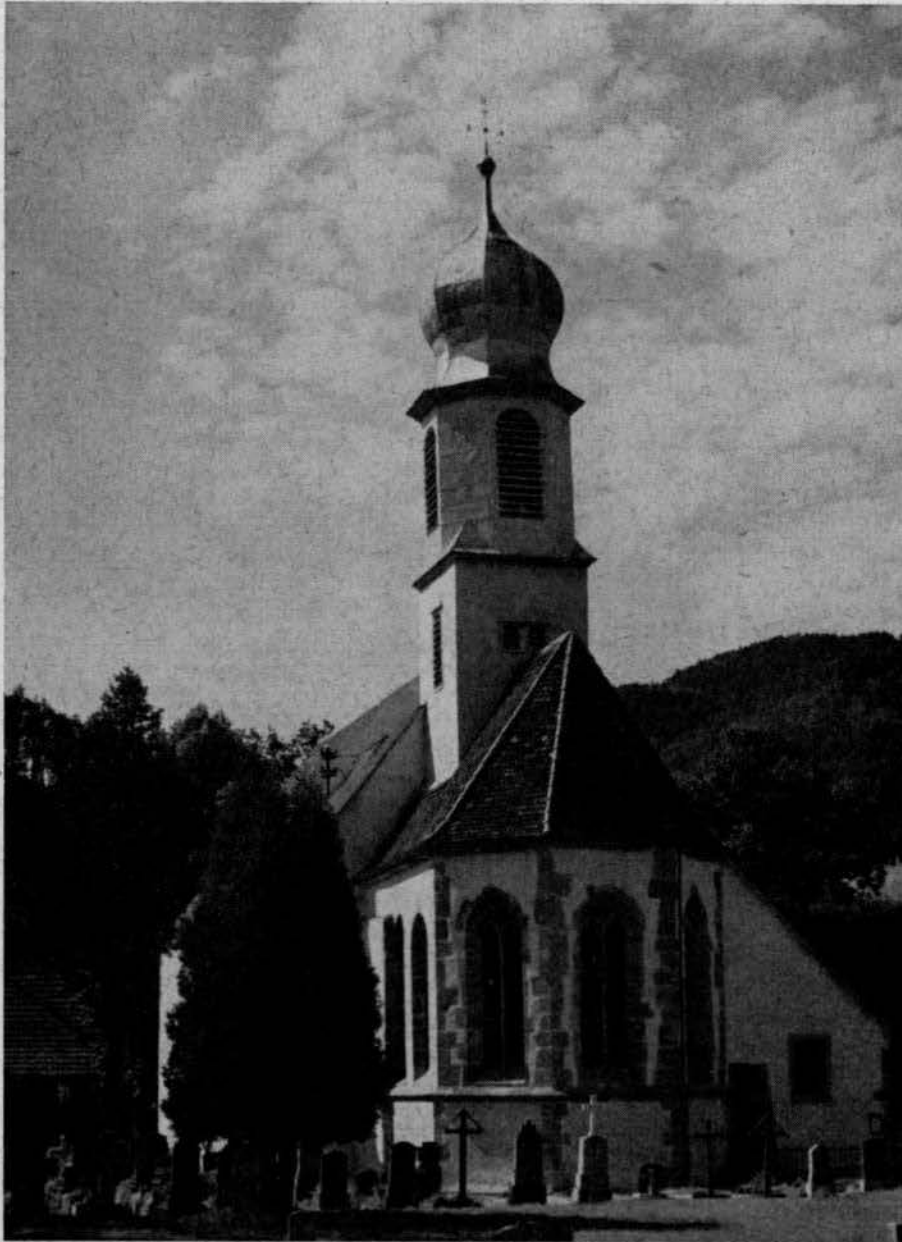
Das Jahrhundert, dem nahezu der ganze Bestand an mittelalterlicher Malerei im Lande angehört, ist von einem starken Strom fortschrittlichen Vorwärtsdrängens durchzogen. Am Anfang steht in der Bodenseegegend und am Oberrhein der Weg-

weiser zu neuzeitlichem Realismus, Konrad Witz, im untern Grenzgebiet von Baden und Württemberg schaffen Lukas Moser und Hans Multscher; dann führen die zwei vielumstrittenen anonymen Meister, ES, der Schöpfer der so lebenssprühenden, kraftquellenden spätgotischen Stillinie, und der ausdruckstiefe Hausbuchmeister, große Schritte weiter in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts. Zuletzt tritt gegen das Jahrhundertende der Vollender der Anregungen des Meisters ES, Martin Schongauer, am Oberrhein auf und anderthalb Jahrzehnte nach dessen Heimgang Hans Baldung. Damit sind die zwei Meister genannt, deren Nachwirkung überall in der Tafelmalerei des halben Jahrhunderts vor der Reformation in unserem mittelbadischen Gebiet zu verspüren ist. Die suggestiv-e Ausdrucks-kraft schongauerischer Zeichnungen, der von aller natürlichen Durchbildung des Körpers absehende Empfindungsgehalt seiner Kunst haben gegen Schluß des Jahrhunderts für kurze Zeit



Hausgereut.
Chor: Südwand.
St. Nikolaus rettet
unschuldig Verurteilte
vor dem
Henkerschwert

nahezu alle schaffenden Künstler in ihren Bann gezogen, bis auch da die Natur wieder die Oberhand über die Manier gewann, zum guten Teil dank den Neuerungen Baldungs. Starke Einflüsse des Kolmarer Meisters weisen die zwei Altartafeln mit Darstellung der Anbetung der Hirten und der Drei Könige in der Kirche zu K i p p e n h e i m (sign. J. S. Sch.) auf (Taf. 5), wobei zu beachten ist, daß die Schauseite sehr erheblich übermalt ist und nur die allerdings sehr beschädigte Rückseite der zwei Tafeln (Verkündigung und Heimsuchung) eine richtige Vorstellung von dem ursprünglichen Charakter der Malerei geben kann. Dem Schongauer-Kreis ist dann auch die Doppeltafel, früher in Kehl aus der Sammlung Hirscher, jetzt in Karlsruhe, zuzuschreiben, die auf der Vorderseite Geburt Christi und Anbetung der Könige, rückwärts einzelne Heilige (Martin, S. Sebastian und Antonius den Einsiedler, Christophorus, Paulus und einen jugendlichen Heiligen) zeigt. Wenn ich recht gesehen habe, so enthält die Gewandsaum-Gravierung das Datum 1505.



Gutach (Schwarzwald).
Evangelische Kirche,
von Osten gesehen
Aufn.: Dr. Schnitzler

In die Nähe von Baldung kommt man vor dem Hochaltar in Lautenbach^{24a)} und den zwei Altären in Lichtental, Fürstenkapelle (1489, jetzt in Karlsruhe, und 1496), aber auch zugleich in ein fast unentwirrbares Labyrinth von Hypothesen²²⁾. Schon 1902 hat eine anlässlich der Ausstellung alter Kunst in

^{24a)} Eine Zusammenfassung der ganzen Problematik zeigt Kurt Willig in seiner Freiburger Dissertation „Die Lautenbacher Hochaltarflügel“ vom Jahre 1931 auf. Dabei ist es auch ihm nicht gelungen, „das Dunkel über dem Meister zu lichten“. Für eine Zuweisung an Grünewald, wie sie Curt Habicht versuchte, sieht er „keinerlei Anzeichen“. Diese Zuweisung nahm neuerdings wieder auf Wolfgang Medding in „Das Münster“ IX, 1956, S. 209 ff. Vgl. dazu auch Hans Heid, Der Lautenbacher Hochaltar ein Grünewald-Werk (1931) und „Der junge Grünewald und die Altarbilder in Lautenbach“ in „Ekkhart“ 1958, S. 15 ff. — Lacroix-Niester (a. a. O., S. 199) vermögen sich einer Zuschreibung an Grünewald nicht anzuschließen.

²²⁾ Ich sehe hier von einer Registrierung der recht umfangreichen Literatur, in der das Problem: Lautenbach — Lichtental — Baldung mehr oder weniger eingehend behandelt ist, ab. Für die ältere Zeit ist auf die Ausführungen Wingenroths in den Kunstdenkmälern Badens VII, 190 ff., zu verweisen. Zusammenhängend hat die ganze Frage seither behandelt Hans Curjel (Die Jugendentwicklung Hans Baldungs.

Baden-Baden berufene Kommission von Kennern ihr Gutachten dahin abgegeben, daß für die zwei Lichtentaler Altäre als Meister Baldung auszuscheiden habe, aber ebenso auch für den Lautenbacher Hochaltar. Die seither gepflogene und auf viel exakteren Ergebnissen über die Schaffensweise des Straßburger Meisters fußende Forschung hat sich mit jenen Feststellungen nicht begnügt, und Baldung ist wieder mit größter Bestimmtheit als Meister des Lautenbacher Altars als eines selbständigen, von dem neuen Stil noch wenig berührten Jugendwerkes von Curjel genannt worden, aber auch des Lichtentaler Altars von 1496, an dem er als Lernender in dem Atelier eines führenden Meisters arbeitete. Der Widerspruch gegen solche Zuweisung blieb nicht aus; er erfolgte zumeist mit einer glatten Ablehnung der Curjelschen Hypothese. Es ist hier weder die richtige Stelle noch auch genügend Raum, in diese ganze Streitfrage weiter einzuführen; sie sollte nur angedeutet werden, um den kunstgeschichtlichen Zusammenhang der drei Altäre wenigstens verständlich zu machen.

Die zwei Altarflügel in Lichtental vom Jahr 1489 (heute in Karlsruhe)^{25a)} mit Darstellungen der Geburt Mariä, Verkündigung, Heimsuchung und Tod Mariä sind insofern für den Lautenbacher Altar beachtenswert, als sie hier in ikonographischer Hinsicht ziemlich getreu nachgebildet sind, so daß bei dem Lautenbacher Meister eine Kenntnis der Lichtentaler Tafeln angenommen werden darf, aber in stilistischer Hinsicht, in bezug auf die Auffassung und Behandlung der menschlichen Figur, auf den ihr gegebenen Ausdruck, liegen wesentliche Unterschiede so starken Grades vor, daß sie auch nicht durch eine Entwicklung einer und derselben Künstlernatur im Verlauf einer längeren Zeit genügend erklärt werden. Am nächsten kommen die Lichtentaler Tafeln noch der Kunst Schüchlings, worauf schon mehrfach hingewiesen wurde. Die zwei andern Tafeln aber vom Jahr 1496, die sehr wahrscheinlich einmal die Flügel zu dem Mittelstück mit den drei Figuren auf dem Nonnenchor bildeten, mit Darstellungen von je drei weiblichen Heiligen auf der Vorderseite (Barbara, Mutter Anna, Agnes-Helena, Apollonia, Kunigunde) und der Ursula- und Magdalenenlegende auf der Rückseite sind dadurch mit Baldung in Zusammenhang gekommen, daß eine Scheibenzeichnung des Straßburger Meisters aus der Zeit um 1510 (in Weimar) ziemlich genau die Darstellung der hl. Helena in Lichtental wiederholt, so daß auch hier vorausgesetzt werden kann, daß Baldung die Lichtentaler Flügel gesehen hat. Daraus aber auf eine Mitarbeit an letzteren schließen zu wollen, geht noch weniger an als die Annahme einer solchen unmittelbaren Beteiligung des Lautenbacher Meisters an dem Altar von 1489. Die zwei Flügel tragen unverkennbar schwäbischen Stempel. Der Lautenbacher Altar mit Darstellungen der Geburt Mariä, Verkündigung, der Geburt Christi, Anbetung der Könige, Darbringung im Tempel, Beschneidung, des Todes Mariens stellt in seiner künstlerischen Eigenart ein fast unlösbares Problem oberrheinischer Kunstgeschichte dar. Er fällt in die Amtszeit des auf dem Bilde der Geburt Mariä knienden Propstes Petrus

Ungedruckte Dissertation der philosoph. Fakultät in Freiburg 1919, und Baldung-Studien I in Galls Jahrbuch für Kunstwiss. I [1923], 182—195). — Das Gutachten der Baldung-Konferenz in Repert. für Kunstwissenschaft XXV (1902), 477 ff.

^{25a)} Sie sind inzwischen wieder nach Lichtental zurückgekehrt und in den dortigen Hochaltar eingebaut worden.



Gemälde am rechten
Seitenaltar in Lautenbach:
Hl. Elisabeth und
hl. Maria Magdalena

Burkardi (1492—1514); vier der Einzeldarstellungen wiederholen ikonographisch ziemlich getreu die zwei Flügel des Lichtentaler Altars von 1489, ohne daß auch ein irgendwie erkennbarer stilistischer Zusammenhang vorläge. Die hervorragende Gabe des Meisters für markante Charakterisierung in Ausdruck und Haltung geht zusammen mit einer tiefen Innerlichkeit und Verhaltenheit: ein grundverschiedenes Temperament gegenüber demjenigen Baldungs. Der Lautenbacher Meister war eine fertige, in alter Tradition ausgereifte, in Technik aber schon fortschrittliche Persönlichkeit, die neben den am Oberrhein überall nachwirkenden Einflüssen Schon-gauers und damit auch der niederländischen Kunst nicht frei von oberschwäbischen geblieben ist und vor allem mehrfache Erinnerungen an Dürers Marienleben aufgenommen hat, so daß man mit der Zeitansetzung sicherlich über 1510 hinausgehen darf.

Mit Baldung wurden aber auch früher häufig die zwei Seitenaltäre in Lautenbach in Verbindung gebracht. Auf dem rechten sind die Rückseiten der Flügel mit Darstellungen des hl. Martin und Wolfgang, die Predella mit den *Quinque virgines principales* (Agatha, Margaretha, Dorothea, Agnes und Apollonia) sowie auf einer wahrscheinlich ursprünglich als Außenflügel dienenden, jetzt über die Altarretabel gesetzten Doppeltafel die Darstellungen der hl. „Witfraw“ Elisabeth (von Thüringen) und Maria Magdalena in Malerei ausgeführt. Die beiden Bischofsheiligen und Elisabeth und Magdalena sind von besonders trefflicher Qualität; mit besonderem Interesse hat der Künstler sich in die landschaftlichen Zugaben vertieft; darin spricht sich ein merklicher Fortschritt gegenüber dem Hochaltar aus. Der Künstler hat an diesem, um 1520 anzusetzenden Werk manche Anregungen für die Charakterisierung der Haltung seiner Gestalten sowie des Gewandes von Baldung übernommen, ist aber keineswegs mit diesem identisch. Der linke Seitenaltar enthält auf den Außenflügeln eine Verkündigung Mariä mit Darstellung des Stifters, der nach einer früher auch inschriftlich (ob ursprünglich?) bezeugten Klostertradition Henricus Fehl (1523) sein soll; der Meister hat dafür das allgemeine ikonographische Schema der Baldungschen Verkündigung vom Schnewlin-Altar in Freiburg übernommen. Auch in den drei Tafeln eines oder zweier Altarwerke in Nesselried (Mutter Anna Selbdritt mit Sippe, Verkündigung und die zwei Heiligen Ursula und Barbara), deren Gewandstil stark maniert erscheint, klingen überall kompositionelle Erinnerungen an Baldung nach (Verkündigung = Schnewlin-Altar und Lautenbacher Seitenaltar; Sippenbild = Mutter Annenfenster Baldungs im Freiburger Münster); die Tafeln werden kaum vor 1530 entstanden sein. In Bohl sb a c h sind die vier Einzelheiligen zweier Flügel, die im 19. Jahrhundert aus Achern kamen (Magdalena, Margaretha, Eucharis, Nicolaus), wohl zwischen 1520 und 1530 anzusetzen, etwas gedrungene Gestalten, in denen neben Baldungschen Einflüssen auch solche von Wechtlin sich zu verraten scheinen.

Aus diesen Resten einiger Tafelaltäre, die von dem ehemals so reichen Bestand spätmittelalterlicher Kirchen sich gerettet haben, ist leicht zu ersehen, welch bedeutsamen Faktor in der Kunstentwicklung von der Spätgotik zum neuen Stil das in den drei ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts zur vollen Reife gelangte Talent Hans Baldungs darstellt. Er war am Oberrhein der mächtig vorwärtsweisende Meister, wie es ein Menschenalter vorher Schongauer gewesen. Nun sind immerhin einige unzweifelhaft sichere Werke dieses Führers noch vorhanden, die ehemals für unser mittelbadisches Gebiet geschaffen wurden, so der prächtige Schmerzensmann von 1513, ehemals im Kloster Lichtental (jetzt Augustiner-Museum in Freiburg), koloristisch ein Kabinettstück, mit dem in etwas lautem Schmerzgestus am sitzenden Leichnam des Herrn emporkletternden und in den Wolken herumwühlenden Heer von Engelputzen, wie sie sonst in heller Freude auf dem Freiburger Krönungsbild herumtummeln. In S c h u t t e r n war ursprünglich die Berliner Kreuzigung, die derjenigen des Freiburger Hochaltars schon nahesteht, während das Basler Gegenstück nicht nur ikonographisch, sondern auch stilistisch der älteren Tradition noch verbunden ist. Ob auch das Motivbild des Markgrafen Christoph von Baden mit Mutter Anna Selbdritt (Karlsruhe) in unsere

Gegend gehört (Lichtental), ist nicht unzweifelhaft sicher. Nicht unerwähnt darf bleiben das Bildnis des Markgrafen Christoph von Baden (München) mit dem kraftvollen Charakterkopf. Baldung starb 1545 in Straßburg in seinem Haus in der Brantgasse, ohne Kinder zu hinterlassen; seinen Nachlaß erwarb der Straßburger Maler Nikolaus Krämer, der, offenbar altgläubig geblieben, nach Ausbruch der Reformation Straßburg verließ, nach Baden übersiedelte und 1553 in Ottersweier starb, wo am alten Chor der Kirche seine Grabtafel noch erhalten ist, auf der



Neuensteinscheibe, alt, in der Lautenbacher Kirche



Neuensteinscheibe, neu, in der Lautenbacher Kirche

er als pictor und civis Badensis bezeichnet wird. Daß er dort auch die beim Abbruch der Kirche nach Karlsruhe verbrachten Wandfresken neben so vielem anderem in Mittelbaden in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts Entstandenem gemalt hat, bleibt so lange eine leere Vermutung Fr. Mones, als kein urkundlicher Beweis erbracht oder irgendein Werk Krämers nachgewiesen wird, an dem jene Malereien gemessen werden könnten. Krämers Nachlaß, darunter das Skizzenbuch Baldungs, ging nach seinem Tod in den Besitz seines Schwagers, des Straßburger Malers und Stadtchronisten, Sebald Büheler, über²³⁾.

Aus dem Baldungskreis heraus fällt die Tafel im Pfarrhaus zu Oberweier mit Darstellung der Kreuzigung, des Täufers, der hl. Barbara und eines Stifterpaares, die um 1500 angesetzt werden kann; ebenso die zwei nur vorderseitig be-

²³⁾ Vgl. L. Dacheux, La Chronique Strasbourgeoise de Sebald Buheler (Fragments des anciennes chroniques d'Alsace I), Straßburg 1887, S. 25. Dazu Stiasny, Wappenzeichnungen Hans Baldung Griens in Koburg, Wien 1895.

malten Tafeln mit Tod und Himmelfahrt Mariä in der Kirche zu K i p p e n h e i m. Eigenartig stilisierte Röhrenfalten in ganz manieriertem Verlauf umsäumen glatt behandelte Gewandflächen, ähnlich wie auf einem aus Salem stammenden Bild auf Schloß Eberstein. Neben einzelnen fortschrittlichen Elementen, die immerhin auf die Entstehungszeit um 1525 schließen lassen, steht eine merkwürdige Befangenheit, natürlich darzustellen und vor allem den Menschen richtig zu charakterisieren. Von einem übernommenen Schema kann sich der Meister nicht frei machen.

Von Werken spätmittelalterlicher Glasmalerei hat sich nur ganz wenig bei uns gerettet. Was noch durch alle Fährnisse bis ins 19. Jahrhundert kam, ist meistens der auf diesem Kunstgebiet sehr früh einsetzenden Sammlerleidenschaft zum Opfer gefallen. Die noch in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts in Bühl, Gengenbach, Oberkirch, Ottersweier, Weingarten vorhandenen alten Scheiben sind seitdem unauffindbar geworden; manches scheint nach Schloß Eberstein gekommen zu sein, manches andere aber ganz außer Landes, soweit es nicht einfach zugrunde ging. Nur die Kirche in L a u t e n b a c h hat den größten Teil ihrer das ganze Gotteshaus geschlossen füllenden farbigen Verglasung gerettet, leider durch eine unerhört sorglose, um nicht mehr zu sagen, und pietätlose Restaurierung in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in ihrer Vollständigkeit stark gelichtet und durch Neugängung in ihrem Wert schwer beeinträchtigt. Immerhin ist das viele Unberührte wertvoll genug, um einen der kostbarsten Schätze des Landes darzustellen. Nach den Angaben des Klosterchronisten war auf einer Scheibe die Jahreszahl 1482 zu lesen, und da die Scheiben sich in stilistischer Hinsicht wie auch in bezug auf die technische Ausführung aufs allerstrengste berühren mit den zu Anfang unseres Jahrhunderts durch Brand vernichteten Glasmalereien der Magdalenenkirche in Straßburg, die 1480 entstanden sind, wird man wohl die gleiche Straßburger Werkstatt für beide Serien annehmen können. Dargestellt sind außer einigen neutestamentlichen Motiven vorwiegend Einzelheilige mit Stiftern, unter denen eine größere Anzahl Adelsgeschlechter (Ramstein, Neuenstein, von Großweier, Schauenburg, von Sulzbach, Wegstein von Oberkirch u. a.) vertreten sind, fast durchgängig auf Schriftbändern gekennzeichnet, soweit die Texte nicht hoffnungslos durch die Restauration entstellt sind. Eine starke Dosis Naturalismus ist den Darstellungen eigen; sie sind die beste Leistung der Schongauerschule in Straßburg. Frankl hat als ihren Meister den aus der Straßburger Glasmalereischule hervorgegangenen Hans Wild festgestellt, der auch die beiden großen Chorfenster im Ulmer Münster geschaffen hat ²⁴⁾ und ^{26a)}.

Nach dem fast fieberhaften Baubetrieb am Schlusse des Mittelalters und der überreichen Inanspruchnahme der bildenden Künste, die im 15. Jahrhundert und im ersten Viertel des 16. bei uns ihre kaum je wieder erreichte Blütezeit erlebten, setzt im weiteren Verlauf des 16. Jahrhunderts fast jäh ein Stillstand ein. Die Reformation, die in Mittelbaden zeitweilig ausgedehnte Gebiete erfaßt hatte, wichtige

²⁴⁾ F r a n k l, Beiträge zur Geschichte der süddeutschen Glasmalerei im 15. Jahrhundert (Dissert. der Münchner philosoph. Fakultät 1911), S. 71.

^{26a)} Heute sind die Scheiben als Werke des Peter Hemmel von Andlau erkannt. Über ihn: Paul F r a n k l, Peter Hemmel, Glasmaler von Andlau, und Hans W e n t z e l, Meisterwerke der Glasmalerei, 19542, S. 63 ff.

Territorien, wie das von Hohengeroldseck mit Lahr und das Hanauerland, dauernd der neuen Lehre zuführte, und die mehrfach bis zu kommunistischen Tendenzen sich versteigende soziale Bewegung der Bauernaufstände brachten so schwere Erschütterungen in das gesellschaftliche Leben und so ernste Unruhe vor allem in kirchliche Kreise, daß an erhebliche Aufwände für Kunst gar nicht gedacht werden konnte. Die bildenden Künste wurden zudem, soweit sie für die Kirche arbeiteten, durch die Reformation ins Mark getroffen. Maler und Bildhauer wurden jetzt nahezu brotlos. „Mahler und Bildhauer supplicieren“, wie es von Straßburg in einem Annalenfragment Sebastian Brants heißt, „dieweil durch das wort gottes ihr Handtierung abgond, sie mit empter vor Andern versehen.“²⁵⁾ So mußten sie sich, nur noch gelegentlich mit Aufträgen für Porträtbildnisse, Dekorationsmalereien in Häusern oder für Epitaphien betraut, nach anderer Beschäftigung umsehen. Aus den Kirchen hinausgeworfen, hatte die Kunst ihr wichtigstes Betätigungsfeld eingebüßt; sie wurde säkularisiert. Der Profanbau tritt jetzt viel stärker als in den vorausgegangenen Jahrhunderten in Erscheinung. Aber auch von den vorhandenen Bildwerken des „papistischen Wesens“ wurden die zeitweilig oder dauernd der Reformation zugefallenen Kirchen gesäubert und so die Schöpfungen mittelalterlicher Kunst in manchen Teilen Mittelbadens restlos vernichtet. Namentlich im Kinzigtal führte Graf Wilhelm von Fürstenberg in den vierziger Jahren des 16. Jahrhunderts regelrechte Bilderstürme durch und ließ selbst die Glocken, wie in Wittichen und auf dem Roßberg, nach Straßburg wegführen, um sie zu Geschützen umgießen zu lassen. Im Hanauerland, in dem Graf Philipp IV. um die Mitte des Jahrhunderts die Reformation durchführte, ist tatsächlich alles verschwunden, was an die alte Zeit noch erinnern konnte. Von Willstätt berichtet der Straßburger Chronist Sebald Böheler zum Jahr 1566, daß „die taflen (Tafelaltar) aus dem Chor abgerissen, der



Schauenburgscheibe in der Lautenbacher Kirche

²⁵⁾ Chroniques d'Alsace III: Les Chroniques Strasbourgeoises (Straßburg 1892), p. 248.

tauffstein aus den Kirchen geworfen und aus einem becken angefangen wurde zu tauffen im ganzen Land herum“²⁶⁾).

Das neue Jahrhundert war gekennzeichnet durch die langsame Aufnahme der Formen des Renaissancestiles, die sich aber mehr in dekorativer Bedeutung und Funktion an das konstruktive Gerüst der Spätgotik ansetzten. Namentlich in der Baukunst erhielt sich die Gotik noch das ganze Jahrhundert hindurch, ja selbst bis ins

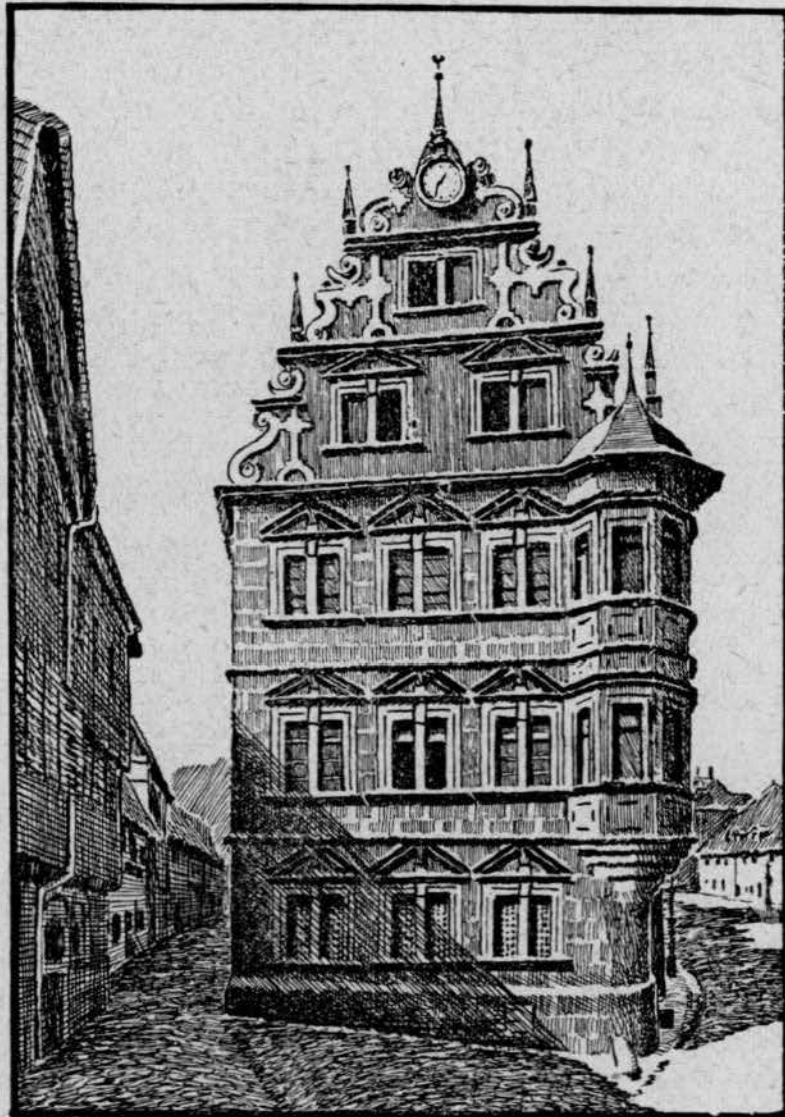


Pietascheibe
in der Lautenbacher Kirche

17. Jahrhundert hinein. Das schöne Ebenmaß der Verhältnisse und der rhythmische Schwung in der Gliederung der einzelnen Teile des Aufbaues, wie beide in so unvergleichlicher Schönheit die Schöpfungen italienischer Renaissance charakterisieren, darf man auf deutschem Boden nicht erwarten. Sie waren auch undenkbar bei dem Fortleben der alten Stiltraditionen. In Deutschland suchte man mehr die malerische Wirkung der Bauwerkē, man häufte das fremde, von Italien übernommene Ornament oft in verwirrendem Reichtum an den im Grunde nach gotischen Konstruktionsgesetzen erstellten Bauten, legte Säulen antiker Formen, mit Gesims und Giebel, um die Türen, faßte die Fenster mit Kandelabern, schönen Ranken, mit dem unerschöpflichen Motivenschatz der römischen Grotteskendekoration ein, zog ähnliche Füllung über Friese, durchsetzt mit Medaillons, Putten u. a., brachte an Pilastern und in Bogenzwickeln antike Trophäen an und löste die gotischen Treppengiebel in eine Folge von ineinandergreifenden Voluten mit Obelisken am Fußpunkt auf. Bald aber bildete man ein eigenes, in Italien fremdes Ornament aus in dem Beschläg- und Rollwerk, das für die deutsche Renaissance charakteristisch ist und das aus dünnen,

²⁶⁾ La chronique Strasbourgeoise de Sebald Buheler (Straßburg 1887), p. 116.

wie aus Blech geschnittenen Bändern in geschwungenen oder gebrochenen Linien, mit Nagelköpfen versetzt, besteht. So entstanden Bauten ohne konstruktive Logik und Klarheit, aber von höchster malerischer Wirkung. Spät erst, im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts, kommt die Selbstbesinnung und mit ihr Werke, die nach strengerer Gesetzmäßigkeit und klareren Verhältnissen zumeist von Niederländern beeinflusst oder erbaut wurden. Eine Reihe von Rathausbauten, die als Ausdruck



Rathaus in Gernsbach

bürgerlichen Wohlstandes und städtischen Machtgefühls in den größeren Städten jetzt entstanden, nachdem man sich das ganze Mittelalter hindurch für Rechtshandlungen wie Verwaltung mit schlichterer, vielfach provisorischer Einrichtung von Ratsstuben hatte begnügen müssen, wurde im Laufe des 16. Jahrhunderts errichtet. Sie enthielten im Erdgeschoß gewöhnlich die große Markthalle, darüber den Ratsaal. Das dieser Zeit (1604—1607) entstammende Offenburger Rathaus ist dem großen Brand von 1689 zum Opfer gefallen²⁷⁾; erhalten, wenn auch neuestens

²⁷⁾ Der württembergische Meister Heinrich Schickhardt, der Erbauer von Freudenstadt und Schiltach, hat die Ansicht davon in einer Zeichnung festgehalten, vgl. E. B a t z e r, In und um Offenburg IV (1921), S. 9.

gründlich umgebaut, ist dagegen das von L a h r. Es war im Kern noch rein gotisch, wie die großen Spitzbogen der untern Halle und die Fensterprofile ohne weiteres zeigen; der mehrfach gebrochene Volutengiebel aber war schon eine Neuerung der deutschen Renaissance. Eine hohe Freitreppe an der einen Langseite mit Maßwerkbrüstung führte ins Obergeschoß; ihre obere Plattform war überdeckt von einem auf Säulen ruhenden Baldachindach. Und hier kam der neue Stil mit seinem Beschlågornament und den korinthischen Kapitellen rein zum Durchbruch. Datiert ist dieser altanartige Überbau vom Jahre 1608. Der heute unverständliche radikale Umbau am Ende der achtziger Jahre des letzten Jahrhunderts hat dem Bau bedauerlicherweise alle Schönheit und den ganzen Stilcharakter geraubt. Wesentlich einfacher und anspruchsloser ist das Rathaus von Schiltach vom Jahre 1590 gehalten, das dem Erbauer des Stuttgarter Lusthauses Beer oder Schickhardt zugeschrieben wird. In ursprünglichem Zustand noch ziemlich unverändert erhalten ist aber das nicht sehr große Rathaus von Gernsbach^{23b)} (1617—1618 als Privathaus erbaut); die reiche Dekoration des Äußern sehr fein durchgebildet. Im Winkel zweier Straßenzüge errichtet, ist diese Lage noch besonders betont durch einen kräftigen, im Eck vorgekragten Achteckerker, der Giebel der einen Straßenseite mit Voluten und Obelisksen besetzt, der der anderen als Zwerchhaus ausgebildet, die jederseits nur drei doppeltgeteilten Fenster mit flachem, gebrochenem Giebel überdacht. In Einzelheiten macht sich schon über den Renaissancestil eines Schickhardt hinaus das Nahen des Barock bemerkbar.

Der Wohnbau der Renaissancezeit ist fast noch gründlicher als die großen Monumentalwerke unter der Wirkung der späteren Kriege und vor allem der Modernisierungswut der Neuzeit verschwunden. In belebteren Städten haben gerade die letzten Jahrzehnte mit den schönsten, über alle früheren Fährlichkeiten hinweggekommenen Beispielen aufgeräumt, wie mit dem des prächtigen Pfaffschen Hauses in Gengenbach. Erhalten ist noch das einfache Gebäude der Einhornapotheke mit Volutengiebel in Offenburg (1599). Im holzreichen Gebiet der Schwarzwaldtäler sind ungemein malerische Fachwerkbauten in den Stilformen der deutschen Renaissance entstanden, von denen sich noch manche schöne Beispiele in Gengenbach^{24b)}, Schiltach²⁵⁾ (besonders das Gasthaus zum Adler vom Jahre 1604 mit reichem Erkerbau), in Gutach, Kirnbach und Oberkirch (besonders der Neuensteinerhof, jetzt Gasthaus zur Sonne, von 1629^{26b)}) gerettet haben.

^{23b)} Vgl. Arnold Tschira, a. a. O., S. 371 ff. — Lacroix, Niester vermuten, daß als Architekt Johannes Schoch, der Erbauer des Heidelberger Friedrichsbaues, in Frage kommt. Siehe „Kunstwanderungen“, S. 220, mit Abbildung. — Das Gebäude wurde im Jahr 1959 an seinem gesamten Äußeren einer gründlichen Instandsetzung unter Sicherung der wertvollen Werksteinarchitektur unterzogen.

^{24b)} Aus Anlaß des im Herbst 1960 stattfindenden 600jährigen Jubiläums der Erklärung Gengenbachs zur Freien Reichsstadt erhält das Bild der Altstadt eine großzügige Bereinigung im historischen Sinne, unter anderem auch durch Freilegung der zwischenzeitlich verputzt gewesenen Fachwerkhäuser, die zum Teil noch aus der von Sauer besprochenen Stilepoche stammen.

Vgl. Hermann Schilli: „Gengenbach als Fachwerkstadt“ in Gengenbach, Vergangenheit und Gegenwart, J. Thorbecke, Konstanz 1960, mit zeichnerischen Aufnahmen.

^{25b)} Vgl. Arnold Tschira: „Das Fachwerkhaus in Schiltach“ im Jahresband 1935 der Badischen Heimat mit zeichnerischen Aufnahmen und Abbildungen.

^{26b)} Hier darf auch auf das nur wenige Jahre jüngere Gasthaus „Obere Linde“ hingewiesen werden. Vgl.



Gengenbach. Fachwerkreilegung der Küferei Frey

Von Bauten der neuaufgekommenen und daher leichter den neuen Stilformen verpflichteten Orden (Kapuziner und Jesuiten) war entweder nie viel in Mittelbaden vorhanden oder das Vorhandene ist wieder verschwunden. Bedauerlich bleibt, daß das Jesuitenkolleg in Baden, das 1640 bis 1674 von dem Architekten Tommaso Comacio aus Rovereto erbaut worden war, 1689 vernichtet wurde, der Wiederaufbau durch Domenico Egidio Rossi und Giovanni Mazza (1697) war einfach und schmucklos; nach der Vertreibung des Ordens wurde die Kirche abgetragen und das Kolleggebäude Rathaus. Die Kapuzinerklöster und -kirchen waren zumeist, dem Ordensgeist entsprechend, in anspruchslosestem Aufbau gehalten; in der Ausstattung der Kirchen, besonders der Altäre, in dem üblichen Barock; die von Baden (1694 neu aufgebaut) und von Oberkirch (1696—1697) sind der Säkularisation zum Opfer gefallen; dabei muß die Kapuzinerkirche von Baden bedeutende Grabdenkmäler und Gemälde besessen haben; die Altäre wanderten nach Ebersteinburg und Daxlanden. Erhalten blieben

Joseph Schlippe: „Oberkirch, Hotel Obere Linde“ im „Nachrichtenblatt“, 5. Jahrgang 1954, Nr. 7/10, S. 55.

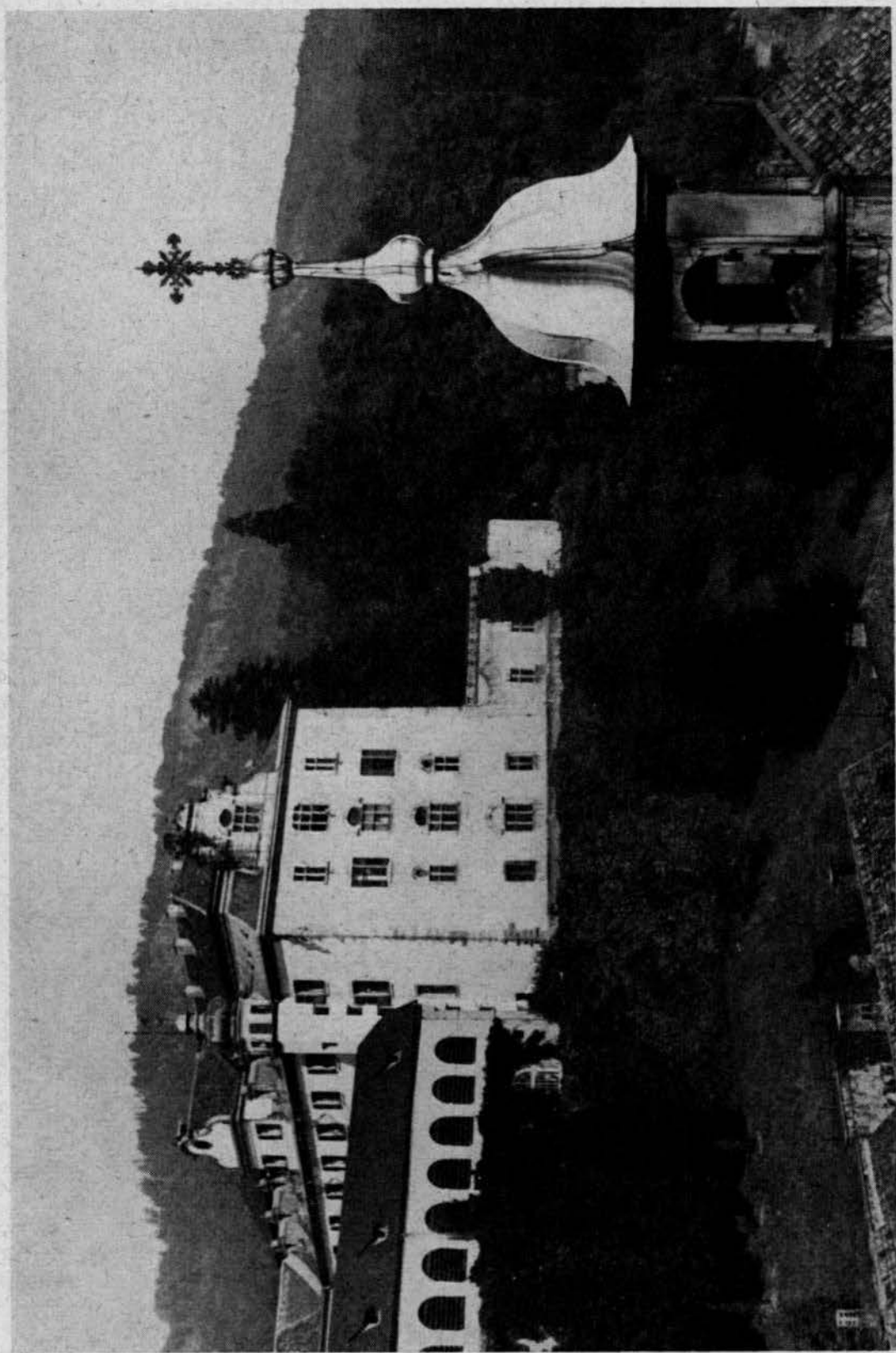
in anderer Zweckbestimmung nur die Klöster von *O f f e n b u r g* und *H a s l a c h*, die Kirche des ersteren (1641—1647) in schlichtestem Aufbau mit Barockaltären, die von Haslach (1631) mit mächtigen Altaraufbauten mit reichem Rokoko-schnitzwerk und großen Holzepitaphien für die Angehörigen des fürstenbergischen Hauses (1655, 1742) ^{27a}).

Am ausgiebigsten und reichsten, aber auch am reinsten kam der neue Stil in den verschiedenen *S c h l o ß b a u e n* des 16. Jahrhunderts zu Wort. An Stelle der Wehrburg auf den Höhen tritt jetzt das wohllichere und geräumigere Stadtschloß. In Mittelbaden kann nur noch das Neue Schloß zu *B a d e n - B a d e n* ^{27b}) von den Dispositionen und dem Formenreichtum der Renaissance Zeugnis ablegen, denn seine ausgedehnte Anlage hat sich trotz des Brandes von 1689 und trotz der Erneuerungsarbeiten der Folgezeit noch größtenteils erhalten. Die Verlegung der markgräflichen Residenz von Hohenbaden in die Stadt hat sich im Laufe des 15. Jahrhunderts vollzogen; 1479 errichtete Christoph I. auf älterer Grundlage, die z. T. noch romanische, wenn nicht gar frühere Bestandteile aufweist, eine neue Burg, von der sich der noch gotische, später erweiterte Torbau erhalten hat. Im Laufe des frühen 16. Jahrhunderts kam auf der Südseite des Schloßhofes der zweigeschossige Orangeriebau hinzu, nachdem die alte Wehrmauer gefallen war. Er zeigt ausgesprochen Renaissancecharakter in den über die ganze Front entlang in zwei Stockwerken ziehenden Rundbogenarkaden. Dem Bau Christophs I., also dem Schluß des 15. Jahrhunderts, gehört auch der an das Haupttor gegen Norden anschließende Marstall an, der noch keinerlei Spuren des neuen Stiles zeigt; erheblich älter dürfte der auf der Nordseite des Hofes stehende, ursprünglich wohl zu Wehrzwecken erstellte Archivturm von noch rein gotischem Charakter sein; desgleichen auch das Souterrain des dem Archivturm in den Schloßhof hinein vorgelagerten Kavalierbaues von 1709, der aus einer rechteckigen, der Länge nach von zwei auf Pfeilern ruhenden Tonnen überwölbten Anlage besteht. Über diesem älteren Keller hat Christoph I. einen großen dreistöckigen Bau errichtet, der sich bis zum großen Brand erhalten hat und von dessen Fassade noch mehrere spätgotische Konsolbüsten sich gerettet haben.

Diese verhältnismäßig unregelmäßige, weil zu verschiedenen Zeiten des 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts entstandene und mit noch älteren Teilen rechnende Anlage wurde im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts in einen mehr regelmäßigen Schloßbau umgewandelt, und zwar derart, daß jetzt alle vier Seiten des Schloßhofes von Gebäuden umschlossen wurden. Markgraf Philipp II. berief dazu *C a s p a r W e i n h a r t* aus Benediktbeuren (1573), der hier eines der schönsten Denkmäler deutscher Renaissance schuf, vor allem in dem über die vom Palas der

^{27a}) Vgl. *O t t o G ö l l e r*, Zur Geschichte des Grafen Christoph II. von Fürstenberg (1580—1614) und des Kapuzinerklosters in Haslach i. K., diese Zeitschrift 20, 1933, S. 151 ff.

^{27b}) Vgl. *O t t o L i n d e*, a. a. O., „Das Großherzogliche sogenannte Neue Schloß in Baden-Baden“, in dieser Zeitschrift, 21. Heft 1934, S. 95 ff., mit Plänen und Abbildungen. — Derselbe: „Das Großherzogliche Neue Schloß Baden“, a. a. O. (unter Ziffer 5b), S. 175, mit Plänen und Abbildungen. — *L a c r o i x*, *H i r s c h f e l d*, *N i e s t e r*, *L i n d e*: a. a. O., S. 232 ff., mit Plänen und Abbildungen. Aus Anlaß der in jüngster Zeit erfolgten Einrichtung des „Zähringer Museums“ im Neuen Schloß und auch weiterhin im Sinne denkmalpflegerischer Erhaltung werden der Palas und die anderen wichtigen Gebäulichkeiten des Schlosses unter fachkundiger Leitung von Dr. *G r a f v o n K a l n e i n* hergerichtet.



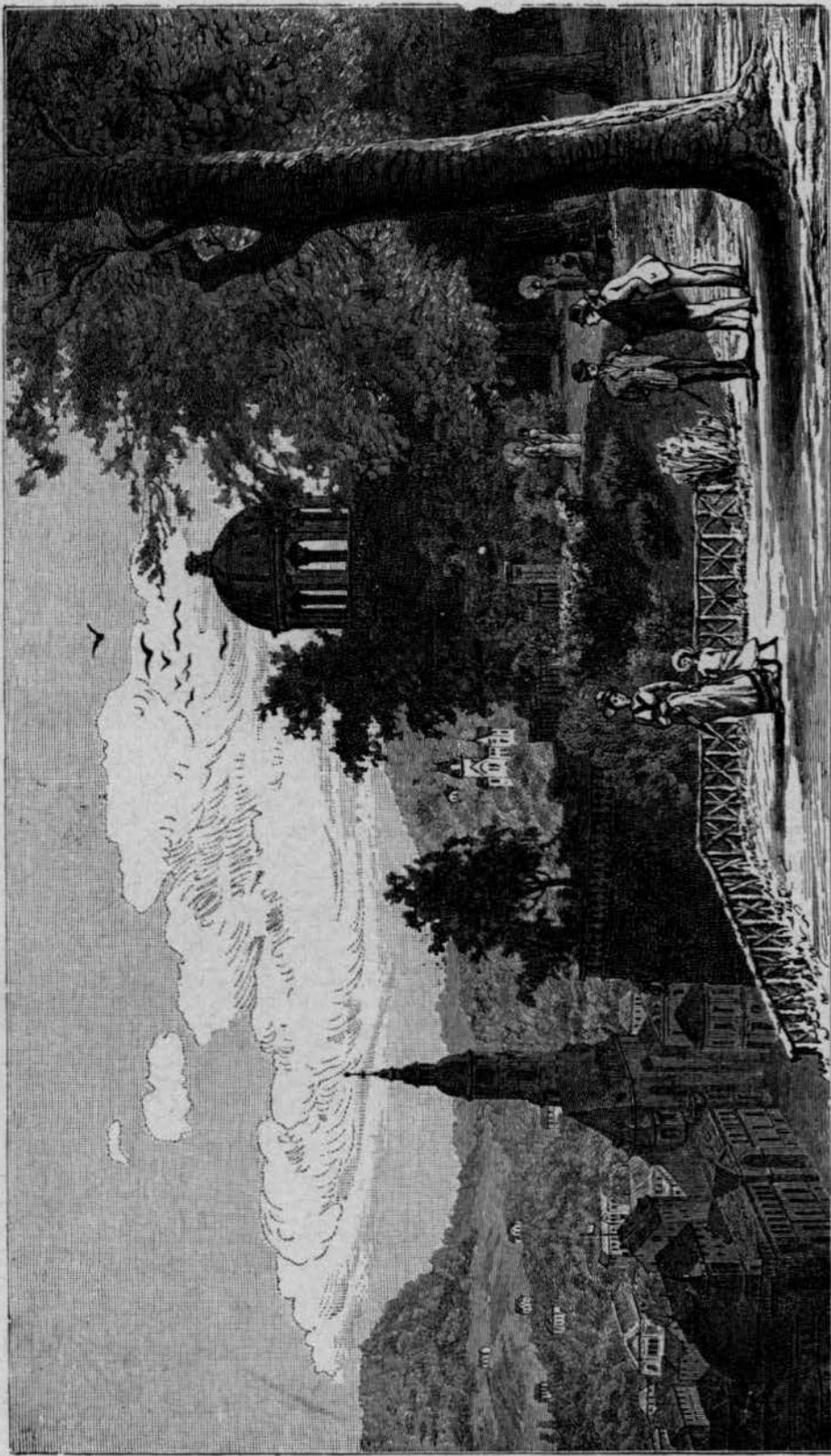
Neues Schloß Baden-Baden

Aufn.: Sigrüd Rothmann, Baden-Baden



Baden-Baden, Neues Schloß, Grottensaal um 1660

gotischen Burg vorher eingenommene Ostseite des Hofes gezogenen Palast und dem auf der Nordseite daran angeschlossenen Küchenbau. Der erstere ist in seiner Außenerscheinung verhältnismäßig einfach, nur durch den Portalbau mit Volutengiebel stärker betont und durch den der rechten Fassadenhälfte vorgesetzten Sechseckturm; der ursprüngliche Eindruck ist heute freilich stark verwischt, seitdem das Dach im großen Brand zerstört und hernach neu aufgesetzt wurde. Das Portal hat seitlich zwei dorische Säulenpaare, die eine Nische einfassen und darüber einen Dreieckgiebel tragen, während über der Toröffnung ein schöner Wappenaufsatz ruht. Der Grundriß dieses Palastes zeigt streng regelmäßige Anlage; ein Mittelgang zerlegt den Bau in seiner Länge in zwei Hälften, gekreuzt von dem Eingang und Treppenaufstieg. Im Untergeschoß liegen ein Speisesaal und alte Baderäume, die mit reichstem Stukkaturschmuck von kräftiger Durchbildung, mit Hermen um Wandnischen, Fenster und Türen u. a. ausgestattet sind. Im zweiten Geschoß der große Prunksaal, dessen Wände Fürstenbilder zierten, während das Spiegelgewölbe mit 13 großen, figurenreichen Fresken von der Hand des Tobias Stimmer (1579—1584) und seines Bruders überdeckt war. Es war ein regelrechter Fürstenspiegel, der laut beigefügten Versen den Ablauf des menschlichen Lebens in seinem Kampf zwischen Gut und Böse veranschaulichen sollte. Der Brand von 1689 hat leider diese für die geistige Einstellung der Zeit charakteristische wie in der dekorativen Wirkung besonders starke Kunst des Meisters völlig vernichtet, nur in einer flüchtigen Kopie und einer eingehenden, dem P. Gamans S. J. mit Unrecht zu-



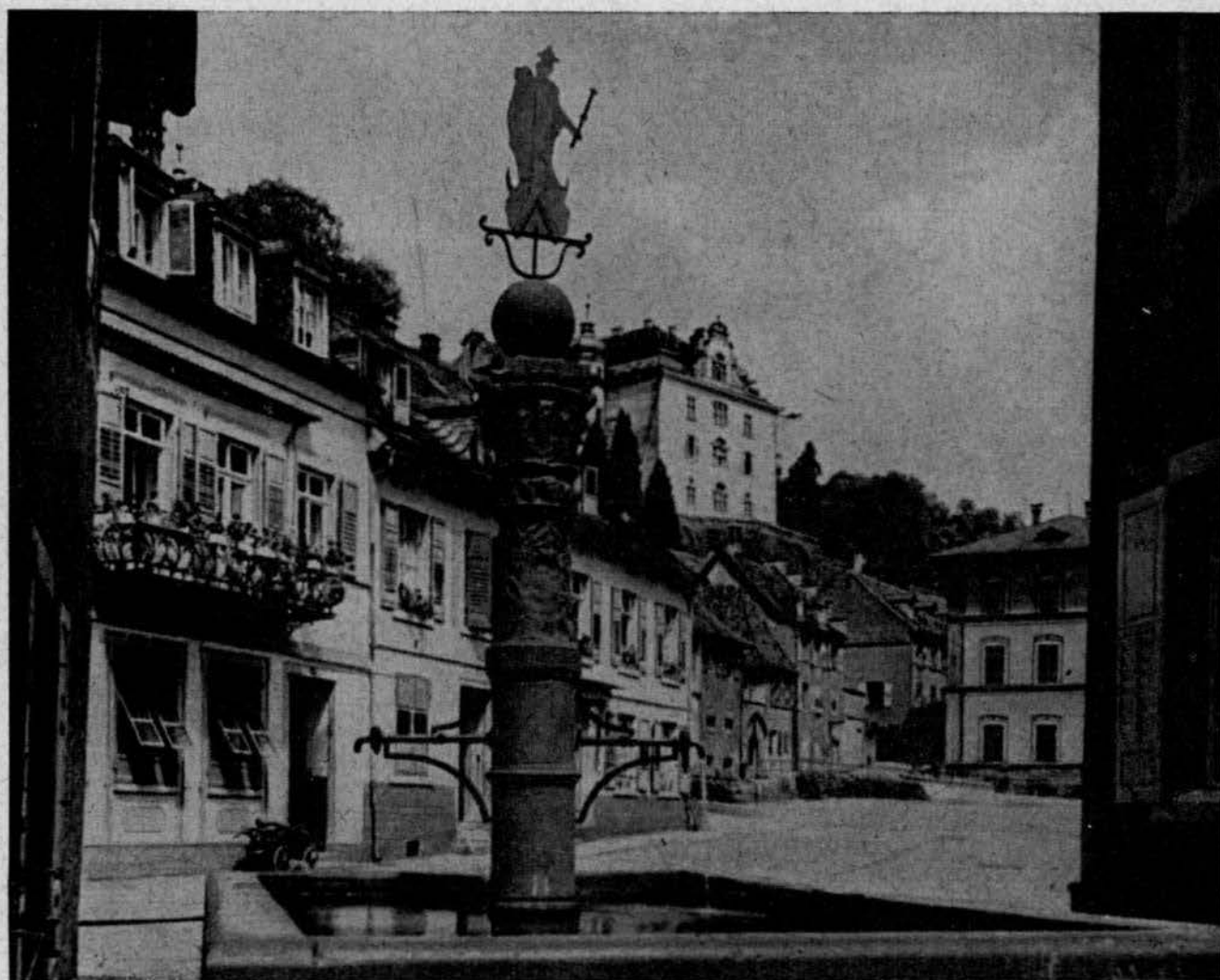
Das Tempietto auf der Altane des Neuen Schlosses zu Baden-Baden

geschriebenen Beschreibung von 1667 ist uns eine Erinnerung daran erhalten geblieben. In der südlichen Hälfte des Palastes war nach Osten die Kapelle eingebaut, zu der eine Türe mit reichem Beschlag und Rollwerk und einem das Relief des Heilandes zeigenden Aufsatz den Zugang vermittelte. Ein im Dreieck ausladender Erker für den Altar hat zwischen zwei geradstürzigen Fenstern ein zweigeteiltes mittleres mit rundbogigem Maßwerk. Auffallend reich gegliedert ist das Äußere des auf der Nordseite an das Hauptgebäude anschließenden Küchenbaues, das in seinen zwei unteren Geschossen eine offene Rundbogen-Loggia aufweist, die im Obergeschoß mit einer reich durchbrochenen Ballustrade abgeschlossen ist und hier durch ionische kannelierte Säulen mit starker Schwellung getragen wird. Fenster und Türen im Untergeschoß sind aufs reichste mit den trefflich behandelten Ornamentmotiven deutscher Renaissance umzogen. Das edelste Zierstück dieses Neubaus aber ist der Dagobertsturm ^{28b)} auf der Gartenterrasse vor der Orangerie, ein unübertroffenes Meisterwerk dieses Stiles. Der allein noch erhaltene Oberteil stellt einen mit Kuppel abgeschlossenen Rundtempel dar mit offenen Rundbogenarkaden, die unten mit einer durchbrochenen Steinballustrade geschlossen und vor deren Pfeiler ionische Halbsäulen vorgelegt sind. Gesimsfriese, Arkadenleibungen und die Kuppelfelder im Innern sind aufs reichste und doch mit wohlberechneter Disposition für vornehme Wirkung mit Beschlägornament, Zahnschnitt und Eierstab überzogen.

Das Badener Schloß ist das bedeutendste Renaissancedenkmal in unserer Gegend, in seiner kunstgeschichtlichen Stellung die Mitte zwischen dem Heidelberger und dem Heiligenberger Schloß haltend. Kein anderer Bau Mittelbadens kann sich auch nur annähernd mit ihm messen ^{29b)}. Die Formenwelt dieses Stiles kommt an ihm trotz aller Beeinträchtigung durch spätere Eingriffe und Schäden am reinsten und in klassischer Ausbildung zur Erscheinung. Was uns sonst noch aus dieser Zeit erhalten ist, *G r a b d e n k m ä l e r* und *B r u n n e n*, ist meist von ländlicher Befangenheit und Derbheit. Der Ritter auf dem *G e n g e n b a c h e r* Marktbrunnen von 1582, die Grabdenkmäler an der Stiftskirche in *L a h r*, in *O f f e n b u r g* die des Georg Berger von 1585, des Christoph Wydt (1596) an der Stadtkirche, in *G e n g e n*

^{28b)} Die Bezeichnung „Dagobertsturm“ beruht auf einem Irrtum, da dieser Name keinerlei historischen Bezug zu dem Türmchen hat; die historisch richtige Bezeichnung ist „Philippstürmchen“ nach seinem Erbauer, dem Markgrafen Philipp II. Das Türmchen wurde bei der Beschießung der Stadt Baden-Baden am 27. 12. 1944 durch Artillerievolltreffer zerstört. Vgl. *M a r t i n H e s s e l b a c h e r*: „Ein Kleinod der Renaissance in Baden“ im „Nachrichtenblatt“, 8. Jahrgang 1957/I, S. 1 ff., mit zeichnerischen Aufnahmen und Abbildungen.

^{29b)} Es sei hier auch auf die beiden infolge ihrer abseitigen Lage wenig bekannten Schlösser von Rust und Schmieheim (beide Landkreis Lahr) hingewiesen, die als durchaus bedeutsame Repräsentanten der Renaissance in der Ortenau anzusprechen sind. Rust hat sich aus einer mittelalterlichen Wasserburg entwickelt und ist heute in verträumter Lage von einem weiten romantischen Park in englischem Stil umgeben, der von Elz und Elzkanal durchflossen wird. Schmieheim, ein reines Kind der Renaissance mit großartiger Drei-Turmanlage an seiner Westseite, wird augenblicklich unter Leitung des Architekten *D r. K a s p e r, F r e i b u r g*, zu einem Rathaus umgebaut unter gleichzeitiger Bereinigung des ganzen Gebäudes von allen späteren Zutaten im Sinne der Rückgewinnung des historischen Zustandes. Vgl. *R. F r e i h e r r B ö c k l i n v o n B ö c k l i n s a u*: „Die Balthasarburg in Rust“, in dieser Zeitschrift, a. a. O., S. 537 ff. *H. A. F u c h s*: „Schloß Schmieheim“ in „Mein Heimatland“, 19. Jahrgang 1932, Heft 3/4, S. 102 ff., mit Bauaufnahmezeichnungen und Abbildungen. *U. L u d w i g*: „Das Schloß zu Schmieheim“, in dieser Zeitschrift, a. a. O., S. 492 ff. *J o s e p h S c h l i p p e*: „Rust, Schloß“ im „Nachrichtenblatt“, 5. Jahrgang 1954/1/2, S. 6 ff., mit Abbildung und Beschreibung der Geschichte des Schlosses, seiner Beschädigung im 2. Weltkrieg und Wiederherstellung.



Baden-Baden. Schloß und Marktbrunnen

b a c h das des Peter Jüngel von 1609 mögen hier als Beispiele genannt werden. Wesentlich höher in Qualität und künstlerischer Vollendung zeigt sich diese Grabplastik an Denkmälern, die, auch wieder für das markgräfliche Haus geschaffen, in der Stiftskirche zu Baden zu sehen sind. Die drei frühesten des Markgrafen Jakob, Bischofs von Trier (†1511), die zwei Bronzewerke mit der liegenden Figur aus der Vischerschen Werkstatt, Gemahlin Christophs I. († 1517) und des Markgrafen Friedrich, Bischof von Utrecht († 1517), gehören noch der spätesten, schon leicht vom neuen Stil angehauchten Gotik an. Dagegen bekennt sich C h r i s t o p h v o n U r a c h ^{28a}), viel stärker als in andern Werken, hier am Nischengrabmal (mit liegender Figur) des Markgrafen Philipp I., zum reichen und edlen Zierstil der Renaissance, in der nur noch einzelne Motive der Vergangenheit (wie in den Ratten und Molchen) am Sockel nachklingen. Der neue Stil in der Ausbildung durch den Niederländer Cornelis Floris mit klarer Durchführung auch des architektonischen Aufbaues und mit Aufnahme des Roll- und Beschlägwerkes in den Kreis der vegetabilen Ziermotive ist von J o h. v o n T r a r b a c h am Denkmal des Mark-

^{28a}) Vgl. Anmerkung 20a!

grafen Bernhard III. († 1556) durchgeführt; ebenso an dem Doppelgrabmal des Markgrafen Philibert und seiner Gemahlin Mechtild (1571—1573).

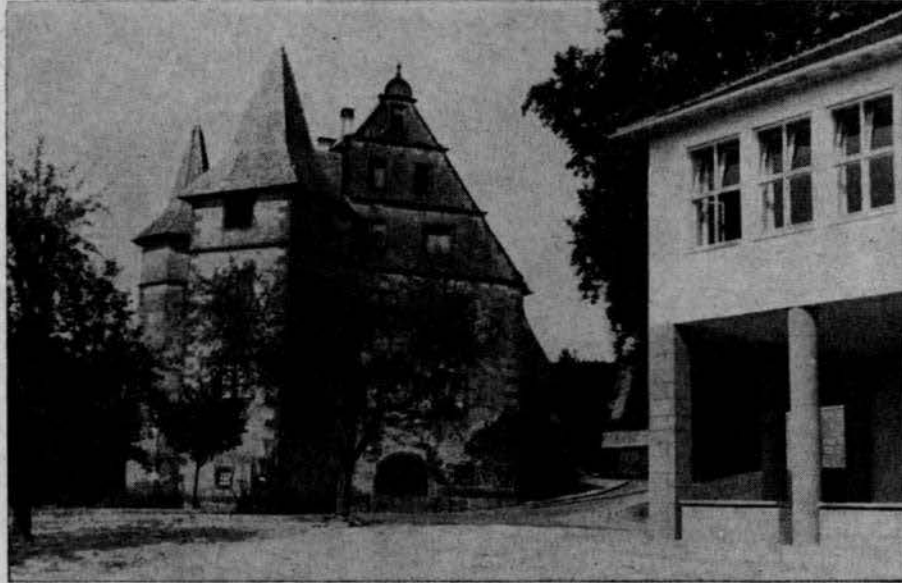
Eine Weiterentwicklung und längere Auswirkung war diesem Stil aber nicht beschieden, denn in den Jahrzehnten der Unsicherheit, Verwüstungen und Verödungen, die der Dreißigjährige Krieg und die folgenden Franzosenkriege in der zweiten Hälfte des 17. und in der ersten des 18. Jahrhunderts gerade unserem mittelbadischen Gebiet in so verhängnisvollem Ausmaß brachten, ist er wieder abgestorben. Diese unselige Kriegsdauer eines vollen Jahrhunderts, vor allem das systematische Zerstörungswerk der beiden Mordbrenner Duras und Mélac im Jahr 1689, hat wie in andern Teilen des Landes so auch in Mittelbaden mit dem künstlerischen Erbe der Vergangenheit vielfach radikal aufgeräumt. Von Burg- und Schloßbauten sind damals die Hohengeroldseck vollständig, das alte und das neue Schloß in Baden (letzteres bis auf die Umfassungsmauer), niedergebrannt worden. Die Mehrzahl der Kirchen in dem Gebiet hatte kein besseres Schicksal, soweit sie nicht schon von den Schweden ausgeraubt und verwüstet worden waren. Als vollständig zerstört oder mindestens ausgebrannt werden in alten Berichten genannt die Stiftskirche in B a d e n, in der alles brennbare Material bis fast ans Gewölbe aufgeschüttet wurde, um auch letzteres zum Einsturz zu bringen, Kirche und Kloster zum Hl. Grab und Kirche und Kollegium der Jesuiten ebenfalls in Baden, die Kirchen in E b e r s w e i e r, H ü g e l s h e i m, G e n g e n b a c h (Leutkirche^{29a}), I f f e z h e i m, L e i b e r s t u n g, O f f e n b u r g (Stadt- und Franziskanerkirche), O t t e r s d o r f, O b e r k i r c h, O b e r w e i e r (1666 ecclesia totaliter deserta, desolata absque fenestris), S t e i n b a c h, S t o l l h o f e n, V i m b u c h, wo die Kirche nach Niederlegung des Turmes in eine Bastion verwandelt wurde (1702). Die Ruinen blieben an manchen Orten jahre-, um nicht zu sagen jahrzehntelang stehen; in Offenburg war wenigstens 1699 der Chor so weit wieder instand gesetzt, daß darin Gottesdienst stattfinden konnte, während das Langhaus noch immer kein Dach hatte. Durchweg führte die lange Zeit der Verödung vieler Landesteile und die große Unsicherheit zu einer bedenklichen Verwahrlosung gerade der Kirchenbauten, in die uns die für Mittelbaden bereits teilweise veröffentlichten Visitationsprotokolle einigen Einblick gestatten.

Die Instandsetzungsarbeiten kamen nach der verheerenden Katastrophe von 1689 wieder langsam in Gang. Vielfach wurden sie nur in einfachster Weise, ohne durchgreifende Neuschöpfungen, ausgeführt, wie am Schloß in B a d e n, das nach den Plänen D o m e n i c o E g i d i o R o s s i s 1701—1702 wiederhergestellt wurde durch Aufbau des Daches und Neuinstandsetzung der abgebrannten Räume²⁸). Dieser Bologneser Meister, der bei allem Festhalten am italienischen Barock auch die neuen Kompositionsgesetze der Franzosen in Gesamtanlage und Aufbau kannte und beherrschte, war als Baudirektor von Markgraf Ludwig Wilhelm nach Baden-Rastatt gerufen worden, um die hier großen und dringlichen Aufgaben durchzuführen. Mit ihm kamen noch als Baumeister G i o v a n n i M a z z a und L o r e n z o

^{29a}) In Gengenbach wurde nicht nur die Leutkirche, d. i. die heutige Friedhofkirche, sondern auch die damalige Klosterkirche, heute Stadtpfarrkirche, zerstört.

²⁸) Vgl. diese Zeitschr. V (1914), 12 ff.

de Sale sowie ein großer Trupp transalpiner Meister, Stukkateure, Bildhauer und Maler, die in kurzer Zeit das ganze Bauwesen in der Markgrafschaft in einer fast exklusiven Monopolstellung in Händen hatten und den italienisch-französischen Barock, der keinerlei organischen Zusammenhang mit der deutschen Renaissance mehr hatte, zur Geltung brachten in Bauten von überragender Bedeutung. Nach Rossis Entwürfen wurde Kirche und Kloster der Franziskaner in



Schmieheim
(Landkreis Lahr).
Altes Schloß
und neue Schule
Aufn.: Dr. Schlippe

Rastatt^{30b)} 1701—1708 bzw. 1710 errichtet von Lorenzo de Sale, desgleichen das Jesuitenkolleg in Baden samt Kirche (1698 ff.) von Giovanni Mazza und dem Vorarlberger Jakob Rischer, der aber bald vor der Verfolgungssucht Rossis, die sich bis zu Tötlichkeiten verstieg, das Feld räumen mußte. Domenico Egidio Rossis geniale Schöpfung war aber der Neubau einer markgräflichen Residenz in Rastatt^{31b)}, für die 1698 die Pläne entstanden, nach denen dieser erste große Schloßbau auf deutschem Boden, ganz nach dem das Abendland faszinierenden Vorbild von Versailles, von 1699—1705 errichtet wurde²⁹⁾. Von 1707 an übernahm der unter dem Einfluß Rossis stehende Michael Ludwig Rohrer († 1732) die Weiterführung des Baues wie überhaupt das ganze markgräfliche Bauwesen und fügte als wichtigste eigene Schöpfung die in Anlage und vor allem in der opulenten Ausstattung stark von den Wünschen der Markgräfin Witwe Franziska Augusta Sybilla bedingte Schloßkapelle (eingeweiht 1723) bei. Wie sich in der Verlegung der Residenz von dem noch hoch-

^{30b)} Vgl. H. Steigelmann: „Zur Baugeschichte der evangelischen Stadtkirche (chem. Franziskanerkirche) in Rastatt“, in dieser Zeitschrift, 31. Heft 1951, S. 113 ff. Das Innere der Kirche wurde 1957/58 einer Renovierung unterzogen, die als eine gelungene Wiedergewinnung des historischen Raumes bezeichnet werden darf. Der seit der Säkularisation zugebaute Chor wurde wieder freigelegt und die später eingebaute häßliche Gußeiseneempore wurde entfernt.

^{31b)} Vgl. A. Renner: „Schloß Rastatt“, in dieser Zeitschrift, a. a. O., S. 1 ff., mit Plänen und Abbildungen. Lacroix, Niester: „Kunstwanderungen“, S. 222 ff.

²⁹⁾ Vgl. die Nachweise und Ausführungen von K. Lohmeyer in dieser Zeitschr. V, 12 ff., und Oberrh. Zeitschr. N.F. 27 (1912), 269 und 29 (1914), 583 ff. — Gerh. Peters, Das Rastatter Schloß (Vom Bodensee zum Main, Nr. 27), Karlsruhe.

gelegenen Baden in die Ebene ein neuer, in Frankreich vorgebildeter Lebensstil aussprach, so folgt ihr Grundriß ganz demjenigen des Versailler Schlosses: eine Anlage in Hufeisenform um einen mehr tiefen als breiten, gegen die Stadt zu offenen Hof, von dem aus drei ausstrahlende Straßen in die Stadt hinabführten. Der Mittelbau ist über die beiden Hofflügel hinaus gegen die Gartenfront noch durch Flügelbauten bis zur imposanten Ausdehnung von 230 m verlängert. Wie der mächtige Bau durch



Rastatt. St.-Nepomuk-Statue
an der Ankerbrücke

die Straßenzüge in organischer Verbindung mit dem neuen Stadtbild steht, so ist nach der Ostseite auch die Landschaft noch, ganz nach dem Vorbild von Versailles und überhaupt nach dem letzten Gesetz des reifen Barock, in den ganzen Schloßplan einbezogen durch planmäßige Anlage eines Gartens und einer perspektivisch angelegten Allee, die von der Mittelachse des Schlosses auf die Mittelachse des Ettlinger Schlosses zuführt ^{32b}). Abgesehen von der Gesamtanlage ist die formale Behandlung und Ausbildung aller Teile am Schloß ausgesprochen italienisch, das gilt namentlich auch von dem Prunksaal, in dem Stuckfiguren türkischer Gefangener mit Kriegstrophäen und Putten über den Wandpilastern überleiten zu den Malereien auf dem Gewölbespiegel, in denen die Ruhmestaten des „Türkenlouis“ im Bild von mytho-

^{32b}) Vgl. G. P e t e r s : „Der Rastatter Schloßgarten“, in „Mein Heimatland“, Badische Heimat, Freiburg, 19. Jahrgang 1932, Heft 5/6, S. 155 ff., mit historischen Plänen. A. M. R e n n e r : „Der Stadtplan von Rastatt und seine Entwicklung“ im Jahresband 1937 der Badischen Heimat, S. 312 ff., mit historischen Plänen.

logischer Allegorie verherrlicht werden (Taf. 6). Die im Stilgeist Berninis gehaltenen Stuckplastiken sind wahrscheinlich von einem Mitglied der Familie Rolli und von Belasio angefertigt, während als Maler eine ganze Reihe Meister, durchweg im Stil der späten bologneser Schule tätig war, so Paulo Manni, G. M. Rolli, Caccioli und Farina. In der Schloßkirche^{30a)} wiegt die Kostbarkeit des Materials vor, mit der eine faszinierende Pracht entfaltet wurde: überall Verwen-



Einsiedlerkapelle in Rastatt

dung von Buntmarmor oder Stucco lustro, Verkleidung der Pilaster mit kostbarsten Behängen in Goldstickerei; der ganze ununterbrochene Spiegel des Gewölbes ist mit einem Gemälde überzogen (vielleicht von Sanguinetti und Hiebel); die Lichtöffnungen sind in kluger Berechnung der reichen Gliederung des Innenraumes eingepaßt. Fast theatralisch raffiniert in seiner Höhenlage, inmitten einflutenden Lichtes, ist die mächtige Hochaltarbühne aufgebaut und dahinter noch eine Nachbildung der Scala Santa in Rom. Im Formalen ist der Stil Ludwigs XVI. maßgebend. An den Stukkaturen arbeitete Joh. Bapt. Artario, an den Schnitzereien des Hochaltars und am Cruzifixus der später auch in Ettlingen tätige F. Chr. Möckel. Die Altarbilder sind vielleicht von Onghers. Wie das Rastatter Schloß nächst dem Mannheimer die größte solcher Anlagen im Süden und von allen Schöpfungen des französischen Schloßstiles unstreitig die früheste ist, so repräsentiert es den französisch-italienischen Barock in einer solch reifen Vollendung und in einer so vornehmen Prachtentfaltung, daß man es schwer versteht, wie dieser

^{30a)} Vgl. auch Lacroix-Niester, a. a. O., S. 224 f.

als Gesamterscheinung noch leidlich intakte Bau lange Zeit so ganz unbekannt bleiben konnte ^{33b)}.

Im Zusammenhang mit dem Schloßbau entstanden in Rastatt noch mehrere andere architektonische Schöpfungen, die auf die Initiative der kunstsinnigen Witwe des Türkenbezwinners zurückgehen. So die *Einsiedlerkapelle*, die nach dem Friedensschluß von 1715 von einem nicht bekannten Meister 1715—1717 in Nachbildung der Gnadenkapelle von Maria Einsiedeln als Ausdruck des Vertrauens und der Dankbarkeit zu dieser Wallfahrtsstätte errichtet wurde. Ihr köstlichster künstlerischer Schmuck sind die in bester Barockplastik gehaltenen drei Fassadenreliefs (Geburt Mariä, Verkündigung und Tod Mariä) und die drei Freistatuen der Immaculata, der hl. Benedikt und Meinrad. Die Schloßgartenterrasse über der Kapelle wird beherrscht von dem für den französischen Geschmack so charakteristischen Oktogonalbau der *Pagodenburg* ^{34b)} von J. Mich. Ludw. Rohrer, die ziemlich getreu die gleiche Anlage in Nymphenburg wiederholt (1711) bzw. Vorbildet. Zu einer fürstlichen Residenz dieser Tage gehörte aber auch das Lustschloß, in der einsamen ländlichen Abgeschiedenheit gelegen, in das man sich von der höfischen Etikette und den Geschäften zurückziehen konnte. Auch die Markgräfin Augusta Sibylla ließ sich ein solches in dem entzückenden, noch größtenteils unberührt erhaltenen Schloßchen *Favorite* ^{30 und 35b)} durch Joh. Michael Ludwig Rohrer errichten (von 1710 an); ein Bau, der Hufeisengrundriß zeigt, mit stark betontem Mittelrisalit und schwächer angedeuteten an den Ecken, einer fast das ganze Erdgeschoß verdeckenden zweiflügeligen Treppe, die auf eine Mittelterrasse führt. Die Außenfassaden in Grottenimitation mit kleinen Kieselsteinen bedeckt. In Anlage wie in der Einzelbehandlung des Formalen klingt die österreich-böhmische Tradition nach. Das Innere, in dem der große Saal im Mittelgeschoß und die Speisezimmer des Obergeschosses durch ihre Ausstattung besonders stark betont sind (Taf. 7), stellt eine überwältigende Prachtentfaltung durch Häufung von Dekorationsmitteln in allen Arten technischer Herstellung dar; alles noch in spätem Ornamentstil des Barock, unter Aufhebung aller architektonischen Gliederung, ohne bemerkenswertere Spuren des Rokoko. Stuckmarmorböden mit köstlichen Muster-

^{33b)} Die südbadische Staatliche Hochbauverwaltung hat mit einem umfangreichen, sich auf Jahre erstreckenden Instandsetzungsprogramm der gesamten Schloßanlage begonnen, welches die gewissenhafte Herauspräparierung des historisch getreuen Zustandes zum Ziel hat, bei gleichzeitiger Verwendungsmöglichkeit des Schlosses für repräsentative und museale Zwecke des Landes und der Stadt.

^{34b)} Vgl. A. M. Renner: „Die Pagodenburg im Park von Rastatt“ in „Vom Bodensee zum Main“, C. F. Müller, Karlsruhe 1936, mit Plänen und Abbildungen, S. 26 ff. Ein schweres Schadenfeuer im Frühjahr 1954, dem der Dachstuhl und das Innere der Pagodenburg zum Opfer fielen, war Veranlassung, daß das wertvolle Baudenkmal wieder gründlich instand gesetzt wurde. Vgl. O. Linde im „Nachrichtenblatt“, 5. Jahrgang 1954, Nr. 3/6, S. 22, und Nr. 7/10, S. 50, und 7. Jahrgang 1956/IV, S. 64 ff., mit Abbildungen.

³⁰⁾ Vgl. die erste zuverlässige Behandlung bei Rud. Sillib, *Schloß Favorite und die Eremitagen der Markgräfin Franziska Augusta Sibylla von Baden-Baden* (Bad. Neujahrsblätter NF. 17), Heidelberg 1914.

^{35b)} Vgl. Th. Humpert: „Schloß Favorite“, in dieser Zeitschrift, a. a. O., S. 35 ff., mit Abbildungen. A. M. Renner: „Das Lustschloß Favorite“, a. a. O., S. 15 ff., mit Plänen und Abbildungen. — Dieselbe: „Kleinkunst in Favorite“, im Jahresband 1937 der Badischen Heimat, S. 333 ff., mit Abbildungen. Auch dieses Schloß findet in einem umfangreichen Wiederherstellungsprogramm der Südbadischen Staatlichen Hochbauverwaltung in Verbindung mit der Liegenschaftsverwaltung seine Sicherung als singuläres Kulturdenkmal für die Nachwelt.

Lustschloß
Favorite,
Nordostfront



zeichnungen, mythologische Stuckfiguren, pilasterartig aufgehendes Stuckbandwerk, durch Girlanden verbunden. Wandbespannungen mit Seidenteppichen oder mit Perlstickerei, Spiegel mit „indianischen“ Rahmen, an den Decken zwischen flacher, vergoldeter Stuckdekoration gemalte Blumengewinde und dazwischen illusionistische Ausblicke in den Götterhimmel; Estriche in Marienglas; europäische Porzellane, Fayencen und Chinoiserien, letztere wohl aus der späteren Zeit des Jahrhunderts. Überall, wohl vielfach von der Geschmacksrichtung der Bauherrin bestimmt, eine boudoirartige Dekoration, in der noch ursprünglichen Erhaltung für die Vorstellung von der Lebenshaltung der Zeit ungemein wichtig. Neben Rohrer war für die Inneneinrichtung vorwiegend Franz Pflieger maßgebend. Als ausführende Künstler können nur vermutungsweise genannt werden der Stukkateur Hans Georg Stöhr und die Maler Franz Pflieger, Anton Hammer, Heinrich Stihl und Michael Sanguinetti. Das Schloßchen war umfaßt von einem großen Lustgarten ^{36b)} mit Wasseranlagen nach französischen Vorbildern; in ihm, ganz dem Geist der Zeit folgend, der kleine Rundbau der Eremitage (vor 1717) mit gewollt primitiver, einfachster Ausstattung, die Wände mit wirklicher oder gemalter Baumrinde verkleidet; als Lager eine Strohmatte mit dem Totenkopf am Fußende; das Speisezimmer mit den Holzfiguren der hl. Familie, denen Wachsköpfe aufgesetzt sind, am Tisch, und, in noch stärkerer Theatralik, die Kapelle mit der Gruppe des Leichnams Christi über dem Altar und einer ersten Kreuzigungsgruppe; raffinierte Lebensheiterkeit gepaart mit einem an realistischer Drastik genährten Bußgeist. Nicht allzuweit von der Favorite ließ die Markgräfin

^{36b)} Vgl. Richard Melling: „Der Schloßpark von Favorite und seine schönen Bäume“ in „Badische Heimat“, 31. Jahrgang 1951, Heft 2, S. 105 ff., mit Abbildungen.

durch Rohrer 1721 das Jagdschlößchen am Fremersberg ^{37b)} erstellen über einem Grundriß, der die Form des Johanniterkreuzes nachbildet.

Während des Baues dieser fürstlichen Anlagen blieb die neue Residenzstadt auch ihrerseits nicht müßig, die radikalen Verwüstungen durch die Franzosen wieder auszugleichen und sich des neuen Charakters eines Fürstensitzes würdig herzurichten. Nachdem noch Markgraf Ludwig Wilhelm auf dem großen, parallel mit der Murg und der Längsachse des Schlosses die ganze Stadtanlage durchschneidenden,

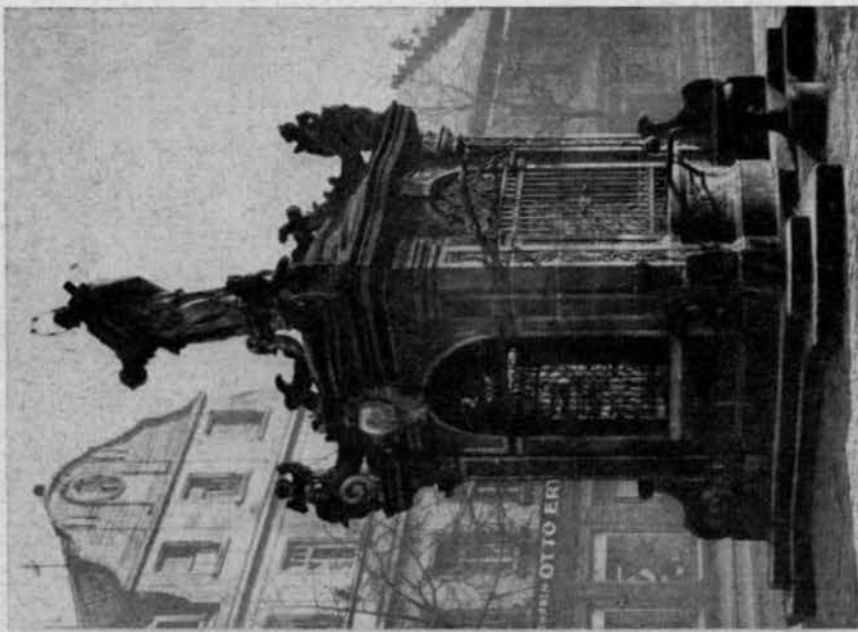


Die Eremitage im
Favoritewäldchen

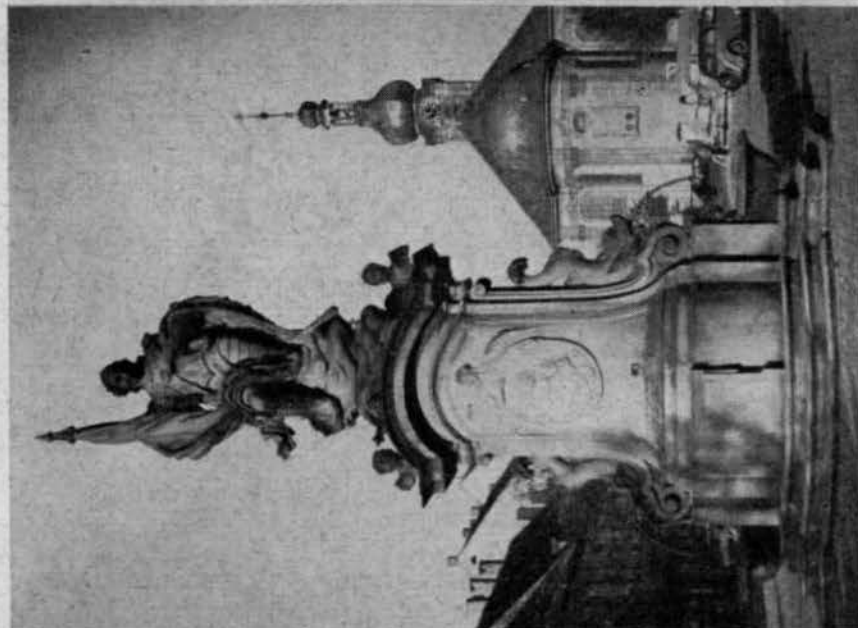
langen Freiplatz 1702 nach den Plänen des Dom. Egidio Rossi den Grund zu einer neuen Kirche hatte legen lassen, wurde nach jahrzehntelangem Stillliegen dieses Baues 1756 nach einem neuen, größere Verhältnisse zeigenden Plan des Joh. Peter Rohrer († 1762), des jüngeren Bruders des Michael Ludwig, der Neubau der Stadtkirche ernstlich in Angriff genommen und 1764 fertiggestellt, eine einschiffige Halle mit hohen Seitenemporen, halbrund aus der gestreckten Fassade vorspringendem Mittelteil, über den sich der schlanke, zweigeschossige, mit Kuppel abschließende Turm erhebt. Noch vor der Stadtkirche war 1750, ihr gegenüber, das neue Rathaus ^{38b)} gebaut worden. Zwischen Kirche und Rathaus aber entstanden

^{37b)} Vgl. A. M. Renner: „Das Jagdhaus auf dem Fremersberg“, a. a. O., S. 22 ff., mit historischen Plänen. Hans Krämer: „Das Jagdschlößlein bei Baden-Oos“, in dieser Zeitschrift, a. a. O., S. 48 ff.

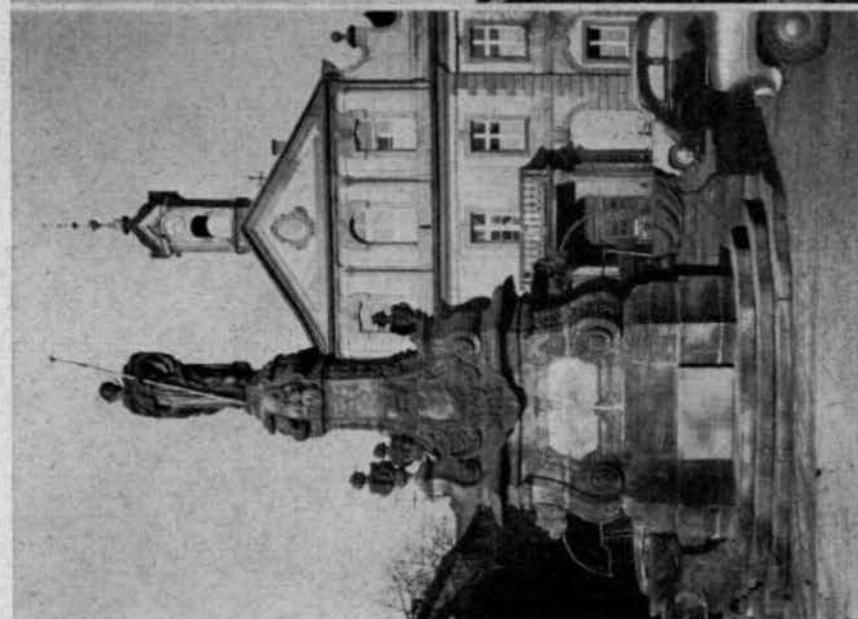
^{38b)} Vgl. A. M. Renner: „Das Rathaus in Rastatt“, a. a. O., 1936, S. 98 ff., mit historischen Plänen.



Nepomukbrunnen



Bernardusbrunnen



Rastatt. Alexiusbrunnen

die zwei Monumentalbrunnen des hl. Alexius (1738—1739) von Michael Ludwig Rohrer und des Johannes von Nepomuk (1. Hälfte des 18. Jahrhunderts), und südlich der Kirche 1770 der im Louis-XVI.-Stil gehaltene Bernhardsbrunnen mit der Figur des seligen Markgrafen Bernhard von dem Karlsruher Hofbildhauer Lengelacher ^{31a}), aus Anlaß der für das Fürstenhaus bedeutsamen Seligsprechung seines Ahnen ^{39b}).

Der Stil der beiden Rohrer ist in der böhmischen Heimat verwurzelt; dort hat er wohl auch den italienischen Einschlag durch die Werke der in Österreich führenden Barockmeister Fischer von Erlach und Lukas von Hildebrand empfangen, er ist aber im einzelnen noch verstärkt worden durch Dom. Egidio Rossi in Rastatt. Die Bedeutung der beiden Brüder für die Barockkunst unserer Heimat in einer Zeit regsten Baubetriebs ist bei ihrer einflußreichen Stellung am markgräflichen Hof und ihrer langen Wirksamkeit nicht hoch genug anzuschlagen. Fast bei allen größeren Unternehmen, vor allem den vom Hof angeregten, treten sie teils als Berater und Gutachter, teils als schaffende Meister in Erscheinung. Im südlichen Teil Mittelbadens wurden sie aber, wie wir gleich hören werden, durch die weniger den hohen Stil der alle Feinheiten erschöpfenden und alle Regungen des französischen Zeitgeschmacks pflegenden Vorarlberger Meister abgelöst. Immerhin steht noch in Offenburg eine sehr respektable Schöpfung von Michael Ludwig Rohrer, das markgräfliche Amtshaus ³¹) und ^{40b}), das unter Augusta Sibylla als Sitz der Amtsvogtei 1714 bis 1717 von dem Vorarlberger Maurer Ellmenreich erstellt wurde, ein zweigeschossiger Bau mit stärker betontem Mittelrisalit und flachen Eckrisaliten, jeweils durch Giebel abgeschlossen, über dem Portal ein ungemein reich gezeichnetes, schmiedeeisernes Balkongitter und darüber im Obergeschoß das markgräfliche Wappen, beides von F. J. Krohmer, dem späteren markgräflichen Baudirektor, der hier sein starkes Können schon deutlich zeigt (1756—1758). Reich gegliederte Fensterumrahmungen und Abdeckungen und Triglyphen-Gesims am Dachansatz, üppige, wenn auch im einzelnen etwas matte Barockformen. Das ortenauische Ritterhaus von Rieneck (Landgericht) dagegen fällt erst nach der Jahrhundertmitte und wird dem Mathias Fuchs zugeschrieben. Der letztere hat auch von 1741 an das Rathaus in Offenburg aufgeführt, mit starker Häufung der Motive an der Fassade. Die Fenster der zwei unteren Stockwerke sind bei der reichen Profilierung der Rahmen mit zwei plastisch vortretenden Voluten um eine aus Akanthusblättern zusammengesetzte Vase überdeckt; über dem Portal ein Balkon mit schönem Eisengitter und das Mittelfenster des zweiten Geschosses mit dem Wappen ³²).

^{31a}) Vgl. Richard Melling, Der Karlsruher Hofbildhauer Ignaz Lengelacher (1698—1780), „Badische Heimat“ 1954, S. 18 ff.

^{39b}) Über die Erhaltungsmaßnahmen an den drei Brunnen vgl. O. Linde im „Nachrichtenblatt“, 7. Jahrgang 1956/IV, S. 65 ff., mit Abbildungen.

³¹) Die Einzelheiten der Baugesch. bei K. Walter, Die Erbauung des Bezirksamtsgebäudes zu Offenburg, Offenburg o. J.

^{40b}) Vgl. E. Batzer: „Das Bezirksamtsgebäude in Offenburg“, in dieser Zeitschrift, a. a. O., S. 298. A. M. Renner: „Das Amtshaus in Offenburg“, a. a. O., S. 18 ff., mit Abbildung.

³²) Vgl. E. Batzer, In und um Offenburg, IV (1921).

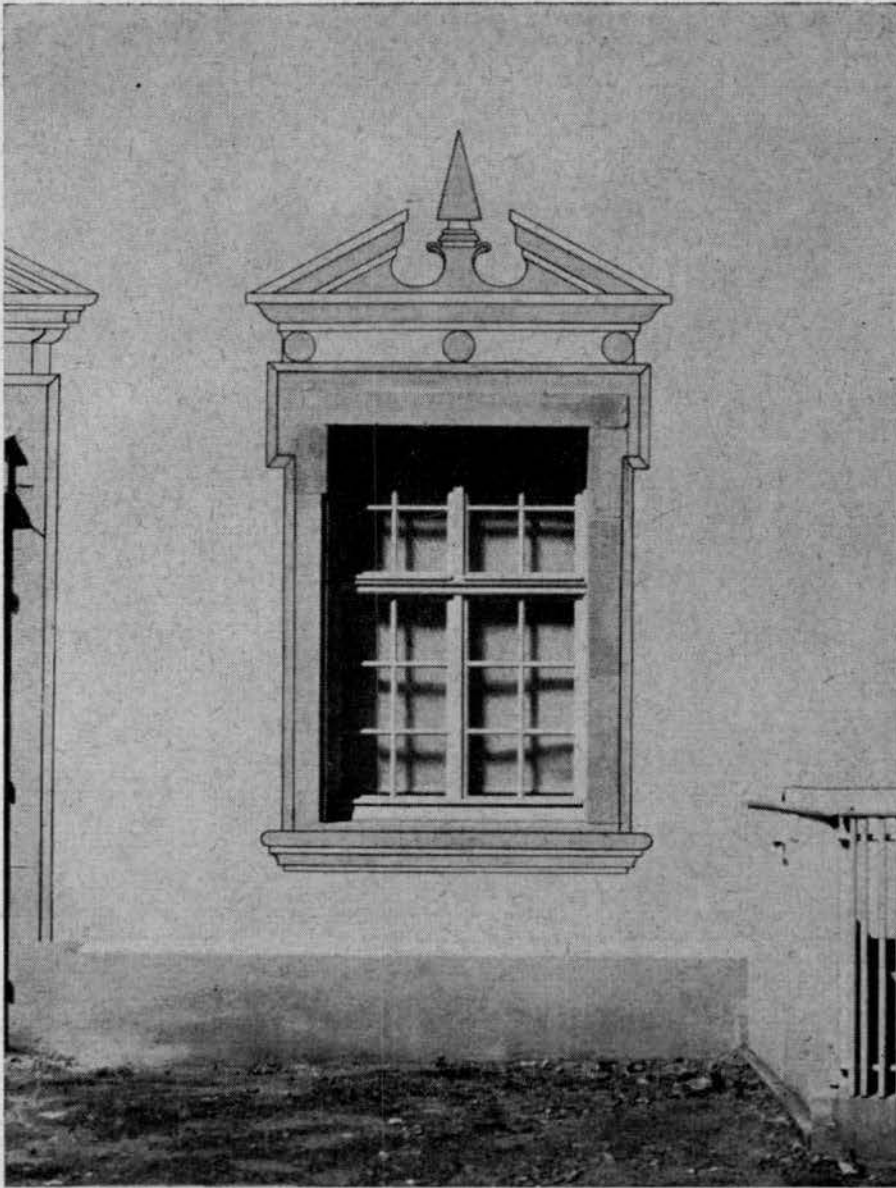


Rathaus in Offenburg

Für den Kirchenbau des 18. Jahrhunderts waren zahlreiche und dankbare Aufgaben zu lösen, die durch die jahrzehntelangen Kriegsverheerungen, vor allem aber durch das eine Jahr 1689 sich ganz von selbst eingestellt hatten. Die Baumeister waren im eigentlichen Gebiet der Ortenau zu einem guten Teil Vorarlberger Meister^{32a)}, die vom einfachen Maurerhandwerk zu selbständiger bauschöpferischer Tätigkeit sich emporarbeiteten. In der Formen- und Stilsprache Italiens vorgebildet, haben sie sehr bald einen dem süddeutschen Geschmack sich anpassenden eigenen Stil für ihre Kirchenbauten ausgebildet, der außer andern, weniger bemerkenswerten Eigenheiten durch den Emporeneinbau, der über das Querschiff hinaus um den Chor herumgeführt wird, charakterisiert ist. In der Außenbehandlung der Bauten meist ganz schlicht und einfach, lediglich gute Verhältnisse anstrebend, suchen sie im Innern eine überwältigende Pracht an reicher Stukkatur und Malerei zu entfalten. Die Handwerker für diese Nebenzweige stammten auch zumeist aus dem Bregenzer Wald, wo sich eine solide Tradition in einzelnen Familien Generationen hindurch bis ins 19. Jahrhundert erhielt. Es braucht

^{32a)} Ein Versuch einer Zusammenstellung der Tätigkeit der Vorarlberger in unserer badischen Heimat: Hermann Ginter, Der Barock in Südbaden. Oberrheinisches Pastoralblatt 1924, Heft 4, 6, 7 und 8. — Heute liegt das große zusammenfassende Werk „Die Vorarlberger Barockbaumeister“ von Norbert Lieb/Franz Dieth, Verlag Schnell & Steiner, München 1960, vor.

nur an Namen wie Feurstein, Wilhelm, Moosbrugger erinnert zu werden. Unter den Baumeistern waren die führenden Familien Moosbrugger, Beer und Thumb, von denen nahezu alle großen Kloster- und Stiftsbauten im Schwäbischen im Lauf des 18. Jahrhunderts errichtet wurden. In diesem die Schweiz und das Elsaß noch umfassenden Gebiet hat sich auch ihre Haupttätigkeit abgespielt; nur in vereinzelten

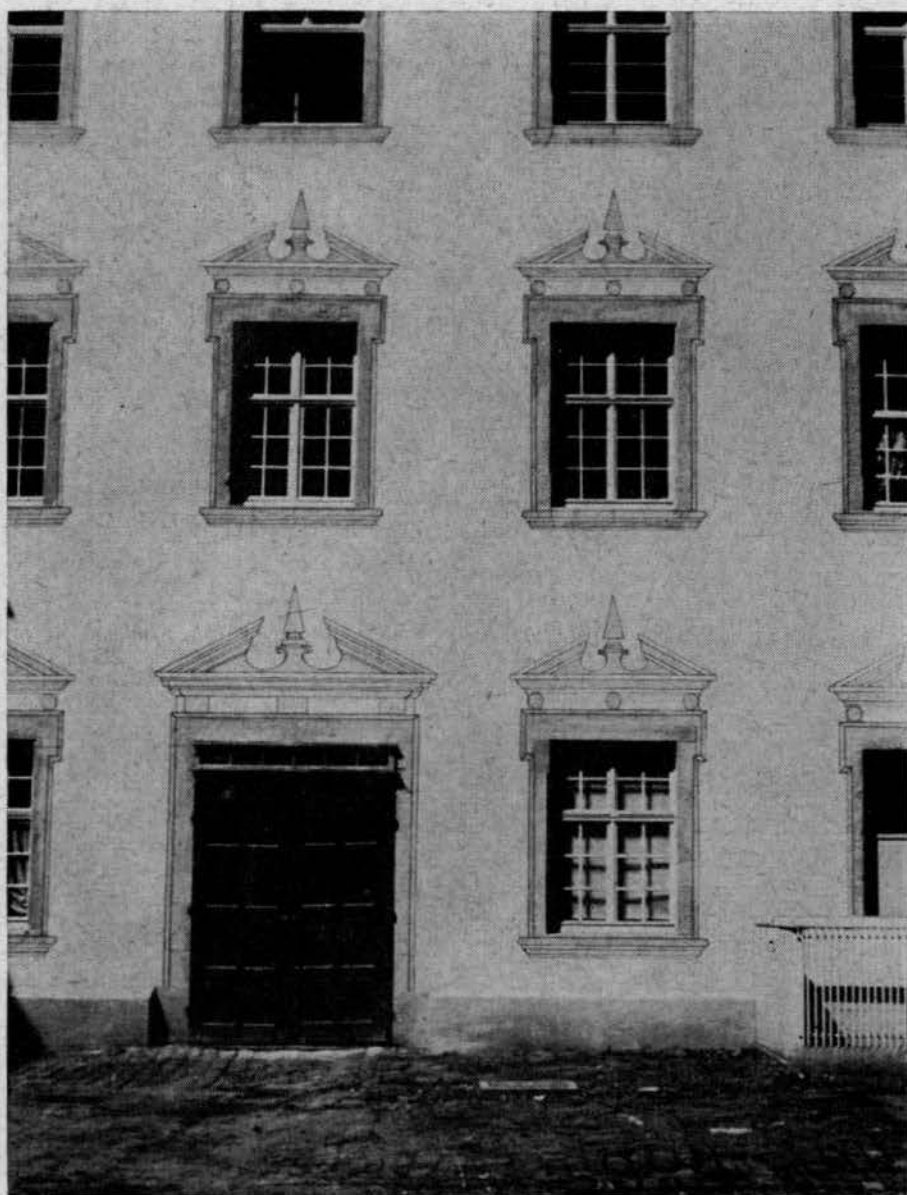


Gengenbach,
Freigelegte
Fassadenmalerei
im Klosterhof

Fällen fielen ihnen auch Aufgaben darüber hinaus zu, wie in der Markgrafschaft Baden (Frauenalb); aber oben wurde schon angedeutet, wie sie da vielfach als unliebsame Konkurrenten betrachtet und namentlich von dem streit- und herrschsüchtigen Domenico Egidio Rossi brutal verjagt wurden. Die erste Spur ihrer Tätigkeit bei uns läßt sich in G e n g e n b a c h ^{33a)} feststellen. Hier hatte die Kloster-

^{33a)} Vgl. Otto Ernst Sutter und Joseph L. Wohleb, Gengenbach, Ein Führer durch die ehemalige Freie Reichsstadt. Hier ist auch der barocke Wiederaufbau der alten Klosterkirche mit den ausführenden Meistern behandelt. — Vgl. auch H. G i n t e r, Kleine Bausteine zur Geschichte der Gengenbacher Klosterkirche. Diese Zeitschrift 1919/20, S. 92 ff.

kirche vor allem in ihrem Oberbau und an der Westfassade schwer gelitten durch den Brand von 1689, und der nur mangelhaft errichtete Turm an der rechten Seite der Fassade mußte, um schwereren Schaden zu verhüten, niedergelegt werden. Er wurde 1711—1715 von dem Bregenzer Meister Jacob Rischer († 1755), dessen Sohn Benedikt Abt im Kloster wurde († 1763), wohl nach Plänen von



Gengenbach.
Freigelegte
Fassadenmalerei
im Klosterhof

Franz Beer ^{34a)}, neu aufgebaut, in so geschmackvoller Aufstufung und so reicher und schöner Gliederung der kräftigen Formen, daß er geradezu für Mittelbaden Vorbild wurde (Appenweier, Offenburg, auch ursprünglich Schuttern). Die Wiederherstellung der Kirche und die Instandsetzung ihres Innern wurde durch Franz Beer durchgeführt (1692—1693). Der ganze Innenbau erhielt eine barocke Stuckverkleidung, ebensolche Altäre, reiches Gestühl und Orgel im Chor aus etwas

^{34a)} Rischer, der schon 1697 neben Franz Beer in Gengenbach erscheint, hat sein „Memorial“ für den Turmbau bereits 1703 eingereicht und zu Gengenbach einen Peter Thumb als Architekten abgelöst. Im Gesamtwerk des letzteren erscheint jedenfalls kein Kirchturm in der reichen Prägung wie der unsrige.

späterer Zeit (1730) und eine Kanzel ^{35a)} 1715: Dinge, mit denen eine uns heute unverstündlich erscheinende Restauration vor kaum drei Dezennien radikal aufgeräumt hat. 1693 übernahm Beer auch den Neubau des ganzen Klosters, von dem heute nur noch die Abtei und der Südflügel stehen ^{41b)}. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts wurde dem Klosterbau ein reicheres Portal vorgesetzt und das Treppenhaus mit einer Dekoration in Stuck und Malerei von wahrhaft fürstlicher Pracht geschmückt. Fast um die gleiche Zeit erfuhr auch das Kloster Schwarzach eine ähnliche Wiedergeburt im Sinne eines vollständigen Neubaus (1724—1728). Hier wurde der schöpferischste und fruchtbarste Kopf der Vorarlberger Gruppe, Peter Thumb ³³ und ^{36a)} (geb. 1681 in Au im Bregenzer Wald, gest. 1766 in Konstanz), der Schwiegersohn von Franz Beer, der fast an allen südbadischen Klosterbauten beteiligt ist, dessen genialste Leistung aber Kloster und Kirche von St. Peter, Birnau und die Stiftskirche von St. Gallen sind, berufen. Er hat zwischen 1724 und 1729 den ausgedehnten Bau des Schwarzacher Klosters ^{37a)}, von dem heute nur noch kümmerliche Reste stehen, erstellt. Die Steinhauerarbeiten führten Joh. Fleig von Baden und Bourdiel aus Straßburg aus, die Stukkaturen Joh. Bapt. Clerici ^{38a)} von Merede sowie Richard Netti. Um die gleiche Zeit war Thumb auch am teilweise durchgeführten Umbau des aus dem 16./17. Jahrhundert noch stammenden Klosters Schuttern ^{39a)} tätig, und der Turm der Kirche, der 1722 erbaut wurde, scheint sein Werk zu sein, wenigstens hat er nach alten Ansichten ganz den Aufbau der Vorarlberger Schule. Er muß aber in seiner Portalpartie 1772 (laut Inschrift) einen Umbau erfahren haben, wie auch die Kirche im Äußern mehr französischen Charakter in der bewegten Linie aufweist. Das Innere der Kirche hatte Emporen und reichen Stukkatur- und Bilderschmuck, was wieder auf die Bregenzer Schule schließen ließe. Diese ganze Innenausstattung aber wurde 1838, um die Instandhaltung zu erleichtern, im Auftrag des Finanzministeriums heruntergeschlagen; der Himmel hat dann 1853 diese Kulturschande zugedeckt, indem ein durch Blitzschlag entfachtes Feuer die Kirche bis auf die Um-

^{35a)} Die Kanzel ist ein Werk von Philipp Winterhalter, dem auch die Altäre der St.-Martins-Kirche zu Gengenbach zuzuschreiben sind. Fassung und Vergoldung des Hochaltars stammen von 1722 und sind das Werk des Johann Binz in Rastatt, die Figuren vermutlich von Ph. Winterhalter. Der Stuck kam erst 1766 durch Peter Batallie aus Mailand in den Kirchenraum. Vgl. Sutter-Wohleb, a. a. O., S. 21.

^{41b)} Hier sei als besonders bemerkenswert auf die Fassadenmalerei der Innenhofwände hingewiesen in Form einer gemalten barocken Scheinarchitektur um die Fenstergewände, die als weithin einmalig zu bezeichnen ist, und an Vorbilder in Ellwangen und Dillingen a. D. erinnert, dort allerdings an fast 100 Jahre älteren Bauten der Jesuiten. Diese lineare Scheinarchitektur, die aus der Zeit kurz nach dem Beerschen Wiederaufbau stammt, ist um 1900 durch einen groben Besenwurfverputz zugedeckt und 1935 wieder freigelegt und gesichert worden. Vgl.: Joseph Schlippe im „Nachrichtenblatt“, 4. Jahrgang 1953, Nr. 11/12, S. 6, und 6. Jahrgang 1955/56, Nr. 10/12, S. 60, mit Abbildungen. — Derselbe in „Das Stadtbild von Gengenbach“, a. a. O., S. 281 ff.

³³⁾ Vgl. Werneburg, Peter Thumb und seine Familie, Straßburg 1917. — Schneyer, Das Kloster St. Peter auf dem Schwarzwald, Dissertation der Freib. philos. Fakultät 1923 (ungedruckt).

^{36a)} Vgl. H. Ginter in Thieme-Becker, Künstlerlexikon, Bd. 33, Sp. 868 f., und die Zusammenstellung bei J. L. Wohleb in „Schauinsland“ 1956, S. 141 ff.

^{37a)} Der Vertrag dazu in dieser Zeitschrift 1952, 51.

^{38a)} Im Jahre 1727 („Ortenau“ 1952, S. 57). Clerici hat auch in St. Peter, St. Blasien, Sölden, Altdorf i. E. gearbeitet.

^{39a)} Vgl. Hirsch, „Das löbliche Gotteshaus Schuttern“ in Zeitschr. f. Gesch. d. Architektur VII, 1914.

fassungsmauern vernichtete. Auch mit dem Neubau des Klosters *Lichtental*^{40a)} war Thumb in den Jahren 1728/1731 befaßt und in *Ettenheimmünster*^{41a)} mit dem Neubau des Klosters (1725 bis 1736) und dem Umbau der aus dem 17. Jahrhundert stammenden Kirche (1718 bis 1721). 1738/1739 wurde er mehrfach nach *Rastatt* gerufen wegen des Baues des Piaristenklosters^{42b)}, aber von Rohrer schließlich aus dem Feld geschlagen.

In Offenburg lagen 1700 für den Wiederaufbau des Langhauses der Stadtkirche^{42a)}, deren weniger radikal zerstörter Chor bereits einige Jahre wieder in Gebrauch war, Pläne des Straßburger Baumeisters *Joh. Wilh. Zäpfle* vor, doch wurde unmittelbar darnach der Vertrag mit *Franz Beer* und *Konrad Albrecht* aus dem Bregenzer Wald geschlossen. Wie der schön gegliederte Fassadenturm für diese Stilherkunft zeugt, so auch das mit Seitenemporen versehene Langhaus, das wohl dreischiffig angelegt, doch mehr als mit Umgang versehene Halle wirkt. Die Emporen über den Seitenschiffen sind in Kapitellhöhe der Pfeiler angebracht und bis an deren Stirnseite vorgelegt; erst erheblich über der Emporenbrüstung schließen die Pfeiler mit dem kräftig profilierten, die Rundbogenansätze tragenden Kämpfer ab. Die Stuckdekoration des Tonnengewölbes ist sehr zurückhaltend und schlicht. Die Stadt scheint, so kurze Zeit erst nach den schweren Heimsuchungen, zu äußerster Sparsamkeit genötigt gewesen zu sein. So erklärt es sich wohl auch, daß die weitere Innenausstattung mit z. T. lebenswichtigen Gegenständen, wie mit Altären, Kanzel und Chorgestühl, erst sehr viel später angeschafft wurde: die Altäre^{43a)} in dem pomphaften Bühnenaufbau des Barock mit Säulen und Baldachinen, dazwischen stehenden Heiligen und schwebenden Puttenengeln lieferte 1740 *Franz Lichtenauer*, die Orgel 1760 der Offenburger Orgelbauer *Ignaz Seuffert*; die Presbyterien 1784 der in den interessanten Übergangsformen vom Rokoko zum Empire schaffende und vielbeschäftigte *J. N. Speckert* von Offenburg, der gleiche auch in Stuckmarmor 1792 die Kanzel mit sieben Alabasterreliefs. In ähnlicher Anlage und Stilform wurde 1702 auch die Franziskaner- oder Klosterkirche^{44a)} wiederhergestellt als einschiffige Emporenhalle mit seitlichen Kapellen, noch einfacher in ihrer Innendekoration als die Stadtkirche, aber mit um so üppigeren Altarbauten in überreicher Verschnörkelung und Ornamenthäufung. Die fast gleichzeitig wiederaufgebaute Kirche des Andreasspitals (1701) hat noch stärkere Anklänge an den Renaissancestil am Portal.

^{40a)} Vgl. *B. Bauer*, *Das Frauenkloster Lichtental*, 1896, 117 ff.

^{41a)} Vgl. *Adolf Hacker*, *Ettenheimmünster. Seine Baugeschichte*. Würzburg 1938.

^{42b)} Das Piaristenkloster, ein Werk des jüngeren Rohrer, ist das erweiterte Hofpfarrhaus, das heutige Ludwig-Wilhelm-Gymnasium.— Vgl. *A. M. Renner*: „Der Umbau des Hofpfarrhauses zum Piaristenkloster“, a. a. O., S. 96, mit historischen Plänen. — Dieselbe: „Baugeschichte des Gymnasiums in Rastatt“ in *Humanitas*, 150 Jahre Ludwig-Wilhelm-Gymnasium Rastatt, Pabelverlag 1958, Rastatt, S. 55 ff., mit historischen Plänen.

^{42a)} Vgl. *H. Ginter*, *Barock in Südbaden*, S. 10. — Derselbe, *Kriegsnot und Wiederaufbau in der Pfarrei Offenburg*, Freib. Diöz. Archiv 69, 1949, S. 149 ff.; 1938, S. 13 ff.

^{43a)} Gelegentlich der großen Inneninstandsetzung vom Jahre 1956 konnte das Hochaltarblatt als Werk des bekannten schwäbischen Barockmalers *Josef Esperlin* (1707—1775) aus dem Jahre 1740 nachgewiesen werden. Vgl. *H. Ginter* in „*St.-Konrads-Blatt*“ 1956, S. 1176 ff.

^{44a)} Vermutlich ist sie ein Werk des Laienbruders *Ulrich Beer*, der auch für die Franziskanerklöster in Überlingen, Konstanz und Villingen arbeitete.

Von dem schon obengenannten Vorarlberger Maurermeister Joh. Ellmenreich^{45a)} wurde auch die Kirche von Appenweier³⁴⁾ 1748/1752 aufgeführt, und zwar nach Plänen des markgräflich-badischen Baumeisters Krohmer, ein einschiffiger, empoleloser Bau mit einem schönen, an Gengenbach erinnernden Turm, Lisenengliederung der Außenwände und schönen Stukkaturen im Innern von dem Rastatter Hofstukkateur Schütz, der auch die drei Altäre in Stuckmarmor herstellte. Das Hochaltarbild lieferte (1752) Joh. Pfunner von Freiburg, die



Hausach-Dorf. St. Mauritius nach der Außeninstandsetzung
Aufn.: Dr. Ginter

Bilder der Nebenaltäre Hofmaler Heinr. Lihl von Rastatt (1751); die Deckenmalereien schuf Benedikt Gams von Freiburg. Ellmenreich war es auch, der 1754 die kleine Wallfahrtskapelle St. Wendel^{46a)} im Herztal bei Nußbach errichtete, einen Bau von schlichsten Außen- wie Innenformen, die Fassade durch ein Portal mit flottem Volutengiebel und eine darübersetzte Außenkanzel betont, das Innere durch ein ungemein geistvolles, den ganzen Chor zu einem Altar umwandelndes Wandbild von J. Pfunner. Dem gleichen Meister ist auch die evangelische Kirche von Willstätt^{43b)} zuzuschreiben (1756). Der Turm vor dem Übergang zum Achteck von zwei wuchtigen Voluten eingefast; im Innern ist das Motiv der Fassadenbehandlung von St. Wendel benützt, um in sehr geschickter Lösung über dem Altar

die Kanzelnische aufzubauen und darüber mit einer schönen Kreuzigungsgruppe abzuschließen.

^{45a)} Über die Ellmenreich in Mittelbaden vgl. H. Ginter, Barock in Südbaden, S. 11 ff.

³⁴⁾ Vgl. Herm. Ginter, Die Pfarrkirche von Appenweier, Offenburg o. J.

^{46a)} Vgl. H. Ginter in „St.-Konrads-Kalender“ 1921, S. 42 ff.

^{43b)} Die Kirche zu Willstätt ist im zweiten Weltkrieg durch Artilleriebeschuß schwer beschädigt worden. Ihre Wiederherstellung kam 1956 zum Abschluß. Die Konservierungsmaßnahmen lagen in den Händen des Restaurators Harry MacLean, Heidelberg. Vgl. H. Bätz: „200 Jahre Barockkirche Willstätt“, 1956 im Selbstverlag des Verfassers, Willstätt.

Es steht zu vermuten, daß vom gleichen Meister, der die Willstätter Kirche gebaut hat, auch das ehemalige Amtshaus der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, das sogenannte „Korker Schloß“, in dem nur wenige Kilometer von Willstätt entfernten Kork erbaut worden ist. Eine Namensähnlichkeit ist zweifellos zu erkennen bei den im General-Landesarchiv Karlsruhe befindlichen Bauakten über dieses Schloß, in denen die Abrechnungen des Maurers und Steinmetzen „Ellmerich“ aus Offenburg zu finden sind. (Wie Sauer weiter oben berichtet hat, hat Ellmenreich von 1714 bis 1717 das Markgräfliche Amtshaus in Offenburg gebaut!) Dieses Schloß wurde 1728/31 an Stelle eines abgebrochenen Jagdschlusses als Amtssitz für den hanau-lichtenbergischen Rat und Landschreiber errichtet. Es ist ein rund 30 m langer und 14,50 m tiefer zweigeschossiger Bau mit Mansarddach, dreiachsigem Mittelrisalit und Frontispiz. Das seit langer Zeit schon den „Korker Anstalten“ als Altersheim dienende Gebäude wurde im Februar 1956 durch eine Feuersbrunst schwer heimgesucht. Sein Wiederaufbau unter der Leitung von Architekt Richter, Mannheim, hatte die historisch getreue Wiederherrichtung des Äußeren zum



Kirche in Kappelwindeck

Auch der schon mehrfach erwähnte Franz Ignaz Krohmer hat außer den Bauten für den markgräflichen Hof einige Kirchen Mittelbadens erstellt. Er stammte aus Bohlsbach, hatte seine Schule bei Balth. Neumann erhalten und wurde nach seinen Arbeiten am Amtsgebäude in Offenburg und an den Schloßbauten in

Ziel bei gleichzeitiger Neugestaltung im Innern für die Zwecke einer möglichst rationellen Ausnutzung als Altersheim. Vgl. Joseph Schlippe: „Kork, Das sogenannte ‚Schloß‘, ehemaliges Amtshaus der Grafschaft Hanau-Lichtenberg“ im „Nachrichtenblatt“, 7. Jahrgang 1956, IV, S. 63 ff., mit Rekonstruktionsplan und Lichtbild des ausgebrannten Gebäudes. W. Grässlin, Kork: „Das Korker Amtshaus“, in „Kehler Zeitung“, 18., 20. und 22. Februar 1956.

Rastatt 1762 als Nachfolger Peter Ernst Rohrsers markgräflicher Hofbaudirektor. In den Jahren 1763/1766 wurde nach seinen Plänen die Kirche in Kappelwindeck³⁵⁾ erbaut, der bei aller Einfachheit gute Verhältnisse und muster-gültig vornehme Gliederung (außen durch Lisenen) nicht abzusprechen sind. Von bester Wirkung ist der glänzend aufgebaute und gegliederte Fassadenturm, der in Dachfirsthöhe von vier Engeln flankiert ist, während an der Fassade drei größere Steinfiguren der Immakulata, des hl. Erhard und Silvester angebracht sind, Werke des Rastatter Bildhauers Thomas Heylmann. Die Stuckarbeiten führte Christian Eytel aus. Die Kirche hat in jüngster Zeit eine Erweiterung erfahren, bei der die ruhige Silhouette des Baues im Ortsbild nicht ungestört blieb. Auch der Langhaus-Neubau der Bühler alten Stadtkirche ging auf Krohmer zurück, desgleichen auch die in jüngster Zeit verschwundene Kirche von Neusatz (1784/1786)³⁶⁾, die Altäre von Eigler hatte.

Nicht sicher festzustellen sind die Meister der Kirchen von Niederschopfheim vom Jahre 1754/1756 mit reich gegliedertem, von Voluten eingefasstem Fassadenturm und von Griesheim^{47a)}, wo 1749 eine ältere Kirche im Stil der Zeit umgebaut und im Innern mit reichster Stuck- und Freskendekoration ausgestattet wurde. Der Neubau der Kirche von Meißenheim^{44b)} (1763/1765) geht aber auf die Pläne des Straßburger Baumeisters Jos. Michael Schnöller zurück; sie erhielt im Innern einen für ein evangelisches Gotteshaus auffallend reichen Deckenbilderschmuck (neutestamentliche Darstellungen) von dem Freiburger Maler Joh. Pfunner³⁷⁾.

Am Ende der ganzen Entwicklung, die der Barockstil bei uns im Laufe des 18. Jahrhunderts durchlaufen hatte, steht das Rathaus von Gengenbach^{45b)}, das in stolzer Monumentalität dem Marktplatz eine unvergleichlich wirkungsvolle Note gibt. Viktor Kraetz von Gengenbach hat es 1784 erbaut auf sehr unregelmäßigem Grundriß. Über einer schweren, gegen den Platz in derben Rundbogenarkaden offenen Halle erheben sich die zwei Geschosse mit durch Giebel abgeschlossenen, von zwei ionischen Pilastern eingefasstem Mittelrisalit. Alle Bewegtheit hat sich hier in ruhige Gemessenheit, unter dem Hauch des anziehenden Klassizismus, aufgelöst. Wie kokett nimmt sich dagegen noch der über verschwundene

35) Vgl. Reinfried in Acher- und Bühler Bote 1895, Nr. 105—108.

36) Vgl. über die Baugesch. Stemmler in Ortenau VI/VII (1919, 20), 40 ff., VIII, 4 ff.

47a) Auch Ludwig Dengler, der in dieser Zeitschrift 1950, S. 38 ff. „Die Meister der Griesheimer Pfarrkirche“ behandelt, kann den Baumeister nicht einwandfrei nachweisen und glaubt Johann Ellmenreich vermuten zu dürfen.

44b) Vgl. Hermann Ginter: „Südwestdeutsche Kirchenmalerei des Barocks“, Filser, Augsburg 1930, S. 114 ff. Joseph Schlippe im „Nachrichtenblatt“, 7. Jahrgang 1936, II/III, S. 27; Lacroix, Niester, a. a. O., S. 190. Die durch das Grab von Friederike Brion aus Sesenheim bekannte Kirche, die infolge der Lage des Dorfes Meißenheim nahe am Rhein unter dem zweiten Weltkrieg schwer zu leiden hatte, wurde inzwischen wieder hergerichtet unter besonderer Beachtung und Sicherung der wertvollen Innenausstattung.

37) Vgl. darüber Walter Beck in Ortenau IV, 92—105.

45b) Vgl. Joseph Schlippe: „Das Stadtbild von Gengenbach“, Jahresband 1935 der Badischen Heimat, S. 281 ff. Der Südflügel des Rathauses wurde kurz vor Kriegsende durch Bombenvolltreffer total zerstört, jedoch nach dem Kriege historisch getreu wiederaufgebaut. Vgl. Joseph Schlippe: im „Nachrichtenblatt“, 4. Jahrgang, 11/12, S. 6 ff.; Martin Hesselbacher: „Die Baudenkmale der Stadt Gengenbach“ in Gengenbach, Vergangenheit und Gegenwart, Thorbecke, Konstanz 1960.



Meißenheim. Evangelische Kirche,
dahinter das Friederikengrab

Herrlichkeit inmitten von Verfall träumende Pavillon im Löwenbergischen Garten aus!

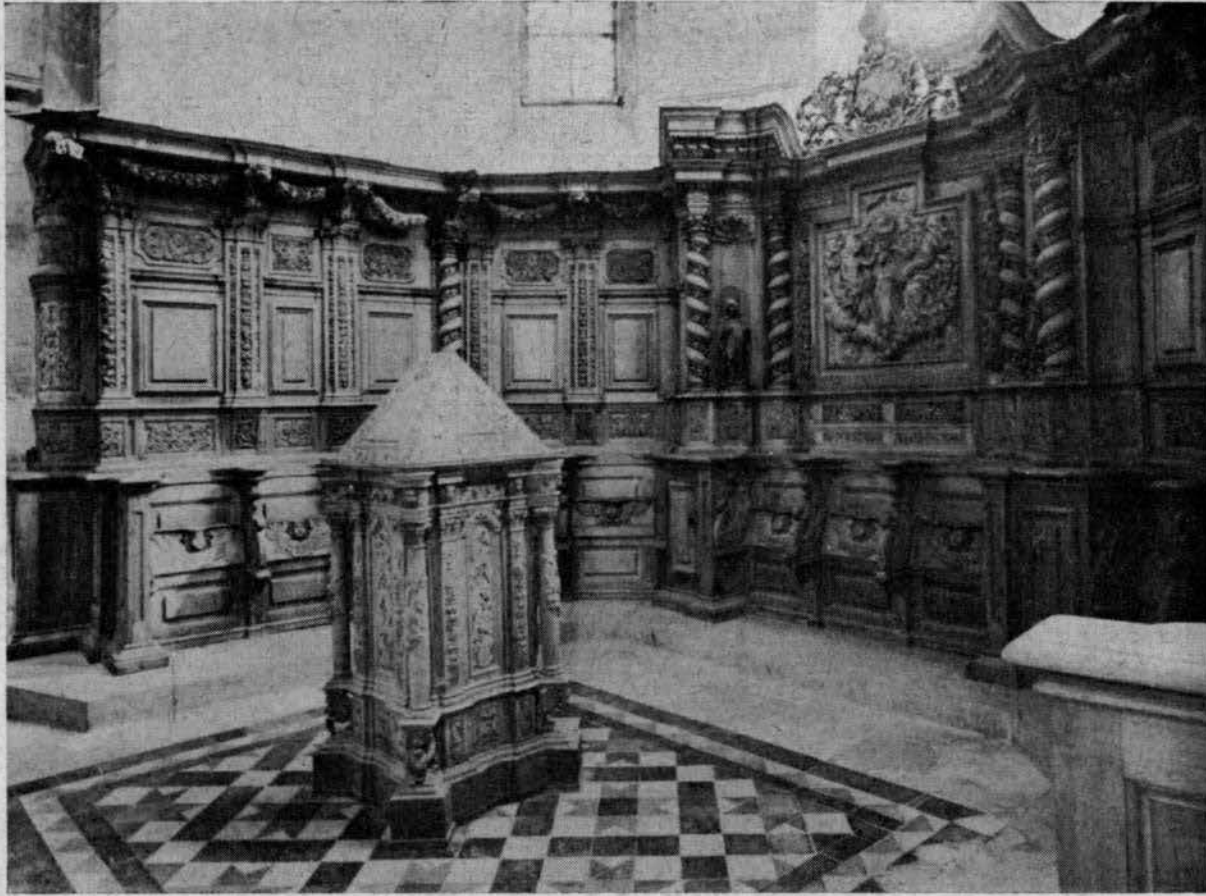
Über die bildenden Künste in dieser baufreudigen Zeit des Barocks sind unsere Kenntnisse vorerst noch sehr beschränkt. Sie sind ja größtenteils völlig der allmächtigen Baukunst verpflichtet und dienstbar, so daß ihre Meister kaum selbständig bei uns hervortreten; sie übernehmen die Aufgabe, die Bauschöpfungen mit einem dekorativen Kleid von märchenhaftem Zauber auszustatten, fast durchgängig nach den Wünschen des leitenden Baumeisters. Ausdrückliche Kontrakte sind daher nicht allzu häufig, und in noch so ausgiebigen Bauakten, wie z. B. über die Schloßbauten für das markgräflich badische Haus, sind die Berichte über Maler, Bildhauer und Stukkateure vielfach unklar und summarisch, daß sich nur sehr selten der Anteil der einzelnen Meister genau bestimmen läßt. Wir erhalten daher bestenfalls Namen ohne konkreteren Inhalt. Dazu kommt noch ein anderer Mißstand, der uns hindert, das Ausmaß der auf dem Gebiet der bildenden Kunst geleisteten Arbeit und die Eigenart der damit befaßten Meister genau übersehen zu



Schwarzacher
Barockaltar
aus dem Jahre 1725

können. Sehr viele dieser Werke, namentlich leichter bewegliche, sind unter der Einwirkung der Stilwandlungen des 19. Jahrhunderts, besonders des retrospektiven Purismus, wieder entfernt und vernichtet worden, so daß uns heute wichtiges Vergleichsmaterial vielfach fehlt. Das günstigste Schicksal, das diesem barocken Kircheninventar begegnen konnte, war ihre Weggabe an andere, bedürftige Kirchen. Das war z. B. der Fall mit den Barockaltären der Stiftskirche in Baden-Baden, die nach langem Stilstreit in die neue Kirche von Altschweier und später in die von Honau wanderten.

In der Plastik hat die Barockkunst ein neues, für ihre Zeit ungemein wirkungsvolles und für ihre Schöpfungen charakteristisches technisches Mittel neu



Abtei Schwarzach: Chorgestühl mit Lese-pult

Aufn.: Jos. van Heekern

ausgebildet, die Verwendung des Stucks, und zwar für Freiplastik wie für den mehr dekorativen Antrags- und Kassettens- an Wänden und Decken. In geschliffenem Stuckmarmor wurden ganze Altäre und Kanzeln samt dem figuralen Zubehör aufgebaut. Das Verfahren kam Ende des 16. Jahrhunderts aus Italien, wie die damit arbeitenden Meister überwiegend Italiener waren, nur in Oberdeutschland war auch eine von Wessobrunn ausgegangene deutsche Schule mit glücklichstem Erfolg tätig. Schon im Neubau des Badener Schlosses ist uns diese Dekorationskunst in überaus wirkungsvollen Leistungen begegnet. An den Decken werden jetzt im Barock die holzschnitzten Kassettengliederungen abgelöst durch Stuckformen, die kräftige Rahmengliederungen mit ornamentaler Füllung bringen. Die Deckenzeichnung wird in diesem ungemein schmiegsamen Material viel bewegter und reicher; in ihren Formen spricht sich das ganze leidenschaftliche Pathos des Stiles aus, aber auch der reiche Erfindungsgeist und ein bewundernswürdiges Schönheitsgefühl. Diese Dekoration überwuchert schließlich den konstruktiven Gliederbau der Architektur vollständig in schönheitstrunkener Leidenschaft, um von der Mitte des 18. Jahrhunderts langsam zu ermatten und in ihren Formen zu erstarren. Gerade in diesem wichtigen Kunstzweig fehlt es aber vorerst fast noch gänzlich an einer zuverlässigen und erschöpfenden Darstellung der Entwicklungslinie und für Mittelbaden selbst an der Möglichkeit der sicheren Erfassung der Künstlerhand der einzelnen Meister. So

werden für die Erbauungszeit des Rastatter Schlosses an Stukkateuren genannt³⁸⁾: der in Fulda vorher tätige Joh. Bapt. Artario, Joh. Bintz, und für figurale Stuckplastik Antonio Rolli, für Gartenplastik Pierard; für Stuckarbeiten im Schloß um die Mitte des 18. Jahrhunderts und darnach Joh. Schütz, der auch in Appenweier um 1752 arbeitete (Deckenstuck und Altäre in Stuckmarmor), und Alois Bossi. In Schwarzach sind um 1727 mit Stuckarbeiten



Weinender Petrus.
Holzplastik im Kloster Schwarzach
Aufn.: Jos. van Heckern

befaßt Joh. Bapt. Clerici und Sohn Joseph Maria aus Merede (von ihnen auch die acht Nebenaltäre) und Richard Retti von Ludwigsburg (aus Mailand gebürtig), der auch in Frauenalb beschäftigt war.

Fast noch unklarer liegt die Frage nach den Bildhauern, die in Holz oder Stein Freiplastiken für Kirchenfassaden oder das Kircheninnere ausführten oder Altäre und Kanzeln mit plastischem Schmuck oder die gerade in Mittelbaden in so großer Zahl noch vorhandenen Steinkruzifixe, Brunnengruppen mit meist religiösen Bildwerken oder Stationenwege an Straßen anfertigten. Die Altäre haben jetzt in der Barockzeit eine völlige Umwandlung des mittelalterlichen Aufbaues erlebt; sie werden zu mächtigen Bühnen oder Kulissen mit schräg hintereinanderstehenden Säulen, die oben durch Voluten oder Baldachine mit reich geformten, von Engelputten gehaltenen Girlanden durchzogen sind; zwischen den Säulen manchmal einzelne Heiligenfiguren und oben im Baldachin Reliefs oder Symbole der Dreifaltigkeit u. a.

³⁸⁾ Vgl. L o h m e y e r in Oberrhein. Zeitschr. N.F. 29, 600, und Ortenau V, 22.

Das Schwergewicht lag in der ornamentalen Schreinerarbeit, und daher wurden sie auch, soweit sie aus Holz waren, meist von Kunstschreibern angefertigt. Ein Meister dieser Art war der Hofbildhauer Joh. Chr. Möckel in Rastatt, der den großen Kruzifixus in der Schloßkirche dort arbeitete und etwas später auch die Altäre in der Ettlinger Schloßkirche. Als Steinbildhauer war in Schwarzach um 1728 der Straßburger Laurent. Bourdiel tätig; als Meister der trefflichen



Allmannsweier
(Landkreis Lahr).
Evangelische Kirche,
erbaut 1783.
Turm und
Kirchenschiff von
Westen her gesehen
Aufn.: Dr. Schlippe

Figuren an der Fassade und am Turm der Kirche in Kappelwindeck wurde uns Thomas Heylmann von Rastatt schon bekannt. Der baden-badische Kabinettschreiner Martin Eigler (aus Bregenz gebürtig) ist der Meister des Hochaltars von Schwarzach (1751/1752), großenteils auch der Altäre in der Stadtkirche zu Rastatt, des Gnadenaltars von Waghäusel (1749) und des Hochaltars, der Kanzel und der Beichtstühle in der Kirche zu Neusatz (1786). Die Altäre in der Stadtkirche zu Offenburg aber fertigte 1740 Franz Lichtenauer, und Ignaz Seuffert 1760 die Orgel. In der Spätzeit des 18. Jahr-

hunderts ist in der gleichen Stadt als vielbeschäftigter, aber auch als unruhiger Meister Joh. Nepomuk Speckert³⁹⁾ nachweisbar. Von seiner Hand stammten verschiedene Kruzifixe (u. a. in Durbach 1789), auch der Neptun auf dem Röhrenbrunnen (1783), eine mit dem Stukkateur Steingart zusammen gearbeitete Kanzel in Stuckmarmor zu Allmannsweier (1783)^{46b)}, die zwei Presbyterien im Chor der Stadtkirche (1784), eine Kanzel und Altar in der Kirche zu Dinglingen, ein Altar in der Kirche zu Kehl, die Stuckmarmorkanzel mit Reliefdarstellungen in der Offenburger Stadtkirche, die nach seinem Tode (1794) Michael Pfaff von Hagenau fertigstellte.

Gegenüber dieser geringen Zahl von uns bekannten Meistern steht eine große Menge einstweilen noch anonymen Werke, vor allem der so zahlreichen Altäre, die uns noch erhalten sind. Für das prächtige Chorgestühl in der Offenburger Stadtkirche oder Chorgestühl und Orgel der Klosterkirche zu Gengenbach ist noch kein Meisternamen gefunden; für das in der Schwarzer Klosterkirche (1700) mit der schönen Gruppe der Krönung Mariä, des weinenden Petrus, oder den köstlichen Chorlesepult sind wohl schon Namen genannt worden, ohne daß sie mit archivalischen Angaben sicher belegt werden konnten. Noch weniger kennen wir die Meister, denen die zahlreichen Feld- und Wegkreuze zuzuweisen sind, die gerade in der Ortenau vielfach von bester künstlerischer Qualität und hier in großer Zahl erhalten sind. Ich nenne nur die Steinkreuze von Ichenheim (1754), die drei von Appenweier (1769, 1773, 1789), von Durbach (1789, möglicherweise von Speckert), von Ebersweier (1773), auf der Straße von Fußbach nach Biberach (1753), von Nordrach (1784), von Kürzell, von Oberkirch (mehrere des 18. Jahrhunderts), Rust, Kappel a. Rh. (1771), Ottenheim (1740), Ringsheim (1763), Schutterwald (1774) und andere mehr. Eine für unser Land einzigartige, künstlerisch hochwertige Gruppe flankiert den Weg von Bühl nach Griesheim, sechs treffliche Szenen eines Stationenweges mit der Kreuzigungsdarstellung in der Mitte. Möglicherweise hat Speckert, der laut urkundlichen Berichten ähnliche Werke verfertigt hat, sie erstellt. An neuen Motiven kommen die Steinfiguren der Immakulata an freien Ortsplätzen oder Straßen in dieser Zeit auf: in Zell a. H. über dem Brunnen vor der Wallfahrtskirche (1790), vor Biberach (1763) u. a. O., besonders aber die Steinfiguren des hl. Johannes von Nepomuk auf Brücken und auf Freibrunnen, um dessen Kultverbreitung sich die Markgräfin Augusta Sibylla mit besonderem Eifer annahm. Von besonderer Schönheit der Nepomukbrunnen bei Reichenbach (Gengenbach) vom Jahr 1756; andere in Ohlsbach (1765), Rastatt, in Ortenberg (1787) u. a. Im Freien stehend und außer den Unbilden der Witterung der Roheit der Menschen ausgesetzt, verfallen und verschwinden diese Zeugnisse einer ausgebildeten künstlerischen Kultur wie eines noch regen religiösen Lebens von Jahr zu Jahr

³⁹⁾ Vgl. K. Walter, Bildhauer Joh. Nepomuk Speckert in Offenburg, Offenburg o. J. Von Mühlheim a. d. D. gebürtig, ließ er sich 1776 in Offenburg nieder.

^{46b)} Auch diese Kirche erlitt durch Beschießung im zweiten Weltkrieg schwere Beschädigungen und wurde nach dem Kriege historisch getreu unter der Leitung von Reg.-Baumeister Jutzler wieder hergerichtet. Vgl. Joseph Schlippe: „Allmannsweier, Evang. Kirche, im „Nachrichtenblatt“, 7. Jahrgang 1956, II/III, S. 43, mit Abbildungen.



Allmannsweier. Evangelische Kirche

mehr, so daß es höchste Zeit ist, sie durch gute Aufnahmen möglichst vollständig für die Zukunft festzulegen, eine Aufgabe, der sich mit besonderem Eifer der frühere Bezirksbauinspektor Hofmann unterzogen hat, darüber hinaus aber auch für gute Erhaltung zu sorgen. Hält man unsere heutigen Kriegerdenkmäler dagegen, so gewahrt man erst, wieviel an wahren künstlerischem Geist und innerer Kultur uns verlorengegangen ist. Auch von Grabplastiken sind außer den vielen handwerksmäßigen Beispielen manche Stücke von hoher Kunst in Mittelbaden noch vorhanden, wie das riesenhafte Grabdenkmal des Türkenlouis in der Stiftskirche zu Baden-Baden^{48a)} (nach 1754), ein Stuckaufbau in der Form eines Altars mit der stehenden Figur des Markgrafen im Mittelfeld, umgeben von Emblemen und Genien des Krieges und seiner Ruhmestaten, ein für die Kunst- und Zeitauffassung ungemein charakteristisches Werk (Taf. 8). Anspruchsloser, aber nicht minder reich und bewegt in den Formen ist das Rocaillegrabmal von 1768 auf dem Friedhof in Gengenbach.

Auf die plastischen Werke religiösen Inhalts in Kirchen kann ihrer großen Zahl wegen hier nicht näher eingegangen werden. Immerhin sei die feine Pietagruppe aus Schuttern (jetzt in Karlsruhe) wenigstens genannt. Ebenso wenig können die fast noch zahlreicheren Werke der Edelschmiedekunst hier eingehender behandelt werden. Gerade sie haben sich, nachdem die Kriegsgefahren vorüber waren,

^{48a)} Vgl. H. Niester: „Das Epitaph des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden-Baden“ in „Badische Heimat“, 30. Jahrg. 1950, Heft 1/2, S. 51, mit Abbildung.

fast überall noch bis heute im Gebrauch der Kirchen erhalten; sie kamen in überwiegender Mehrzahl aus Augsburg und waren überaus reich im Dekorativen gehalten, die Monstranzen^{49a)} gewöhnlich in Form einer Sonne, reich mit Ranken und Blumen überzogen, mit Engelsköpfen, Heiligenstatuetten oder Passionsinstrumenten besetzt. Auch der Kelch folgt dem Formenwandel. Der Fuß mit Knorpelwerk, später mit Rocaillegespinst, manchmal mit Reliefs, später oft mit Emailmedaillons noch verziert, trägt



Nepomukbrunnen bei Reichenbach (Gengenbach)

einen in den gleichen dekorativen Formen gehaltenen Schaft, aus dem die breite Cuppa herauswächst. Ewige Lampen, Meßkännchen und Lavaboplaten, vor allem aber auch ungemein reiche Formen zeigende Altarleuchter vervollständigen das wichtigste Kircheninventar. Fast alle größeren Kirchen, vor allem ehemalige Klosterkirchen, besitzen von diesen Gegenständen noch auserlesene Proben (Gengenbach, Lautenbach, Schwarzach, Baden, Rastatt u. a. m.). Bei der Säkularisation ist freilich manches schöne Stück an andere bedürftige Kirchen abgewandert; die Monstranz der Kapuzinerkirche in Baden-Baden z. B. nach Kappelwindeck; ein Prunkkelch von Petershausen nach Gernsbach; eine Monstranz von Waghäusel nach Steinmauern, wohin auch Silberleuchter von Lichtental kamen.

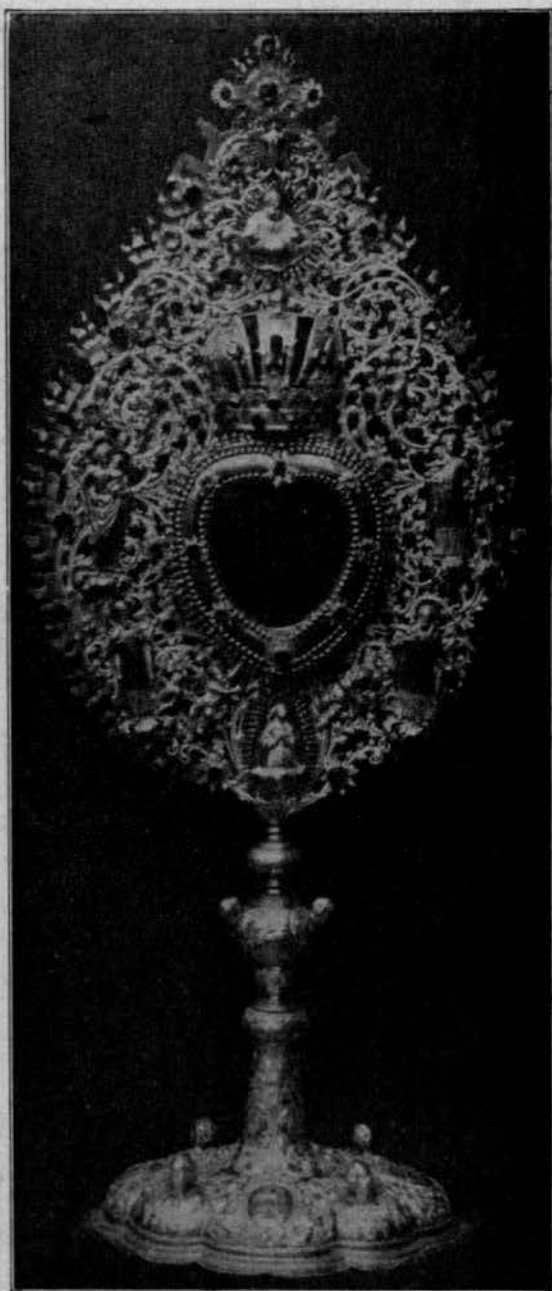
Die Aufgaben, die der Malerei in nachmittelalterlicher Zeit gestellt waren, standen wie die der Plastik

^{49a)} Die beiden prachtvollen Monstranzen vom Jahre 1716 zu Gengenbach und Schuttern konnten inzwischen als Werk des Hans Jakob Läublin, Schaffhausen, nachgewiesen werden. Vgl. Dora Fanny Rittmeyer, Hans Jakob Läublin, Schaffhausen 1959.

⁴⁰⁾ Vgl. Lohmeyer in Oberrh. Zeitschr. N.F. 29, 593 ff.

dritten Ranges; durch Rossi wurden zunächst Italiener, darunter einige Bologneser, herangeholt wie L a z. M. M a r i a S a n g u i n e t t i, der in der Schloßkirche malte, oder P a o l o M a n n i; in der Schloß- wie in der Franziskanerkirche zu R a s t a t t war auch A n t o n H a m m e r um 1721 tätig; der aus Schlackenwörth nach Rastatt übergesiedelte H e i n r i c h L i h l ^{50a)} malte eine Anzahl Bilder für die Franziskanerkirche dort, 1752 die Nebenaltarblätter der Kirche zu A p p e n w e i e r, einiges auch in O f f e n b u r g (Braueri Kopf); sein Sohn F r i e d r i c h ist als badischer Hofmaler ebenfalls in Rastatt zwischen 1765/1771 nachweisbar. Dagegen scheint sich der Maler F r a n z P f l e g e r weniger als ausübender Künstler denn als Leiter der künstlerischen Ausstattung der verschiedenen Hofbauten hervorgetan zu haben. Von M o r a t h i ^{51a)} wurden die Deckenbilder mit Darstellung der Glorie des seligen Bernhard von Baden (1771) und die Altarblätter (1772) in der Kirche zu O t t e n h e i m ^{47b)} gemalt, ebenso auch die Deckenbilder in der Wallfahrtskirche E t t e n h e i m m ü n s t e r. Im letzten Viertel des Jahrhunderts tritt als tüchtiger Meister in Mittelbaden der aus dem Lothringischen stammende Hofmaler J o s e p h M e l l i n g ^{52a)} auf (gest. 1796), verheiratet mit der Tochter des Hofbild-

hauers Lengelacher aus Karlsruhe und Vater der ebenfalls als Malerin bekannten Lichtentaler Klosterfrau M. Rosa. Er hatte seine Ausbildung in Paris bei Vanloo erhalten und malte für die Rastatter Stadtkirche sechs Altarbilder, gleich trefflich in Komposition wie in Ausdruck und Farbe, für die Kirche in S c h u t t e r n



Monstranz in Lautenbach

^{50a)} Vgl. meine Zusammenstellung in Thieme-Becker.

^{51a)} Anton Morath (oder Morathi) arbeitete auch in der Pfarrkirche von Todtmoos (1775) und konnte neuerdings ebenso als Meister der Deckenmalereien zu Ettenheim 1770 festgestellt werden. (P h i l i p p - H a r d e n - R a u c h, Die Ettenheimer Stadtpfarrkirche, 1959, S. 24 ff.)

^{47b)} Durch Beschießung im zweiten Weltkrieg wurden die wertvollen Deckenbilder und Altarblätter in der Kirche zu Ottenheim total zerstört.

^{52a)} Vgl. R i c h a r d M e l l i n g, Der Karlsruher Hofmaler Joseph Melling (1724—1796) und seine Familie, „Badische Heimat“ 1950/51, S. 31 ff.

1788/1789 vier Altarblätter, die sich als Übermalungen etwas älterer, viel derberer und in Komposition etwas abweichender Bilder (gezeichnet F. J. Stöber 1777 und Autenrieth) ausweisen.

In der eigentlichen Ortenau war ein Maler von Freiburg vielfach in Anspruch genommen, der im oberen Baden im 3. Viertel des Jahrhunderts eine ungemein fruchtbare Tätigkeit entfaltete und teilweise sehr respektable Leistungen aufzuweisen hat, es ist *Johann Pfunner*⁴¹ und ^{53a}), der in die Breisgaustadt aus Tirol um die Mitte des Jahrhunderts zugewandert war. In Mittelbaden malte er 1752 das Hochaltarbild in *Appenweier*, in *Niederschopfheim* 1756, in *Mahlberg* 1761^{48b}), in *Hofweier* 1763/1764, in *Meißenheim* 1765^{49b}) die Deckenfresken der Kirchen. Auch in *Sasbach* bei *Achern* liegt ein Vertrag auf drei Deckenbilder vom Jahr 1775 vor. Für die Kirche in *Ettenheim* schuf er 1771 das Hochaltarbild. Ein anderer Freiburger Maler, der in gleicher Art und auch in gleichem Stilgeist wie Pfunner tätig war, vorwiegend in Südbaden, *Benedikt Gambs*^{54a}) (1752)^{55a}), ist der Meister der Deckenbilder in der Kirche zu *Appenweier* (1750)⁴²).

Ein Nebenzweig der Malerei, die Glasmalkunst, erlosch, im Unterschied vom Mittelalter und von der Renaissance, in der ganz anders empfindenden, nur lichtdurchflutete Innenräume verlangenden Barockkunst vollständig. In der Renaissance sind immerhin noch einige sehr beachtenswerte Werke entstanden, wie die zehn Scheiben von *Caspar Rotgießer*, *Daniel Lindtmayr* und *Barthol. Link* (1588 und 1617) in der Kirche zu *Oppenau*, den großenteils profanen Motiven nach zu urteilen wohl für ein Profanhaus, wahrscheinlich das Rathaus, entstanden. Auch das Rathaus von *Zell a. H.* bringt noch zwölf recht gute Scheiben des 16. Jahrhunderts; eine große Kollektion solcher des 16. und 17. Jahrhunderts befindet sich auf *Schloß Stauffenberg* bei *Durbach*; sie sind aber wohl kaum alle aus dem Bezirk und teilweise sehr ungeschickt ergänzt.

Unser Gang durch nahezu ein Jahrtausend heimischer Kunst ist an der Schwelle des 19. Jahrhunderts zu Ende. Noch eben so jubelfroh und unerschöpflich in Erfindung und Ausbildung immer neuer Schönheit und Freude kündender Formen, unersättlich im Durst nach leidenschaftlichem Pathos, wird die Kunst mit dem Nahen der Aufruhrwellen vom Westen her stiller und verschlossener, steifer in der Haltung und kühler im Ausdruck. Sie wendet sich noch einmal zurück zur Formen-

41) Vgl. über ihn meine Ausführungen in *Zeitschr. der Gesellsch. f. Geschichtsk. v. Freiburg* 38 (1925), 130.

53a) Dazu auch *H. Ginter*, *Südwestdeutsche Kirchenmalerei des Barock*, 1930, S. 105 ff.

48b) Vgl. *Hermann Ginter*, a. a. O., S. 111 ff. Das stark vernachlässigte Gotteshaus wurde in den Jahren 1957/58 außen und innen einer gründlichen Wiederherstellung unterzogen bei weitgehender Rückgewinnung des historischen Raumeindrucks. Die Restauratoren waren *Mezger*, *Überlingen*; *Bauernfeind*, *Freiburg*, und *Hummel*, *Heiligenberg*. Leitung *Reg.-Baumeister Jutzler* und *Staatliches Amt für Denkmalpflege*, *Freiburg*.

49b) Durch eingehende technische Sicherungsmaßnahmen, welche Restaurator *Hummel*, *Heiligenberg*, an der von *Fäulnis* und *Hausbock* stark befallenen Dachkonstruktion der Kirche in *Meißenheim* 1959 vornahm, konnte die Decke mit ihrer wertvollen Bemalung quasi im letzten Augenblick vor dem drohenden Einsturz bewahrt werden.

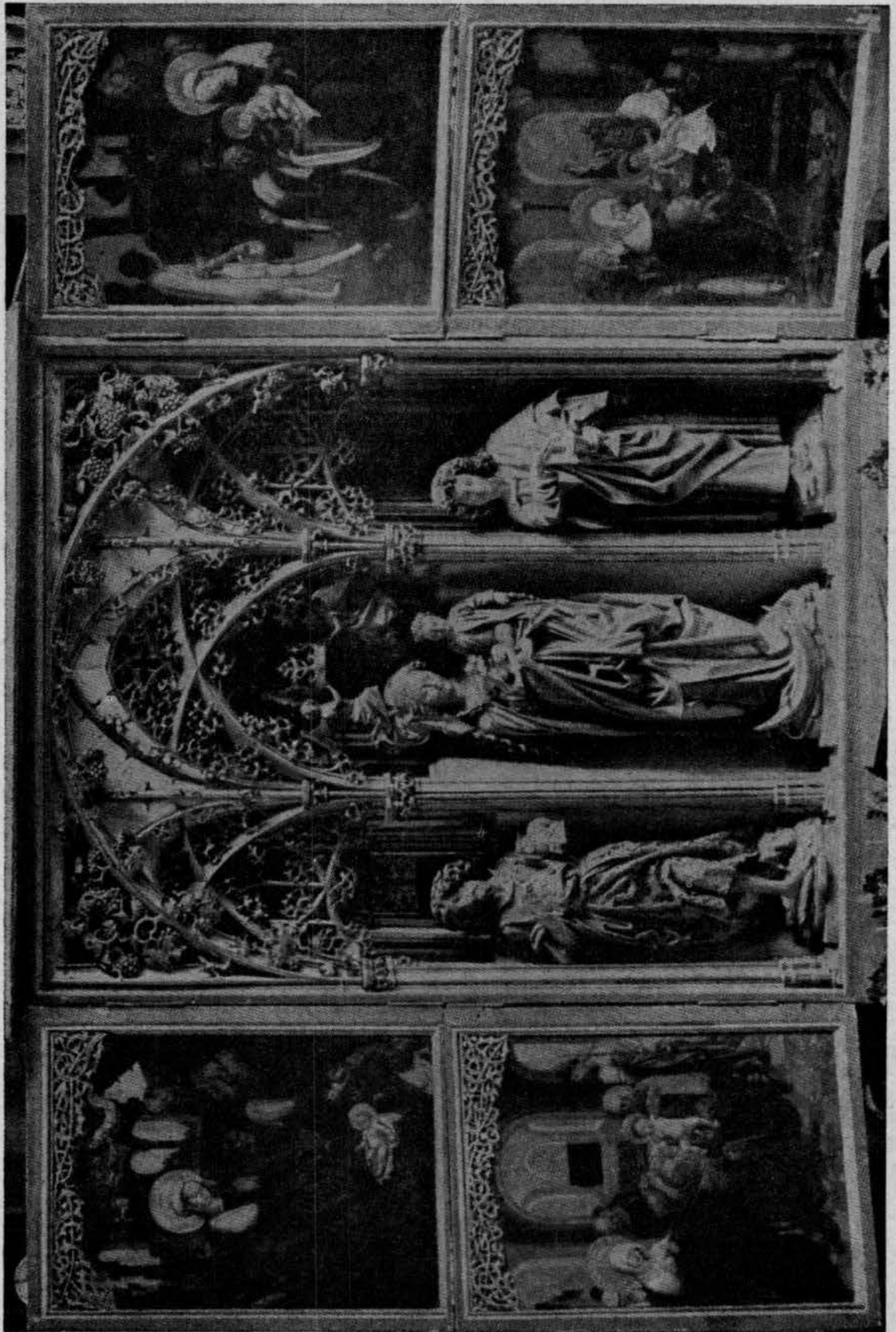
54a) *Ginter*, a. a. O., S. 94 ff.

55a) Dieses Datum trifft nicht zu. *Gambs* starb am 15. November 1751 zu *Ebnet* bei *Freiburg i. Br.*

42) Vgl. *Ginter*, *Die Pfarrkirche zu Appenweier*, S. 7, u. *Zeitschr. d. Gesellsch. f. Geschichtsk. von Freiburg* 38, 129.

welt der Antike, aber nur um daraus die schweren, gedrungenen, erdhaften Bildungen zu entlehnen, im übrigen aber einem aller Dekoration grundsätzlich aus dem Wege gehenden Geist der Nüchternheit und Einfachheit zu folgen. Bauten wie die der Kirchen ^{56a)} in A c h e r n (1813), R e n c h e n (1816), O p p e n a u (1826), R i p p o l d s a u (1828/1829), von der Schule Weinbrenners erstellt, zählen zu den charakteristischen Schöpfungen dieses neoklassizistischen Stiles, in dem sich neben grundsätzlichem Stilwillen der ganze rationalistische Zeitgeist wie auch die wirtschaftliche Notlage, die äußerste Sparsamkeit, um nicht zu sagen trostlose Armut nahelegte, ausspricht. Diese reine Sachlichkeitskunst hielt freilich nicht lange vor, und ihr folgten nun in immer rascherem Wechsel die Abwandlungen alter Stile der Vergangenheit, die jede Ursprünglichkeit und Selbständigkeit künstlerischer Gestaltungskraft ersterben ließen.

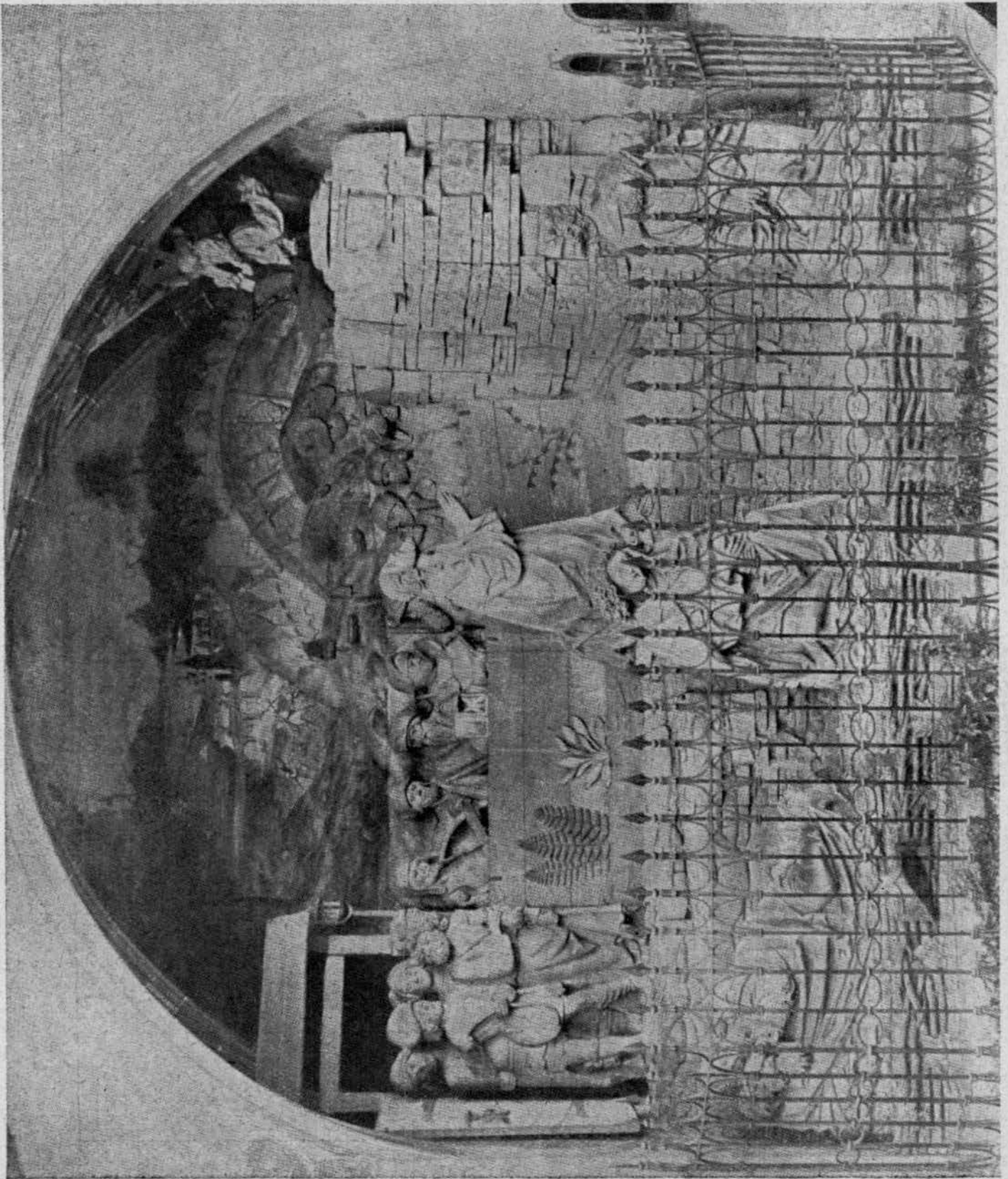
^{56a)} Über die Kunst dieser Zeit siehe J o s e p h S a u e r , Die kirchliche Kunst der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Baden, Freiburg i. B. 1933. Darin Achern S. 29 ff., Renchen S. 400 ff., Oppenau S. 349 ff., Rippoldsau S. 414 ff.



Lautenbacher Hochaltar. Mittelpartie



Apostelfiguren in der Friedhofkapelle zu Vimbuch





Altar der Margarethenkapelle in Muggensturm



Altarflügel von Kippenheim



Deckengemälde im großen Saal der Rastatter Residenz



Schloß Favorite. Wohnzimmer der Markgräfin Augusta Sibylla



Grabdenkmal des Türkenlouis in der Stiftskirche in Baden-Baden

Heimatspflege in Mittelbaden

ÜBERBLICK – MAHNUNG – METHODEN

Von Rolf Gustav Haebler

Vor einiger Zeit konnte man aus einer der heute beliebten demoskopischen Erfragungen erfahren, daß 36 von Hundert Lesern der Tageszeitungen regelmäßig alle jene Beiträge lesen, welche ein Thema der Heimatgeschichte behandeln. Es war dies sogar der höchste Prozentsatz an regelmäßigen Lesern aller erfragten Sachgebiete, die in einer Tageszeitung zur Darstellung kommen. Und das, dünkt mich, ist erstaunlich, und wird wohl für jeden, dessen Interesse der Heimatspflege gilt, eine Freude sein. Dies in keiner Weise gesteuerte oder etwa mit irgendwelchen billigen Mitteln propagandistisch aufgeblähte Interesse gibt zu denken. Denn hier handelt es sich nicht etwa um eine, wie man heute auf amerikanisch-deutsch sagt: durch public relation angestachelte Reizwelt, aufgestachelt und angetrieben durch allerlei ausgefallene Reklametricks. Nein, diese besondere stoffliche Aufmerksamkeit von mehr als einem Drittel der regelmäßigen Leser der Tageszeitungen, und das sind Millionen, ist Ausdruck eines offenbar ganz echten Bedürfnisses.

Daraus sollten alle lernen, die mit diesen Dingen etwas zu tun haben. Denn in dieser Tatsache spricht uns eine Verpflichtung an: Sie gilt für den Staat, sie gilt für alle Gemeinden. Sie gilt natürlich auch für die Zeitungen, für die Verlage wie für die Redaktionen. Sie gilt schließlich für jeden einzelnen. Denn die Zahl dieser Einzelnen kann nicht so klein sein, wie zuweilen vermutet wird. Die Prozentzahl, die vorhin genannt wurde, zeigt sowohl in ihrer absoluten und noch mehr in ihrer relativen Größenordnung, daß weite Kreise allem, was man summarisch als Heimatkunde oder Heimatspflege umreißen kann, mindestens interessiert gegenüberstehen. Denn was ist Heimatspflege anderes als Lebendigmachen und Bewußtwerden der politischen, sozialen, kulturellen und wirtschaftlichen Kräfte, welche Staat und Gemeinde begründet haben und immer wieder neu begründen werden. Denn die Pflege der heimatlichen Geschichte ist keineswegs, wie manchmal leicht ironisierend gemeint wird, das sentimentale Getue um irgendwelche romantischen Traditionen; sie ist, richtig verstanden und richtig geübt, ein durchaus dem aktuellen Leben, lebendigen Interessen zugewandtes Tun: nichts beweist dies besser und eindeutiger als eben jene Prozentzahl der publizistischen Interessen, die wir einleitend genannt haben. Aus dieser Erkenntnis aber gilt es die notwendigen Folgerungen zu ziehen; noch sind sie nicht überall erkannt, geschweige denn in die Tat umgesetzt.

Das gilt heute noch aus einem ganz besonderen Grund. Die Verhältnisse der Nachkriegszeit haben in einem früher bei aller Freizügigkeit nie möglichen Umfang Menschen aus anderen Gegenden in unseren heimatlichen Raum eingeschleust. Und das ging und geht noch bis ins kleinste Dorf. Ganz abgesehen von der politischen Problematik, die mit dieser neuen Völkerwanderung verknüpft ist: die Vertriebenen, die in unserem Raum Arbeit und Brot und eine Bleibe gefunden haben, sollten über das Lebensnotwendige hinaus auch etwas von dem Bleibenden der neuen Landschaft, ihrer Städte und Dörfer und ihrer angestammten Menschen verspüren; erst mit einer solchen Verwurzelung, und sei sie auch zunächst nur mehr an der Oberfläche, kann man das so oft und so oft allzuleicht gesprochene Wort von einer „neuen Heimat“ sprechen. Der Weg zu diesem Ziel ist der Weg einer lebendigen Heimatpflege.

Nach diesen allgemeinen, aber wie wir glauben, nicht unnötigen Betrachtungen stellt sich uns nunmehr die Frage: was geschieht in unserem heimatlichen, mittelbadischen Raum, um diese Aufgaben zu erfüllen? Ich hoffe, es geht dem geneigten Leser am Ende dieser, übrigens keineswegs erschöpfenden Darstellung so wie dem Verfasser: es ist, wenn man's recht besieht, weit mehr, als man zunächst vermutet hat. Selbstverständlich beginnt die Übersicht in diesem Jahrbuch mit dem „Historischen Verein für Mittelbaden“. Darauf hat er schon nach der Zeit seines Wirkens einen guten Anspruch. Wer die stattliche Reihe seiner Jahrbücher durchblättert, die vielen und vielerlei Aufsätze überschaut, die hier erschienen sind, und weiß, welch unendlicher Fleiß und selbstlose Hingabe in ihnen steckt, dem ist klar, daß in diesem Gemeinschaftswerk der mittelbadischen Heimatforscher — so sehr jeder einzelne sein Thema für sich im Studierstüble oder im Archiv erarbeitete — ein kultureller Wert von hohem Rang geschaffen wurde. Keiner wird etwas Gütiges über die Heimatgeschichte Mittelbadens aussagen können, der nicht auf die Dokumentation der „Ortenau-Bände“ zurückgegriffen hat. Wer ferner die Jahresberichte aus dem vergangenen halben Jahrhundert des Historischen Vereins durchgesehen hat, der weiß, daß diese Forscherarbeit auch in manchen Gemeinden Mittelbadens durch Vorträge Zugang zu den Menschen gefunden hat, die in einem allgemeineren Sinne den Fragen heimatlicher Geschichte ihre Aufmerksamkeit schenken.

Von diesem Blickwinkel aus richtet sich diese Schau begreiflicherweise auf die größere Organisation der Heimatpflege, die das ganze alte Baden umspannt: auf den Verein „Badische Heimat“. Er hat in wohl allen größeren Gemeinden Mittelbadens seine Gruppen; auch seine Mitglieder sind im wesentlichen verbunden durch ein literarisches Band. Allerdings handelt es sich in den Heften der „Badischen Heimat“ weniger um spezielle Forscherarbeit, das verbietet allein schon der umfangreichere Verbreitungskreis. Im übrigen ist, im Blick auf das Thema dieser Untersuchung, ohnehin viel wichtiger, was in den mittelbadischen Gruppen der „Badischen Heimat“ geschieht. Und da darf man wohl sagen, daß sie, richtig und einflußreich geführt, eine bedeutsame Rolle spielen in der kulturellen Pflege heimatgebundener Werte, zumal dort, wo gute persönliche Verbindungen bestehen zu den kommunalen Einrichtungen der Heimatpflege, zu stadtgeschichtlichen Sammlungen, Stadtarchiven, Heimatmuseen und ähnlichen kulturellen Einrichtungen.

Mit diesem Hinweis sind wir schon in den Bereich eingetreten, in dem die private, teils ganz persönliche, teils von freien Kultur-Organisationen — wie etwa dem Historischen Verein — getragene Heimatpflege in einer Art von Ideal-Konkurrenz steht zur staatlichen Denkmalpflege. Es würde zu weit führen, an dieser Stelle den Umfang dieser gesetzlich unterbauten und mit Amtsgewalt, aber auch, was noch wichtiger ist, mit öffentlichen Mitteln ausgestatteten Einrichtung darzustellen, ganz abgesehen davon, daß wohl alle Leser dieses Jahrbuchs darum wissen — nur vielleicht zu wenig davon Gebrauch machen. Auch wenn sonst manches Kritische zu der zuweilen stark verbeamteten Organisation und zu den Methoden zu sagen wäre. Aber um so eindringlicher sei jeder auf das seit kurzem in erfreulich größerem Umfang, wenn auch noch keineswegs umfassend genug ausgestattete „Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg“ hingewiesen. Dies Organ der Staatlichen Ämter für Denkmal- und Heimatpflege, herausgegeben vom Kultusministerium Baden-Württemberg, erscheint unter der Schriftleitung von Rudi Keller (Freiburg) vierteljährlich — und das ist wenig, wenn man bedenkt, daß hier über die heimatpflegerische Arbeit in allen vier Regierungsbezirken des Landes berichtet werden soll, mit möglichst zahlreichem Bildmaterial, über die Heimatpflege eines Landes zumal, das auf Grund seiner Geschichte ohnehin auf vielen Teilgebieten der Denkmalpflege und des Schutzes historisch wertvoller Stätten eine Fülle von wesentlichen Aufgaben stellt. Es ist klar, daß angesichts der notwendigen Streuung der hier zu behandelnden und unmittelbar anfallenden Themen aus dem ganzen Land gar ein Einzelgebiet wie etwa der Raum Mittelbaden nur gelegentlich zu Wort und Darstellung kommen kann. Es wäre deshalb anzustreben — und das sollte ein Anliegen aller Kreisstellen für Denkmalpflege und Heimatschutz sein —, daß Landtag und Regierung für diese publizistische Auswertung der badisch-schwäbischen Heimatpflege mehr Mittel zur Verfügung stellen als bisher.

Nicht minder wesentlich, ja, im Blick auf eine möglichst weite Streuung noch wichtiger ist die allgemeine publizistische Auswertung der Heimatpflege durch die Tagespresse. Das kann in den mannigfachsten Formen geschehen, sofern und soweit eine Zeitung bemüht ist, die Geschichte, das Brauchtum, die Kultur, die historischen oder überlieferten gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Strukturen und was sonst noch in diesen Bereich gehört, zu pflegen — nicht zuletzt auch im Blick auf das eingangs erwähnte, demoskopisch-statistisch festgestellte Interesse ihrer Leser. Hier müssen nun in erster Linie diejenigen Veröffentlichungen genannt werden, die als periodische Beilagen der Tageszeitungen erscheinen und ihre besondere publizistische Aufgabe im Sinne der Heimatpflege meist schon in ihrem Titel anzeigen. In diesem Sinne dürfen wohl als erstes Beispiel die „Heimatblätter des Badischen Tagblatts“ genannt werden, die am Kopf den Titel tragen „Zwischen Murg und Kinzig“, geziert mit dem von zwei Greifen getragenen alten badischen Wappen.

Im Untertitel wird das Themengebiet angezeigt: „Heimatblätter für Geschichte — Brauchtum — Wirtschaft — Kultur.“

Ferner werden die Namen einer Reihe ständiger Mitarbeiter an dieser vierzehntägig erscheinenden Beilage genannt: jeder, der sich auf dem Gebiet der mittelbadischen Heimatforschung auskennt, weiß um diese Namen. Ob es dem Heraus-

geber und seinen Mitarbeitern gelungen ist, in den vergangenen Jahren diesen neuen Typ eines wissenschaftlich fundierten, stilistisch und in der Darstellung aufgelockerten, im besten Sinne feuilletonistisch betonten Heimatblattes zu gestalten, kann der Verfasser selbstverständlich hier nicht behaupten; er kann es nur hoffen. Das gleiche gilt von der anderen Beilage des „Badischen Tagblatts“, den „Baden-Badener Stadtgeschichtlichen Blättern“, die Werner Hambruch und Rolf Gustav Haebler herausgeben.

In der gleichen publizistischen Form und in der Absicht, heimatgeschichtliche Themen über besondere Beilagen zu Tageszeitungen einem möglichst weiten Leserkreis nahezubringen, erscheinen im mittelbadischen Raum der Ettlinger „Lauerturn“, den Hans Leopold Zollner im Auftrag der dortigen „Badischen Heimat“ leitet, und an der südlichen Grenze der Ortenau ist es die Heimatbeilage der Lahrer Zeitung, der „Altvater“. Beide widmen sich in der Hauptsache der Pflege des historischen Gutes im engeren Umkreis ihres Verbreitungsgebietes. Einen neuen, modernen, stark auf optische Dokumentation hin ausgerichteten Typ eines Heimatblattes hat der Offenburger Verlag Burda geschaffen; das monatlich erscheinende Heft nennt sich „Ortenauer Heimatblatt“. Wertvoll ist neben meist reich und gut bebilderten Heimatreportagen jeweils die Würdigung einer der kulturschaffenden Persönlichkeiten in Mittelbaden.

Neben den genannten besonderen heimatkundlichen Beilagen einiger mittelbadischer Tageszeitungen darf aber nicht übersehen werden, daß hiermit die publizistische Heimatpflege keineswegs erschöpft ist. Denn verschiedene andere Blätter in Mittelbaden pflegen die Stoffgebiete der heimatlichen Überlieferung entweder gelegentlich im Rahmen ihrer meist unterhaltenden und allgemeinbildenden Sonntagsbeilagen oder sie geben dem Heimatfeuilleton, der heimatlichen Reportage, historischen Themen Raum auf den Seiten ihrer jeweiligen Bezirksausgaben. In welchem Umfang und mit welcher Zielsetzung das dann im einzelnen geschieht, das hängt freilich meist davon ab, ob Mitarbeiter vorhanden sind, die nicht nur den historischen Stoff in dem jeweiligen journalistischen Verbreitungsgebiet einer Zeitung beherrschen, sondern ihn auch so darstellen können, daß er — unbeschadet der wissenschaftlichen Fundierung — gut an den Leser herankommt, wie man heute sagt.

Glücklicherweise darf man feststellen, daß es im mittelbadischen Raum eine Anzahl ausgezeichneter Heimatforscher gibt, die ebenso ausgezeichnete Publizisten sind. So hat etwa das Murgtal in Heinrich Langenbach einen unermüdlichen Propagandisten der Heimatgeschichte, im Renchtal ist es Hans Heid, dessen Verdienste um die Lautenbacher Wallfahrtskirche und um die Kunstwerke und Kunstwerte in diesem „gotischen Juwel der Ortenau“ nicht hoch genug eingeschätzt werden können, Lahr und das Geroldsecker Land besitzt den fleißigen und kenntnisreichen Emil Baader, der in den letzten Jahren in einer unermüdlichen, aufopfernden Hingabe nicht nur im mittelbadischen Raum, sondern auch darüber hinaus Heimatstube um Heimatstube gegründet und eingerichtet hat, wo immer sich dazu Gelegenheit bot und guter Wille vorhanden war. Sein Gedanke, Heimatpflege auf diese Weise und in dieser lebendigen Form zu üben, indem er an die unmittelbare Verbundenheit einer Gemeinde, eines Dorfes oder einer Stadt mit einem ihrer in der Geschichte

berühmt gewordenen Söhne anknüpfte und in wohlüberlegten, dekorativen und wirksamen Formen eine stets zugängliche, ganz und gar nicht museale Gedenkstätte schuf, hat sich als ungemein fruchtbar erwiesen. Und wenn man weiterhin an die Bedeutung der Publizistik in der Heimatpflege im weitesten Sinne denkt, dann haben wir in Mittelbaden das Glück, auf einen vorbildhaften Mann hinweisen zu können, der wohl — und schon seit Jahrzehnten — in seiner Arbeit all das vereint und in bester Form repräsentiert, was man überhaupt auf diesem vielfältigen Gebiet verlangen und überhaupt erwarten kann: es ist Otto Ernst Sutter. Der Gengenbacher Landschreiber, wie er sich gerne selber tituliert, ist längst unter seinem Namen und mit seinem Signum und auch durch seine etlichen Pseudonyme in den badischen Zeitungen, im Rundfunk und nun auch durch das Fernsehen und durch die eigenwüchsig, echt alemannische Kunst seines Schreibens und Plauderns als Persönlichkeit badischer Heimatpflege so bekannt, daß man darüber kein Wort zu verlieren braucht — oder daß man dann schon ein ganzes Buch schreiben müßte, um alle seine Verdienste zu würdigen.

Nebenbei bemerkt: schade, daß die früher, wenn auch nur sporadisch, von Sutter herausgegebene Heimatbeilage des Gengenbacher Kinzigboten nicht mehr erscheint. Er hatte sie „Der Adlerstein“ genannt, in Erinnerung an die alten Marksteine der ehemaligen Freien Reichsstadt, die auf der gegen die Stadt gerichteten Seite den Reichsadler mit dem Gengenbacher Brustschild zeigten.

In den letzten Jahren ist erfreulicherweise auch eine Reihe von heimatkundlichen Drucken erschienen, deren Herausgabe mittelbar oder unmittelbar durch ideelle und finanzielle Hilfe von Gemeinden und Kreisen möglich wurde. Es liegt auf der Hand, auch wenn man das Interesse weiter Kreise an heimatgeschichtlichen Veröffentlichungen hoch einschätzt, daß solche Schriften — zumal wenn sie Wert auf wissenschaftliche Forschung legen — niemals im buchhändlerischen Sinne rentable Objekte sind. Wie schließlich nahezu alle kulturelle Arbeit brauchen sie auch Zuschüsse, entweder von Mäzenen, die aber sehr selten geworden sind, oder aus Mitteln der sogenannten öffentlichen Hand. Das gilt im großen, beim Theater, bei den großen Orchestern, bei den Museen, bei der hohen Wissenschaft; es gilt aber genausogut oder vielleicht genau so schlecht bei den kleineren kulturellen Anliegen, also auch etwa bei den mancherlei Formen der Heimatpflege. Hier muß — oder müßte — dann eben die kleinere, die jeweils unmittelbar angesprochene Gemeinschaft, ein Kreis, eine Gemeinde, zu Hilfe kommen.

Nun dürfen wir in Mittelbaden mit Freude und Anerkennung feststellen, daß in den letzten Jahren sich in einer Reihe von Beispielen gezeigt hat, daß man da und dort sehr wohl aufgeschlossen war für die kulturelle Verpflichtung zur Heimatgeschichte und Heimatpflege. In verschiedenen Formen. So gibt seit 1957 die Stadtverwaltung der Kreisstadt Bühl die heimatgeschichtlichen Blätter „Bühler Blaue Hefte“ heraus; der Landkreis Lahr seit 1958 ein Jahrbuch „Geroldsecker Land“. Beide periodischen Veröffentlichungen könnten, jede in ihrer Art, ein Beispiel sein dafür, wie eine Stadt oder ein Kreis Heimatkultur pflegen kann, die über unmittelbare Notwendigkeiten in ihrem Raum und in dieser Zeit hinaus Werte der eigenen

Vergangenheit mindestens in literarischer Form — wozu auch das Bild gehört — bewahrt.

Weit umfangreicher ist die Liste derjenigen heimatgeschichtlichen Veröffentlichungen, die nach dem Krieg mit dankenswerter Hilfe von Gemeinden und Kreisen haben in Buchform erscheinen können. Es kann natürlich keine Rede davon sein, in diesem Zusammenhang eine vollständige Bibliographie oder gar eine Würdigung aller dieser Bücher und Broschüren zu geben; es mag genügen, festzustellen, daß eine stattliche Zahl von Werken erschienen ist, welche die politische und kulturelle Geschichte von Städten und Dörfern des Ufgau und der Ortenau behandeln, und Bücher, welche politisch-historische und kulturell bedeutende Persönlichkeiten darstellen, die in irgendeiner Weise mit der Heimatgeschichte Mittelbadens verbunden sind. Es ist dann eine Aufgabe aller, denen Heimatpflege mehr ist als nur ein schönes repräsentatives Wort bei festlichen Gelegenheiten, dafür zu sorgen, daß diese Literatur auch, wie man so sagt: unter die Leute kommt, und vor allem auch unter die Jugend unserer Heimat.

Nun sei noch auf eine Art Neuheit hingewiesen, die soeben die Stadt Baden-Baden „herausgebracht“ hat: im Rahmen einer Johann-Peter-Hebel-Feier wurde ein „Heimatpreis“ gestiftet, der alljährlich in der Höhe von tausend Mark vergeben werden wird. Nun, Preise für Literatur, Malerei, Musik und sonstige Künste gibt es eine Menge; aber dieser Preis ist ausdrücklich für solche Persönlichkeiten bestimmt, die sich um die Forschung und Darstellung der Geschichte der Stadt Baden-Baden verdient gemacht haben. Von ihnen ist ja sonst und bisher nur selten in der Öffentlichkeit gesprochen worden, geschweige, daß man sie in solcher Weise, durch öffentliche Feier und Preis, ehrte. Es wäre schön, wenn das Baden-Badener Beispiel da und dort Nachfolge finden würde . . .

All dies sei im Zusammenhang mit dem uns hier am Herzen liegenden Problem einer stärkeren Publizität der Heimatpflege besonders eindringlich gesagt, auch im Hinblick auf die nach dem Krieg in unserem Raum erfreulicherweise wieder neu-erstandenen Heimatmuseen. Auch hierzu sollen hier keine Ausführungen im einzelnen gemacht werden. Zweifellos dürfen die Historiker und Heimatfreunde in Mittelbaden zufrieden sein mit der Zahl der in diesem relativ kleinen Raum vorhandenen Heimatmuseen und öffentlichen historischen Sammlungen: in Rastatt, Baden-Baden, Offenburg, Kehl, Lahr, Haslach, Wolfach — um nur die bekanntesten zu nennen. Die bekanntesten? Ist dieser Superlativ nicht so eine Art holder Selbsttäuschung? Wer kennt diese Stätten verehrungswerter Vergangenheit, die in unsere Gegenwart hineinsprechen, um uns vom Einst anschaulich zu erzählen? Wer kennt nur einige von ihnen?

Auch in diesem Zusammenhang erhebt sich wiederum das Problem, das uns bei dieser Betrachtung der Heimatpflege immer wieder aus der behaglichen Ruhe des Nur-Historikers aufscheucht: die Frage nach modernen Methoden einer fruchtbaren, lebendigen, das allgemeine Interesse weckenden Publizität. Hier erscheint nun als wichtige und erst nur teilweise geübte Methode zu größter Publizität die Organisation heimatpflegerischer Vorträge, zumal wenn sie mit Farbdias unterstützt werden können, und zwar — und das ist das Neue und Wichtige — im Rahmen

bestehender interessierter oder zu interessierender Verbände und bei nahestehenden kulturellen Einrichtungen. Viele von ihnen werden dankbar sein für eine solche Auflockerung ihres Arbeitsprogramms. Es gibt natürlich hierfür keine allgemeine Rezeptur; die sachlichen, technischen, persönlichen Voraussetzungen und Möglichkeiten sind von Gemeinde zu Gemeinde, von Kreis zu Kreis, zwischen Dorf und Stadt verschieden. Und gewiß setzen solche Bemühungen allemal den erkennenden Geist und die willige Hingabe einer kundigen Persönlichkeit voraus. Aber sie fordern auch die materielle Verpflichtung der Gemeinschaft, der Stadt, des Kreises, des Landes, um aus einer guten Idee eine wirkende Wirklichkeit zu gestalten. Es geht heutzutage nun einmal nicht ohne Organisation, und schon gar nicht ohne organisierte Publizität. Ohne jegliches Schema, selbstverständlich. Aber nur auf diesem Weg kann das liebe, brave, bescheidene Aschenbrödel Heimatmuseum — und schließlich alles, was mit Heimatpflege zusammenhängt — aus seinem verwinkelten Dasein herauskommen und kulturell befruchtend eingehen in die strömende Lebendigkeit der modernen Gesellschaft.

Die Mundarten der Ortenau

Von Ernst Ochs

1. Die Sprache Mittelbadens wird häufiger verachtet als gepriesen. Es gibt zahlreiche Ortenauer, die einem Lörracher, Berner, Konstanzer oder Wiener mit Vergnügen lauschen, aber das eigene *Hecke(n)-d(e)ütsch* — so wird der einheimische Dialekt z. B. in Glashütte bei Bühl bezeichnet — als häßlich empfinden. Unter den Gebildeten sind nicht wenige geneigt, die harten und teilweise falschen Äußerungen, die J. B. Trenkle (Die alemannische Dichtung seit J. P. Hebel, S. 40) über die Volkssprache des nördlichen Breisgaus hat drucken lassen, auszudehnen mindestens auf die südliche Ortenau und auf die Gegend von Lauf. Ich behaupte nicht, daß das Ortenauer Deutsch sich für Hebels Idyllen schicke. Wohl aber ist es das passende Gewand für zwei Arten Erzählungsgut des Volkes. In der südlichen Ortenau gedeiht der Schwank, lebt der Geist des alten Reinhard Fuchs (siehe mein Büchlein „Streng geheim“, Freiburg 1955); einem großen Mundartdichter dieser Gegend müßte ein neuer Eulenspiegel besonderen Schlages glücken. Die Mundart der nördlichen Ortenau ist rein gefühlsmäßiger, sangbarer Äußerungen fähig, aber ihr Bestes leistet sie im Dienst der Volkssage; traurig tönt es aus ihr wie aus rotem Gemäuer im frühlinggrünen Wald; mit Wunderaugen schaut sie dich an, wie die schönen braunen Mädchen zwischen Renchen und Steinbach.

2. All diese Mundarten sind alemannisch, jedoch ist dieses Alemannisch sehr gemäßigt, mehr ein Grenzposten und Überläufer als ein starker Vorposten. Ein Sinn-

bild dafür sei das Wort der *Anken*. Die meisten Ortenauer verstehen darunter die ausgelassene Butter, die als erwünschter Küchenvorrat im *Ankenhafen* aufbewahrt wird, während der *Butter* frisch auf dem Markt gekauft wird. Der schroffere Alemanne im südwestlichen Baden sagt *Anken* für Butter überhaupt, dem Franken fehlt dies Wort *Anken* in jedem Sinn. Die Ortenau ist auch sprachlich voller Kompromisse, ein Land so vieler Übergänge, daß man von einer inneren Einheit kaum reden kann. Leichter als durch Behauptungen läßt sie sich durch Verneinungen umschreiben:

a) Sie ist nicht fränkisch, obwohl die Franken z. B. ums Jahr 710 kräftig nach ihr gegriffen haben. Die meisten Ortenauer sprechen in Wörtern wie mittelhochdeutsch *guot, der bruoder, lieb, müede* Zwielaute altdeutscher Art, das benachbarte Fränkische hat dafür einfache Längen. Die Sprachgrenze folgt aber nicht der geschichtlichen Nordgrenze der Ortenau, sondern reißt schon Hügelsheim zum Fränkischen, während sie die Dörfer an der Oos von Sandweier aufwärts dem Alemannischen zuweist. Eine wirklich auffällige Mundartgrenze anderer Art quert das Land erst wieder zwischen Au am Rhein und Mörsch. Beachtenswert ist somit, daß die oft genannte nördliche Gau- und Stammesgrenze heute keine starke Mundartgrenze ist, sondern in der Rheinebene zwischen zweien solchen liegt und ihr dortiges bescheidenes Merkmal im Gebirge verliert, vertauscht. In meiner „Gliederung der badischen Mundarten“ mit Skizze (1923) kann man den näheren Verlauf der schärferen Linien einsehen.

b) Das Ortenauische ist nicht schwäbisch. Während in Fällen wie *Haus, Mäuse, Leib* das Schwäbische der Schriftsprache nahe steht, spricht der Ortenauer statt der Zwielaute einfache Längen (= altdeutsch \bar{u} , $\bar{ü}$, \bar{i}). Daß Schiltach hierbei abseits steht, ist keine Ausnahme, sondern Nachwirkung seiner schwäbischen Vergangenheit. Mit der alten Gaugrenze hat selbst diese Sprachscheide nicht viel gemeinsam.

c) Das Ortenauische ist weder hochalemannisch noch südalemannisch. Nirgends zeigt sich ein inlautendes *-kch-* in Wörtern wie *danken, drucken*; auch kein anlautendes *ch-* in *Kind, Kern, Korn*. Ein zahmstes Südalemannisch spricht *-ch-* mindestens in Wörtern wie *melken, Volk, Birke, Werktag*; vielleicht fiel die Nordgrenze dieser Aussprache einmal mit der Südgrenze der Ortenau zusammen, heute liegt selbst sie noch südlicher. Dagegen ragt noch von Süden die Aussprache *bitzili* „bißchen“ in die südwestliche Ortenau hinein, zumal nach Rust und Ettenheim; als Übergangsort kann Schuttern gelten, wo neben *-tz-* auch *-ß-* vorkommt: der Hauptteil der Ortenau hat nur *-ß-*.

Eine sprachliche Südfront der geschichtlichen Ortenau gibt es nicht, so wenig wie eine Nordfront. Die Mundarten der südlichsten Ortenau und des nördlichsten Breisgaus gehören heute untrennbar zusammen. Am Hünersedel hat die Elztäler Seite (Biederbach usw.) Gaumennasenlaut in *bīŋə, uŋə* gegenüber *binde(n), unte(n)* auf der Ortenauer Seite (Schweighausen usw.); als Gaugrenze sollte das aber nicht ausgeschlachtet werden. Wichtiger ist, daß der Wortschatz des Ortenauer Winzers merklich von dem des Kaiserstühlers und Markgräflers abweicht. Eine größere Untersuchung hierüber fehlt; einen Vorstoß in dieser Richtung habe ich in der Zeitschrift

für deutsche Mundarten 1920, Seite 168 ff. unternommen. Das mittelbadisch-elsässische Wort *retzle* „Nachlese halten“ reicht südwärts bis zur Bleich, die Kaiserstühler und Markgräfler sagen *ätzne*. Umgekehrt scheint das südliche Wort *Örkeli* „Kübel“ dem Ortenauer Weinbau zu fehlen.

d) Das Ortenauische darf auch nicht schlechtweg als elsässisch bezeichnet werden. Wohl aber steht es dem Unterelsässischen recht nahe, besonders in der Gegend von Kehl. Dabei hat kein echter Ortenauer das Gefühl, elsässisch zu sprechen. Wenn er den Rhein rechtwinklig überschreitet, stößt er immer auf sprachliche Eigentümlichkeiten, die er als elsässisch deutet. Diese treten aber auch rechtsrheinisch auf, jedoch regelmäßig in weiter flußabwärts gelegenen Orten, die sich ihrerseits von den unmittelbar gegenüber wohnenden Elsässern durch andere Kleinigkeiten unterscheiden. Überschaut man die ganze Uferstrecke auf einmal, so bleibt von den sogenannten elsässischen Eigenheiten nicht viel mehr übrig als die der Sprachmelodie. Selbst die elsässische Hellfärbung von *ū* zu *ü* (in Wörtern wie *Hūs* „Haus“) und von *au* zu *oi* oder *ai* (in Wörtern wie *rauchen*) findet ihre Fortsetzung in westlichen Teilen der Ortenau und des nördlichen Breisgau. Es fällt dem Kenner der Sprachgeschichte wie dem Erforscher der lebenden Mundarten furchtbar schwer, auch nur ein förmliches Merkmal zu nennen, das dem linken Rheinufer gegenüber dem rechten eigentümlich wäre. Das gilt auch vom Wortschatz. Wo immer man glaubt, ein nur mittelbadisches Wort gefunden zu haben, wird regelmäßig das Elsässische Wörterbuch von Martin und Lienhart oder noch besser eigene Vertrautheit mit älterem Elsässer Schrifttum den nächsten Anschluß und Aufschluß liefern.

3. Die sprachgeschichtliche Aufgabe der Ortenau ist es gewesen, die elsässisch-rheinischen Einflüsse auf das Alemannische zu vermitteln, die Durchdringung des Alemannischen durch das Fränkische zu begünstigen. Diese Einflüsse wirkten durch viele Jahrhunderte und aus verschiedenen Ursachen, aber immer in der gleichen Richtung von Nordwesten her. Seit Chlodwig ist der alemannische Süden ins Fränkische Reich eingeordnet, ist Untertan der Franken. Damit ist seine friedliche Durchdringung mit nördlichen Kräften eingeleitet. Nicht nur fränkische Königsbeamte, fränkische Siedler und neuartige Siedlungsnamen zogen rheinaufwärts, sondern auch fränkische Sprachgewohnheiten. Diese wurden noch gefördert durch den Verkehr, den Handel längs des Rheins und auf dem Rhein, ferner durch das Bestehen eines Bistums Straßburg. Straßburg liegt auf alemannischem Boden, hat aber früh eigene, unterelsässische, rheinische, fränkische Züge angenommen. Seine Sprache war für eine maßvolle Umbildung des Südens besonders geeignet. Straßburg ist die natürliche Hauptstadt Südwestdeutschlands und zumal der Ortenau. Die Kinzig-, Rensch- und Achertalstraße laufen nach Straßburg zusammen. Längs dieser Straßen haben zuerst die Straßburger Bischöfe ihre Macht ausgedehnt. Die Täler von Ettenheim, Oberkirch und Ottenhöfen lagen nun nicht nur im Bistum Straßburg, sondern sie waren bischöfliche Herrschaften. Später suchte auch die Straßburger Bürgerschaft auf das rechte Ufer überzugreifen. Vollends die Gegend von Kork und Rheinbischofsheim, das Hanauerland, gehörte zur linksrheinischen Grafschaft Lichtenberg. Das sprachliche Ergebnis von all dem ist, daß wir stromaufwärts bis über

Basel hinaus keine alemannischen Mundarten im Sinne althochdeutscher Sprachlehre mehr haben, während der Begriff „oberrheinisch“ und — unter Mitwirkung von Durlach—Karlsruhe—Baden-Baden — der Begriff „badisch“ seine Berechtigung bekommen hat. Die Ortenau aber, die alle Umwandlungen vermittelte, hat dabei ihre sprachliche Einheit eingebüßt, sie ist zu einer Folge von Übergängen geworden und in zwei Teile zu zerlegen: ihr Nordwesten mit den Hanauer- und Riedorten gehört zum Niederalemannischen, dessen Hauptvertreter das Unterelsässische ist; ihr Südosten gehört zum (westlichen) Mittelalemannischen, das seinerseits bis südlich von Freiburg-Lenzkirch reicht. Bei dieser Zweiteilung fallen nicht jene Gebiete auf die straßburgische Seite, die einst bischöfliche Herrschaften waren, sondern einfach die, die der alten Stadt zunächst liegen, den größten Marktverkehr dahin hatten. Auch stocken die Sprachgrenzen nicht an den alten Rändern der Ortenau, sie gehen entweder darüber hinaus oder bleiben mitten im Gau stecken. Alle aber laufen im wesentlichen von Südwesten nach Nordost, als Erreger und Mittelpunkt kann für die ältere Zeit regelmäßig Straßburg gelten. Wie weit die einzelne Welle gelangte, ist nebensächlich. Wenn man das Altalemannische als Maßstab nimmt, lassen sich zwei Gruppen neuerer Bewegungen unterscheiden:

a) solche, die in der ganzen Ortenau anerkannt sind, aber auch noch weit südlicher. Hierher gehören: das gemäßigt alemannische *-iə-* in Wörtern wie *fliegen*, *tief* gegenüber altalemannischem *-iu-*; der lange Selbstlaut in zahllosen Wörtern wie *lāden*, *Hōsen* gegenüber altdeutscher Kürze; die Entrundung in Wörtern wie *löten*, *Mühle*, *Bäume*; die Aussprache *-w-* in *leben*, *loben*, *Stuben*;

b) Eckenlinien, die den Gau von Südwesten nach Nordost zerschneiden. Ihnen widmet der Nur-Ortenauer viel Aufmerksamkeit. Das wichtigste Merkmal ist, daß Wörter wie *Magen*, *Wagen*, *sagen*, *Schwager*, *Regen*, *Flügel*, *Igel* in der südöstlichen Ortenau mit richtigem Geräuschlaut *-g-* ausgesprochen werden; im Nordwesten tritt dafür *-j-* ein — oder in einem Teilgebiet, dessen auffallendste Vertreter zu Lauf wohnen, *-u-* bei vorangehendem dunklem Selbstlaut — oder aber gar nichts. Die *g*-Linie teilt die Ortenau in das vorhin angedeutete Mittelalemannische und Niederalemannische. Mittelalemannisch sind Rust, Kappel bei Ettenheim, Grafenhausen, Orschweier, Mahlberg, Kippenheim, Kürzell, Schuttern, Ober- und Niederschopfheim, Elgersweier, Offenburg, Griesheim, Renchen, Achern, Sasbachwalden und alle südöstlicheren Orte. Niederalemannisch sind Wittenweier, Nonnenweier, Allmannsweier, Ottenheim, Meißenheim, Ichenheim, Dundenheim, Altenheim, Kittersburg, Goldscheuer, Marlen, Hesselhurst, Legelshurst, Lauf mit Glashütte, Ottersweier, Neusatz, Kappelwindeck, Bühlertal, Steinbach, Oos, Sandweier, Söllingen und alle westlicheren Orte.

Diese Linie läßt sich verstärken durch andere mit gleichem oder ähnlichem Lauf: südöstliches *ebis* gegen nordwestliches *ębs* „etwas“;

Mittelform der Vergangenheit mit Schwund des *ge-* im Südosten, mit erhaltener Vorsilbe im Nordwesten, z. B. *bündə* Oberschopfheim: *gəbondə* Rheinbischofsheim;

(einsilbige) Wörter wie *Baum*, *Kind*, *Mann* verkleinert man im Südosten auf *-li*, im Nordwesten auf *-əl*;

der Pate heißt im Südosten *Götti*, im Nordwesten *Pfetter(ich)*, siehe Badisches Wörterbuch 1, 198 f.;

südöstlich-dörflich er *gōt*, nordwestlich und städtisch er *geht*;

bei Wörtern wie *hauen* gilt im Südosten weithin - *au* -, in nordwestlicheren Orten wie Urloffen, Rippoldsau, Schuttern, Kippenheim, Rust aber Erhöhung zu - *äu* - oder - *qi* -.

Die Unterschiede innerhalb der Ortenau sind damit nur angedeutet, nicht ausgemalt. Welche Buntheit würde sich ergeben, wenn jemand z. B. die Mundart von Freistett mit der von Unterentersbach Zug um Zug vergleichen wollte!

Als ich diese Abhandlung — fast gleichlautend — 1929 in der „Ortenau“ veröffentlicht hatte, erlebte ich die Freude, daß Dr. Oskar Kilian aus Gengenbach sie meistermäßig ausbaute; seine noch käufliche Arbeit „Die Mundarten zwischen Schutter und Rench“ (Lahr 1935) ist für die Forschung unentbehrlich.

Schon vorher hatte sich von Norden Dr. Friedrich Schlager eingeschaltet: „Die Mundarten im fränkisch-alemannischen Grenzgürtel Badens“, Bühl 1931; wertvoll und zuweilen von meinen Formelungen abweichend.

Über den Landstrich von Hügelsheim bis Durmersheim wird man immer streiten können. Es kommt auf die Grundanschauung des Forschers an, sogar auf seinen Wohnsitz. Wenn ein Gelehrter von Karlsruhe nach Süden erkundet, fängt für ihn das Alemannische schon in Durmersheim an, aber nicht die Ortenau! Wenn sein Gegner von Offenburg nach Norden vorstößt, so ist das Alemannische schon in Hügelsheim erledigt, aber nicht die Ortenau! Das führt auf höherer Ebene zu seltsamen Aussprüchen. Der schwäbische Sprachforscher Karl Bohnenberger hat schließlich das ganze Gebiet — entgegen den geschichtlichen Tatsachen — für Alemannien annektiert. Der schwäbische Sprachphilosoph Carl Haag sagte, hier sei einfach ein spätmittelalterliches Fränkisch fortgesetzt. Die Ansicht von Haag ist vorsichtiger, zweckmäßiger und wissenschaftlicher; aber beide Ansichten sind grundsätzlich unrichtig. Man sollte in diesem Gebiet die stammeskundlichen Gegensätze nicht aufpeitschen; sie sind überwölbt durch geschlossenen altbadischen Besitz. Dieser lehnte alles ab, was von Osten kam, aber nicht alles, was von Norden kam. So entstand das Land ohne Diphthonge: neuhochdeutsch „Bauch“ und „Buch“ konnten zusammenfallen (*būch*), ebenso „Leib“ und „lieb“ (*lib*). Das Knäuel dieser Fragen ist besonders reizvoll, geht aber diese Zeitschrift nur randweise an, weil durch eine Sprachform, die ich altbadenbadisch nenne, ortenauiische und nichtortenauiische Dörfer untrennbar verkettet wurden.

Ich schließe wieder mit einer Aufgabe, aber anders als früher. Es ist höchste Zeit, etwas für die Naht zwischen Ortenau und Breisgau zu tun, d. h. das Land zwischen Mietersheim und Köndringen lautgeographisch darzustellen, vor allem Schmieheim und Wallburg nicht zu vergessen. Ich habe den Auftrag schon dreimal vergeben, aber alle Bewerber haben versagt. Eine wortgeographische Arbeit über diesen Raum gibt es, jedoch hat ihr Verfasser bis Hochsommer 1959 keine Zeile veröffentlicht, keinen Zettel abgeliefert.

Dichtung und Dichter der Ortenau

Von Otto Basler

Dreißig Jahre schöngeistigen Schaffens in unserem landschaftlich umgrenzten Raum bedeuten dem Überblick des Miterlebenden einmal ein Fortwirken gesicherter, überkommener geistiger Güter: Heimat in eigener und bei der Mitwelt gespiegelter Rückerinnerung, Geschichte und Geschicke des Landes, Sprache und Volkstum, Stadt und Land. Zugleich zeigen sie den Menschen im Ablauf seines Lebens — durch Familie, Beruf und eigenstes Schicksal gehalten —, all das durch wechselvolle Wandlungen unterbrochen und doch geheimnisvoll schaubar.

Dem verdienstvollen Wilhelm Engelbert Öftering verdanken wir die „Geschichte der Literatur in Baden“, die er, „vom Kloster bis zur Gegenwart“ an wichtigsten Dichtern und an ihren entscheidenden Schöpfungen, auch das Kleine liebevoll neben dem Großen wertend, meist nach Landschaftsbezirken geordnet hat ¹⁾.

Öftering hat in den allgemeinen Einführungen gezeigt, daß eine „badische Literatur“ nicht bestehe und daß es auch eine „badische Literaturgeschichte“ nicht gebe, vielmehr, daß wohlgegliedert ein alemannisches, pfälzisches und fränkisches Stammesgut in Baden nebeneinander sichtbar sei, das seine eigene Denk- und Dichtweise seit alters besitze. Und in dieser Literatur gibt es eine „Folge von Persönlichkeiten mit mehr oder minder großer Allgemeingeltung“, in reichem Geben und auch Empfangen, in vielfachem Hin und Her, nicht abgeschlossen für sich, sondern im Hinüber und Herüber der Anregungen und literarischen Austausches.

Noch vor dem Abschluß der „Geschichte der Literatur in Baden“ hat Öftering in unserer „Ortenau“ 16 (1929) 292 ff. einen umfassenden Abschnitt

der Schönen Literatur der Ortenau

gewidmet, auch hier deren Gang an literarischen Persönlichkeiten verfolgend. Daraus empfiehlt sich, auch den Zeitraum eines Menschenalters bis zum Heute nach Öfterings vorgezeichnetem Plan zunächst zu verfolgen und künftiger Reihung nicht vorzugreifen. Die böse Zeit von 1933 bis 1945 hat maßgebliche Befürworter bei uns nicht gefunden, der Zusammenbruch des Jahres 1945 hat nichts von Grund auf vernichtet: eine neue Jugend konnte hineinwachsen in den lebendigen guten Geist des Überlieferten, an eigenem Werk bauen und sich bewähren.

Den Begriff des Schön-Literarischen wird man hier nicht zu eng fassen wollen, denn eine landschaftlich abgegrenzte Literaturbetrachtung kann am heimatgeschicht-

¹⁾ Öftering † 1940; zur „Gesch. der Lit. in Baden“, 3 Hefte: 1930, 1937, 1939, vgl. „Mein Heimatland“ 24 (1937) 90 ff. und 27 (1940) 268, 335 f.

lichen Schrifttum und volkskundlichen Beitrag nicht vorübergehen, zumal die Schaffenden gern hie wie da tätig sind. Sie hat auch auf das Kleinstück, auf das in Wochenblättern, Beilagen zu Tageszeitungen und an versteckten Stellen Veröffentlichte zu achten. Dem aber gerecht zu werden, bedarf es langer Zeiträume im Ablauf der deutschen Literaturgeschichte.

So bleibt, was heute und hier zu bieten ist, nach den Vollherbsten der Jahre 1929 und 1939 in *Öfterings* beiden Darstellungen eine bescheidene Lese der letzten dreißig oder, wenn man will, nur zwanzig Jahre. Jede Beere aufzuheben und heimzubringen, konnte sie sich nicht unterfangen ²⁾).

I

Ortenauer Schriftsteller und Dichter begegnen uns in gut gewählten Proben in den neueren Sammlungen badischer Dichter:

Hesselbacher, K.³⁾): Silhouetten neuerer badischer Dichter. 1910. Der feinsinnige Betrachter und Deuter geistiger Leistungen, der volkstümliche Erzähler und Volkskundige, der Biograph hat in der erschöpfenden Einleitung Dichter und Dichtung von Hebel an gekennzeichnet. Er ist vom Heimatgedanken und vom Wesen des badischen Landes ausgegangen, hat die Welt der Bauern und der „Kleinen Leute“ geschildert, dem Geheimnis persönlichen Lebens und Erlebens nachgespürt und konnte so den rechten Weg zu den bleibenden Schöpfungen unserer heimatlichen Dichter weisen, den zu gehen er noch durch biographische Notizen und Quellennachweise erleichtert hat.

Das badische Buch. Bd. I: Erzählungen heimischer Dichter. Herausgegeben von Walter Jerven. 1916 (mehr nicht ersch.).

Eichrodt, Fr.: Der Schwarzwald im Spiegel deutscher Lyrik. 1921.

Mein Badnerland. Heimatgedichte. Herausgegeben von K. Jörger und Fr. Wilkendorf. 1930.

Lebende Dichter um den Oberrhein. Lyrik und Erzählung. Herausgegeben von R Siegrist. 1942.

Ergänzend sei noch genannt die bibliographische Zusammenstellung „Schwarzwald in der Dichtung“ bei Kosch, a. a. O. ²III 2662 f., die Werke von 1828 (W. Hauff) an bis 1936 (Helene Christaller) in zeitlicher Folge nachweist.

²⁾ Auf *Öfterings* Angaben und das bei ihm nachgewiesene Schrifttum ist jeweils hingewiesen. Auf sie wird jeder Leser, schon um des geistigen und literarischen Zusammenhangs des Heute mit dem Gestern willen, zurückgreifen. Für alle bibliographische Weiterarbeit sei genannt Wilhelm Kosch: Deutsches Literaturlexikon² I—IV 1949—1958. Die Zeitschriften „Badische Heimat“, „Mein Heimatland“, „Die Ortenau“, „Ekkhart, Jahrbuch für das Badner Land“ sind den Lesern vertraut oder doch leicht erreichbar. In ihnen ist die überwiegende Zahl der Beiträge — soweit sie nicht in Buchform erschienen sind — zur Schönen Literatur der Ortenau überhaupt veröffentlicht. — Einer weiter ausgreifenden Untersuchung bleibe vorbehalten zu zeigen, wieviel stillen Arbeitsfriedens und welche innere Kraft die Landschaft der Ortenau als „Ruheplatz“ wissenschaftlichen, geistigen und künstlerischen Arbeiten immer wieder schenkt.

³⁾ Hesselbacher ist 1943 in Baden-Baden verstorben. Hans Schmiedel hat Leben und Werk gewürdigt (Ekkhart 13 [1932] 73 ff.).

Minnesänger Bruno
von Hornberg.
Der Liebende wird von
seiner Dame gefesselt
(Aus Vogt und Koch,
Geschichte der deutschen
Literatur, 1907)



Peter von Staufenberg

Die anmutige Kleinerzählung, um 1300 von Egenolf von Staufenberg in gebundener Sprache verfaßt, spiegelt eine ortenauiische Orts- und Familiensage im Durbacher Gebiet wider, die aber doch auf eine Sage weist, die den Herzog Berthold I. von Zähringen betreffe ⁴⁾.

Literarisch führt sie in den Straßburger Raum, ihr sprachliches und stilistisches Vorbild ist Konrad von Würzburg, aber sie hat die heimischen Züge der Ortsgebundenheit treu bewahrt: die Burg ze Stoufenberg, den Ritt gen Nussbach, das eine halbe Meile entfernt liegt.

Die Dichtung in ihrem tragischen Ausgang, mit späterem Anlehnen an das Un-

⁴⁾ Vgl. Eimer, M.: Eine verschollene Lebensbeschreibung des Ritters Peter von Staufenberg. (Die Ortenau 17 [1930] 97 ff.).



Das Hochzeitsmahl.

Nach einer Illustration der 1870 verbrannten Handschrift, erhalten durch einen Steindruck (1823)

dinenmotiv, wird immer wieder erneuert⁵⁾, untrennbar vom Bild des Schlosses Staufenberg⁶⁾.

*Johann Michael Moscherosch*⁷⁾

Zwei Untersuchungen fördern unsere Kenntnis des Lebens Moscheroschs: die jüngere weist eine bisher unbekannte Schrift Moscheroschs nach. Nach Koltermann ist die angeblich spanische und altadlige Herkunft der Familie väterlicherseits erfunden; eine rechte juristische Vorbildung Moscheroschs ist nicht nachweisbar. Vor allem werden die durch Moscheroschs Aufführung unhaltbar gewordenen Zu-

5) Vgl. Öftering, Geschichte der Literatur in Baden I. 26 ff.; eingehender in der „Ortenau“ 16 (1929) 292 ff., 339 unter Jörg von Schauenburg. Geiler, W.: Die Melusine (Bad. Heimat 21 [1935] 121 f.). Auch Josef Kohler hat sich mit der „Melusinensage“ beschäftigt (Heid 1956 Land um die Moos 115).

6) „Burgen und Schlösser Mittelbadens“ (Die Ortenau 21 [1934] 275 ff.).

7) Die Ortenau 16 (1929) 298 ff. — Öftering a. a. O. I 51 ff. Allgemein hingewiesen sei auf E. Ruprecht: Darlegung des Lebens und Werkes M's. (Bad. Heimat 18 [1931] 129 ff.).

Koltermann, Joh.: Neue Nachrichten über Vorfahren des Dichters Moscherosch und sein Leben vor und nach seiner Hanauer Zeit. (ZG. Oberrhein 46 [1933] 239 ff.) — Trittin, E.: Zu Leben und Werk und einer wieder aufgefundenen Schrift auf Gustav Adolf. (Schicksalswege am Oberrhein. Herausgegeben von P. Wentzcke. 1952. 136 ff.)

stände in Hanau 1661, seine Flucht vor drohender Verhaftung nach Frankfurt deutlich gemacht. — Trittin bietet (unter Hinweis auf die neuere Forschung und ergänzende Veröffentlichungen der Barockliteratur) einen Lebensabriß M's, der verstärkend zu Bekanntem neue Züge fügt, wie die des zwiespältigen, unruhevollen Charakters, der selbst bei gutem Wollen versagt, der an den zahlreichen harten Schicksalschlägen, an den herben Zurückweisungen die Hauptschuld trägt. Trittin kann die Zahl der bisher bekannten und erneut sorgsam gewerteten Schriften M's um eine wieder aufgefundene, in lateinischer Sprache abgefaßte zeitgebundene Schrift auf König Gustav Adolf, den „Glaubenshelden und Freiheitsbringer“, vermehren.

Sie wurde 1631 entworfen, erschien im Druck 1643. Diese Schrift ergänzt das Bild M's in feinen Strichlinien; sein persönliches Luthertum und seine protestantische Haltung treten bewußter und deutlicher hervor; zugleich aber wird offenbar sein unverhülltes Streben, noch enger mit Schweden auch durch eine sichernde Lebensstellung verbunden zu sein.

Nach der Sitte der Zeit empfiehlt sich der Verfasser durch Widmung und ehrende Anrede, durch Lobsprüche, die natürlich vor Übertreibungen nicht haltmachen, aber er deutet, hart und unvermittelt, an, es gäbe auch andere Möglichkeiten, wenn die eigenen Wünsche nicht erfüllt werden, im feindlichen Lager. Vernehmlich genug klingt das Werkchen im Wunsch nach wahren Frieden aus.

Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen

Was wir an Grimmelshausen schätzen und in ihm verehren, was immer anmahnen wird, seine Schriften (die als Einzelausgaben in rascher Folge von rund zehn Jahren und nach seinem Tod in einer Gesamtausgabe 1683—1713 erschienen sind) zur Hand nehmen, gleich mit welchem Ziel wir sie studieren oder lesen, das umfaßt (anders als in den Jahren nach 1933) den Menschen und sein Werk.

Unser, durch schweres Schicksal, Zerstörung und Zusammenbruch hart geprüftes Dasein sucht sicheren Halt im Vergangenen, setzt Hoffnung in die Zukunft: von daher, im Vergleichen der Zeiten und Geschicke der Menschen, erstreben wir eine Vertiefung in seine Schriften, in die Kunst seiner Darstellung, in die Kraft seiner Sprache, in den Bilderreichtum seiner Worte. Wir wollen die Menschen erkennen, die er aus dem Leben heraus gezeichnet, aber auch, wie er sie den literarischen Vor-



IOH MICH MOSCHEROS^{ca}
Consil. Magunt. et Ländgraf Hessiar.

bildern im Schelmenroman, im volkstümlichen Schriftgut, in den Sammlungen weltweiter Wanderstoffe nachgeformt hat. Wir wollen an seinen Gestaltungen miterleben, wie sie durch schicksalhafte oder selbstverschuldete Verstrickungen gehen müssen, um geläutert zu werden.

Und endlich geht es uns darum, von ihm durchstreifte Länder und erdachte Welten mit seinen Augen zu sehen. Hier beginnt dann das Außermenschliche, das in seiner Glaubensinnigkeit, die sich auch zum Hintersinnigen und Mystischen steigern kann, erspürt werden muß.

Das alles zwingt, von Auswahl Ausgaben abzusehen und die Originalausgaben, die in guten Neudrucken vorliegen, zur Hand zu nehmen. Die Folge der Schriften Grimmelshausens liegt nach langen Bemühungen fest: Satyrischer Pilgram (1666), Keuscher Joseph (1666), Simplicissimus (1669) (mit der Continuatio des gleichen Jahres), Wundergeschichten-Calendar (1669, 1670, 1671), Dietwalt und Amelinde (1670), Landstörtzerin Courasche (1670), Der seltsame Springinsfeld (1670), Ewigwährender Calendar (1671), Rathstübel Plutonis (1672), Proximus und Lympida (1672), Stoltzer Melcher (1672), Bart-Krieg (1673), Teutscher Michel (1673), Das wunderbarliche Vogelnest (1672—1675).

Der Entwicklungsgang Grimmelshausens in Kriegs-, kurzen vermeintlichen Ruhe- und dann in Friedenszeiten, die Abklärung seiner Persönlichkeit, der innere und äußere Anlaß seiner Schriftstellerei und deren letzte Ziele, der Aufbau geglückter Zeitschilderung sind als gesicherter Ertrag vieler Untersuchungen einer großen Reihe deutscher und ausländischer Forscher vor uns aufbereitet.

Die Grimmelshausen-Forschung der letzten 50 Jahre verdankt — bedeutende Arbeiten bis 1930 bei Öftering (s. u.), die besten Namen bei Scholte, Simplicissimus 1950 (im Vorwort und in den Nachworten) — entscheidende Erkenntnisse der Lebensarbeit J. H. Scholtes, in dem abschließenden und zusammenfassenden Werk „Der Simplicissimus und sein Dichter“ (1950) und in seinen Ausgaben wichtigster Schriften Grimmelshausens: Courasche (1923), Springinsfeld (1928), Vogelnest (1931), Simplicissimus Teutsch (1938), Continuatio (1939), denen sich die sogenannten Simpliciana (1943) anschließen. Den Bemühungen Scholtes um den Dichter und um die endgültigen Ausgaben seiner Schriften steht ebenbürtig in gedanklicher Verdichtung und sprachlicher Ausgeglichenheit, weithin gefördert durch eigene Forschungen und Arbeiten seiner Schüler, würdig zur Seite die Darstellung Grimmelshausens durch J. Petersen (im Sammelwerk: Die Großen Deutschen I 1956). — Im Ablauf der Wissenschaft liegt es, nun in Einzelfragen weiterzukommen.

Darstellung und Schrifttum (bis 1929, 1930) „Ortenau“ 16 (1929) 301 ff. — Öftering, a. a. O. I 54 ff.

Es ist Pflicht dankbarer Erinnerung an Ernst Batzer, seine Verdienste um die Grimmelshausen-Ausstellung in Offenburg 1925 zu nennen und auf die Beiträge zu verweisen, die A. Bechthold, H. H. Borchardt, J. H. Scholte und er selber in dem schmalen „Festbuch“ veröffentlichten, sowie auf den „Anhang“ zur „Ortenau“ 12 (1925) aufmerksam zu machen, in dem J. H. Scholtes Beitrag, Öfterings Festrede (1924) und eine gekürzte Wiedergabe des Simplicissimus abgedruckt sind.

Die folgenden bibliographischen Angaben wollen den Anteil der badischen Forschung seit 1930 zeigen, nennen aber auch — in höchster Auswahl — wichtige Arbeiten anderer zum Grimmelshausen-Problem.

Gesamtdarlegungen:
 Alewyn, R.: Gr.-Probleme (Z. f. Deutschkunde 1930). — Busse, H. E.: Der unsterbliche Gr. (Bad. Heimat 21 [1935] 123 ff. mit Wiedergabe von Archivalien u. a.). — Ders.: Gr. (Vortrag) Mein Heimatland 22 (1935) 390 ff. — Fuchs, K.: Die Religiosität in Gr. (1935). — Schäfer, J. W.: Das Nationalgefühl Gr's (1936, Diss. phil. Würzburg). — Brie, R.: Die sozialen Ideen Gr's, bes. über die Bauern, die armen Leute und die Soldaten (1938). — Öftering, W. E.: Gr., Soldat und Dichter (Mein Heimatland 25 [1938] 349 ff.). — Scholte, J. H.: Der Simplizissimusdichter als Schriftsteller des deutschen Volkes (Ekkhart 19 [1938] 52 ff.).

— Busse, H. E.: Gr. (1939). Huber, Fr.: Gr. (Offenburg [1952] 122 f.)



Titelkupfer von Grimmelshausens *Simplicissimus* (Ausgabe 1671)
 Museum Offenburg

Einzelnes

Lugowski: Literar. Formen und lebendiger Gehalt im *Simplizissimus* (Z. f. Deutschkunde, 1934, 622 ff.). — Ziegessar, H. v.: Gr. als Kalenderschriftsteller (Euphorion, Erg.-Heft 17, 1934). — Alt, J.: Gr. und der *Simplizissimus* (1936). — Ortel, K.: *Proximus und Lympida* — eine Studie zum idealistischen Roman Gr's. (1936, Diss. phil. Berlin). — Giefer, G.: *Held und Umwelt in Gr's Simplizissimus* (1936, Diss. phil. Frankfurt). — Koschlig, M.: Gr. und seine Verleger (1939). — Petersen, J.: Gr. als Politiker (Ekkhart 20, 1939, 33 ff.). — Bor-

cherdt, H. H.: Gr. und der deutsche Barock (Ekkhart 21, 1940, 53 ff.). — Domagalla, L.: Der Kalendermann Gr. und sein Simplizissimus (1942, Diss. phil. Kiel).

Vorfahren und Familie: Bechthold, A.: Vorfahren Gr's als Lehenträger der Würzburger Kirche (Die Ortenau 19, 1932, 200 f. und Nachtrag ebd. 23, 1936, 175 f.). Die Berechtigung des Adelstitels der Gr. wird durch neue archivalische Funde aus dem 14. Jahrhundert gesichert. — Petersen, J.: Gr's Eltern (Mein Heimatland 25, 1938, 170 ff.). — Batzer, E.: Die Frau des Veit Gr. (Die Ortenau 24, 1937, 130 f.; hier auch die Entdeckungen O. Wackers [Mein Heimatland 24, 1937, 172 f.] als bereits bekannt erledigt).

Zu einzelnen Schriften, zu Sprache und Stil und zur Deutung der Zeit: Bechthold, A.: Eine alte Originalzeichnung zum Simplizissimus (Die Ortenau 24, 1937, 33 ff.). — Göller, O.: Der „Blutegel“ Wernikau (Die Ortenau 27, 1940, 31 ff.). (Wohlbegründeter Fluchname auf den Kriegskommissar W. wegen seiner Schandtaten während der vierziger Jahre im vorderen Schwarzwald; feinsinnig deutende Weiterführung auf Sachbelege in Gr's Simplizissimus Buch I u. im Teutschen Michel, wodurch wieder die ältere Deutung von Bechthold gesichert wird.) — Bechthold, A.: Sittengeschichtliches aus der Ortenau (Die Ortenau 28, 1941, 137 ff.) (Wichtige Aktenfunde aus den staufenbergischen „Amtsprotokollen“ und deren Abdruck.) — Hartmann, W.: Gr. in neuer Sicht (Die Ortenau 30 [1950] 8 ff.). (Beachtlicher Versuch, die entscheidende Wandlung Gr's zum Schriftsteller in Offenburg zu sehen, unter starker Beeinflussung der Wasserburger Zeit und der literar. Einwirkungen von Straßburg her. Verbindung vom „Erziehungsgedanken“ mit der „Abenteurkette“; Zeithintergrund! — Zugabe: Erneute Deutung: Philippsburg — Offenburg.) — Weyd, G.: Zur Entstehung barocker Erzählkunst (mit dem deutenden Untertitel: Hardörffer und Gr.). (Wirkendes Wort, Sonderheft 1, o. J., 1952.) — Schauenburg, B. von: Anekdoten um die Schaffner von Gaisbach (Die Ortenau, 33, 1953, 212 f.).

Nachleben und Neudichtung: Öftering, W. E.: Gr. (Dramatisierung mit dem Untertitel), Lebenslauf eines Soldaten, Volksmannes und Dichters (Ekkhart 17, 1936, 46 ff.). — Busse, H. E.: Zum silbernen Stern (Das Wirtshaus zu Gaisbach bei Oberkirch) 1940. — Kohler, O.: Gr. (Gedicht auf den Wirt in Gaisbach). (Ekkhart 20, 1939, 45.)

Grimmelshausen-Abend 1935 zu Offenburg anlässlich der Hauptversammlung des Landesvereins Bad. Heimat mit Ansprache H. E. Busses und Aufführung des Stückes von Öftering „Grimmelshausens Lebenslauf“ (s. o.); vgl.: Mein Heimatland 22, 1935, 413 f.

Die Grimmelshausenrunde, 1935 angeregt und 1936 ins Leben gerufen durch H. E. Busse, hielt Treffen zu Offenburg 1936 (Ansprache J. H. Scholtes), zu Oberkirch 1937 (Ansprache J. Petersens) und zu Renchen 1938 (Ansprache H. H. Borcherts) ab; vgl. die Berichte in Mein Heimatland 22 (1935) 415 f., 25 (1938) 173 ff. und 26 (1939) 58 ff.

Eine Grimmelshausenstube wurde 1937 vom Bärenwirt in Renchen eingerichtet. Dem alten und ehrwürdigen Gymnasium zu Offenburg, das im Juli dieses Jahres

das 300jährige Bestehen begehen konnte, ist im Jahre 1937 die Bezeichnung Grim-melshausen-Gymnasium verliehen worden: eine Ehrung und zugleich eine Ver-pflichtung für alle, die ein- und ausgehen, für Lehrende und Lernende — der Heimat zu dienen!



Alban Stolz
1808—1883

Friederike Brion

Die Erinnerung an Friederike Brion, des Pfarrers Tochter zu Sesenheim, halten wach im heimatlichen Bewußtsein durch Gedenkrede, Bild und Schriftprobe Hirtler, Öftering und Wiedtemann ⁸⁾.

II

Die Volksschriftsteller

Die Volksschriftsteller, als deren frühesten wir Alban Stolz anzusehen haben, machen bei aller Verschiedenheit ihres Wesens und ihrer schriftstellerischen Nei-gungen und literarischen Ausprägung fast eine Generationsreihe aus.

Alban Stolz ⁹⁾ und Heinrich Hansjakob ¹⁰⁾ stehen einander nah

⁸⁾ Öftering, W. E.: Die Ortenau 19, 1932, 331 ff. — Hirtler, Fr.: Mein Heimatland 29, 1942, 336 ff. — Wiedtemann, H.: Badische Heimat 33, 1953, 60 ff.

Vgl. Krogmann, W.: Das Friederiken-Motiv in den Dichtungen Goethes. 1932.

⁹⁾ Die Ortenau 16, 1929, 315 ff. — Öftering, a. a. O. III 57 f. (u. ö.; bes. 160). — Stolz, W.: Alban Stolz — der große Sohn von Bühl (Ortenau 34, 1954, 50 ff.). — Werner, J. (geb. Stolz): Erinne-rungen an Bühl (Ortenau 36, 1956, 139 ff.), (darin vor allem 142 ff.: Die Familie Stolz); dazu die feine Anekdote um Alban Stolz, der das Lesen von Goethes Reise nach Italien als nicht gefährlich für seine junge Großnichte, ein Mädchen von 18 Jahren, erklärte (ebda. 35, 1955, 247). — Strobel, E.: Alban Stolz, Kalendermann und Theologieprofessor aus Bühl (Bad. Heimat 39, 1959, 25 ff.).

¹⁰⁾ Die Ortenau 16, 1929, 318 ff. — Öftering, a. a. O. III 60 ff. (u. ö.). — Singer, Fr.: Heinrich

durchs Kalendermachen, durch Reisebeschreibung, durch Heimatverbundenheit ihr Leben lang, der eine im Bühlertal, der andere in Haslach im Kinzigtal und im Schwarzwald daheim. Unsere Zeit sucht vor allem das Volkskundliche aus ihrem Schrifttum zusammenzutragen und in seiner Bedeutung für die Persönlichkeit und ihr Werk zu erkennen.

Aber es ist noch wenig beachtet worden, daß Alban Stolz den gesamten Bereich des wirklich Volkskundlichen erst spät kennenlernte — er ist in Bühl geboren —, während Hansjakob von frühester Jugend an mitten hineingestellt war in leben-



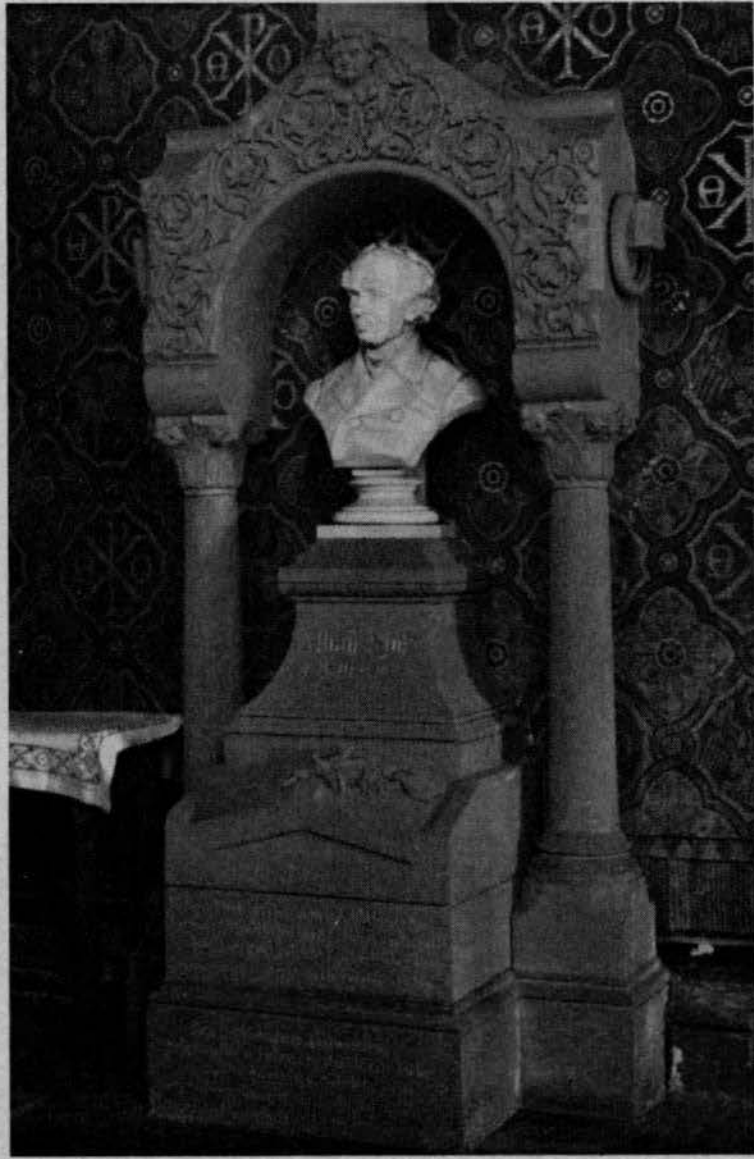
Friedhofskapelle von Bühl

diges Volkstum und in Sitte und Brauch: das ist durchaus spürbar in beider Schriften.

Als dritten Volksschriftsteller darf man — wenn auch mit bestimmter Einschränkung — nennen *Josef Schofer*¹¹⁾. Die Schilderungen aus der Jugendzeit „*Seppel*“ (1925) und deren Weiterführung „*Vom jungen Waldarbeiter auf der Badnerhöf zum Abiturienten in Sasbach*“ (1926) hat der Sechzigjährige niedergeschrieben: auch sie sind volkskundliche Quellen des mittelbadischen Landes neben allem Persönlichen, was nun in der Rückerinnerung freundlich und friedlich leuchtet.

Hansjakob, der originelle Schwarzwälder Volksschriftsteller (Mein Heimatland 24, 1937, 289 ff.). — Göller, O.: In der Werkstätte des Schriftstellers Hansjakob (Ekkhart 19, 1938, 73 ff.). — Schneider, E.: Heinrich Hansjakobs Bedeutung für die badische Volkskunde (Bad. Heimat 36, 1956, 55 ff.). Diesem Überblick hat Schneider die ausführliche Darstellung unter dem Titel *Volkskundliches Gut* in H. H.'s Schriften nebenhergehen lassen in der Ortenau 34, 1954, — 39, 1959. — Vgl. noch Auer, H.: H. Hansjakob (mit Bibliographie) 1939.

¹¹⁾ Die Ortenau 16, 1929, 318. — Öftering, a. a. O. III 201 (nur Biographisches und Bibliographisches). — Vgl. Enderle, P.: Dr. Joseph Schofer, 1957, S. 9—37.



Grabdenkmal von Alban Stolz
in der Friedhofkapelle in Bühl

III

Von der II. Hälfte des 19. Jahrhunderts an lassen sich, wie anderwärts, auch für die Ortenau, kleinlandschaftlich abgegrenzt, bestimmte altersgleiche Gruppen von Schriftstellern erkennen, ohne daß es aber zu „Dichterkreisen“ gekommen wäre, wie sie etwas früher etwa in München, Dresden, Darmstadt bestehen. Zu solchem Zusammenschluß fehlte es in Mittelbaden an wirklich überragenden Führern, die einer willigen literarischen Gefolgschaft neue oder gar gemeinsame Wege der Dichtung in gebundener oder ungebundener Sprache gewiesen hätten. Lediglich für Lahr vermochte Öftering¹²⁾ eine solche freundschaftlich verbundene „Gruppe von Poeten“ zusammenzubringen und konnte auf die einigende Kraft des Verlagshauses Schauenburg hinweisen. Aber auch in Lahr wie in Offenburg fehlte es an Dauer, Überlieferung und Weitergabe: Die Persönlichkeiten, die am schriftstellerischen Schaffen teilhaben, sind — und werden es immer mehr — zu differenziert, zu

¹²⁾ Nur in der Ortenau 16, 1929, 323 ff.

eigenwillig in ihrem Wollen, Streben und Vermögen, sie wünschen, eigene Wege zu gehen. Nur für das Rench- und Achertal ¹³⁾ ist, mit ernstem Vorbehalt freilich, bis heute ein Gleichlauf umfassenden literarischen Schaffens zu spüren.

Die Beschaulichkeit, die in den badischen Kleinstädten und in ländlicher Abgeschlossenheit länger als anderswo bestand, die gefestigten bürgerlichen Verhältnisse, vor allem die innere Sicherheit und Geborgenheit des mittelbadischen Menschen überhaupt, und dies noch besonders ausgeprägt bei den in sich beruhenden Dichtern und Schriftstellern, all das mußte vor zunehmendem Verkehr, vor der Weiträumigkeit und Verwirtschafterlichung, vor der Unrast des Tages, vor den immer stärker werdenden beruflichen Abhängigkeiten zurückweichen, lang schon vor den Erschütterungen des ersten Weltkrieges.

Die Einzelpersönlichkeit entfernt sich aus früherer soziologischer und geistiger Umwelt und Herkunft. Sie entwickelt sich rascher und stärker, auch einseitiger, sie will in ihrer Eigenwilligkeit von Bindungen jeder Art bewußt freibleiben.

Daher ist es wohl berechtigt, in unserer Übersicht über die drei Jahrzehnte literarischer Gestaltung in der Ortenau von jeder entwicklungsgeschichtlichen Reihung als verfrüht und auch übersteigert abzusehen.

Emil Baader ¹⁴⁾

Erzähler, Biograph, Dichter, Erforscher und Darsteller der näheren Heimat, Herausgeber von Heimatblättern.

Er liebt die Kurzgeschichte, die er mit mundartlichem Gut zu würzen versteht; unter den vielen „Stückle“ als Probe „Der Schöpflefritz“ ¹⁵⁾. Der Biograph zeichnet mit sicherem Stift Leben und Werk Hayno Fockens zu Lahr und läßt uns die fortwirkende Begabung der Ahnenreihe aus friesischem und schwäbischem Wesen im Künstlerschaffen eines angesehenen Metallbildhauers miterleben ¹⁶⁾.

Gleiches gilt etwa von der Würdigung, die er dem Südschwarzwälder Heinrich E. Kromer, Maler, Keramiker und Schriftsteller, geschrieben hat ¹⁷⁾. Auf seine Gedichte, denen er gern Strophenform gibt, sei aufmerksam gemacht ¹⁸⁾. Seine beste Kraft widmet er der Heimatgeschichte ¹⁹⁾.

Josef Börsig

Dichter und Heimatforscher des Talgebiets der Rench. Den Nachruf auf ihn († 1954) bringt die „Ortenau“ 34 (1954) 3 f., mit dem Nachweis der wichtigsten seiner Schriften, zu denen noch besonders der Aufsatz über die „Landschaft des

¹³⁾ Die Ortenau 16, 1929, 337 ff. — Die Begründung liegt auf der Hand.

¹⁴⁾ Öftering, a. a. O. III 30, 162. Geb. 1891, im bad. Schuldienst im fränkischen und alemannischen Raum; seit 1934 in Lahr.

¹⁵⁾ Ekkhart, 1957, 87.

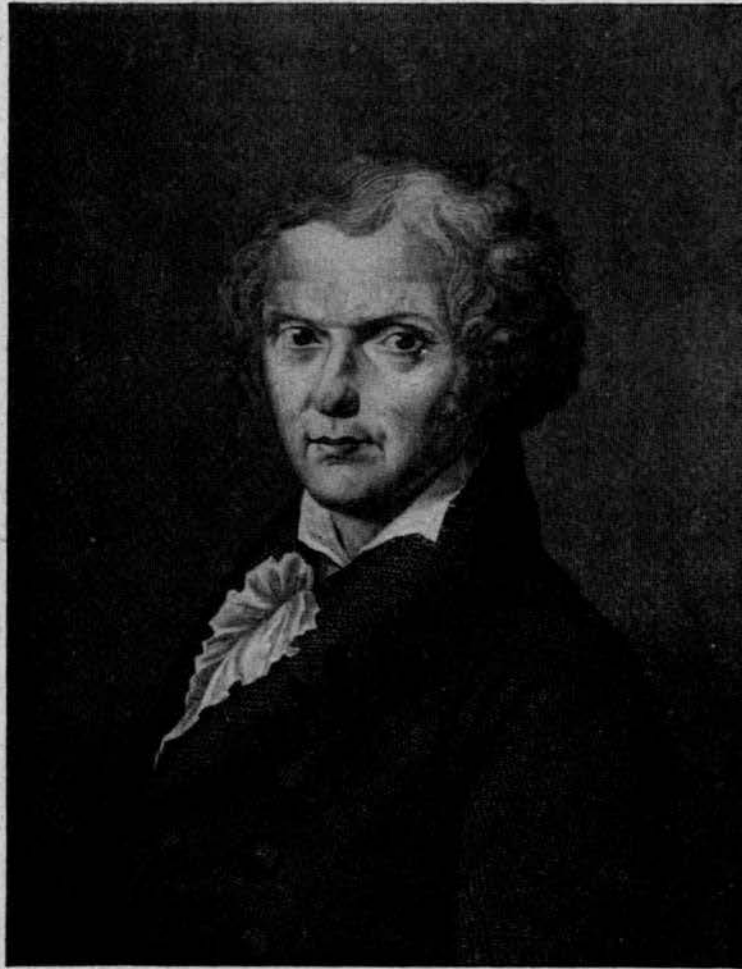
¹⁶⁾ Ekkhart, 1956, 19 ff.

¹⁷⁾ Ekkhart, 1958, 76 ff.

¹⁸⁾ Ekkhart 13 (1932) 83 ff.

¹⁹⁾ „Stadt- und Dorfschaften der Ortenau“ (Bad. Heimat 21, 1935, 379 ff.). Dazu als Nachtrag der „Streifzug durch die obere Ortenau“ (Mein Heimatland 27, 1940, 45 ff.). — „Der Landkreis Lahr“ 2., erw. Aufl. o. J. (1952). — „Besonntes Geroldsecker Land“, 1952.

Aloys Schreiber,
Hofrat und Professor (1761—1841)
(Die „Ortenau“ 1929, Seite 312)



Renchtals“²⁰⁾ nachzutragen ist. Auch als Dichter ist Börsig hervorgetreten; so durch das „Münster zu Straßburg“²¹⁾, in dessen Bauwerk die Menschen der Oberrheinlandschaft die Hand Gottes, in dessen hochragendem Turm sie nach alter, volksgebundener Vorstellung Gottes mahnend erhobenen Finger zu erblicken glauben. In diesem Hymnus von starker Sprachgewalt und kühnen Bildern wird selbst der Stein lebendig und spricht zu uns.

Fritz Brossmer

Geboren 1891 zu Ettenheim; von Beruf Graphiker, aber ein fröhlicher Heimatdichter, der in den zwanziger und dreißiger Jahren mehrere Bändchen lustiger Erzählungen und schnurriger Geschichten in guter Mundart herausbrachte²²⁾, z. B. „'s Städtli“ (1935), „d'r Schnauzli“ (1950). Zu erwähnen ist ein „Beitrag ins Goldene Buch“²³⁾ der Stadt Ettenheim, das Brossmer 1957 geschaffen hat; hier konnte er aus eigenstem Erleben heraus eine Volkskunde durch das Jahr bieten und auch alle geistigen, künstlerischen und musikalischen Bestrebungen der Ettenheimer würdigen.

²⁰⁾ Mein Heimatland 18, 1931, 107 ff.

²¹⁾ Bad. Heimat 34, 1954, 34.

²²⁾ Öftering III 179.

²³⁾ „Ettenheimer Heimatbote“ 7. März 1957.

Eugen Falk-Breitenbach

Eugen Falk, geb. 1903 zu Offenburg, Zeichner, Maler und Dichter, nun ein rechter Kinzigtäler, lebt, ein Heimatpfleger auch im höheren Sinne, in Hausach im „Moolerhiisli“. Durch drei Gedichtbändchen ist er bekannt geworden, das „Hailig Wort un Bild“ (1950), das „Goldige Land“ (das Land der blühenden Ginsterbüsche) 1955 und durch die jüngere Sammlung „Aus der Stille“ (1958), diese mit zarten Zeichnungen von seiner Hand (dem Obertor und Storchenturm in Gengenbach, der alten Gutleutbrücke in Haslach und einem Blick auf Hausach: symbolisch die Heimat umspannend!) ausgeziert. Die große Liebe zur Schwarzwaldheimat spricht aus schlichten, mundartlichen Versen, die fernab dem lauten Tag aus gemütsstiefer Naturverbundenheit heraus entstanden sind und zur inneren Andacht rufen. Die Gedichte stehen fest im Grund und Boden allen hofbäuerlichen Seins und Erlebens, allen Arbeitens und Werkens, aber auch des Ruhens und Sonntagfriedens.

Otto Flake

Unserer engsten Heimat, der Geschichte und der Landschaft des mittelbadischen Raumes, hat sich Otto Flake²⁴⁾ noch einmal durch den Roman „Schloß Ortenau“ verpflichtet, über den R. G. Häbler aus der Kenntnis der Vorarbeiten und des werdenden Buches eingehend berichtet und Teilstücke des bereits Fertigen in umfangreichen und auch zahlenmäßig nicht sparsam gebotenen Proben, Menschen und Umwelt sorgsam analysierend, vorgelegt hat²⁵⁾. Wir bewundern des Verfassers Gestaltungskraft, die Fülle wohlüberlegten Zusammenspiels von Geschichte und Gegenwart, die Verbindung der Landschaft²⁶⁾, der Menschen und der „Gesellschaft“, eben der „Zivilisation“, mit der Natur, die vornehm-zurückhaltend gebotene Gegensätzlichkeit zwischen Stadt und Dorf mit allen wirtschaftlichen Fragen und Nöten bäuerlicher Lebensform, ja sogar die angetragene Gelegenheit zur Begegnung und Aussprache beider Bekenntnisse. Das Sprachliche in Wortwahl und Ausdrucksform ist höchste Vollendung eines durch Jahrzehnte gereiften persönlichen Stils.

Margot Fuß

Margot Fuß²⁷⁾ hat sich durch humorvolle Geschichten und Anekdoten bekannt gemacht, die „Renchtaler Originale“²⁸⁾ überschrieben sind, und von denen man gern glauben will, daß ihre Träger wirkliche Gestalten des Tales gewesen sind, schon allein nach ihren Übernamen „Haase-Doktr“ und „Sack-Schneider“. Gleiches gilt von dem „Sackschneider aus dem Renchtal“²⁹⁾.

24) Öftering, a. a. O. III 157 f.

25) Die Ortenau 36, 1956, 147 ff. — Der Roman ist 1955 erschienen.

26) Vgl. Kurt Scheid: Die badische Landschaft im Werk Otto Flakes (Bad. Heimat 30, 1950, 118 f.). Scheid betont natürlich die „oberrheinische“ Landschaft.

27) Lebt in Baden-Baden.

28) Ekkhart, 1957, 82 ff.

29) Ekkhart, 1958, 115 f.

August Ganther ³⁰⁾

Um den bei der Charakterschilderung von Menschen und in der Darstellung belebter Natur mit unverkennbarem Zug ins Innige und Weiche spielenden, um den liebenswürdigen und jahrzehntelang beliebten Erzähler vom Mittelschwarzwald und seinen Bewohnern, den man sogar einen „Volksschriftsteller“ genannt hat, dem es die schweren menschlichen Probleme zu lösen aber nicht lag, ist es still geworden. Wo er die Mundart in die große Zahl seiner rasch aufeinander folgenden



Heinrich Hansjakob 1837—1916

Schriften und kleinen Beiträge aufnimmt, bleibt es bei einem nordalemannisch gefärbten Hochdeutsch, dem natürlich auch die innere Überzeugungskraft seiner Sprecher fehlen muß. Hesselbacher hat betont, daß Ganther den Volksliedton am sichersten getroffen habe: in den „Glockenblumen“ (1905) und in den „Summervögeli“ (1908) ³¹⁾.

Franz Josef Götz ³²⁾

Der Heimatschriftsteller hat vor langen Jahren (1917) ein kleines Büchlein „Den Weg entlang“ veröffentlicht und ihm den erklärenden Untertitel „Friedliche Bilder

³⁰⁾ Die Ortenau 16, 1929, 337 f. — Öftering, a. a. O. III 177, 180, 182. — Die Einschätzung Ganthers im zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts zeigt Fr. Schön „Geschichte der deutschen Mundartdichtung“ II, 1921, 71, der mit Hesselbacher (Silhouetten, 1910, 70) die „Wälderlüt“ (1905) als Ganthers Bestes bezeichnet. H. Heid (Land um die Moos, 1956, 109 f.) denkt vom Nachleben Ganthers doch zu günstig.

³¹⁾ Hesselbacher, Karl: Silhouetten, 1910, 69 f.

³²⁾ Geboren 1882, verstorben 1960 zu Sasbachwalden.

zur Kriegszeit“ mitgegeben. Dadurch wollte er seinen „Feldbriefen eines Gemeinen“ das Gegenstück schaffen: dort war von Mühsal, Not und Gefahr im Feld, hier von stillem Frieden der Heimat zu reden: in einer einfachen Sprache und in nicht verkünsteltem Stil. Ab und an, doch nur von fern her, werden wir an Hansjakob erinnert, an dessen Sprechweise oder Bilder (so wenn eine Geschichte „von einem Vielgeschmähten“ handelt — dem Rucksack) und an seine Kulturkritik. Götz bietet anspruchslose Plaudereien über Wanderungen vom mittleren zum südlichen Schwarzwald, sommers und winters; gelegentlich sind mundartliche Zugaben eingestreut.

*Hans Heid*³³⁾

Lautenbach im Renchtal wurde dem 1889 zu Karlsruhe geborenen Lehrer Hans Heid Wirkungsstätte und Heimat, Mittelpunkt seiner zahlreichen, meist auf urkundlichen Forschungen beruhenden Darstellungen zur Heimatgeschichte, zur Kultur- und Kunstgeschichte und zu den weiten Gebieten volkskundlichen Sachgutes³⁴⁾. Ihm wird vieles verdankt, nicht zuletzt auch das „Land um die Moos“ (1956), das als Heimatbuch des Kreises Offenburg in ausgewählten Abschnitten ansprechend handelt von Siedlung in Stadt und Land, von den Menschen und ihren Lebens- und Wirtschaftsformen. Auch als lyrischer Dichter ist Heid mit einem Bändchen „Ein kleines Lied für Dich“ (1947) hervorgetreten.

Karl Jörger

Der 1894 zu Baden-Baden geborene Karl Jörger³⁵⁾ ließ in seiner Gengenbacher Lehrerzeit Klostergeschichten aus „Alt-Gengenbach“ (1921) reifen, denen sich rückschauend liebenswürdige Erzählungen aus vergangener Zeit anreihen, wie die vom Archivar und dem geschichtskundigen Klosterkellerer Magnus Scheffel „beim Bermersbacher Weißherbst . . .“³⁶⁾.

Dem späteren Wirkungskreis, seit 1925 als Hauptlehrer in Baden-Baden, gehören die „Sagen aus dem Oostal“ (1935) an³⁷⁾. Als Lustspieldichter zeigte er sich wieder in „Des Kaisers Halskettlein“ (1931). Jörgers Erzählkunst geht viele Wege einer in ihrer Pointe leicht zugespitzten Kurzgeschichte. Dafür wählt er das historische Gewand (Der standhafte Pfarrherr³⁸⁾, Die schonende Mitteilung³⁹⁾, die schwankhafte Episode (vom — fast gelungenen — Perpetuum mobile⁴⁰⁾, die Form der

³³⁾ Öftering, a. a. O. III 30. — Moser, Br.: Hans Heid zum 60. Geburtstag (Ekkhart, 1958, 90 f.).

³⁴⁾ Wichtigstes sei aufgeführt: Ortsgeschichte von Lautenbach (1930), „Allerheiligen“ (1936), „Von der Würzkrämerei zur [ältesten Pforzheimer] Apotheke“ (Mein Heimatland 25, 1938, 190 ff.), „Das Haus der Himmelskönigin. Die Marienkirche in Lautenbach“ (Bad. Heimat 32, 1952, 206 ff.), „Aus der Geschichte eines Renchtäler Bauernhofes“ (Mein Heimatland 23, 1936, 228 ff.), „Von der Mode zur Tracht . . . im Renchtal“ (Bad. Heimat, 30, 1950, 67 ff.).

³⁵⁾ Öftering, a. a. O. III 194.

³⁶⁾ Mein Heimatland 19, 1932, 67 ff.

³⁷⁾ Hierher auch „Baldreit“, mit feiner Umdeutung des imperativischen alten Wirtshausnamens. (Mein Heimatland 28, 1941, 223 f.).

³⁸⁾ Bad. Heimat 32, 1952, 165 ff.

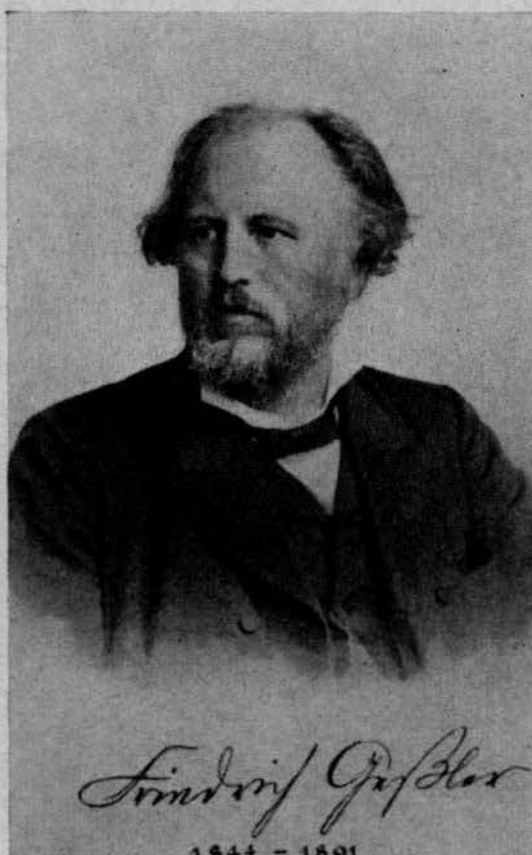
³⁹⁾ Ekkhart 13 (1932) 96 f.

⁴⁰⁾ Ekkhart 14 (1933) 95.

leicht ins Anekdotische weichenden anspruchsloseren „Geschichtle“⁴¹⁾. Über allem aber liegt ein feiner Humor. Mit den „Baden-Badener Erzählungen“ (1953) ist Jörger noch einmal zu dem von ihm seit früher Zeit mit Gunst und Glück verwerteten geschichtlichen Stoff zurückgekehrt. Wieder umspannt er die Jahrhunderte, nun in sprachlich vollendeter Gestaltung.

Oskar Kohler

Geboren 1902, stammt aus Friesenheim, ein Freund des Schwanks und der Kurzgeschichte, denen er zwei Bändchen gewidmet hat: den „Kleinen Schelmentanz“ (1950) und den „Lachenden Bauern“ (1959). Der wertvollere „Schelmentanz“ erinnert in Grundhaltung der Motive und im Stil an die geläufige schwäbische Schwankliteratur mit ihrer halbttausendjährigen Geschichte, die unerschöpflich im Erfinden oder im Gestalten lustiger Einfälle bleibt. Für den Humor des Oberrheins sind Kohlers Bändchen gute Zeugen. Der ältere historische Roman „Die Mauer am Flusse“ (1938) behandelt das benachbarte Schuttern im Bauernkrieg.



Aufn.: Tilman Baader
(Die „Ortenau“ 1929, Seite 324)

Hermann Landerer

verdanken wir, außer gern empfangenen Gaben in seiner heimischen Mundart⁴²⁾, ein Mundartspiel „E scheni Zucht“⁴³⁾. In einem Geschlecht gibt's „Gitzige“ und „Lumpe“: die einen sparen, die andern lassen's laufen. Von dritter Hand wird aber alles noch lustig zu gutem End gebracht.

Hermine Berta Maierheuser (auch Maier-Heuser)⁴⁴⁾

Eine Dichterin reicher Begabung, der es gelungen ist, sich von der einfachen Erzählform, von der Kurzgeschichte und den übrigen Kleinschöpfungen zu feinsinniger Wiedergabe erlebter oberrheinischer Umwelt und menschlich fördernder

⁴¹⁾ Z. B. Mein Heimatland 17, 1930, 60. — Ekkhart 15, 1934, 97.

⁴²⁾ Die anspruchslosen „Gedichtli“ gelten dem Kleinleben auf dem bäuerlichen Hof, im Offenburger Tageblatt bekanntgemacht (z. B. 23. Januar 1960 und 14. Mai 1960). — Anderes, in ungebundener Sprache (Ekkhart 1960, 163, 170 f., 171 f.).

⁴³⁾ In leichter Bearbeitung vom Südwestfunk im März 1960 gesendet.

⁴⁴⁾ Öftering, a. a. O. III 45.

Begegnungen, zum großangelegten Roman hinaufzuarbeiten. Darum erkennen wir in ihr auf nächstverwandtem Boden auch die begnadete Lyrikerin.

Hermine Maierheuser hat selber berichtet, wie sie zum Schreiben gekommen ist und warum sie noch immer schreibe, und die letzten Wurzeln ihrer Kraft im Bauernland und im Mütterlichen entdeckt⁴⁵⁾. Dann hat — 20 Jahre später — H. Wiedtemann ihren Lebensweg festgehalten und die entscheidenden Schriften — vieles ist in Kehl entstanden! — verzeichnet⁴⁶⁾. Wir geben eine Auswahl der Titel: Vertraute Stunden mit Hans Thoma (1925), Das Album der Rosinebas (1929), Der Dreizack (1938), Bärbel von Ottenheim (1939), Das Unverzeihliche (1951), Erlöster Klang (1953).

Nicht aber dürfen wir vorübergehen am kleinen Kunstwerk, an den Erzählungen Vetter Adam⁴⁷⁾, Das Feuerwehrrhorn⁴⁸⁾, an den Kurzgeschichten Die Katze im Sack⁴⁹⁾, Männerlob⁵⁰⁾, zu denen auch die lustigen „Rhein- und Grenzschnocke aus Kehl und dem Hanauerland“ gehören⁵¹⁾; ebensowenig am Märchen⁵²⁾ oder an dem vor mythologischem Hintergrund gedankenspielerisch aufgebauten, aber tiefsten, rhythmisch beschwerten Gedicht vom „Vogel Wunderlei“⁵³⁾. Das leitet hinüber zu einigen Gedichten, etwa „Ich weiß es doch!“⁵⁴⁾, und später vollendeten Schöpfungen Heimat⁵⁵⁾, Heimkehr⁵⁶⁾, zum Bändchen „Du fernes Herz“.

Ein Letztes! Persönlichkeiten, die den Lebensweg der Hermine Maierheuser sichtbar beeinflussten, denen sie warmherzig und dankbar Erinnerungen widmet: Prof. Adolf Kistner⁵⁷⁾ und Geh. Rat Dr. Karl Martin⁵⁸⁾.

Dem nicht leichten Lebensgang Hermine Maierheusers vom Bauernkind zur Volksschullehrerin und zur feinen Schriftstellerin werden wir eher gerecht werden, wenn wir diese beiden „Würdigungen“ beachten und dann und wann auch noch die „Alt-Karlsruher Erinnerungen“, die z. T. in Mundart wiedergegeben sind, durchlesen⁵⁹⁾.

Friedrich Roth

Der Lehrer Friedrich Roth^{59a)} ist im ganzen badischen Land tätig gewesen, zuletzt in Karlsruhe. Auf diesem weiten Lebensweg sind ihm Geschichte und Menschengeschicke begegnet, denen er immer wieder — seit gut 30 Jahren — in der

45) Ekkhart 19 (1938), 82 f. (geb. 1882).

46) Ekkhart 1958, 87 ff.

47) Ekkhart 19 (1938) 84 ff.

48) Ekkhart 1960, 151 ff.

49) Ekkhart 13 (1932) 99 f.

50) Ekkhart 19 (1938) 93.

51) Ekkhart 15 (1934) 98 ff.

52) Der blaue Schleier von Wildenstein (Ekkhart 1957, 74 ff.).

53) Bad. Heimat 36 (1956) 124.

54) Ekkhart 19 (1938) 114.

55) Bad. Heimat 32 (1952) 128.

56) Bad. Heimat 36 (1956) 253.

57) Bad. Heimat 34 (1954) 79 ff.

58) Bad. Heimat 36 (1956) 223 f.

59) Ekkhart 14 (1933) 100 ff.

59a) Üftering, a. a. O. III 149 f. — Vgl. H. Wiedtemann: Zum 60. Geburtstag Fr. R's. (Ekkhart 1957, 31 ff.)

Fülle seines gestaltenden Schaffens gerecht wird, im Drama (*Elissa*, 1950; *Daneira — oder der Zug in's Grenzenlose*, 1952), im Roman (*Und die Sterne leuchten doch*, 1954), in Betrachtungen und Versen (*Im Glühen des Lichts*, 1956), im Erleben



Ludwig Eichrodt,
in Lahr von 1871
bis zu seinem Tod 1892
Aufn.: Tilman Baader
(Die „Ortenau“ 1929,
Seite 326)

der engeren Heimat. Mit diesen und den früheren Werken gehört Friedrich Roth zu den bedeutenden Schriftstellern des badischen Landes.

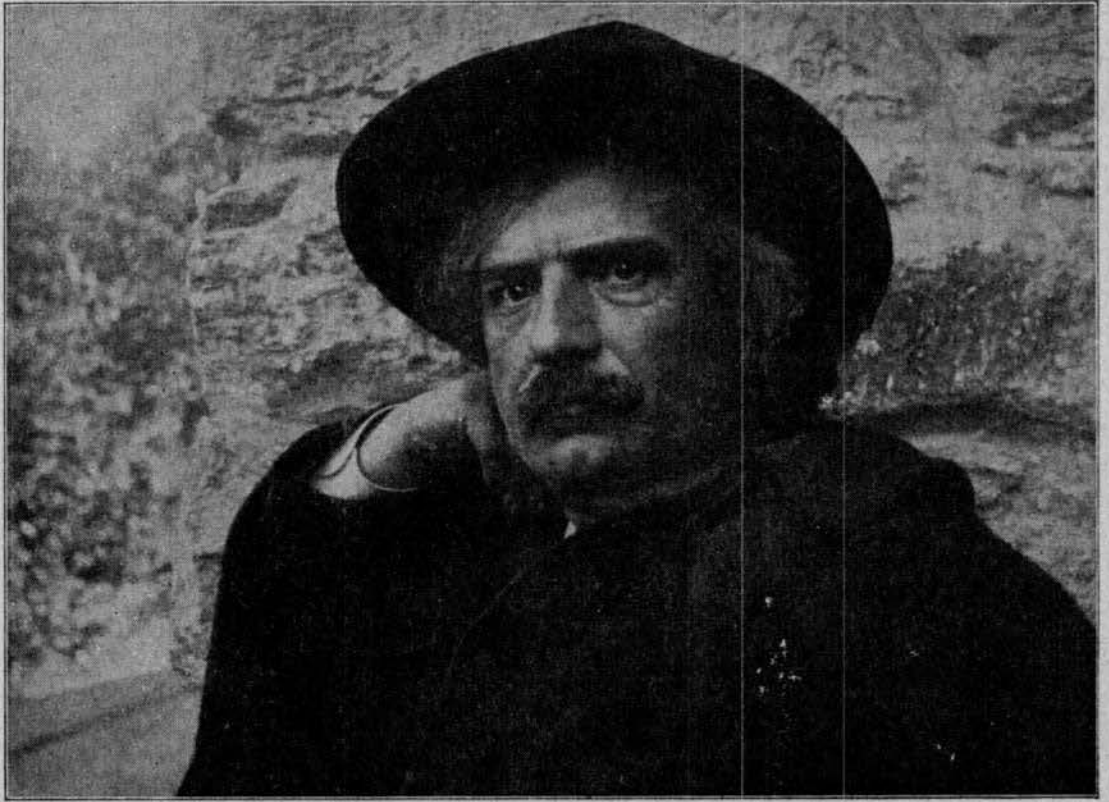
Franz Josef Schülj

in Ohlsbach ist durch die „Schnurren aus der Ortenau“, die manches mundartliche Gut enthalten, bekannt geworden. (Ekkhart 1957, 92.)

Friedrich Singer ⁶⁰⁾

Friedrich Singer (1896 geboren) entstammt einer Villingener Lehrerfamilie und ist diesem Amt auch selber treu geblieben, als Lehrer in Mannheim, später in Baden-Baden. Als Lyriker und Epiker ist er um die Mitte des vierten Jahrzehnts mit bedeutenden Leistungen aufgetreten, mit einer nur im Sinnbildlichen verständlichen Heimatdichtung „Zwischen Schwarzwald und Rhein“ (1934) und dem umfassenden Roman „Der Münsterturm am Horizont“ (1937). In arger epischer Breite werden die Not einer Hofbauernfamilie und des nahen Dorfes am Fuß der

⁶⁰⁾ Öftering, a. a. O. III 152 f. 183.



Josef Kohler 1849—1919 (Die „Ortenau“ 1929, Seite 334)

„Grinde“ mit Überfall, Brand und Mord, aber auch mit gemeinsamer, tapferer Gegenwehr der Dörfler im Vorland und im Gebirge, die Wirrsale unter den Sippen, gelegentlich in dramatischer Zuspitzung, geschildert. Feine Naturstimmungen sind eingestreut. Vieles erinnert an Bilder und Sprache Grimmelshausens. Aber das Ganze wird durch Anfügen immer neuer Szenen überanstrengt: dem eben befriedeten Land drohen neue Gefahren; Grimmelshausen als Schriftsteller, als der achtunggebietende Schultheiß von Renchen, dann der Plan einer Fahrt nach Straßburg, der „Stadt der ewigen Sehnsucht“, tauchen auf, zuletzt noch Turenne! Nach so vielem Leid wird der Blick in die Zukunft gerichtet, hoffnungsvoll durch ein ora et labora.

Die Mundart ist nicht in allem glücklich verwendet — sicher bedingt durch den „historischen“ Stoff.

Jahre später hat Singer eine Jugenderzählung „Spinnenhansel“ (1946) und einen Roman „Großstadtschäfer“ (1946) herausgebracht.

Juliane von Stockhausen ⁶¹⁾

Umfassenden Überblick über ihr Werk und Deutung der einzelnen Schriften verdanken wir Anna Maria Renner ⁶²⁾ und Karl Willy Straub ⁶³⁾, dem es zufiel, den Weg der Juliane von Stockhausen „vom feudalen Weltbild zum sozialen Ethos“

⁶¹⁾ Die Ortenau 16 (1929) 329. — Öftering a. a. O. 133 f. 154.

⁶²⁾ Ekkhart 22 (1941) 70 ff.

⁶³⁾ Bad. Heimat 35 (1955) 38 ff.

und damit ihre (seit 1945) „gewandelte Lebensauffassung“ verständlich und in ihren jüngsten Arbeiten erkennbar zu machen.

Otto Ernst Sutter

Otto Ernst Sutter gilt uns heute, nach über 40 Jahren volksbildnerischer, treuer Arbeit und reichem, schriftstellerischem Wirken, als der „Kalendermann“ in höherem Sinn, als guter „Eckart“ der Heimat, in der Erwachsenenbildung, in seiner Gengenbacher Tätigkeit, durch die Mitarbeit an Heimatzeitung, mehr noch am Funk.

Er ist ein Mittler geworden, ein Biograph, ein Landschaftsschilderer, dem Land und Leute am Herzen liegen ⁶⁴⁾).

Am Ende dieses Überblicks steht notgedrungen das Sichbesinnen. Wohin gehen wir? — und: Wohin geht der Weg unserer Dichtung der Ortenau?

Wir dürfen getrost sein, denn wir beobachten treue Arbeit überall und wir sehen junge Menschen am Werk in der sieghaften Gewißheit des Dichterworts

„Heimat, du bist uns Scholle und Grund“.

Um die Gegenwart mit der Vergangenheit zu verbinden, wurden den lebenden Dichtern und Schriftstellern Bilder von Dichtern und Schriftstellern des 19. Jahrhunderts beigegeben. Die Schriftleitung

⁶⁴⁾ Öftering, a. a. O., III 162, 204.

Verzeichnis der Beiträge im Jahrbuch „Die Ortenau“ der Jahrgänge 1910–1959

1910/11. K. Reinfried, Die ehemaligen Edelhöfe im Amtsbezirk Bühl. E. Batzer, Die Schauenburger Fehde. J. Beinert, Geschichte des ehemaligen hanau-lichtenbergischen Schlosses zu Willstätt. J. Ruf, Über die Bauanlage der Stadt Oppenau. E. Krebs, Maler Joseph Walz und sein Modell der alten Oberkircher Pfarrkirche. St. Müller, Aus der Geschichte des ehemaligen Bades Hub. O. Hörth, Rings um die Hornisgrinde. A. Wolfhard, Ein Kulturbild aus dem Hanauerland um 1750. E. Batzer, Johann Reinfried von Schauenburg der Jüngere. A. Bechtold, Grimmelshausen. Einträge in den Kirchenbüchern von Oberkirch und Renchen. R. Hellinger, Zur Strafrechtspflege der ehemaligen Reichsstadt Gengenbach. J. Sauer, Die Kirche zur Burgheim bei Lahr. H. Neu, Die Herbst- und Rebbau-Ordnung für die Herrschaft Mahlberg vom Jahre 1764. Ph. Lenz, Beiträge zu einem Wörterbuch der badischen Mundarten mit besonderer Berücksichtigung Mittelbadens

1912. K. Reinfried, Das untere Schloß zu Neuweier. A. Wolfhard, Die Hebel-Insel bei Odelshofen. H. Neu, Die Schlachten bei Friesenheim und Wittenweier im Jahre 1638. J. Rest, Ettenheimer Hexenprozesse im 17. Jahrhundert. H. Oechsler, Haslach und das Kinzigtal. C. Fischer, Die Zeller Porzellanindustrie. J. Kohler, Aus der Geschichte der Carolina. A. Bechtold, Nachträge zur Familiengeschichte von J. J. Chr. von Grimmelshausen. J. H. Scholte, Die Ortenau und Grimmelshausen. Miscellen: O. Heilig, Zur Kenntnis der Mundart von Ottersdorf. A. Klein, Die Grabungen bei Baden-Baden. J. Ruf, Der Stadtbrand von Oppenau 1615. E. Krebs, Eine spätgotische Magdalenenfigur in Gaisbach. E. Batzer, Die Lebensdaten des Kupferstechers Franz Gabriel Fiessinger. J. Ruf, Die alten Oppenauer Kirchenglocken.

1913. J. Sauer, Entstehung der ältesten Kirche Mittelbadens. K. Reinfried, Das ehemalige badisch-windeckische Kondominat Bühl. J. Ruf, Das Gefecht um die Schwabenschanze auf dem Roßbühl. C. Fischer, Die Zeller Porzellanindustrie (Schluß). H. Oechsler, Haslach und das Kinzigtal (Fortsetzung). H. J. Kempf, Geschichte der Kohlenbergwerke Berghaupten und Diersburg. W. Beck, Die Kirche und das Pfarrhaus zu Meißenheim. A. Bechtold, Die Ullenburg bei Tiergarten. A. Rößler, Aus dem alten Baden-Baden. Miscellen: K. Schriever, Eine Kirchensteuerliste der Gemeinde Unterachern aus dem Jahre 1666. J. Sauer, Das Silber-Amulett von Badenweiler. E. Batzer, Zur Lebensgeschichte von Quirin Moscherosch.

1914. K. Staatsmann, Die Klosterkirche in Allerheiligen im Schwarzwald. K. Lohmeyer, Das Rastatter Schloß und seine Meister. L. P. Behrle, Beiträge zur Geschichte der Stadt Renchen. J. Ruf, Das Gefecht um die Schwabenschanze auf dem Roßbühl (Schluß). J. K. Kempf, Geschichte der Kohlenbergwerke Berghaupten-Diersburg (Fortsetzung). E. Oechsler, Haslach und das Kinzigtal (Schluß). J. Beinert, Die abgegangenen Dörfer und Höfe im Amtsbezirk Kehl. E. Batzer, Geschichtsliteratur Mittelbadens vom Jahre 1913. Miscellen: L. Lauppe, Hexenverfolgung im ehemaligen hanau-lichtenbergischen Amte Lichtenau. J. Rest, Wer ist der Offenburger Drucker des Jahres 1496? A. Bechtold, Ein interessantes Dokument aus dem Dreißigjährigen Kriege. J. Rest, Alte Inschriften in Münchweier und Ettenheimmünster. E. Batzer, Die Votivtafel zur Erinnerung an die Belagerung Villingens in der Wallfahrtskirche zu Triberg. H. Kraemer, Vor- und frühgeschichtliche Denkmale in der Gegend von Lahr.

1915—1918. Sonderheft. C. F. Lederle, Kriegsschicksale der Ortenau. O. Roesler, Aus der Baden-Badener Franzosenzeit. E. Krebs, Frau Uta, Herzogin von Schauenburg. H. Neu, Abseits der Heeresstraße. A. Ludwig, Wie die Gemeinde Langenwinkel entstand.

1919/20. R. Asmus, Die Sage von Peter Staufenberg und ihre dichterische Ausgestaltung. A. Siefert, Die Ortenau im Bilde. O. Stemmler, Ein Dorfkirchenbau mit Pfarrei Gründung in der Markgrafschaft Baden gegen Ende des 18. Jahrhunderts. J. Ruf, Stein-Feldkreuze im Renchtal. G. Müller, Römische Funde aus Dinglingen bei Lahr. Fr. Schmider, Das ehemalige Kapuzinerkloster und die Loretokapelle in Haslach i. K. Ihre Baugeschichte und die Wiederherstellungsarbeiten im Jahre 1912/14. M. Mayer, Kirchliche und Schulzustände in der evangelischen Diözese Hornberg, im besondern in der Pfarrei Schiltach-Lehengericht vor 100 Jahren. Kleinere Mitteilungen: H. Ginter, Kleine Bausteine zur Geschichte der Gengenbacher Klosterkirche. K. Obser, Erdbeben von 1728. G. Müller, Römischer Fund aus Hugsweiler.

1921. Fr. Stengel, Das Hanauerland. O. Stemmler, Ein Dorfkirchenbau mit Pfarrei Gründung in der Markgrafschaft Baden gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Ad. Siefert, Die Ortenau im Bilde. K. Kempf, Geschichte der Kohlenbergwerke Berghaupten-Diersburg. K. Reinfried, Das ehemalige Wasserschloß zu Oberachern. Fr. Disch, St. Jakob bei Wolfach. L. Behrle, Beiträge zur Geschichte der Stadt Renchen. C. Fischer, Wegkreuze, Bildstöcke und Marienbilder von Zell a. H. G. Müller, Die römische Siedlung bei Dinglingen. Kleine Mitteilungen: K. Rögele, Das Erdbeben im Jahre 1756. O. Rößler, Jagdhaus Sandweiler. K. Obser, Zur Kirchenpolitik des Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach. M. Mayer, Hexenverbrennung in Schiltach. A. Bechtold, Der Überfall von Triberg am Weihnachtsmorgen 1642. J. Rest, Die Einkünfte des Fürstbischofs von Straßburg vor Ausbruch der Französischen Revolution. R. Asmus, Die Bauinschrift an der Pfarrkirche in Nußbach bei Oberkirch. J. Ruf †, Ein Fragment eines Allerheiligen Kirchenbuches.

1922. M. Kuner, Verfassung und Verwaltung der Reichsstadt Gengenbach. L. Lauppe, Burg und Stadt Lichtenau nach ihrer baulichen Entwicklung. Fr. Walter, Der Karlstein und die Schwarzwaldreise des Herzogs Karl Eugen von Württemberg 1770. G. Müller, Die römische Siedlung bei Dinglingen. Ad. Kastner, Die Wüstungen im Kreis Baden. J. H. Nagel, Die alte Zunftordnung der Leineweber von Ettenheimmünster. Kleine Mitteilung: E. Batzer, Römische Funde in Haslach i. K.

1923. Fr. Disch, St. Jakob bei Wolfach (Schluß). O. Geiger, Ein Besuch der Markgrafenruft im Haslacher Kapuzinerkloster. G. Müller, Die römische Siedlung bei Dinglingen (Schluß). Kleinere Mitteilungen: Fr. Stengel, Über den Tod des Grafen Johann Reinhard von Hanau-Lichtenberg. E. Batzer, Die Eltern und Geschwister des Humanisten Paul Volz. Fr. Walter, Anekdoten aus dem Verteidigungskrieg des Bühler- und Achertals 1799. J. H. Scholte, Grimmelshausen und die Melusinsensage. K. Christ, Die Wüstung Kriesbaum bei Allerheiligen. K. Christ, Der Name Hornisgrinde. E. Batzer, Eine alte Grabplatte bei Offenburg. J. Ruf †, Steininschriften aus Oppenau und Umgebung. E. Batzer, Testament und Hinterlassenschaft des Kardinals Rohan.

1924. A. Bechtold, Joh. Jak. Christoph von Grimmelshausen. Zur Feier seines 300. Geburtsjahres. L. P. Behrle †, Beiträge zur Geschichte der Stadt Renchen. J. Rest, Zustände in der südlichen Ortenau im Jahre 1802. Fr. Rösch, Ein Einblick in die Renchtäler Hexenprozesse. O. Stemmler, Ein Dorfkirchenbau in der Markgrafschaft Baden. Ad. Kastner, Die Wüstungen im Kreise Baden. Freiherr von Glaubitz, Die Reichsritterschaft der Ortenau. O. Kähni, Die Abtei St. Peter als Leibherr in der Herrschaft Triberg. Kleine Mitteilungen: Fr. Stengel, Die Hochwasserkatastrophe in Kehl im Jahre 1651. K. Christ, Datierte Inschriften von Burgheim bei Lahr. O. Stemmler, Zum Namen Hornisgrinde. E. Batzer, Auszüge aus dem ältesten Schiltacher Kirchenbuch. E. Batzer, Rohan und das Turenne-Denkmal bei Sasbach. E. Batzer, Grimmelshausenbücher.

1925. Konrad Heck, Von der Althornburg und den Freiherren von Hornberg, den Gründern von Hornberg und Triberg. H. Oechsler, Die Pfarrei Haslach i. K. K. Sachs, Schick-

sal des Klosters Allerheiligen und Mittelbadens während der Koalitionskriege. M. Schüssler, Lazarus von Schwendi. M. Kuner, Die Gerichtsverfassung der Stadt Gengenbach. O. Stemmler, Ein Dorfkirchenbau mit Pfarreigründung in der Markgrafschaft Baden gegen Ende des 18. Jahrhunderts (Schluß). E. Batzer, Schiltach und Schickhardt. Ad. Siefert, Die Ortenau im Bilde. Fr. K. Barth, Das Münzwesen in der Grafschaft Fürstenberg und in der Herrschaft Kinzigtal um das Jahr 1500. K. Gutmann, Zur Vorgeschichte des Gebietes zwischen Rastatt und Stollhofen. H. Baier, Das Hanauerland 1802. Georg Binder, Die Inschriften der Burgheimer Kirche. W. Zimmermann, Beiträge zur Familien- und Flurnamenkunde aus Friesenheim.

Anhang: J. H. Scholte, Joh. Jakob Christoph von Grimmelshausen. W. E. Oeftering, J. J. Christoph von Grimmelshausen, Festrede zu Renchen am 13. Juli 1924. E. Batzer, Der abenteuerliche Simplizissimus. Stark gekürzte Wiedergabe.

1926. O. Biehler, Aloys Schreiber als badischer Heimatdichter und Weggenosse J. P. Hebels. A. Kuntzemüller, Achtzig Jahre Eisenbahnen in der Ortenau. Ein Beitrag zur Geschichte der badischen Eisenbahnen. M. Schüssler, Der große Stadtbrand in Triberg im Jahre 1826. R. Goebel von Harrant, Eine badische Beamten- und Offiziersfamilie des 18. Jahrhunderts. Ad. Siefert, Die Ortenau im Bilde. F. W. Beck, Zur revolutionären Bewegung im Gerichte Achern 1789. Aus dem Familienbuche des Renchener Kaufmanns Franz Ignaz Goegg. O. Rössler, Aus dem Baden-Badener Badeleben: Dr. Anton Guggert (1804—1864). K. Rögele, Dr. Valentin von Schwab, f. f. geheimer Rat und Hofkanzler zu Donaueschingen und Landvogt zu Wolfach 1732—1809. Karl Christ, Zum 600 jährigen Stadtjubiläum von Oberkirch. J. Fr. Bühler, Heinrich Eyth, ein Begründer und Verkünder der Heimatpflege. Nachruf. Freiherr von Glaubitz, Der graue Held. Kleine Mitteilungen: K. Christ, Die Inschriften und Ziffern der Burgheimer Kirche bei Lahr und der Bruderkapelle bei Kuhbach. O. Michaeli, Ein Kaufbrief der Mörburg, Amt Offenburg, aus dem Jahre 1626. O. A. Müller, Das ausgegangene Dorf Rod(t) bei Ottersweier. Dr. Basler, Ein Bericht über die Kriegsdrangsale Offenburgs im Jahre 1689. M. Besler, Der Name „Hornisgrinde“. O. Rusch, Die Buchdruckerei des Beaumarchais in Kehl. E. Batzer, Das Mörderkreuz in Ohlsbach bei Offenburg. K. Kempf, Nikolaus Schwendemann von Steinach. Dr. Krieger, Zur Geschichte der Reliquien der hl. Rufina und des hl. Bonifatius im ehemaligen Kloster Schwarzach.

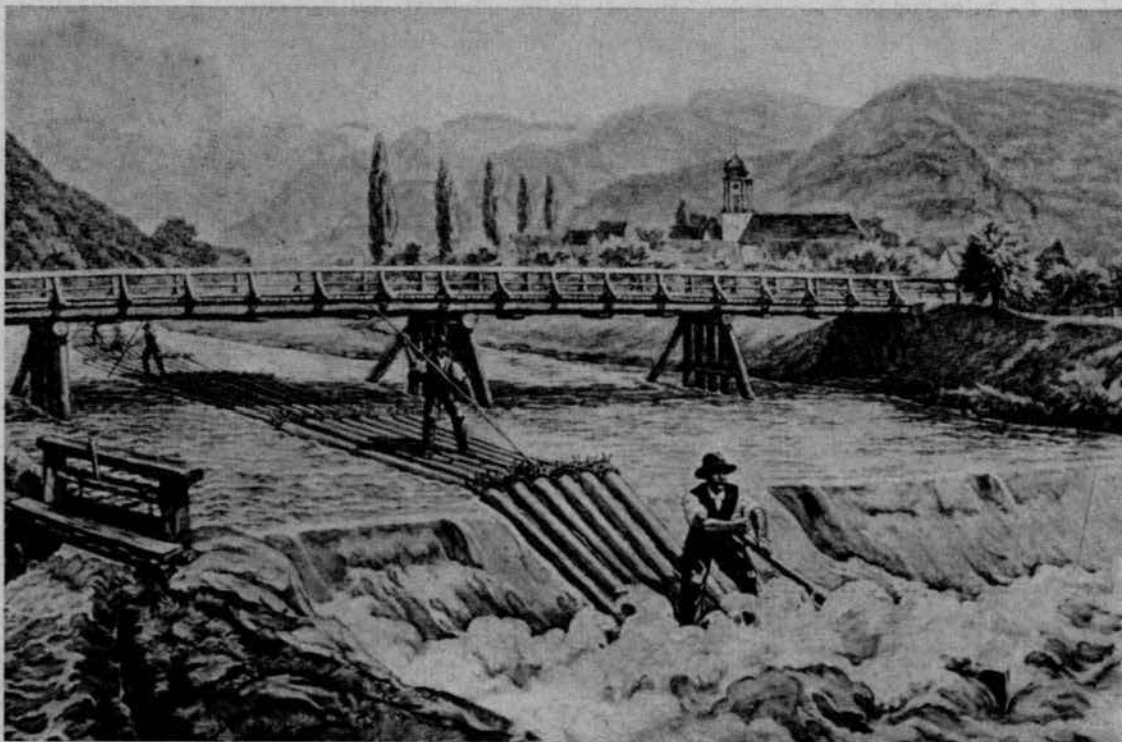
1927. Joh. K. Kempf, Feldmarschall Johannes Blasius Columbanus von Bender. Th. Humpert, Die Gaggenauer Glashütte. Ein Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwalds. M. P. Kollofrath, Aus dem Ettenheimer Zunftleben. K. Sachs, Schicksal des Klosters Allerheiligen und Mittelbadens während der Koalitionskriege. B. Schwarz †, Der Gröbernhof bei Zell a. H. H. Baier, Die Rastatter Spinnschule. M. Kuner, Die Stadtverfassung der Stadt Gengenbach. G. Binder, Die Erbauung der Ludwigstraße. W. Zimmermann, Beiträge zur mittelbadischen Volkskunde aus Friesenheim. Hanna Kappus-Mulsow, Trübe Jahre im Ried nach dem ältesten Kirchenbuch Altenheims. O. A. Müller, Steinkreuze in der Umgebung von Bühl mit einem Anhang über die Steinkreuzforschung. Kleine Mitteilungen: Christ, Über alte Wegkreuze. K. Heck, Einiges über den Zoll im ehemaligen Württembergischen Amte Hornberg.

1928. Freiherr von Glaubitz, Philipp Christof v. Soetern. O. A. Müller, Flurnamen als Wegweiser für Vorzeit, Römerzeit und Frühgeschichte. A. Kastner, Die Wüstungen im Kreis Baden. Ad. Siefert, Die Ortenau im Bilde. K. Obser, Ein Korker Augenzeuge über das Gefecht bei Neumühl am 8. April 1814. K. Mader, Die Verkehrslage der Stadt Rastatt in ihrer politisch-geographischen Bedeutung. O. Rössler, Der Baugrund der Stiftskirche und seine Umgebung. M. Schüssler, Das Triberger Bezirksspital. A. Kuntzemüller, Achtzig Jahre Eisenbahnen in der Ortenau. Kleine Mitteilungen: G. Heitz, Ein „frühmittelalterlicher Steinmörser“. E. Batzer, Grimmelshausen und der Finkengarten in Renchen.

1929. 16. Heft. Die Ortenau in Wort und Bild mit Beiträgen von H. Baier, E. Batzer, K. Gutmann, M. Krebs, E. Ochs, W. E. Oeftering, J. Sauer und M. Walter. Herausgegeben von Ernst Batzer.

1930. K. Fr. Probst, Oberkirchs Anteil an der Geschichte des Hochstifts Straßburg. M. Schüßler, Die frühere Herrschaft Triberg. Joh. K. Kempf, Feldmarschalleutnant Johann Konrad Valentin von Keim. O. A. Müller, Holzbildstöcke in der Ortenau. E. Batzer, Neues von den alten Bergwerken bei Wolfach und Schiltach und von der Gegenreformation im oberen Kinzigtal. M. Kuner, Das Militärwesen der Reichsstadt Gengenbach. M. Eimer, Eine verschollene Lebensbeschreibung des Ritters Peter von Staufenberg mit Beziehung zum Kloster Reichenbach. E. Huber, Der Brand von Hildmannsfeld im Jahre 1687 (88). Ad. Ludwig, Die Malefikantenpredigt. Nachklänge zu einem Hexenprozeß in Lahr im Jahr 1655. Gg. Heitz, Die Flößergilde von Kehl. W. Engelberg, Das Malefiz-Gericht zu Haslach i. K. Kleine Mitteilungen: O. Rößler, Das Schicksal zweier Kunstwerke der Ortenau. W. Zimmermann, Ein Alchimist aus Offenburg. Karl Christ †, Besiehte Hexen.

1931. K. Preisendanz, Ein altes Lob auf Baden. Fr. Barth, Der Bairisch-pfälzische Erbfolgekrieg im Fürstenbergischen und in der Ortenau 1504. H. Kraemer, Wechselbeziehungen zwischen Geschichte und Bevölkerung von Rastatt im Wandel der Jahrhunderte. O. A.



Flößerei bei Steinach i. K.

Gemälde von Ed. Trautwein in der Flößerstube im „Adler“ zu Steinach

Müller, Alte Bildstöcke in der Ortenau. O. Göller, Graf Christoph II. von Fürstenberg und der Maler Matthäus Gundelach. Fr. H. Lenz, Das Kapuzinerkloster in Baden-Baden. O. Kähni, Die Geschichte des Dorfes Niederschopfheim und der Gutleutkirche in Oberschopfheim. G. Binder, Der advocatus de Lare und sein Grabmal an der Burgheimer Kirche. A. Staedele, Zur Geschichte der Flößerei in Schiltach und Wolfach. G. Heitz, Die Fachwerkhäuser im Hanauerland. E. Batzer, Ein Bericht über die Gefangennahme des Herzogs von Enghien in Ettenheim. Kleine Mitteilungen: Rud. Gerke, Beziehungen der Prämonstratenserorden. H. Kappus-Mulsow, Zur Vermählung des Prinzen Karl Wilhelm von Nassau-Usingen. F. W. Beck, Zur Lebensgeschichte Feldmarschalls J. Blasius Columbanus von Bender.

1932. W. E. Oeffering, Rede am Friederiken-Grab in Meißenheim am 27. September 1931. O. Isele, Die Bevölkerung der Ortenau im 17. Jahrhundert. K. Willig, Altes und Neues über die Lautenbacher Hochaltarflügel. O. Gerke, Die Hub. Ad. Ludwig, Der Lahr-

Dinglinger Zollkrieg. A. Stalf, Korrektion und Unterhaltung der Kinzig. A. M. Renner, Die Geschichte der Pfarrei und Kirche zu Gamshurst. Gg. Straub, Erzählende Steine an Türen und Toren von Wolfach. M. Eimer, Die angebliche Reformierung des Amtes Oberkirch durch Württemberg (1604 ff.). Ad. Kastner, Die Wüstungen im Kreise Baden (Schluß). Kleine Mitteilungen: Fr. Ell, Der Schollenhof bei Wagshurst. Fr. Ell, Eingegangener Ziegelhof bei Wagshurst. H. Sprauer, Zur farbigen Erneuerung historischer Baudenkmäler in Offenburg. Fr. K. Barth, Die im Jahre 1537 in Ohlsbach bei Offenburg erfolgte Ermordung eines Werbers des Grafen Wilhelm zu Fürstenberg. A. Bechtold, Vorfahren Grimmelshausens als Lehenträger der Würzburger Kirche. O. A. Müller, Alter Bildstock in Gengenbach.

1933. J. K. Kempf, Maler Karl Sandhaas in Darmstadt und Frankfurt a. M. O. Stemmler, Auflösung der Waldgemeinschaft des Waldhägenschichs und des Windecker Forstes mit besonderer Berücksichtigung der Gemeinde Neusatz. O. A. Müller, Bildstöcke im Amtsbezirk Wolfach. O. Gerke, Die Hub. Geschichte des alten Bades Hub mit Anhang. O. Göller, Zur Geschichte des Grafen Christoph II. von Fürstenberg (1580—1614) und des Kapuzinerklosters in Haslach i. K. E. Reiß-Vasek, Das romanische Tympanon in Nußbach. H. Bastian, Christoph von Urach. K. Fees, Der Streit um die Kirchenhoheit zwischen der Regierung der Markgrafen von Baden-Baden und dem bischöflichen Stuhl zu Straßburg in den Jahren 1725 bis 1757.

1934. 21. Heft. Burgen und Schlösser Mittelbadens mit Beiträgen von E. Batzer, M. Besler, Fr. Disch, H. Fautz, Th. von Glaubitz, O. Göller, H. Heid, Th. Humpert, O. Kähni, O. Linde, A. Ludwig, A. M. Renner und anderen. Herausgegeben von Ernst Batzer und Alfons Staedele.

1935. E. Batzer, 1909—1934. H. Bastian, Christoph von Urach mit Katalog (Schluß). M. Eimer, Chr. Heinrich Eimer aus Lahr, ein Dulder für Deutschlands Einheit. A. Kupferschmid, Die letzte Nacht der Marie Antoinette auf deutschem Boden. J. L. Wohleb, Huldigungsfeier zu Offenburg 1806 beim Übergang der Ortenau an Baden. A. Wetterer, Die Kurpfalz in der Ortenau. A. Kuntzemüller, Geschichte der Kinzigtalbahn Hausach—Freudenstadt und Schiltach—Schramberg. Mit einem Anhang von H. Fautz. H. Sprauer, Die Außenwandmalereien an der ehemaligen Pfarrkirche von Hausach. K. Peter, Zum 100 jährigen Stadtjubiläum von Bühl. Kleine Mitteilungen: H. Fautz, Alte Grenzsteine im Gebiet der oberen Kinzig.

1936. Th. von Glaubitz, Oswald von Glaubitz, Ein Soldatenleben aus dem Dreißigjährigen Krieg. H. Schilli, Bauernhäuser der Ortenau. M. Kuner, Verwaltung der Reichsstadt Gengenbach. A. Arnold, Die Wasserburg Tiefenau und ihre Besitzer. O. Gerke, Bühl—100 Jahre Stadt. Frank Lange, Anselm Feuerbach in Offenburg und Straßburg 1842. O. A. Müller, Bildstöcke im Amtsbezirk Wolfach. Kleine Mitteilungen: A. Bechtold, Vorfahren Grimmelshausens. H. Baier, Zur Geschichte der Pfarrei Offenburg.

1937. Joh. B. Ferdinand, Streifzug durch die Geschichte Ettenheims. A. Bechtold, Eine alte Originalzeichnung zum Simplicissimus. H. Schilli, Das Heidenhaus. F. Grauer, Aus der Geschichte der beiden Schwarzwaldstädte Hornberg und Schiltach sowie des Amtes Hornberg zur württembergischen Zeit. K. S. Bader, Eine Denkschrift Offenburgs aus dem Jahre 1676 gegen die Schleifung der Festung. M. Krebs, Der ungeteilte Pfandbesitz der Landvogtei Ortenau. H. Heid, Die Glasgemälde der Wallfahrtskirche zu Lautenbach. Fr. Stengel, Die Herren von Hanau-Lichtenberg. O. Stemmler, Auflösung der Waldgemeinschaft des Windecker Forstes. Kleine Mitteilungen: W. Leich, Zwei Solmssche Ofenplatten in den Städtischen Sammlungen zu Offenburg. O. Gerke, Das Glasfenster im Brunnenhause der Hub. O. Stemmler, Zum Aufsatz „Bildstöcke im Amtsbezirk Wolfach“. E. Batzer, Die Frau des Veit Grimmelshausen.

1938. F. H. Steinhart, Die Burgheimer Kirche bei Lahr und ihre Erbauungszeit. M. Kuner, Die Handels- und Gewerbepolizei in Gengenbach. A. Bechtold, Ein Lobgedicht J. M. Moscherochs auf Ludwig XIV. W. Leich, Planetengötter auf eisernen Ofenplatten. O. Rom-

mel, Ein Geburts- und Mannrechtsbrief aus Wolfach vom Jahre 1578. O. Straub, Ein Wallfahrtsbuch „Maria zur Ketten“ aus dem Jahre 1748. O. Kohler, Frondienste unter dem Abtstab. A. Kuntzemüller, Die Renchtalbahn. O. Gerke, Personalchronik von Bühl. O. A. Müller, Bestandaufnahme der Steinkreuze in Mittelbaden. A. M. Renner, Theusing und Schlackenwerth, ehemalige Schlösser der Markgrafen von Baden. Kleine Mitteilungen: Wolf von Harder, Georg von Windeck, über zwei windeckische Siegelringe. H. Fautz, Der Kreuzbühl bei Halbmeil. H. Fautz, Das steinerne Kreuz auf dem Hochberg bei Schenkzell.

1939. H. Steurer, Aus Kippenheims Vergangenheit. W. Sandfuchs, Die ersten Zeitungen der Ortenau (1763—1815). H. Kraemer, Teilnehmer an Napoleons russischem Feldzuge 1812 aus den Landkreisen Bühl und Rastatt. F. H. Lenz, Das Kapuzinerkloster in Baden-Baden. R. Epplé, Auszüge aus den Gerichtsrechnungen der Gemeinde Kappelrodeck über die Kriegskosten in den Jahren 1793—1803. L. Behrle †, Beiträge zu einer Renchener Ortsgeschichte. M. Eimer, Adliger „Mutwillen“ im Renchtal. A. Feßler, Der Scherzheimer Großhof. L. Lauppe, Zerstörung der mittelalterlichen Bauwerke der Stadt Lichtenau. O. Kähni, Das Schicksal der Stadt Offenburg im Pfälzischen Raubkrieg. O. Kohler, Ein Ortenauer Haushalt um 1800. M. Eimer, Der Burgheimer Kirchturm als baugeschichtliches Muster. M. Kuner, Die Verwaltung der Reichsstadt Gengenbach. O. Göller, Das Epitaph des Grafen Maximilian Franz von Fürstenberg (1634—1681). O. A. Müller, Aus der Geschichte des Dorfes Steinach im Kinzigtal. A. Harbrecht, Die Kippenheimer Tafelbilder. A. Wolfhard †, Von Korks Kriegslasten. Kleine Mitteilungen: H. Fautz, Der Marktbrunnen in Schiltach. F. Disch, Einstige Verordnungen gegen die Wolfacher Fastnacht. O. Kähni, Der Schatz- und Goldgräber von Hofweier.

1940. O. A. Müller, Aus der Geschichte des Dorfes Steinach im Kinzigtal. O. Göller, Der „Blutegel“ Wernikau. Ein Beitrag zur Grimmelshausenforschung. O. Göller, Ein Jahr der Not. Aug. Kast, Der Niederschlag der Kriege des 17. und 18. Jahrhunderts in den Gengenbacher Kirchenbüchern. O. Göller, Hexen in Haslach und Umgebung. O. Kähni, Georg Ehret. Leben und Wirken eines heimattreuen Deutsch-Amerikaners. O. Kähni, Die Niederschopfheimer Zunft. O. Kohler, Die Lebensverhältnisse in der ehemaligen Benediktinerabtei Schuttern. K. Lehn, Die Baukosten der Pfarrkirche Durbach vom Jahre 1790. W. Zimmermann, Die Grenz- und Wegbeschreibungen in den Dorfbüchern von Unterachern. Aug. Feßler, Heinrich Medicus, Ein badischer Sagensammler. W. Zimmermann, Sagen aus Waldulm. E. Huber, Handwerkskunst im Bühler Heimatmuseum. H. Schilli, Die Verteilung der Hausarten in der Ortenau. Versuch eines Beitrags zur Besiedlungsgeschichte. F. H. Lenz, Anhang zu der Geschichte des Kapuzinerklosters in Baden-Baden. Kleine Mitteilungen: K. Lehn, Der Gründer der Pfarrei Durbach. Aug. Kast, Der Stand der Pfarrei Gengenbach und der Schulen in derselben im Jahre 1811. O. Kähni, Die Auflösung des Offenburger Kapuzinerklosters. E. Bader, Der „Bolisbock“ von Münchweier.

1941. 28. Heft mit einem Mitgliederverzeichnis und dem Hinweis auf das 30 jährige Bestehen des Vereins. H. Krems, Johann Georg Pfaff. Der Kreuzwirt von Kürzell (1769 bis 1840). O. Kähni, Der Kinzigdorfer Freihof. Aug. Kast, Der Urgroßvater Viktor Schefels wird Stadtarzt in Gengenbach. Aug. Kast, Der Niederschlag der französischen Revolutionskriege in den Gengenbacher Kirchenbüchern. K. Heck, Geschichte von Hotel und Pension „Post“ in Hornberg. K. Kaltenbach, Ein Malefizgericht mit Hinrichtung in Triberg im Jahre 1686. H. Fautz, Die Gemeinden Schiltach und Lehengericht. O. Göller, Mentzingers Karte der Fürstenbergischen Herrschaft Kinzigtal von 1655. H. Kraemer, Die wiederentdeckte Franziskanergruft in Rastatt. Agnes Wolters, Irmengard von Baden, die Stifterin der Zisterzienserinnenabtei Lichtental. E. Huber, Bühler Geschichten am Rande der Geschichte. A. M. Renner, Das Hubgericht zu Gamshurst. B. von Schauenburg, Die Fehde der Herren von Schauenburg mit dem Markgrafen Bernhard von Baden (1402—1403). O. Kähni, Das „dreyherrliche“ Schutterwald. A. Bechtold, Sittengeschichtliches aus der Ortenau zur Zeit Grimmelshausens. O. Bichler, Aloys Schreiber. H. Fautz, Die Geschichte der Schiltacher Schiffferschaft. Kleine Mitteilungen: M. Eimer, Oppenauer Bauernhandzeichen (1700). M. Ei-

mer, Eine „Hexe“ in Waldulm. O. Straub, Ein Entlassungsbrief des ehemaligen Benderschen Infanterie-Regiments Bender Nr. 41.

Krieg, Papiermangel, Auflösung und Verbot aller Vereine, auch des unsrigen, durch die Militärregierung. Die „Ortenau“ kann erst wieder im Jahre 1949 erscheinen.

1949. 29. Heft. M. Eimer, Erzherzogin Mechtild und die Universität Freiburg. O. Kohler, Eine ungewöhnliche Abwahl. O. Kohler, Zur Geschichte der Jagd in der Lahr-Mahlbergischen Herrschaft. Aug. Kast, Die Gengenbacher Scharfrichterverordnung von 1775. O. Göller, Der Haslacher Friedhof und seine alten Grabmäler. O. Stemmler, Die Ortenau in Abt Gaisers Tagebüchern. A. Kuntzemüller, Die Rheinuferbahn Rastatt—Kehl. A. Baur, Weitenung. O. Kähni, Die Beziehungen zwischen der Reichsstadt Offenburg und der Landvogtei Ortenau im 16. und 17. Jahrhundert. Joh. Röderer, Alte Wege in und um Oberschopfheim. O. Straub, Bildstöcke und Steinkreuze des Hochschwarzwaldes. O. Straub, Ein Kapitulations- und Entlassungsbrief. O. Kähni, Kirchliches und religiöses Leben im mittelalterlichen Offenburg.

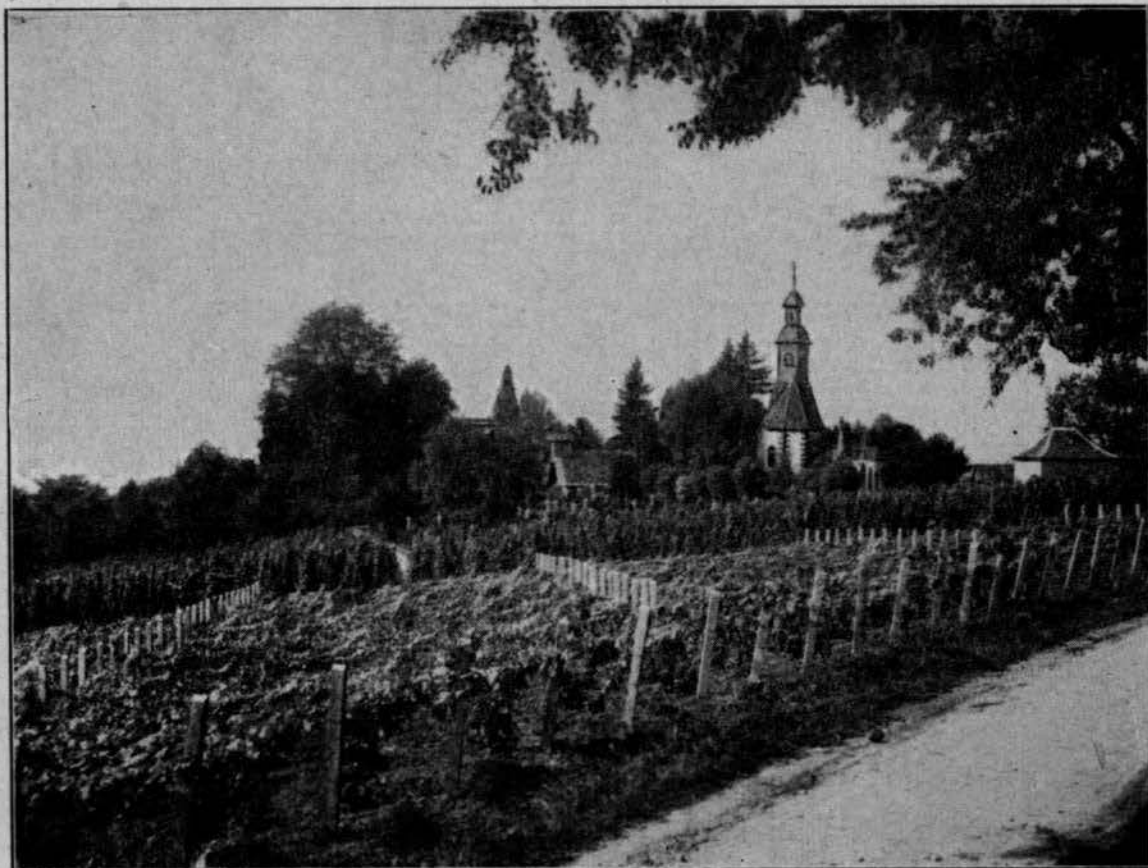
1950. 30. Heft. W. Hartmann, Grimmelshausen in neuer Schau. O. Kähni, Reformation und Gegenreformation in der Reichsstadt Offenburg und in der Landvogtei Ortenau. L. Dengler, Die Meister der Griesheimer Pfarrkirche. Joh. Bapt. Ferdinand, Die revolutionären Bewegungen 1848/49 in Ettenheim. O. Kohler, Der Fronhof in Zunsweier. H. Kraemer, Gotteshaus und Kunstdenkmal aus Rastatts Glanzzeit. Aus der Geschichte der katholischen Stadtkirche. O. Göller, Peinliches Gericht im Zwergstaat Hohengeroldseck. J. L. Wohleb, Die Kinzigtäler Kirchenbauten des fürstenbergischen Baumeisters Franz Joseph Salzmann (1724—1786). Fr. Stengel, Geborene Lichtenauer als evangelische Pfarrer. Chr. Sütterlin, Über Hugsweiers Rügegerichtsprotokolle in den Jahren 1793—1803. A. Lederle, Bad Griesbach und seine Besitzer im 17. und 18. Jahrhundert. H. Steigelmann, Die Franziskanergruft in Rastatt. A. Staedele, Eine alte Eidesbelehrung. A. Staedele, Bleichheimer Volksbräuche und Verbot derselben.

1951. 31. Heft. K. Th. Weiß, Das Papierwerk zu Gengenbach. Seine Geschichte und seine Wasserzeichen. J. L. Wohleb, Die Kinzigtäler Kirchenbauten des fürstenbergischen Baumeisters Franz Joseph Salzmann (1724—1780), II. Teil. K. Heck, Bau der Rothaldenstraße 1823, ausgeführt von der Stadt Hornberg. O. Kähni, Verbrechen und Strafen des 17. Jahrhunderts in der Reichsstadt Offenburg. K. Lienhard, Das Jagd-, Fischerei- und Waidrecht im Herrschaftsgebiet Triberg. F. Kober, Ein Schatz wurde gehoben. Gesellschaft zur Verherrlichung der Windeck. Agnes Wolters, Maria Aloysia Schreiber, Äbtissin von Lichtental. H. Steigelmann, Zur Baugeschichte der evangelischen Stadtkirche (ehem. Franziskanerkirche) in Rastatt. Fr. Stengel, Lichtenau und das Hanauerland. A. Harbrecht, Die Reichsabtei Schwarzach.

1952. 32. Heft. O. Biehler, Gedichte von Aloys Schreiber. A. Harbrecht, Die Reichsabtei Schwarzach. L. Lauppe, Die Reformation im klösterlich-schwarzachischen Scherzheim-Lichtenau. F. Kober, Ein Schatz wurde gehoben. A. Wolters, Übertragung fürstlicher Herzen in die Totenkapelle des Klosters Lichtental 1807. E. Strobel, Bekannte Rastatter des vorigen Jahrhunderts. Chr. Sütterlin, Jagd, Goldwäscherei und Fischerei in Ottenheim. O. Kohler, Wie Schuttern badisch wurde. K. Th. Weiß, Das Papierwerk in Gengenbach. A. Lederle, Fürstenbergische Beamte aus Ortenauer Geschlechtern. G. Hirt, Die ehemalige Hausacher Klärspänefabrik. K. Lienhard, Das Marktrecht in Triberg. G. Hirt, Die Schwarzwälder Strohflechterei. Joh. R. Ferdinand, Drei Ortsgeschichten. O. Biehler, Cornelia. J. L. Wohleb, Haslach i. K. in Not und Elend (1643). C. Kaltenbach, Ein tragischer Hofbrand in Niederwasser. O. Straub, Die Furtwanger Zehntscheuer. J. L. Wohleb, Der „Turm“ über dem Burgbachtal bei Rippoldsau.

1953. 33. Heft. Fr. Langenbeck, Ortsnamenprobleme unter Berücksichtigung oberrheinischer Verhältnisse. A. Lederle, Fürstenbergische Beamte aus Ortenauer Geschlechtern. G. Hirt, Die Stör-Handwerksleute im Schwarzwälder Bauernhof. H. Fautz, Schiltach und

Schenkenzell in der Gaugrafschaft Sulz. H. Fautz, Die alten Lagerbücher als Quellen für die Geschichte der Gemeinden Schiltach-Stadt und Lehengericht. Schiltach erhält das Stadt- und Marktrecht. A. Kuntzemüller, Offenburg und die badische Eisenbahn. War die Führung der Eisenbahn durch Offenburg richtig? E. Schneider, Steinkreuzinschriften und Kirchenbucheinträge. Fr. Vollmer, Die Bühlwegkirche zu Ortenberg-Käfersberg und die Gründung



Die Bühlwegkirche zu Käfersberg - Ortenberg und das Hospitalgut St. Andreas

Offenburgs im 12. Jahrhundert. E. Baader, Wappen und Grabmäler erzählen ... Ein Führer durch den Denkmalshof bei der Stiftskirche zu Lahr. Chr. Sütterlin, Über Lehenssachen in Friesenheim um die Wende des vorigen Jahrhunderts. E. Beck, Eine Acherner Hänferordnung vom Jahre 1578. E. Beck, Die Gründonnerstag-Fußwaschung zu Oberachern (gestiftet 1470) und das Schicksal des Gießfasses. A. Wolters, Maria Stephanie Lanner 1793 bis 1814. A. Harbrecht, Die Reichsabtei Schwarzach. L. Lauppe, Die Reformation im klösterlich-schwarzachischen Kirchspiel Scherzheim-Lichtenau. R. Hahn, Ein unbekanntes Willstätter Gefällbuch aus dem Dreißigjährigen Krieg. J. Häßler, Alte Namen erzählen. E. Elsenhans, Das Gnadenbild in der Einsiedelnkapelle zu Rastatt im neuen Gewand und im strahlenden Lichterglanz. K. Heck, Das Hornberger Schießen in den verschiedenen Lesarten. J. L. Wohleb, Mittelalterlicher Goldmünzfund in Wolfach im Frühjahr 1762. J. Börsig, Ein Teilnehmerbericht aus den beiden ersten Koalitionskriegen in der Ortenau. A. Staelele, Vom Freispielern und Ersatzmann. O. Kohler, Das alte Schuttergericht in Offenburg. B. von Schauenburg, Anekdoten um die Schaffner von Gaisbach.

1954. 34. Heft. O. Kähni, Neues über den Kupferstecher Fr. Gabriel Fiesinger. E. Beck, Flößerei auf der Acher. J. B. Ferdinand, Kompetenzkonflikte und Grenzstreitigkeiten rings um Ettenheim. E. Baader, Spätgotische Grabplatten in der Burgheimer Kirche. L. Dengler, Kunstwerke und Künstler zu Windschlag. W. Stolz, Alban Stolz, „Der große Sohn von Bühl“. M. A. Wolters, Marie, Herzogin von Hamilton. A. Feßler, Das Tagebuch meines

Urgroßvaters. Fr. Kober, Ein Schatz wurde gehoben. A. Harbrecht, Die Reichsabtei Schwarzach. L. Lauppe, Der Schwarzacher Haufe 1525. Fr. Vollmer, Schloß Ortenberg. A. Staedele, Die Abtei Gengenbach zur Zeit der Säkularisation. H. Fautz, Die Briefschaften der Schaffnei Gengenbach des Klosters Wittichen. E. Schneider, Volkskundliches Gut in Heinrich Hansjakobs Schriften. G. Hirt, Die alte Kirche St. Mauritius in Hausach-Dorf. A. Lederle, Fürstenbergische Beamte aus Ortenauer Geschlechtern. A. Staedele, Aus Bleichheims Vergangenheit. B. von Schauenburg, Anekdoten um die Schaffner von Gaisbach. F. Kober, Das Roß. Der letzte Wolf in Waldstegen. Das Sühnekreuz in Neusatz bei Bühl. Wie einer das Fluchen aufgab. O. Straub, Eine westfälische Kettenlegende und die Entstehung der Wallfahrt „Maria zu den Ketten“ in Zell a. H.

1955. 35. Heft. E. Beck, Die Revolution 1848/49 und das Acherner Geschlecht Peter. E. Strobel, Bekannte Rastatter des vorigen Jahrhunderts. W. Mechler, Ein Plan der Verlegung des Ortes Kehl (1813). M. A. Wolters, Der Lichtentaler Marienbrunnen. K. May, Major Heinrich David von Hennenhofer. A. Feßler, 800 Jahre Scherzheim. L. Lauppe, Aus dem Bauernkrieg. A. Staedele, Die Abtei Gengenbach zur Zeit der Säkularisation. H. Fautz, Die Briefschaften der Schaffnei Gengenbach des Klosters Wittichen. K. L. Hitzfeld, Wer hat die Stadt Gengenbach gegründet? J. Krausbeck, Aus der Geschichte der Wolfacher Fasnet. Fr. Vollmer, Schloß Ortenberg. K. Lienhard, Schloß und Burg Triberg. A. Staedele, Aus Bleichheims Vergangenheit. E. Schneider, Volkskundliches Gut in Heinrich Hansjakobs Schriften. A. Harbrecht, Die Reichsabtei Schwarzach. J. Werner, Anekdoten um Alban Stolz. Zum 300. Todestag des Türkenlouis. Gedächtnisschrift, besprochen von A. Staedele.

1956. 36. Heft mit einem Mitgliederverzeichnis und einem Verzeichnis der Vereine und Gesellschaften, mit denen wir in Tauschverkehr stehen. W. Zentner, J. V. von Scheffel und Emma Heim. E. Schneider, Volkskundliches Gut in Heinrich Hansjakobs Schriften. Franz Schmider, Hansjakob- und Heimatmuseum Haslach i. K. M. Pfannenstiel, L. Oken an den Archivrat Johann Baptist Kolb, Freiburg i. Br. J. Krausbeck, Aus der Geschichte der Wolfacher Fasnet. H. Fautz, Die Briefschaften der Schaffnei Gengenbach des Klosters Wittichen. A. Staedele, Zur Geschichte dreier Orte an der Nahtstelle von Ortenau und Breisgau. J. B. Ferdinand, Die Teilung des Ettenheimer Genossenschaftswaldes im Jahre 1807. G. Binder, Floß- und Zollstreitigkeiten zwischen Lahr und Hohengeroldseck. O. Kähni, Zum 100 jährigen Bestehen des freiherrl. zu Franksteinischen Marienhofs in Hofweier. O. Kähni, Die Freiherren von Neveu und deren Familienarchiv in Durbach-Hespengrund. F. Kober, Ein Schatz wurde gehoben. J. Werner, Erinnerungen an Bühl. R. G. Haebler, Schloß Ortenau von Otto Flake: eine dichterische Gestaltung des mittelbadischen Raumes. A. Harbrecht, Die Reichsabtei Schwarzach. E. Beck, Die Verlegung der Oberacher Deichmühle im Jahre 1807. Joh. Gottfr. Tulla als Sachverständiger. W. Gräßlin, Der Plauelbach und die Korker Plauel. G. Rommel, Die Freiherren von Ried in der Ortenau. Chr. Kirn, Glas- hüttenbetrieb und Kobaltwerk in Nordrach. A. Staedele, Bleichheimer Pfarrherrn.

1957. 37. Heft. H. Heid, Geschichtsschreibung in der Ortenau. A. Harbrecht, Die Reichsabtei Schwarzach. A. Staedele, Kloster Lichtental und die Säkularisation. A. Staedele, Besitznahme des Klosters Frauenalb durch die badische Regierung. F. Kober, Wie unsere Altvordern sich kleideten. O. Kähni, Der Ortenberger Schloßherr G. L. von Berckholtz und die Malerin A. von Berckholtz. M. Jörger, Ein Brief Tullas an Weinbrenner. R. G. Haebler, Die Bettler und der Bettelvoigt. E. Beck, Der elsässische Bildhauer A. Friedrich und seine Beziehungen zu Mittelbaden. A. Hasel, Aus Stollhofens Vergangenheit. L. Dengler, Windschläger Familiennamen. L. Lauppe, Die Pirmasenser Grenadiere. J. B. Ferdinand, 100 Jahre Amtsgericht Ettenheim. Chr. Sütterlin, Der Streit Kippenheims und Kippenheimweilers. O. Kohler, Die Schutterer Rebellion von 1741—1744. J. L. Wohleb, Hansjakobs „Bauernfürst“ A. Harter aus Kaltbrunn. R. G. Rommel, Die Freiherren von Ried in der Ortenau. E. Schneider, Volkskundliches Gut in Heinrich Hansjakobs Schriften. F. Schmider, Fundbericht aus Haslach i. K. A. Staedele, Die Verehrung des hl. Hilarius, des Kirchenpatrons von Bleichheim. Dr. Ferdinand, Uralte Ettenheimer Rebzunft. A. Staedele, Besprechung eines Geschwürs. E. A. Huber, Der Zimmerner Waldbrief. F. Kober, Fortsetzung

zu „Das Kräuterweiblein von . . .“ F. Schmider, Eine Zunftordnung für die Zimmerleut und Maurer vom Jahre 1705. R. Hahn, Das Hanauerland im Spiegel des Willstätter Gefällbuches von 1704. H. Fautz, Die Briefschaften der Schaffnei Gengenbach des Klosters Wittichen.

1958. 38. Heft. K. Jörger, Kur-Kunst-Kongresse. Drei K für Baden-Baden. A. Staedele, Die Besitzungen des Klosters Herrenalb zu Rastatt in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. A. Staedele, Das ehemalige Kloster zu Rippoldsau. J. L. Wohleb, Der Rippoldsauer Klosterbau von 1769/70. Eine Baugeschichte in Briefen. O. Kähni, Die Funde im Turmknauf der Pfarrkirche „Hl. Kreuz“ in Offenburg. K. L. Hitzfeld, Die wirtschaft-



Goldwäscherei am Rhein

lichen Grundlagen der Abtei Gengenbach. E. Beck, Achern 150 Jahre Stadt. Zum Jubiläum der Stadtrechtsverleihung am 14. Juni 1808. Fr. Kober, Die Deutung der Satorformel. Joh. B. Ferdinand, Das Schönheidenbrünlein an der Straße Ettenheimmünster—Streitberg. E. Baader, Heimatkunde in Gasthäusern der Ortenau. E. Huber, Der Goldschatz vom Brigittenschloß. Ballade. A. Staedele, Zur Geschichte der Reborte Zell-Weierbach, Ramersweier und Fessenbach. Fr. Schmider, Der Fürstenberger Hof in Haslach i. K. J. Schäfer, Zur Heimatgeschichte von Marlen, Goldscheuer und Kittersburg. A. Hasel, Neuweier, Weinparadies am Fuße der sagenumwobenen Yburg. R. G. Haebler, Fraternitas mercatorum sive institorum. Zur Geschichte der Bruderschaften in der Stadt Baden vom 15. bis 18. Jahrhundert. L. Lauppe, Schwarzacher Klostersgüter im ehemaligen Gericht Lichtenau. A. Staedele, Zum Lautstand der mittelbadischen Mundarten. R. Hahn, Das Hanauerland im Spiegel des Willstätter Gefällbuches.

1959. 39. Heft. K. L. Hitzfeld, Die wirtschaftlichen Grundlagen der Abtei Gengenbach. O. Kohler, Die späteren Geroldsecker. E. Schneider, Volkskundliches Gut in Heinrich Hansjakobs Schriften. Aug. Kast, Gengenbach 1525/26. J. Krausbeck, Wolfacher Heimatmuseum wiedereröffnet. J. Schäfer †, Zur Geschichte des Stabs Goldscheuer. O. Kähni, Zur Geschichte Diersburgs. E. Baader, Reisen nach Straßburg in alter Zeit. J. B. Ferdinand, Die 15 Gemeinden des „Südbezirks“. A. Staedele, Der Abtshof in Weierbach bei Offenburg.

Fr. Kober, Lohe. M. Agnes Wolters, Huldigung der Untertanen nach der Wahl der Äbtissin Maria Euphrosina Wunsch von Lichtental 1727. K. Jörger, All Saints Church — Eine anglikanische Kirche zu Baden-Baden. E. Beck, Die Verlegung der Wallfahrt zur Allerheiligsten Dreifaltigkeit vom Hochfeld bei Sasbach nach Sasbachwalden. L. Lauppe, Herrschaftliche Güter im ehemaligen Gericht Lichtenau. A. Hasel, Flurnamen erzählen über Neuweier. H. Bischof, Die Ortsnamen des Kreises Rastatt. A. Staedele, Aus der Vergangenheit des Dorfes Ebersweier. A. Staedele, Zehntangelegenheiten. J. Krausbeck, Alte Briefe sprechen zu uns. A. Staedele, Eine alte Tierkunde mit Angabe von Heilmitteln. A. Staedele, Das Siebdrehen.

Dr. A. Staedele

Oberlehrer i. R.

Franz Haßmann, Steinbach †



Als am 4. November 1957 die Ortsgruppe Oppenau den neuen Ortsverein im mittelbadischen Rebland aus der Taufe hob, ahnte niemand, daß wenige Monate später der Oppenauer Obmann, Oberlehrer Friedrich Ziegler, aus dem Zeitlichen abgerufen würde. Wer hätte darüber hinaus gedacht, daß auch dem ersten Obmann der neuen Ortsgruppe nur noch eine kurze Lebensspanne zu fruchtbarem Wirken vergönnt war? Ein knappes Jahr nach der Zwölftjahrhundertfeier der ehemals markgräflich-badischen Amtsstadt Steinbach und rund anderthalb Jahre nach der Gründung der Ortsgruppe Yburg nahm der Tod auch den Steinbacher Obmann, Herrn Oberlehrer i. R. Franz Haßmann, von allen unerwartet, aus dem Leben. Daß sein Heimgang von der jungen Ortsgruppe und der Stadtgemeinde Steinbach wie eine Heimsuchung empfunden wurde, kann nur der verstehen, der mit dem Verstorbenen in der Mitarbeit persönlich verbunden war. Mit den Angehörigen trauern die Heimatfreunde der alten Steinbacher Mark um ihren hochgeschätzten und unvergessenen Heimatgeschichtler.

Herr Franz Haßmann wurde am 5. Oktober 1891 in Freiburg i. Brg. geboren. Nach dem Besuch der Oberrealschule in Karlsruhe und der Pädagogischen Akademie erhielt er seine erste Lehrerstelle in Zell-Weierbach bei Offenburg. Bei Ausbruch des ersten Völkerringens ging er als Kriegsfreiwilliger im Jägerregiment zu Pferd Nr. 5 ins Feld und erlebte den Kriegsablauf in Rußland. Nach dem Kriegsende wird er Lehrer in Prinzbach im Kinzigtal und später Hauptlehrer in Oberharmersbach. Hier verehelicht er sich mit seiner Lebenskameradin Hedi, geb. Kratzmann, und geht 1934 als Oberlehrer nach Hörden im Murgtal, wo er auch Schulleiter wird. Seit dem Jahr 1949 war er Oberlehrer und Schulleiter in Steinbach, wo er auf Anregung des damaligen rührigen Bürgermeisters und seines Nachfolgers in der Ortsgruppe,

Herrn Friedrich Mattes, sich um die Geschichte von Stadt und Mark Steinbach müht. Eine reiche Anzahl von Aufsätzen und Auszügen aus der Vergangenheit der Stadt, Konzepte zu neuen Arbeiten und das Festbuch zur Jahrhundertfeier von Steinbach sind sein sichtbarer Nachlaß. Mit viel Liebe organisierte er die Ausstellung zum Stadtjubiläum, und immer noch finden sich Spuren, um die sich der Verstorbene mühte und die nun von der Mitgliedergruppe Yburg aufgenommen werden müssen.

Mit ihm haben wir wieder einen Heimatfreund verloren, der unersetzlich ist, weil ihrer immer weniger werden in unserer Zeit, die mehr und mehr dem Tanz ums goldene Kalb verfällt.

Erich A. Huber

Polizeiwachtmeister i. R. Johannes Brüstle †

Am Sonntag, dem 28. Dezember 1958, ist Polizeiwachtmeister Brüstle auf dem Haslacher Friedhof zur letzten Ruhe gebettet worden. Am darauffolgenden Dreikönigstag wäre er 90 Jahre alt geworden. Bei Gründung des Vereins im Jahre 1910 ist er als Mitglied beigetreten und hat dem Verein ohne Unterbrechung nahezu ein halbes Jahrhundert in Treue angehört. Sein Interesse am Verein war stets sehr groß, trotz seines hohen Alters hat er bis zuletzt, begleitet und behütet von seiner Frau, an den Jahresversammlungen teilgenommen und wurde dort jeweils als ältestes Mitglied vom Vorsitzenden besonders begrüßt. Der Verein hat an seinem Grabe durch ehrende Worte und durch Niederlegung eines Kranzes ihm für seine Treue gedankt.

Johannes Evangelist Brüstle wurde am 6. Januar 1869 in Schapbach geboren als Sohn des Bergmanns und Flößers Valerian Brüstle und dessen Ehefrau Theresia geb. Harter. Doch der Bergbau in Schapbach kam zum Erliegen und die Bergknappen wurden brotlos. Um einem lohnenden Verdienst nachzugehen, zog der Vater, wie aus einem alten Zeitungsartikel zu entnehmen ist, für einige Jahre weit in die Ferne nach Siebenbürgen, wo kräftige, arbeitsame Männer gesucht wurden, um dort in den ausgedehnten Wäldern Bäume zu fällen und die Stämme auf den Gewässern nach dem Schwarzen Meer zu verflößen, während zu Hause die Mutter mit den heranwachsenden Kindern das kleine Gütle umtrieb.

Der junge Brüstle kam schon mit 14 Jahren nach Haslach, er arbeitete dort in einer Weißgerberei. Später, als in Schapbach der Bergbau ganz aufgehört hatte, folgte die ganze Familie Brüstle nach Haslach nach, wo der Vater in den Gruben in Schnellingen in seinem Beruf immer noch einige Betätigung fand: er soll aus den Stollen im sogenannten Hornussenloch in mühsamer Bergmannsarbeit die letzten Kostbarkeiten herausgeholt haben.

Als um die Jahrhundertwende der Posten des Rats- und Polizeidieners frei wurde, meldete sich Johann Brüstle, der inzwischen bereits verheiratet war, zu diesem städtischen Amt und erhielt unter fünf Bewerbern den Vor-

zug. Und nun war er in Haslach „Stadtbott“, wie der Inhaber dieses Amtes im Volksmund hieß, zu dessen Aufgaben auch gehörte, im Städtle nach altem Brauch die amtlichen Verkündigungen auszuschellen. 33 Jahre versah er treu und brav seinen Dienst und rückte zum Wachtmeister und städtischen Beamten auf. 1934 trat er mit 65 Jahren in den wohlverdienten Ruhestand. Aber auch Leid blieb ihm nicht erspart: 1914 starb seine erste Frau Theresia geb. Isenmann aus Unterentersbach. Er verheiratete sich darauf mit Amalia, der Schwester seiner ersten Frau. Aber auch diese wurde ihm 1941 durch den Tod entrissen. Um in dem Häuschen, das er sich im Eichenbachgebiet erstellt hatte, nicht allein und einsam zu sein, verheiratete er sich ein drittes Mal mit Cäcilie Allgaier von Hofstetten und ließ sich von ihr bis an sein Lebensende treu umhengen und umsorgen.

Vom Vater muß er die Liebe zu den Steinen und Mineralien geerbt haben. Er war auf diesem Gebiete ein eifriger Sammler. Aber nicht nur die Steine hatten es ihm angetan, er sammelte mit viel Liebe alles, was irgendwie Altertumswert hatte oder sein Interesse erweckte. Mit Treue und Freude hing er an diesen Dingen, und eine ernste Sorge war der Gedanke, daß sie nach seinem Tode in die rechten Hände kommen möchten. Auf seinem Totenbette noch sprach er mit kaum vernehmbarer Stimme den Wunsch aus, daß das Museum seine Sammlung erhalten soll. Seine Frau hat diesen Wunsch erfüllt, und so hat das Heimatmuseum der Stadt Haslach durch ihn gar manche Bereicherung erfahren.

Johann Brüstle war in allem eine treue Seele, sein Herz voller Güte und sein Leben gewissenhafte Pflichterfüllung. So hat er die Anerkennung und die Ehrungen, die ihm zuteil geworden sind, wohl verdient. Alles in allem war er im wahrsten Sinne des Wortes ein Sonntagskind: an einem Feiertag, am Fest der Heiligen Drei Könige, hat er das Licht der Welt erblickt, am 1. Weihnachtsfeiertag schloß er die Augen und an einem Sonntage wurde er zu Grabe getragen und im Familiengrab an der Kirchhofmauer mit seinen Eltern und seinen beiden ihm im Tode vorangegangenen Frauen in der Erde vereint.

Franz Schmider

Oberlehrer Josef Häßler,
Langenbrand,
zum Gedenken



In einem Forsthaue im Bannkreis der alten Zähringerstadt Villingen stand die Wiege des am 8. Januar 1902 geborenen und am 1. Februar 1959 verstorbenen Schulleiters von Langenbrand, des unermüdlichen Forschers und Künders auf vielen Wissensgebieten, des Oberlehrers Josef Häßler. Dort, wo er ausgegangen ist, in Villingen, hat er auch seine letzte Ruhestätte gefunden.

Über das Vorseminar in Villingen und das Lehrerseminar in Freiburg erhielt der allzufrüh und unerwartet Heimgegangene das Rüstzeug für den Erzieherberuf, an welchem er mit jeder Faser seines Herzens hing. Im Hochschwarzwald, in Grafenhausen, wurde der Lehrer nach einigen Ausbildungsstellen 1926 für längere Zeit seßhaft. Als Frucht seiner heimatgeschichtlichen Studien — aus dem Botaniker, der er von Hause aus war, war bereits der Historiker geworden — ist die „Ortsgeschichte von Grafenhausen“ zu nennen. 1933 wurde der bisherige Schulleiter von Grafenhausen als Lehrer an die Schule Varnhalt im Landkreis Bühl versetzt. 1941 erfolgte die Ernennung zum Rektor in Ottenhöfen.

Nach dem Krieg wurde in Langenbrand 1948 die berufliche Arbeit fortgesetzt. Im neuen Schulhaus hat sich der segensreich wirkende Schulleiter Häßler ein bleibendes Denkmal gesetzt. Und mit seiner im Manuskript vorliegenden heimatgeschichtlichen Arbeit „Die Besiedlung des Murgtals im Spiegel der Orts- und Geländennamen“ hat er sich in die erste Garnitur der

Heimatsforscher verdienstvoll eingereicht. In der „Ortenau“ 1953 hat der Verstorbene dem Verein den Aufsatz „Alte Namen erzählen“ geschenkt.

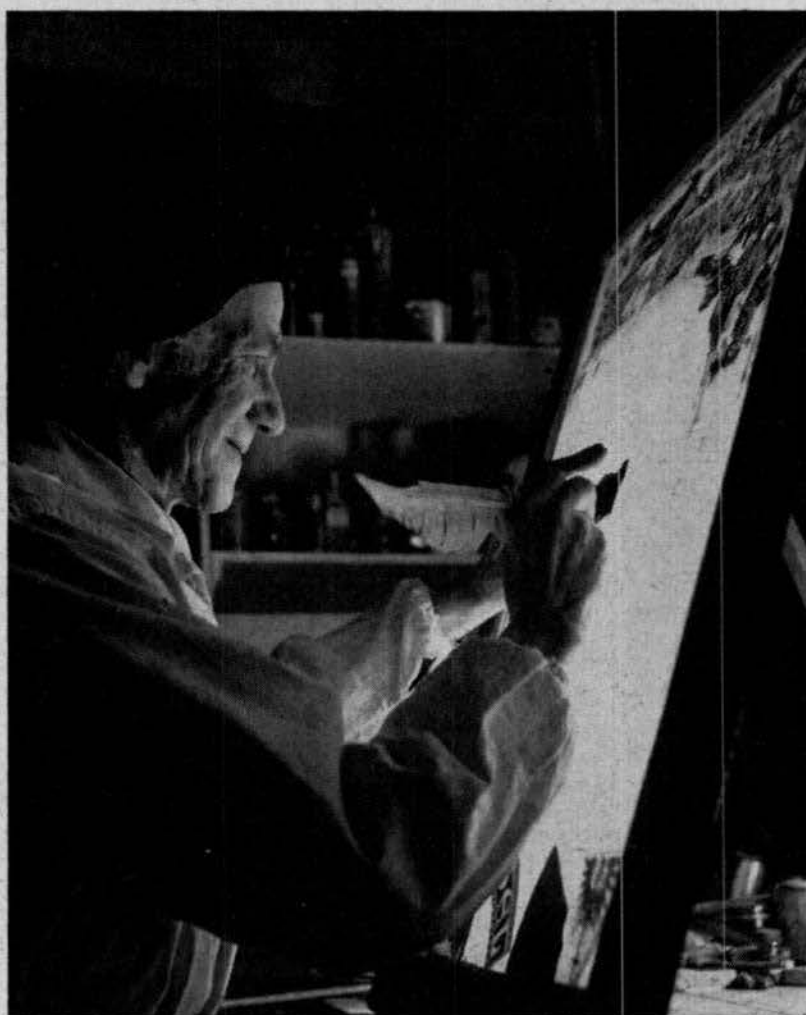
Josef Häßler war ein unermüdlicher Schaffer! Er war auch in der Schulheimatkunde wegweisend. Bei einem Lehrgang auf dem „Waldhof“ über dieses in der Grundschule richtungweisende Fach, wo selbst er als Referent eingesetzt war, sahen wir uns das letzte Mal. Und da hat der Schreiber dieser Zeilen seinem lieben Kurskollegen unbewußt bei der Schilderung seines Lebensweges und der Würdigung seiner vielseitigen Fähigkeiten sozusagen eine — „Leichenrede“ — gehalten. Häßler winkte bescheiden ab. Er schreibt einmal: „Wir sind ein Nichts! Es zählen nur die Werke, die wir den kommenden Generationen übereignen können.“ Josef Häßler hat uns in seinen zahlreichen Arbeiten viele Fingerzeige gegeben.

Arbeiten wir in seinem Sinne, dann ehren wir diesen wahrhaftig vielseitigen und großen Könnler auf dankbare Weise.

Sepp Schülj, Ohlsbach

Glasmaler Georg Straub †

Eine schwere Lücke schlug der Tod dem Wolfacher Historischen Verein. Ganz unerwartet, mitten aus aller Arbeit, die er trotz seiner 77 Jahre noch meisterlich erfüllte, wurde uns am 3. Dezember 1959 Glasmaler Georg Straub entrissen. Der Verstorbene war, wie kaum ein zweiter, ein Stück „Alt-Wolfach“, verbunden mit allen Traditionen und allem Brauchtum. Von 1927 an bis 1953 hatte er die Leitung der Wolfacher Ortsgruppe, die er seiner Zeit aus der Hand des verdienstvollen Wolfacher Ehrenbürgers Franz Disch übernommen hatte. Wenn es ihm auch weniger gelegen war, einen sogenannten Vereinsbetrieb aufzuziehen, so wirkte er doch in allem für seine Heimat und deren geschichtliche Belange. Der „Ortenau“ gab er verschiedene Beiträge aus seiner Feder, wirkungsvoll unterstrichen durch Federzeichnungen. Schon beim Aufbau des früheren Heimatmuseums um 1938 war er führend tätig, mußte dann allerdings auch im Krieg die bittere Enttäuschung erleben, daß man jene schöne Sammlung von einem Tag zum andern aus ihrem Raum warf, wodurch dann in der Folgezeit manches schöne Stück des mühsam Zusammengetragenen verloren ging. Als 1958 das Heimatmuseum wieder eröffnet werden konnte, noch größer und schöner als ehemals, war dies mithin seiner Tätigkeit und seinem regen Sammeleifer, wie auch besonders seiner ortsgeschichtlichen Kenntnisse zu verdanken. In jeder freien Zeit konnte man ihn beim Museumsleiter sehen, um mit diesem die vielerlei Dinge zu ordnen, zu säubern, zu renovieren. Sein Herz gehörte der Heimat! Ihr galt seine Kunst, die Glasmalerei, die er noch ganz im Sinne alter Meister pflegte, in einer Werkstätte, die selbst eine Art Museum war. Und wenn man bei einem Gang durch die alte Kreisstadt Wolfach die Fenster betrachtet, überall sind seine Spuren, überall grüßen den Besucher die zierhaften bunten Scheiben aus seiner



Hand, den Häusern damit schon ein ganz besonderes Gepräge bürgerlichen Kunstsinnes zu geben.

Ob es in der Freien Narrenzunft war, deren Orden er künstlerisch ätzte, ob es für den Herrgottstag war, zu dem er immer mit neuen Ideen einen Blument Teppich entwarf, jedes Jahr durch eine lange Reihe hindurch, ob es im Liederkranz war oder in der typisch Wolfacherischen Herrngartengesellschaft, zu deren alljährlichem „Nickel-Essen“, ob es zu ungezählten sonstigen Veranstaltungen war, immer war der „Straubeschorsch“ mit Rat und Tat dabei, immer als ein Stück „Alt-Wolfach“. Ganz besonders galt sein Interesse gerade auch dem Historischen Verein, zu dessen Zusammenkünften er immer kam und die er immer mit einem seiner netten heiteren Mundartgedichte verschönte. Auch der Schwarzwaldverein konnte ihm für viele Mitarbeit danken. Du fehlst uns, lieber Schorsch, nur zu sehr; ein Stück von guter alter Zeit ging mit dir dahin. Wir danken dir für alles, und, deiner guten Spur folgend, wollen wir dich immer ehren. Lohn dir's Gott, was wir nicht lohnen können, wir, die Wolfacher, denen all dein Wirken galt in Beruf und Freizeit.

Josef Krausbeck

Georg Heitz †



Am 6. Februar d. J. schloß Georg Heitz von Kork nach einem arbeitsreichen Leben für immer seine Augen, es fehlte ihm noch ein Monat zum vollendeten 84. Lebensjahre. Bis zu seinem Lebensende zeugte sein Geist von beneidenswerter Frische und immer noch von großem Interesse für die Belange seines Berufes als Schlossermeister und für seine ihm zur Lebensnotwendigkeit gewordene Tätigkeit als Heimatforscher und -kundler.

Georg Heitz entstammte einem alten Hanauer Geschlechte, das schon zu Zeiten des Dreißigjährigen Krieges sich im Gericht Kork nachweisen läßt, und das von nun an mit allen Leiden und Freuden des heimatlichen Geschehens verbunden war. Am 5. März 1876 begann er in Kork seinen Lebenslauf, wo er auch seine Kindheitstage und die Schulzeit erlebte. Vorübergehend führte ihn zwar diese nach Vallendar bei Koblenz, und vielleicht liegt in diesem Heimatwechsel begründet, daß seinem kritischen Auge sich Sinn und Wesen der Heimat zu offenbaren begann, was in seinem reiferen Leben elementar zum Durchbruch kam.

Nach seiner Schulentlassung 1890 trat er bei dem Korker Schlossermeister Asmus in die Lehre ein und beendete sie bei Schlossermeister Heitz in Kork. Seine Gesellenzeit führte ihn zunächst in die Schweiz, die ihn stark beeindruckte. Am 27. Januar 1900 verheiratete er sich mit der Korker Bürgers-tochter Elisabetha, geb. Siegel, die ihm drei Kinder schenkte, zwei Söhne und eine Tochter.

Als der Kehler Rheinhafen 1900 vollendet war, fand er hier auf seinem Handwerk Beschäftigung, und da dieser der Eisenbahnverwaltung unter-

stand, konnte Georg Heitz mit in das Beamtenverhältnis aufgenommen werden. Um seiner Arbeitsstätte näher zu wohnen, siedelte er nach Kehl über, wo er sich ein Anwesen erwarb. Mit der Erlangung des Meistertitels 1904 wurde er zur Abnahme der Prüfung der Lehrlinge herangezogen.

Infolge einer Gasvergiftung im Mai 1918 aus dem Heeresdienst entlassen, wurde er bei der Eisenbahnwerkstätte in Offenburg eingestellt. Wegen Krankheit fühlte er sich 1925 genötigt, in den Ruhestand zu treten. In Anbetracht seiner pädagogischen Fähigkeiten wurde er 1929 bis 1939 an der Gewerbeschule Kehl als technischer Lehrer verwendet.

Der zweite Weltkrieg unterbricht hier seine Tätigkeit, und bei der Evakuierung Kehls führte ihn der Weg nach Vohrenbühl bei Hornberg. Der Kriegsschluß 1945 verhinderte ihn, nach seinem Heim in Kehl zurückzukehren, und so findet er sich wieder in Kork in das Geburtshaus seiner Frau zurück, das dann auch weiterhin sein Heim bis zu seinem Lebensende bleiben sollte.

An Georg Heitz bewahrheitet sich die alte Erfahrung: nur ein inhaltsreiches Leben mit körperlicher und geistiger Betätigung erhält den Menschen an Leib und Seele gesund. Trotz harter Schicksalsschläge durch den Tod zweier Söhne und seiner Frau an Weihnachten 1948 hielt er sich immer mannhaft und tapfer, weil er in allem die Erfüllung eines göttlichen Willens erkannte.

In seiner Freizeit widmete er sich auch weiterhin seinem Berufe, dem er aber eine ganz besondere Note gab, er wandte sich mehr einer gewissen künstlerischen Seite seines Berufes zu. Es ist daher auch kein Zufall, daß die Gewerbeschule Kehl auf der Suche nach einem technischen Lehrer für die Metaller wieder auf die Persönlichkeit des Georg Heitz verfiel. Zu diesem Zwecke nahm er 1953 in Freudenstadt an einem entsprechenden Kurse teil. Mit welcher Hingebung und Freude er sich seiner Aufgabe unterzog, können ihm seine anvertrauten Zöglinge heute noch bezeugen.

Schon in seinen jungen Lebensjahren wandte er seine Blicke und sein Interesse dem Geschehen seiner Heimat zu. Die Gabe des Findens und Erkennens ward ihm in reichlichem Maße beschieden. Seine Beiträge in der „Ortenau“ 1930 „Die Flößergilde von Kehl“ und 1931 „Die Fachwerkhäuser im Hanauerland“ sowie in der „Badischen Heimat“ 1931 „Brunnen im Hanauerland“ zeugen von seinem Schaffen. Doch noch drei besondere Werke entsprangen seiner Heimatverbundenheit, es waren dies die drei geschichtlichen Reliefs von Kehl, Willstätt und Lichtenau. Leider sind die beiden von Kehl und Willstätt dem Zerstörer Krieg zum Opfer gefallen, und nur das von Lichtenau blieb der Nachwelt erhalten; die Schule von Lichtenau hat ihm den ihm zukommenden Platz angewiesen.

Georg Heitz fand in seiner allezeit aktiven Einstellung zur Heimat schon 1910 bei der Gründung des „Historischen Vereins für Mittelbaden“ den Weg zu diesem für unsere Heimat so bedeutenden Verein. Selten versäumte er dessen Versammlungen und beteiligte sich immer sehr aktiv an den Tagungen. In Anerkennung seiner langjährigen Mitgliedschaft sowie seines tätigen Mitwirkens und seiner Betreuung des Zweigvereines Kehl-Hanauerland wurde Georg Heitz 1953 auf der Versammlung in Wolfach zum Ehrenmitglied ernannt.

W. Gräßlin

Jahresversammlung 1959

Am 20. September 1959 fand in L a h r unsere Jahresversammlung statt. In der Geschäftssitzung konnte unser 1. Vorsitzender, Gymnasialprofessor Dr. Otto Kähni, berichten, daß die Tätigkeit in den Ortsgruppen lebhafter geworden sei. Am rührigsten sei der Zweigverein Kehl-Hanauerland gewesen. Der Verein sehe seine Hauptaufgabe in der archivalischen Forschung im mittelbadischen Raum; leider werde dabei den Mitarbeitern nicht von allen Gemeindeverwaltungen das erforderliche Verständnis entgegengebracht. Man hoffe, daß die Ausgabe des historisch-topographischen Wörterbuchs für die Kreise Offenburg und Kehl im Jahre 1960 erscheinen könne. Auch die Kreise Wolfach und Rastatt sind in Bearbeitung. Nach dem Rechenschaftsbericht Dr. Otto Rubins kam die Rede auf das fünfzigjährige Jubiläum des Vereins und auf eine Neubearbeitung des Jahrbuches 1929 „Die Ortenau in Wort und Bild“.

Da die Amtszeit des Vorstandes abgelaufen war, wurden durch Akklamation wiedergewählt: 1. Vorsitzender Prof. Dr. Otto Kähni, Offenburg; Rechner Dipl. Volkswirt Dr. Otto Rubin, Offenburg; 1. Schriftführer Prof. Dr. Alfons Staedele, Bleichheim; 2. Schriftführer wurde Oberlehrer Oskar Mohr, Offenburg. 2. Vorsitzender wurde Rektor Dr. Karlleopold Hitzfeld, Gengenbach-Rastatt.

In der sich anschließenden Festsitzung konnte Dr. Kähni eine erfreuliche Anzahl Gäste begrüßen, unter ihnen Regierungspräsident a. D. Dr. Waeldin, Landrat Dr. Wimmer, Bürgermeister Dr. Ritter, Archivrat Dr. Zier, Oberbaudirektor Dr. Schlippe, Bibliotheksdirektor i. R. Prof. Dr. Rest und nicht zuletzt Prof. Dr. Tschira. Grüße hatten übermittelt Regierungspräsident Dichtel, unser Ehrenmitglied Dr. Asal, Prof. Dr. Metz und Schriftsteller R. G. Haebler. Besonders herzlich begrüßt wurden Architekt K a r l M e u r e r und Kunstmaler W i l h e l m W i c k e r t s h e i m e r, die dem Verein bald seit 50 Jahren angehören.

Nun erfolgte der Festvortrag, in dem sich Prof. Dr. Tschira von der Technischen Hochschule in Karlsruhe mit der Burgheimer Kirche befaßte. Nachdem der Redner zunächst die Aufsätze von Prälat Josef Sauer und von Prof. F. H. Steinhart über die Burgheimer Kirche gestreift, der evangelischen Kirchengemeinde für die große Geduld während der Grabungen und Prof. Knausenberger für seine selbstlose Arbeit und die Überlassung wertvollen Materials gedankt hatte, führte er, gestützt auf die Grabungen und die Funde, etwa folgendes aus: Das Alter der Kirche sei lange umstritten gewesen, er nehme an, daß um das Jahr 700 eine Steinkirche mit Ostapsis, die zu einem fränkischen Herrenhof gehörte, in Burgheim bestand. Diese Kirche ist 1035 durch eine Westapsis erweitert worden, die vielleicht zur Reliquienaufstellung diene. Um 1100 wurde die rechteckige Saalkirche mit dem tonnengewölbten Turmuntergeschoß errichtet, Mitte des 12. Jahrhunderts wurde der Turm aufgesetzt. Die spätere gotische Erweiterung nach Westen mit Versetzung des romanischen Westportals war die letzte entscheidende bauliche Veränderung.

Die Burgheimer Kirche, ein wichtiges Kulturdenkmal, hatte eine große Bedeutung für die Christianisierung der Gegend und die umliegenden Klöster Schuttern,

Ettenheimmünster und Gengenbach. Für die Entstehung des heutigen Baues war der Einfluß von Straßburg von besonderer Wichtigkeit, auch ist die Vergrößerung der Kirche auf die Entstehung des Dorfes Burgheim und der Stadt Lahr zurückzuführen.

In der letzten Grabung des Jahres 1955 hat man den nördlich der Kirche liegenden römischen Brunnen angeschnitten. In der Kirche selbst wurde nur eine geringe römische Schicht und einiges römisches Material gefunden.

Die Festversammlung dankte Prof. Tschira mit herzlichem Beifall für den hochinteressanten Vortrag, der durch Lichtbilder unterstützt und erläutert wurde.

Den feierlichen Rahmen der Veranstaltung bildeten zwei Musikstücke, gespielt von dem Ehepaar *B r u m m e* zusammen mit *Karl A h l e s*.

Am Nachmittag wurden unter Führung von *Karl L i s t* die Burgheimer Kirche und die Stiftskirche besichtigt.

Im Heimatblatt der Lahrer Zeitung „Der Altvater“ vom 19. September 1959 meint *L i s t* in einem längeren, instruktiven Aufsatz über St. Peter in Burgheim, bereits um 600 könnte eine Holzkirche vorhanden gewesen sein, die der einige Generationen (etwa ab 650) später errichteten Steinkirche weichen mußte. Der Verfasser möchte den Bau der Westapsis ins 10. Jahrhundert verlegen, bestimmt zur Bergung eines Sarkophages. Die Einwendungen gegen den Bau vom Jahre 1035 werden überzeugend abgetan. Beobachtungen am Mauerwerk des Turmes zwingen zur Annahme zweier Baustufen des Turmes. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts erfolgte der Abbruch der Westapsis und die Erweiterung durch die westliche Giebelwand mit Portal.

Dr. *S t a e d e l e*

Veranstaltungen des Zweigvereins Kehl-Hanauerland 1959/60

Herbst 1959 wurde das neue Relief „Die Lange Bruck am Ende des Mittelalters“ fertiggestellt von den Mitgliedern *Julius Gutekunst*, *Klaus Hornung* und *Albert Denzer*. Ein Modell einer Korker Fachwerkkonstruktion wurde gefertigt von den Mitgliedern *Helmut Schneider* und *Karl Westermann*.

6. September: Fahrt nach *Sponeck*, *Burkheim*, *Niederrotweil* und *Alt-Breisach*.

11. Oktober: Fahrt nach *Neu-Breisach* (*Vauban-Festung*), *Werk Vogelgrün*, zu den romanischen Kirchen *Ottmarsheim*, *Murbach*, *Lautenbach* und *Gebweiler*.

31. Oktober: Führung durch das *Frauenhaus-Museum* und die *Jung-St.-Peter-Kirche* *Straßburg*.

4. Januar: Lichtbildervortrag des Konservators *A. Eckerle*, *Freiburg*, über „Bedeutende alemannische Funde am Oberrhein“.

Im Winter Lichtbildervorträge „Unseres Hanauerlandes Vergangenheit“ in *Neumühl*, *Bodersweiler*, *Zierolshofen* und *Helmlingen* (*Oberstudienrat Mechler*).

31. Januar: Führung durch das *Ur- und frühgeschichtliche Museum* *Straßburg* (*Fräulein Sauer*, *Straßburg*).

11. April: Lichtbildervortrag des *Straßburger Stadtarchivars* *Dr. Wittmer* „Gang durch das mittelalterliche *Straßburg*“.

18. April: Ganztägige Fahrt ins *Hanauerland* (*Landschaft*, *Pflanzen- und Tierwelt*, *Geschichte*).

30. April: Führung durch das *Historische Museum* am *Rabenplatz* und der *Thomaskirche* in *Straßburg*.

7. Mai: Besichtigung des *Straßburger Münsters*.

Buchbesprechung

Vom Rhein zum Schwarzwald. Der Kreis Kehl.

Dieses Heimatbuch, bearbeitet von Oberlehrer i. R. Wilhelm Gräßlin in Kork, mit 240 Seiten Text, 36 mehrfarbigen Gemeindewappen und 30 Bildern und einer Landkarte des Kreises ist erschienen im Verlag Konkordia A.G., Bühl-Baden 1960, Preis DM 19,60.

Unter Förderung des Landrats und der Kreisverwaltung des Kreises Kehl ist ein gut ausgestattetes, außerordentlich ansprechendes Werk entstanden. In sechs wohlgegliederten Abschnitten wird berichtet von der Entstehung der Heimat, dem Rheinstrom, den Waldungen, den Pflanzen, den Vögeln des Waldes und der Tierwelt und gezeigt, daß, wer in die Zusammenhänge der Heimatnatur eingedrungen ist, diese nicht für langweilig ansieht, sondern erfahren darf, daß die Ebene eine Fülle von Unterhaltsamem und Staunenswertem bietet. Sodann gibt Gräßlin ein anschauliches Bild vom Gang der Geschichte des Hanauerlandes, von der Ur- und Frühgeschichte bis zur Gegenwart, nicht etwa in dürren Worten, sondern in formvollendeten Sätzen; erwähnt werden dabei auch Goethes Abstecher ins Hanauerland, Tullas Werk, Schifffahrt auf dem Rhein, Eisenbahn, Abkehr vom Hanfbau und Hinwendung zum Tabakbau. An historischen Persönlichkeiten werden genannt Grimmelshausen, Moscherosch, Bernhard Fecht, Friedrich Saenger und Dr. Beinert. Nach Behandlung der zahlreichen eingegangenen Siedlungen werden in alphabetischer Reihenfolge die 35 Orte des Kreises aufgeführt und besprochen nach Name, Lage, Entstehung, politischer Geschichte, geschichtlichen Funden, wirtschaftlicher Entwicklung, kriegerischen Ereignissen und kirchlichen Verhältnissen. Im zweiten Weltkrieg wurde die Bevölkerung evakuiert, durch Artilleriebeschuß wurden Häuser beschädigt oder zerstört und kamen Menschen ums Leben, Kehl hatte schwer gelitten und mußte von den Franzosen endlich etappenweise geräumt werden.

Nach Angabe von einschlägigem gedrucktem Schrifttum geben Tabellen Aufschluß über Einwohner, Zahl der Landwirte, Handwerker, Arbeiter, Handel- und Gewerbetreibenden, Beamten und Angestellten der einzelnen Ortschaften, über Allmende, Gemeindeeigenes, Domänen- und Kirchenbesitz, Besitz fremder Gemeinden und Herrschaften, ferner über Einwohnerzahlen im Laufe der Jahrhunderte, über Grund und Boden der verschiedenen Gemeinden, über die Zahl der Kriegsteilnehmer, der Gefallenen und Vermißten der Kriege 1870/71, 1914—1918, 1939—1945 und schließlich die Zahl der Flüchtlinge und Heimatvertriebenen in den 35 Orten. Leider fehlt ein Kapitel über Mundart, Gebräuche und Volkssagen. Eine beigegebene Karte bietet eine gute Übersicht des Landkreises Kehl.

Der Verfasser hat mit ganzer Hingabe ein beachtliches Werk geschaffen, das den Schulen und Bürgermeisterämtern ein willkommenes Handbuch sein wird und jeder Familie des Kreises und namentlich allen, die fern der Heimat leben, ein belehrendes und freudebringendes Heimatbuch sein darf. Der zweite Abschnitt hat Oberlehrer Gottlob Schlörer zum Verfasser, eine feinsinnige Darstellung, wie ich sie noch in keinem Heimatbuch gefunden habe.

Dr. St.

Die Schauenburg im Mittelalter

bei Oberkirch-Gaisbach, Renchtal

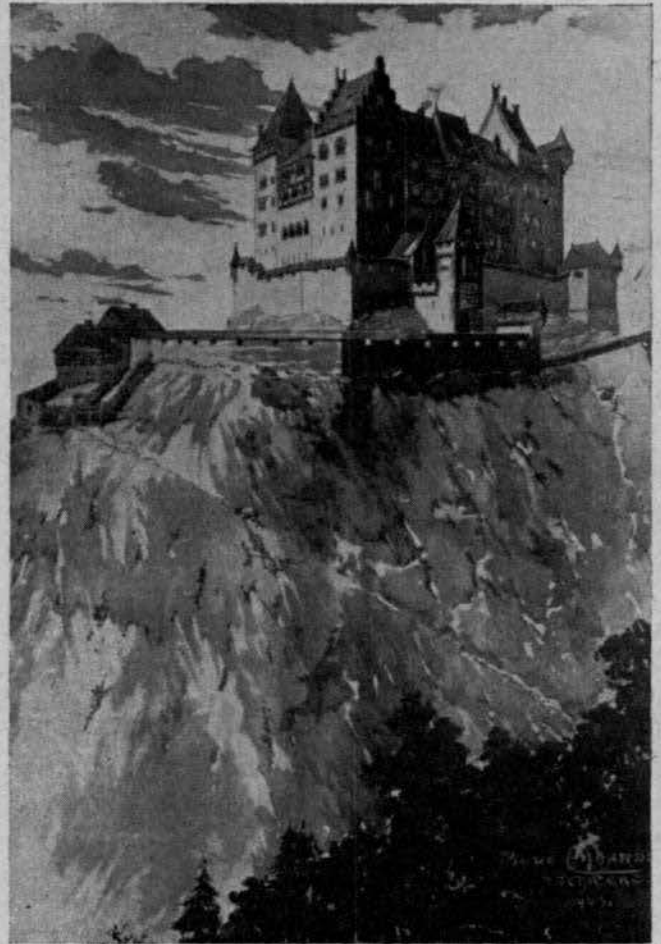
Nebenstehend:

(Rekonstruktionsstudie v. Bodo Ehardt
„Deutsche Burgen“, 1898, S. 123)

*Entstehungszeit der Burg etwa Mitte
des 11. Jahrhunderts.*

Im Mittelalter Ganerbenburg.

*Heute Burgruine, Burg zerstört im
Pfälzer Erbfolgekrieg im Jahre 1689.*



Der bekannte Burgenforscher Bodo Ehardt weist in seinem umfassenden Werk „Deutsche Burgen“ darauf hin, daß die großen geschichtlichen Zeiten und Ereignisse in Deutschland vom frühen Mittelalter bis zur Neuzeit (die Zeit der Kreuzzüge, der kaiserlosen Zeit, der Reformation, der Bauernkriege, des Dreißigjährigen Krieges und Eindringen fremdländischer Truppen, wie der Schweden und Franzosen nach Deutschland, der Zerstörungen durch die Truppen Ludwigs XIV. in der Pfalz, der französischen Revolutionsheere usw.) auch bei den deutschen Burgen deutliche Merkmale hinterlassen und daß fast jede dieser Stufen der deutschen Volksentwicklung und des deutschen Volksschicksals auch in der Geschichte der Burgen ihr Spiegelbild und ihren Ausdruck gefunden haben.

Dabei wird ferner auf die im Volksmund oft verbreitete, wenig gute und irri-
ge Meinung hingewiesen, als ob die Ritter jener Burgen etwa nur „Raubritter“, nur „Zwingerherren“ gewesen seien. Es wird hierzu in Erinnerung gebracht, daß die deutschen Burgen einst ebenso zum Schutz des Landes erbaut wurden, wie später in der Neuzeit Festungen, und daß die Umwohnenden in vielen Kriegen in solchen alten Burgen und Burgschlössern — ganz früh vor den Hunnen, Slawen und Wenden und nach jenen Völkerstämmen vor feindlichen Nacharn aller Art — Schutz und Zuflucht gefunden haben („Burg“ kommt von „bergen“). Es wird ferner mit Recht darauf hingewiesen, daß über viele Jahrhunderte hindurch auch die Künste in solchen Burgen und Bergschlössern eine Heimstätte gefunden haben,

wie die Dichtungen der Minnesänger und wie die Baudenkmäler zahlreicher Burgruinen in ihrer architektonischen Schönheit und in der Großartigkeit ihrer Gesamtanlage heute noch bezeugen (vgl. Bodo Ehardt, „Deutsche Burgen“, 1898, Teil I, Seite V—VIII).

Mit Interesse sieht man die heute noch fast ganz erhaltenen bzw. teilweise wieder aufgerichteten Bergschlösser und Burgen, wie die Wartburg, die Veste Coburg, die Burg Eltz an der Mosel, die Burg Stolzenfels am Rhein, die Marksburg am Rhein, sowie die durch die Zeitverhältnisse weitgehend zerstörten früheren Burgen, wie die Rudelsburg an der Saale, die Godesburg bei Godesberg, die Burgruine Altbodman bei Bodman am Bodensee, die Burgen Hirschhorn und Hornberg am Neckar als wertvolle Zeugen deutscher Vergangenheit.

Die Burg Schauenburg (in Mittelbaden, Oberkirch über Offenburg) auf einem Berghang auf der Nordseite des Renchtals nach der Rheinebene zu erbaut, beherrschte im Mittelalter die oberrheinische Tiefebene und die in der Kriegsgeschichte der früheren Jahrhunderte wichtige Zugangsstraße zum Elsaß und Straßburg über den Rhein zum Kniebis-Paß bis zu dem heutigen Freudenstadt. Als hochgelegene, weit ins Renchtal und ins Rheintal schauende Burg (daher wohl der Name „Schauenurg“), in historisch wechselvollem Raume und im Strom der Zeit oft Gegenstand sich kreuzender mächtiger Interessen, Schauplatz mancher Turniere, vielfach umkämpft, hatte die Schauenburg — entsprechend den dortigen damaligen bewegten Zeiten — ein sehr bewegtes und wechselvolles Schicksal. Zeitgenössische Schriftstücke, wie alte Chroniken, alte Urkunden, alte Dokumente, Grabinschriften, Archivmaterialien berichten von der Art und Geschichte dieser alten Burg und sind wertvolle Quellen für deren Kenntnis und darüber hinaus für die Kenntnis deutschen Lebens in Burgen im Mittelalter.

Aus der Baugeschichte der Burg Schauenburg ist bekannt, daß ihre Gründung in das 11. Jahrhundert zurückreicht. Die ältesten etwa aus dem Jahre 1050 stammenden Teile der Burg, erkennbar an ihrer regelmäßigen, der römischen Bauart nachgemachten Steinlagerung, zeigen dicke Burgmauern mit Schießscharten und Balkenträgern, welche die damals innerhalb der Burg liegenden früheren Holzbauten zu schützen hatten. Bei späteren Um- und Ausbauten der Burg wegen vermehrter Raumbedürfnisse wuchs die Burg heran. In der Gesamtlage sind die sonst heute erhaltenen Bauten der Burg durchweg frühgotisch. Die heutigen Bauüberlieferungen des früheren Wehrganges, der gotischen Kapelle mit den Resten einer Wendeltreppe, der gotischen Fensterschlitze, der früheren Zwingmauer, des Burgmantels, der äußeren Konsolsteine, der Zugbrücke, der Burgtore, der Schildmauer, der Trinkstube, des Burghofes, der Schanztürme, der Wohnkemenaten, des Burgverlieses, des früheren Rittersaales, der Burgkapelle, der Wohntürme der Burg, der Schießscharten, der Brustwehr- und Ecktürmchen, der Breschen, Wappensteine usw., sind lebendige Zeugen der damaligen architektonischen Schönheiten dieser Burg.

Bemerkenswert ist bei der Schauenburg u. a. auch, daß sie eine Hochburg war und zugleich die Merkmale einer Tiefburg aufweist, indem sie einen äußeren Wall besaß, die ganz innere Burg aber von einem tiefgefüllten Graben umschlossen war. In früheren Zeiten war dieser Graben von Wasser durchflossen. Dies ist eine für

damalige Burgverhältnisse seltene Anlage. Sie ist nachgewiesen durch eine Notiz in einer Urkunde vom Jahre 1405, in welcher ausdrücklich gesagt wird: „item ein garten zu Schauenburg gelegen, einseit neben herrn cunrad seel. sohn vom Schauenburg, anderseit an das bächlein, das aus dem burggraben fließet“ (abgedruckt bei Bodo Ebhardt, „Deutsche Burgen“, 1898, I, S. 181).

An frühen und frühmittelalterlichen Funden wurden auf der Schauenburg, welche auf den Fundamenten eines römischen Wachturmes errichtet sein soll, u. a. ausgehoben: römische Steingriffel, Steinbeile, Münzen, Bronzeringe, Zierscheiben, gotische Kacheln, kleine Bronzeaffen, Leuchterfüße u. a. mehr. An spätmittelalterlichen Funden haben Ausgrabungen auf der Burg u. a. ergeben: Ofenkacheln, Pfeile, Stein- und Eisenkugeln, Steinskulpturen.

Seit Gründung der Schauenburg, die ursprünglich in der Hand der Zähringer, später in der Hand der Grafen v. Calw, der Grafen v. Eberstein und des Herzogs Welf VI und seiner Gemahlin Uta v. Schauenburg war, saßen die Herren von Schauenburg zunächst als Burgmannengeschlecht auf der Burg. Ursprünglich auf die damaligen Lehensrechte gegründet, war die Schauenburg von Anfang an Sitz der Herren v. Schauenburg. Später lebten sie mit mehreren Linien auf der Burg und nahmen — zur besseren Verteidigung — bald noch weitere Miterbenfamilien (Ganerben) bei sich auf der Burg auf, bis schließlich in der Blütezeit des Mittelalters etwa sieben Familien die Burg bewohnten (Ganerbenburg). Ein sog. Burgfrieden (Burgvertrag) regelte die gemeinsamen Lebensverhältnisse.

Im Laufe der Zeit war die Schauenburg in zahlreichen Fehden, u. a. mit den mächtigen Bischöfen Berthold von Straßburg und Walram von Speyer, mit dem Markgrafen von Baden, mit den Grafen v. Eberstein und mit dem Kurfürst Friedrich von der Pfalz verstrickt. In jenen Stürmen der Zeit mußte die Burg viele Belagerungen aushalten. So wurde sie z. B. im Jahre 1133 durch Herzog Konrad v. Zähringen belagert, welcher jedoch durch Kaiser Lothar zum Abzug gezwungen wurde. Die bekannteste Belagerung ist die Belagerung im Jahre 1432. Nach dreißigtägiger Beschießung mußten ihre damaligen Feinde, der Graf von Württemberg und die Bürger von Straßburg, unverrichteter Dinge wieder abziehen. Die gegen die Burg abgeschossenen Kugeln konnten den dicken Steinmauern nichts anhaben. Niemals konnte die Veste mit Gewalt erobert werden. Nur durch List konnte sie zweimal in den Jahren 1453 und 1454 eingenommen werden, und zwar einmal durch Verrat einer Küchenmagd, welche den Feinden Zeichen gab, daß die Wachmannschaft gerade bei der Mahlzeit war („durch verrätherei einer kuchenmagd, die wortzeichen gab, daß man in der portstuben zu abend zehret“, wie eine alte Urkunde ausweist), und das zweite Mal durch heimliches Verbringen eines Knechts der feindlichen Partei in das Innere der Burg, welcher vom obersten Turm aus den Verteidigern des unteren Tores der Burg in den Rücken schoß.

Auch sonst steht die Schauenburg in lebendiger Beziehung zu wesentlichen historischen Ereignissen jener Zeit. So wurde z. B. von der Schauenburg aus im Jahre 1192 durch die Gemahlin Welfs VI. Uta v. Schauenburg das bekannte Kloster Allerheiligen im Schwarzwald gegründet. Im Burgverließ der Schauenburg war im Jahre 1470 Karls des Kühnen berücktigter burgundischer Landvogt in den

damals verpfändeten vorderösterreichischen Landen, Peter v. Hagenbach, gefangen gesetzt. Jakob Christof v. Grimmelshausen, welcher in den Jahren 1653 bis 1659 als Wirtschaftsverwalter in den persönlichen Diensten der Schauenburgs stand, hat u. a. diesem Raume um die Schauenburg in seinem großen kulturhistorischen Volksroman „Simplizius Simplizissimus“ Zeichen und Farben seiner dichterischen Gestalten und ganzer Landschaftsschilderungen entnommen.

Heute ist die Schauenburg, nachdem sie alle Stürme des frühen Mittelalters und des Dreißigjährigen Krieges überdauert hatte, eine Burgruine. Sie wurde im Jahre 1689 ein Opfer des Pfälzer Erbfolgekrieges.

Zahlreiche Sagen und Legenden gehen um die Schauenburg.

Die Schauenburg befindet sich noch immer im Besitz der Freiherren v. Schauenburg, Oberkirch bei Offenburg. Diese haben nach Zerstörung der Burg am Fuße des Berges der Burgruine einen neuen den heutigen Stammsitz des Geschlechts der Freiherren v. Schauenburg errichtet.

Daß aber noch heute die erheblichen Teile der Schauenburg stehen, zeugt davon, wie fest die frühen Baumeister zu bauen wußten.

Dr. Wolfg. Frhr. v. Schauenburg, Bonn.

Mitgliederverzeichnis des Historischen Vereins für Mittelbaden

nach dem Stand vom 1. Juli 1960

MITGLIEDERGRUPPEN

Mitgliedergruppe Achern

Albers Gerhard, Rechtsanwalt
Baumann Oskar, Kaplan, Oberachern
Beck Eugen, Rektor
Bezirkssparkasse
Eberling Dr. Rudolf, Urach
Ehrhardt Günter, Apotheker
Emer Eugen, Sasbach
Fahrländer Josef, Oberlehrer, Mösbach
Falk Josef, Gewerbeschulrat
Früh Marianne
Gemeindeämter: Achern u. Schwarzach
Gymnasium Achern
Habermehl Resi, Hauptlehrerin
Harrer Helmut, Oberstudienrat
Hartmann Dr. Wolfgang, Oberstudien-
direktor a. D.
Heidt Eduard, Werkdirektor a. D.,
Oberachern
Hirth Adolf, Hauptlehrer, Stollhofen
Ihli Karl, Weinhändler
Jörger Max, Sparkassenbeamter a. D.
Jörger Dr. Viktor, Arzt, Ottenhöfen
Keller Walter, Sägewerksbesitzer,
Oberachern
Kessler Jakob, Direktor a. D.
Kohler Dr. Franz X., Arzt a. D.
Krämer Richard, Bürgermeister
Kraus Maria, Hauptlehrerin
Kreutzer Stephanie, Hauptlehrerin
Kühner Walter, Rektor
Liewer Julie, Wwe.
Lorenz Elisabeth, Hauptlehrerin,
Ottersweier
Lott Alfred, Fabrikant
Maier Erwin, Apotheker
Morgenthaler Monika, Hauptlehrerin
Nocke Dr. Hugo, Facharzt
Peter Hans Werner, Weinbrennerei
Reichel Fritz, Landgerichtsrat,
Baden-Baden

Reichert Dr. Eugen, Justizrat
Reith Alfons, Oberachern
Rogaczewski Horst, Hauptlehrer,
Oberachern
Ross Karlutz, Dipl. Ing.
Ruf Otto, Dipl. Ing., OStR., Freiburg
Scharnke Dr. Hans, Facharzt
Schmälzle Leonhard, Oberachern
Schmid Hans, Hauptlehrer
Schneider Hugo, Studienrat
Scholze Bernd, Redakteur
Schriever Hubert, Kaufmann
Schriever Maria, Wwe.
Schriever Peter, Kaufmann
Schulämter: Achern
Furschenbach
Kappelrodeck
Lauf
Oberachern
Obersasbach
Önsbach
Ottenhöfen
Ottersweier
Sasbach
Sasbachried
Sasbachwalden
Schwarzach
Seebach
Ulm bei Oberkirch
Unzhurst
Waldulm
Smets Wilhelm, Oberlehrer,
Schwarzach
Steimel Karl, Fabrikant, Oberachern
Tisch Josef, Prokurist, Oberachern
Vogt Alfred, Fabrikant, Oberachern
Volksbank Achern
Wagner Anton, Buchhändler
Waßmer Josef, Architekt
Weizenecker, Lehrer, Oberachern

Westermann Cornelia,
Hauptlehrerin a. D.
Winterer Otto, Oberlehrer, Großweier

Mitgliedergruppe Appenweier

Baumann Lenchen
Bell August, Bäckermeister
Benz Carl, Volksbürosekretär, Nußbach
Bollack Otto, Landwirt
Brudy Gustav, Professor,
Oberstudiendirektor i. R.
Brudy Heinrich,
Bauingenieur-Architekt, Urloffen
Buchholz Karl, Geschäftsführer
Dengler Ludwig, Sparkassenleiter,
Windschlag
Dreier Richard, Diplomvolkswirt,
Helfer in Steuersachen
Ebner Otto, Papiergroßhandlung
Föll Franz, Landwirt
Föll Erich, Zollinspektor
Föll Richard, Elektriker
Gemeinde Appenweier
Gemeinde Windschlag
Göhringer-Maier, Andreas,
Bundesbahnoberinspektor i. R., Basel
Grumer August, Lokomotivführer i. R.
Helvig Renatus, Kaufmann
Huber Franziska, Oberlehrerin
Hügel Karl, Obersteuereinspektor
Hülsmann Walter, Regierungsinpektor
Karcher Johann, Fabrikant, Windschlag
Kasche Linda, Hauptlehrerin

Mitgliedergruppe Baden-Baden

Albrecht Wilhelm, Antiquar
Baur Alfred, Rektor a. D.
Becker Karl, Kommerzienrat
Braun Paul, Elektromeister
Cosack Hermann, Bankdirektor a. D.
Fraaß Paul, Postamtman a. D.
Fuß Margot, Schriftstellerin
Haebler Rolf Gustav, Schriftsteller
Heller Otto, Pfarrer i. R.
Holdermann Dr. Walter, Bürgermeister
Höllischer Frau Lulu, Hotelbesitzerin
Hurrle Alfred, Blechnermeister
Jacobs Josef, Ingenieur

Mitgliedergruppe Bühl (Baden)

Anselment Franz, Fabrikant
Antoni Franz, Baumeister
Beck Dr. Ludwig, Weinbergbesitzer,
Steinbach-Umweg
Beer Dr. Walter, Facharzt
Berberich Dr. Bruno, Zahnarzt

Zachmann Gustav, Hauptlehrer a. D.,
Sasbachwalden
Zeller Willi, Hauptlehrer, Schwarzach

Kern Helmut, Rechtsanwalt
Kohler Armin, Erster Staatsanwalt,
Freiburg i. Br.
Kupferer Hilda, Wwe.
Latein Emil, Schreinermeister
Lechleiter Anton, Reg. Bauinspektor,
Windschlag
Lehmann Adelbert, Hauptlehrer
Lehmann Karl, Bäckermeister
Maier Dr. Günther, Zahnarzt
Maier Karl, Studienrat
Martin Franz, Steuerassistent
Mayer Baptist, Bankvorstand
Mayer Ernst, Tierarzt
Obert Wilhelm, Kaufmann
Schaufler Theo, Reg. Oberinspektor,
Windschlag
Schmieder Dr. Hans, prakt. Arzt
Schmidt Ludwig, Bürgermeister,
Urloffen
Schneider Josef,
Oberregierungsinspektor, Urloffen
Schwab Berta, Hauptlehrerin i. R.
Stäbler Hermann, Hauptlehrer
Walter Karl, Apotheker
Wanner Franz, Oberlehrer, Nußbach
Wiedemer Alfred, Kraftfahrzeugmeister
Wittemann Artur, Rektor

Jörger Karl, Hauptlehrer
Krätz Julius, Oberstudienrat a. D.
Rastätter Oskar, Studienrat a. D.
Ruf Emilie, Privat
Scherzinger Hans, Architekt
Schmidt Franz, Regierungsamtman
Schoch Robert, Versicherungsinspektor
Seckler Friedrich, Verw.-Amtman a. D.
Wiedemann Hilde, Gastwirtin
Wik Gustav, Stadtamtman a. D.
Wurth Wilhelm, Bauoberinspektor
Stadtgeschichtliche Sammlungen
Kloster Lichtental

Beuchert Hans, Kaufmann
Brenzinger Max, Kaufmann
Burkhard Edmund, Kaufmann
Deissler Dr. A., Professor, Freiburg
Discher Lorenz, Verleger
Duffner Alfons, Oberlehrer, Bühlertal

Eichler Dr. Otto, Chemiker
Eisemann Dr., Oberstudienrat
Falk Fridolin, Gastwirt
Fischer Hugo, Fabrikant
Fischer Manfred, Fabrikant
Fischer Hermann, Fabrikant
Fleischer Sigmund, Fabrikant, Steinbach
Freischlag Wilhelm, Spiritual
Fritschy Karl, Druckereibesitzer
Gamber Dr. Josef, Handelsschuldirektor
Gartner Otto, Oberstudienrat
Geppert Rudolf, Weinhändler
Hammer Franz, Hotelier, Bühlertal
Harbrecht Josef,
Oberstudiendirektor i. R.
Kern Friedrich, Sägewerksbesitzer
Kern Hilde, Sägewerksbesitzerin,
Bühlertal
Ketterer Ernst, Gastwirt
Klink Franz, Feldhüter
Kögel Ludwig, Stadtamtman
Langenbeck Fritz, Oberstudienrat i. R.
Link Karl, Optiker- und
Uhrmachermeister
Lörch Otto, Fabrikant
Ludwig Fritz, Sägewerksbesitzer,
Neuweier
Maier Bruno, Kaufmann
Maier Karl, Bürgermeister, Neuweier
Mast Karl, Schreinermeister, Steinbach
Mayer Reinhard, Kaufmann
Maurath, Pfarrer, Feldkirch
Meier August, Stadtpfarrer
Müller Theo, Stadtobersinspektor
Müller Wilhelm, Baumeister, Karlsruhe
Oberföll Josef, Kaufmann
Oser Hermann, Berufsschuloberlehrer,
Steinbach

Mitgliedergruppe Ettenheim

Adler Emil Wwe., Prokurist
Allendorf Friedrich,
Sparkasseninspektor i. R.
Blank Franz, Uhrmachermeister
Blank Otto, Stadtrat
Broß Anton, Professor, Geistlicher Rat
Büchele Artur, Kaufmann
Dees Fritz, Bankvorstand
Dietrich Kurt, Kaufmann
Ferdinand Dr. J. B.,
Landgerichtsdirektor i. R.
Haberer Dr. Ernst, prakt. Arzt
Haber Dr. W., prakt. Arzt
Harden-Rauch Philipp,
Städt. Bibliotheksdirektor i. R.
Hog Josef, Blechner- und
Installationsmeister
Jehle Felix, Fabrikant
Jäger Edmund, Professor i. R.

Peter Max, Bäckermeister
Rettig August, Professor,
Mannheim-Feudenheim
Sälzler Felix, Stadtpfarrer i. R.,
Überlingen
Schauber Hermann, Verleger
Schauffler Theodor, Bürgermeister i. R.,
Neusatz
Schappeler Erika, Schriftleiterin
Schlothauer Adolf, Oberstudienrat i. R.
Schrimpf Heinz, Bierverleger
Senger Richard, Stadtamtman,
Siebert Josef, Gewerbeschuldirektor
Smets Wilhelm, Oberlehrer,
Schwarzach
Staudt Oskar, Oberlehrer, Bühlertal
Steuerer Friedrich, Schneidermeister,
Bühlertal
Strub Dr. Josef, Oberstudienrat
Sucher Hedwig, Arzt-Wwe., Bühlertal
Thomsa Paul, Buchbindermeister
Trips Karl, Berufsschuloberlehrer a. D.
Walter Anton, Zahnarzt
Walter Carl, Städt. Angestellter
Wiedenhorn Hans,
Sparkassendirektor i. R.
Zachmann Dr. Albert, Steuerberater
Zimmer Albert, Bürgermeister,
Sasbachwalden
Zucker Josef, Kaufmann
Konkordia AG.
Landratsamt
Stadtverwaltung
Volksschule
Volksschule Bühl-Kappelwindeck
Gymnasium
Gewerbeschule

Kirnberger Wilhelm, Bäckermeister
Kühn Dr. Richard, Zahnarzt
Lauck Bernhard, Justizrat
Leibold Josef, Buchdruckermeister i. R.
Machleid Josefine, Berufsschullehrerin
Machleid Hermann, Kaufmann
Maier-Hummel Karl, Kaufmann
Oehler Richard, Photomeister
Riegger Hans, Fabrikant
Schaaf Artur, Berufsschullehrer
Spengler Albert, Hafnermeister
Stückle Franz, Buchdruckereibesitzer
Tonoli Richard, Forstmeister
Wiesler Wilhelm, Bankvorstand
Frhr. v. Türkheim Hans, Oberst a. D.,
Altdorf
Billharz Josef, Schmiedemeister,
Ettenheimmünster

Muttach August, Revierförster,
Ettenheimmünster
Steinhart Anton, Hauptlehrer,
Ettenheimmünster
Wagner Benignus, Klosterbruder,
Ettenheimmünster
Biehler Josef, Reichsbahndirektor i. R.,
Freiburg
Ochs Dr. Ernst, Professor, Freiburg
Rest Dr. Josef, Bibliotheksdirektor i. R.,
Freiburg
Köbele Albert, Sippenforscher,
Grafenhausen
Enderle Franz, Ratschreiber und
Bürgermeister i. R., Kappel a. Rh.
Kollofrath Dr. Albrecht Wwe.,
Kappel a. Rh.
Leser Dr. Erwin, Oberregierungsrat,
Karlsruhe
Henschke Ernst, Pfarrer, Kippenheim

Mitgliedergruppe Gengenbach

Bezirkssparkasse
Mutterhaus der Franziskanerinnen
Stadtgemeinde
Volksbank
Volksschule
Bahr Max, Hausmeister
Bayer Gottlieb, Bäckermeister
Beck Franz, Bahnhofwirt
Berger Richard, Buchbindermeister
Bildstein Siegfried, stud. chem.
Bruder Julius, Kaufmann
Doll Franz, Kaufmann
Eberlein Hans, Ingenieur
Edelmann Moritz, Professor
Engesser Franz, Forstamtsangestellter
Frei Andreas, Küfermeister
Gißler Franz, Professor a. D.
Glatz August, Schneidermeister
Hetzel Hans, Ingenieur a. D.
Heese Hans, Kaufmann
Hodapp Julius, Friseurmeister
v. Kraewel Kurt, Fabrikant,
Unterentersbach
Junk Günther, Fabrikant

Mitgliedergruppe Haslach i. K.

Armbruster Josef, Obsthandlung
Armbruster Xaver, Gasthaus zur Sonne
Bezirkssparkasse
Binz Walter, Zementwarengeschäft
Blessing Walter, Möbelfachgeschäft
Bosch Karl, Schlosserei
Brucker Wendelin, Baugeschäft
Brüstle Cäcilia, Witwe
Bührer Bernhard, Ziegeleibesitzer

Plättner Karl, Apotheker, Kippenheim
Henninger Georg, Münchweiler
Hess Johs., Stadtpfarrer, Offenburg
Frhr. v. Böcklin, Landgerichtsrat i. R.
Orschweiler
Rünzi Eugen, Reg.-Baumeister,
Ringsheim
Schrempp Franz, Pfarrer, Ringsheim
Schneider-Strittmatter, Regierungsrat,
Wolfach
Stadt Ettenheim
Gymnasium Ettenheim
Volksschule Ettenheim
Stadt Mahlberg
Gemeinde Grafenhausen
" Kippenheim
" Kippenheimweiler
" Münchweiler
Schwarzwaldverein Ettenheim-
Herbolzheim

Kern Eduard, Kfz-Meister
Hitzfeld Dr. Karl-Leopold, Studienrat
Maier Josef Wwe., Salmenwirtin a. D.
Lohmüller Eugen, Gärtnermeister
Lohmüller Otto, Gärtnermeister
Lipps Rudolf, Regierungsinspektor
Müller Rudolf, Metzgermeister
Münzer Hans, Photograph
Oechslein Oskar, Buchdruckereibesitzer
Renner Dr. Anna Maria,
Oberstudienrätin
Suhm Karl, Ratschreiber
Schaaf Dr. Paul, Schriftsteller
Schimpf Oskar, Diplomkaufmann
Schmidt Dr. Emma,
Oberstudiendirektorin
Schaudig Dr. Wilhelm, Arzt
Schuler Fridolin, Stadtpfarrer
Schüly Josef, Oberlehrer, Ohlsbach
Uhl Hans, Hauptlehrer
Vorbeck Charlotte Françoise,
Schulleiterin
Wächter Dr. Robert, Arzt
Weber Hermann, Elektromeister

Dennig Walter, Pfarrer
Dietz Wilhelm,
Verwaltungssekretär i. R.
Dold Josef, Oberlehrer in Blumenfeld
bei Engen
Engelberg-Hempelmann, Buchdruckerei
und Buchhandlung
Falk Egon, Malermeister
Fießer Karl, Stadtbaumeister

Fingerhut Josef, Rektor
Fischer Max, Prokurist in Steinach
Flach Johann, Zimmermeister
Flechtmann Hans, Uhrmachermeister
Fus Otto, Zentralheizungen und
sanitäre Einrichtungen
Gegg Adolf, Glasermeister
Gewerbeschule
Glatz Paul, Baugeschäft
Glücker Karl, Stadtamtmann i. R.
Grüninger Sophie, Photohaus
Guldin Albert, Hotel Engel
Haberstroh Josef, Gerbereibesitzer
Haß Werner, Fabrikant
Hammann Dr. med. Eberhard,
prakt. Arzt
Hansjakob Karl, Färbermeister
Hansmann Eduard, Milch- und
Molkereiprodukte
Hansmann Josef, techn. Zeichner
Hansmann Rosa Wwe., Freiburg i. Br.
Haser Friedrich, Hauptlehrer i. R.
Hauß Eugen, Friseurgeschäft
Heidler Rudolf, Uhrmachermeister
Herlt Ernst, Ingenieur
Hug Heinrich, Schreinermeister
Kasper Josef, Malergeschäft
Kern Willy, Kaufmann
Kinast Elisabeth, Papier- und
Schreibwaren
Kirnberger Heinrich, Ratschreiber i. R.
Klaufner Eugen, Fabrikant
Klein Wilhelm, Ratschreiber i. R.
König Hans, Konrektor
Kraushaar Gertrud, Teefabrik
Krämer Eugen, Fabrikant
Kriesch Paul, Kunstmaler
Landwirtschaftsamtsamt

Anstett Hermann, Kaufmann
Axt Karl, Verwaltungsangestellter
Baas Dr. Fritz, Redakteur, Linx
Baass Fritz, Rechtsanwalt
Bandel Dr. Robert, Amtsgerichtsrat
Bauer Hermann, Malermeister,
Lichtenau
Baumert Wilhelm, Kaufmann
Beinert Karl, Landwirt, Eckartsweier
Berl Günther, Marlen
Beyer Wilhelm, Oberbuchhalter
Bogner Willi, Metzgermeister
Bruder Josef, Hausverwalter
Bürstner Jakob, Schreinermeister,
Neumühl
Burger Erich, Oberregierungsrat,
Bühl (Baden)
Caspar Joachim, Abteilungsleiter

Look Hede
Löffler Reinhard, Polizeimeister
Maier Dr. med. Josef, prakt. Arzt
Maier Josef, Kaufmann
Maier Karl, Grabstengengeschäft
Maier Rudolf, Gasthaus zur Ratstube
Moser Erwin, Werbefachmann in
Tübingen
Moser Richard, Bäckerei und Konditorei
Neumaier Albert, Sägewerksbesitzer
Neumaier Emil, Drogerie
Neumaier Franz, Kaufmann
Neumaier Maria
Neumaier Robert, Fuhrgeschäft
Noe Anna
Prinzbach Hermann, Betonwarenfabrik
Raither Erwin, Zahnarzt
Ropertz Dr. Wilhelm,
Gutach/Schwarzwaldbahn
Schätzle Alfred, Ratschreiber
Schindler Dr. jur. Adolf, Justizrat in
Waldkirch
Schmider Franz, Oberregierungs-
und -baurat
Schmider Fritz, Fisch- u. Wildhandlung
Schneider Adolf, Riegeler Bierablage
Stadtgemeinde
Staiger Gustav, Autoreparatur-Werk-
stätte
Stolzer Hugo, Kaufmann
Thoma Paul, Malermeister
Uhl Eugen, Schreinermeister
Vetter Augustin, Stadtpfarrer
Wagner Xaver, Zimmermeister
Winterer Rudolf, Gärtnermeister
Zimmer Alfred, Oberlehrer
Zimmermann Adolf, Gipsermeister
Zimmermann Paul, Bäckermeister

Zweigverein „Kehl-Hanauerland“

Clormann Friedrich, Pfarrer
Conradt Friedhelm, Mittelschullehrer,
Legelshurst
Dehmer Ludwig Wwe.
Dessel Dr. Ernst, Abteilungsleiter
Dieckmann Dieter, Dipl.-Ingenieur
Dittberner Ernst, Oberlehrer,
Neumühl
Dittler Dr. Erwin, Volkswirt,
Goldscheuer
Döll Georg, Pfarrer i. R., Kork
Dorner Nina, Haushaltslehrerin
Egg Siegfried, Mechaniker, Marlen
Eidel Fritz, Hauptlehrer
Eisenbeiß Karl, Schneidermeister
Emmler Dr. Otto, Oberlehrer i. R.
Enderle Oskar, Gastwirt
Enders Charlotte, geb. Foerster

Fahrer Helmut, Obersteuerinspektor
 Falkenhausenschule
 Flegler Georg, Bankbeamter
 Fischer Hermann, Marlen
 Fischer Josef, Ratschreiber i. R.,
 Goldscheuer
 Fischer Karl, Stadtamtmann
 Fischer Maximilian, Pfarrer,
 Lahr-Dinglingen
 Foshag Otto, Verleger
 Foshag Walter, Betriebsleiter
 Frischmann Walter, Pfarrer,
 Baden-Baden
 Gantert Herbert, Hauptlehrer
 Gebert Oskar, Angestellter
 Geiger Carl, Autogeschäft
 Geiler Alfred, Oberlehrer, Willstät
 Geiler Hans, Buchhalter, Sundheim
 Gerber Johann, Landwirt, Linx
 Geroldt Dr. Fritz, prakt. Arzt
 Gerstenäcker Karl, Oberlehrer
 Glauner Ernst, Zahnarzt
 Gocht Ernst, Hauptlehrer, Sundheim
 Göppert Jakob, Bürgermeister,
 Eckartsweier
 Göppert Fritz, Gastwirt, Sundheim
 Goretzki Luise,
 Bundesbahnbeamtin a. D.
 Gräblin Wilhelm, Oberlehrer i. R.,
 Kork
 Graulich Fritz, Oberlehrer, Holzhausen
 Graulich Kurt, Kaufmann
 Grether Agnes Wwe.
 Gutekunst Julius, Malermeister
 Haas Dr. Franz, Zahnarzt
 Haeberle Gustav, Rentner
 Haß Karl, Goldscheuer
 Heckmann Karl,
 Sparkassenobersekretär
 Heidt Georg, Postbeamter, Sundheim
 Heimatbund Freistett
 Held Lieselotte, Journalistin
 Hensel, Hauptlehrer, Muckenschopf
 Herbote Otto, Gastwirt
 Herbrechtsmeier Hartmut, Hauptlehrer
 Herrmann Gertrud, Beh.-Angestellte
 Heß Hans, Hauptlehrer
 Hetz Ludwig, Hauptlehrer
 Hetzel Frida, Gastwirtin, Eckartsweier
 Hetzel Sofie, Postbeamtin a. D.,
 Willstät
 Heuseler Margarethe, Neumühl
 Higel Richard, Erding/Obb.
 Honold Dr. Nikolaus, Tierarzt,
 Freistett
 Hornung Klaus, Zahnarzt
 Illmann Erich, Landwirt,
 Eckartsweier
 Jaeniche Dr. Herbert, Dipl.-Volkswirt,
 Leutesheim

Jäger Karl, Oberlehrer i. R., Marlen
 Jeske Hans, Hauptlehrer
 Jutzler Friedrich, Architekt
 Kautz Karl-Heinz, Hauptlehrer,
 Querbach
 Keck Emil, Oberlehrer, Auenheim
 Kern Fritz, Bahnbeamter, Sundheim
 Kern Hermann, Rentner, Goldscheuer
 Kittel Ingeborg, Kork
 Klemens Herbert
 Klemm Max, Studienrat, Goldscheuer
 Klinger Hannelore, apl. Hauptlehrerin
 Klötter Klara Wwe.
 Klumpp Paul, Geschäftsführer
 Knühl Oskar, Oberlehrer i. R.
 Köbel J. J., Landwirt, Neumühl
 Koch Fritz, Fabrikant
 Köhler Rudolf, Oberlehrer
 Köhler Walter, Vermessungsrat
 Kopf Werner, Lehrer, Linx
 Krauß Fritz, Ratschreiber
 Krauß Dr. Elisabeth, Studienrätin
 Krieg Karl & Co.,
 Süddeutsche Baustoff-Großhandlung
 Krieg Karl, Marlen
 Kuder Ingeborg, Postangestellte,
 Marlen
 Kunkelmann Friedrich, Hauptlehrer,
 Legelshurst
 Lackner Helmut, Architekt
 Lapp Wilhelm, Bundesbahnamtman,
 Neumühl
 Lauppe Elisabeth, Papierwaren,
 Lichtenau
 Lehr Friedrich, Gastwirt
 Leiser Friedrich, Bezirksbaumeister i. R.
 LeseGesellschaft
 Litterst Dr. Erich Wwe.
 Lotz Hans, Bäckermeister
 Lüder Wolfgang, Oberstudiendirektor
 Lutz Michael Friedrich, Landwirt,
 Hesselhurst
 Mang Josef, Metzgermeister, Marlen
 Markert Kurt, Konditormeister
 Martin Eugen, Gastwirt
 Mechel Erwin, Postbeamter, Sundheim
 Mechel Willy, Kaufmann
 Mechler Wilhelm, Oberstudienrat
 Mendel Richard, Kanzler i. R.
 Meyer Horst, Gastwirt, Willstät
 Mittenmüller Arthur, Verwaltungs-
 Oberinspektor, Goldscheuer
 Morast Christian, Rentner
 Moster Erwin, Angestellter
 Müll Bruno, Rechtsanwalt
 Mündel Irma
 Mündel Ludwig, Rentner
 Nemitz Karl-Heinz, Bauingenieur
 Noack Hans, Hauptlehrer,
 Donaueschingen

Nückles Johann, Landwirt, Sundheim
 Oertel Alfred, Stadtoberinspektor
 Ohnmacht Adolf Friedrich, Oberlehrer,
 Legelshurst
 Olshausen Justus, Apotheker
 Osswald Franz, Malermeister,
 Goldscheuer
 Pabst Wilhelm, Handelsschuldirektor
 Pfaadt Friedrich Karl, Lichtenau
 Pfeifer Fritz, Angestellter,
 Muckenschopf
 Progymnasium, Rheinbischofsheim
 Rapp Georg, Verwaltungsangestellter,
 Sundheim
 Rattey Dr. Walter, Augenarzt
 Rechner Robert, Kaufmann, Lichtenau
 Reineck Georg, Pfarrer
 Reinhardt Gottlob, Angestellter
 Reinholdt Herbert, Hauptlehrer,
 Altenheim
 Reiss Helmut,
 Regierungs-Bauinspektor
 Reuther Gustav, Apotheker, Kork
 Rohde Elisabeth, Geschäftsinhaberin
 Rohlfing Albert, Kaufmann
 Roll Hermann, Bauunternehmer
 Ross Karl, kaufmännischer Angestellter
 Roth Josef,
 Hauptlehrer in der Mittelschule
 Roth Olga, Hauptlehrerin
 Rothenberger Oskar,
 Allianzversicherungen
 Sailer Gert, Geschäftsführer
 Sanwald Christian, Kaufmann
 Sauer Gustav, Gewerbeschuldirektor
 Siegele Otto, Kreisjugendpfleger
 Siewert Hermann, Direktor
 Six Heinrich, Fabrikant
 Schaaß Gertrud, Hausfrau
 Schaal, Pfarrer, Kork
 Schadt Fritz, Bäckermeister, Willstät
 Schadt Wilhelm, Oberlehrer,
 Legelshurst
 Schäfer Walter, Landrat
 Schanz Hermann, Hauptlehrer i. R.,
 Marlen
 Scheer Marie, Kork
 Scheib Maria, Hauptlehrerin
 Schertel Emil, Bäckermeister
 Schillinger Friedrich,
 Schuhmachermeister
 Schitterer Othmar, Stadtbaumeister
 Schlörer Gottlieb, Oberlehrer,
 Diersheim
 Schmelzer Erwin, Hauptlehrer
 Schmitt Heinrich, Architekt
 Schneider Helmut, Schlossermeister,
 Kork
 Schneider Wilhelm,
 Bankbevollmächtigter i. R.

Schulamt, Sundheim
 Schuler Johann, Rektor a. D.
 Schutter Max, Rechtsanwalt
 Schütterle Rudolf, Kaufmann
 Schütterle Werner, Schuhmachermeister
 Schütz Hans, Strasbourg-Meinau
 Schwarzwaldverein Kehl
 Schwer Gerhard, kaufm. Angestellter
 Staab Philipp, Weinhändler
 Stappenbeck Werner, Architekt
 Steck Maria, Oberlehrerin
 Stehle Hans, Hotelier
 Steinmetz Lothar, Kaufmann, Willstät
 Stenftenagel Ernst, Gärtnermeister
 Stenftenagel Fritz, Bankvorsteher i. R.
 Stengel Friedrich, Landwirt, Lichtenau
 Stengel Friedrich Wwe., Dekan,
 Lichtenau
 Stephan Friedrich, Elektro-Ingenieur
 Strosack Fritz, Ratschreiber, Altenheim
 Trutter Karl, kaufm. Angestellter
 Uhl Michael,
 Regierungsoberinspektor i. R.
 Unholtz Herbert, Pfarrer
 Utsch Emil, Kaufmann, Linx
 Vogt Emil, Kaufmann
 Walder Ernst, Geschäftsführer a. D.
 Walter Fritz, Schreiner, Sundheim
 Walter Mathilde, Buchhalterin
 Walz Alfred, Metzgermeister
 Walz Fritz, Metzgermeister
 Wandres Karl Georg, Metzgermeister
 Weber Dr. Arnold, prakt. Arzt
 Weber Wilhelm, Oberlehrer
 Weik Otto, Pfarrer, Hesselhurst
 Westermann Karl, Zimmermann
 Wickers Alfred, Kaufmann
 Wickert Wilhelm, Geschäftsführer
 Wieber Hildgard, Hauptlehrerin,
 Scherzheim
 Wiederkehr Dr. Heinrich, prakt. Arzt,
 Kork
 Wiederrecht Helmut, ap. Hauptlehrer
 Witterstädter Wilhelm, Zollamtman
 Wizinger Jenny,
 Wwe. des Dr. Paul Wizinger
 Woehrlin Heinrich-Siegfried,
 Oberschullehrer
 Wolf Josef, Bankdirektor
 Wolf Wilhelm, Oberstudiendirektor i. R.
 Wurtz Dr. Friedrich Wwe., prakt. Arzt,
 Freistett
 Wurzel Adolf, Eisenbahner (Stadtrat)
 Ziefle Erwin, Fabrikant
 Zier Hans-Georg Dr., Staatsarchivrat,
 Karlsruhe
 Zimny Herbert Dr., Zahnarzt
 Zink Friedrich, Mechanikermeister

Gemeinde Auenheim
 " Bodersweier
 " Eckartsweier
 " Diersheim
 " Freistett
 " Goldscheuer
 " Hesselhurst
 " Honau
 " Kehl (Stadtverwaltung)
 " Kork
 " Legelshurst
 " Leutesheim

Gemeinde Lichtenau
 " Linx
 " Mumprechtshofen
 " Muckenschopf
 " Neumühl
 " Odelshofen
 " Rheinbischofsheim
 " Sand
 " Scherzheim
 " Willstätt
 " Zierolshofen

Mitgliedergruppe Lahr

Baader Emil, Oberlehrer i. R.
 Baumann Fritz, Buchhändler
 Boschert, Hubert, Kaufmann
 Brauch Clara, Oberlehrerin
 Brennemann Wilhelm,
 Stadtgartenoberinspektor i. R.
 Brucker Dr. Philipp, Redakteur
 Burkhard K., Pfarrer
 Butz Erwin, Studienrat
 Caroli Lotte
 Franz Leo, Malermeister
 Friedrich Dr. Heinrich,
 Oberbürgermeister
 Kast Hugo, Handelsschuldirektor i. R.
 Kaufmann Eberhard, Fabrikant
 Knausenberger Winfried, Professor
 Koch Emil, Fabrikant
 Kusserow Dr. von, Versicherungsagent
 List Karl, Graphiker
 Max-Planck-Gymnasium
 Meurer Hermann, Baumeister
 Meurer Karl, Architekt
 Meurer Karl Theodor
 Meurer Max, Fabrikant
 Neßler Karl, Apotheker

Nestler Annemarie
 Radlbeck Hans, Ingenieur
 Ritter Dr. Rudolf, Bürgermeister
 Roll Max, Hauptlehrer i. R.
 Scheffel-Gymnasium
 Schlageter Walter,
 Stadtbauoberinspektor
 Schmolck Richard, Kaufmann
 Stadtverwaltung
 Stärk Kuno, Dipl.-Ing., Architekt
 Steuer August, Stadtamtman
 Steuer Erwin, Stadtbaurat
 Stöß Marie, Fürsorgerin
 Strack Paul, Landrat i. R.
 Tritschler Dr. med. Max
 Vittali Paul, Oberst a. D.
 Waeldin Dr. Paul,
 Regierungspräsident i. R.
 Walter Fritz, Professor
 Wickertsheimer August, Kaufmann
 Wickertsheimer Wilhelm., Kunstmaler
 Wiedemer Dr. Paul, Arzt
 Wiedemann Dr. Hermann,
 Bibliothekar, Friesenheim

Mitgliedergruppe Oberkirch

Arbini Karoline, privat
 Beyer Anna, privat
 Bigott Fridolin, Pfarrer, Nußbach
 Bock Karl Friedr., Gärtnermeister
 Bock Marg., Verwaltungsangestellte
 Bouteiller Else, privat
 Brandsch Richard, Dipl.-Ingenieur
 Braun Lina, privat
 Burow Dr. med. Herbert, Facharzt
 Chodura Wilhelm, Mechanikermeister
 Dilger Alfred, Hotelier
 Egelhaaf Gottlob, Kaufmann
 Feger Karl, Schuhgeschäft
 Fengler Dr. Eberhard, Tierarzt
 Frey Anton, Dipl.-Ingenieur
 Fritsch Alexander, Forstwart a. D.

Ganz Hedwig, Gastwirt, Gaisbach
 Gerstner Hermann,
 Lebensmittelgeschäft
 Graf Dr. Otto, Zahnarzt
 Griesmeier Heinrich, Papierwaren
 Haas Klara, Bäckerei, Lautenbach
 Hansmann Adolf, Hotelier
 Heid Hans, Oberlehrer, Lautenbach
 Helmke Alfred, Oberst a. D.,
 Lautenbach
 Hildenbrand Eugen,
 Installationsgeschäft
 Huber, Dekan und Pfarrer, Lautenbach
 Huber Karl Wwe., Metzgerei
 Keilbach Elisabeth Wwe., privat
 Kessler Dr. Karl, prakt. Arzt

Koehler August AG., Papierfabrik
 Langenmeier Otto, Geschäftsführer
 Lehrke Dr. Gerhard, Rechtsanwalt
 Leppert Dr. med. Arthur, Facharzt
 Liede Heinrich, Oberstudienrat
 Lienhard, Erwin, Schlossermeister
 Link Max, Fabrikant
 Mast Friedrich, Elektrogeschäft
 Morgentaler Dr. Walter, Facharzt
 Müller Margarete Wwe., privat
 Neff Dr. Max, Arzt
 Obert W., Büroeinrichtungen
 Ow-Wachendorf v. H.,
 Schloß Wachendorf
 Parisel Amelie, Drogerie
 Pfaff Dr. Ernst, Prokurist
 Plieninger Heinz, Apotheker
 Progymnasium
 Raus Dr. Herbert, Tierarzt
 Rösch Wilhelmine, Papierwaren
 Ruh Max, Stadtpfarrer
 Schauenburg Berta v., Schloß Gaisbach
 Schauenburg Dr. Wolf v., Bonn
 Schindele Wilhelm, Landrat a. D.,
 Oppenau

Bartenstein Dr. Hermann, Professor
 Bauch Dr. med., prakt. Arzt,
 Zell-Weierbach
 Bauer Dr. Wilhelm, Direktor
 Beck Alois, Gartenmeister
 Becker Willi, Oberforstmeister
 Beile Franz, Regierungsbaurat
 Beinert Franz, Glasreinigungsmeister
 Berberich Emil, Oberstudienrat
 Bischof Katharina Wwe.,
 Geschäftsinhaberin
 Bischoff Günther, Dipl.-Ingenieur,
 Studienassessor,
 Böhniger Friedrich,
 Sparkasseninspektor i. R.
 Brack Gerhard, Ingenieur
 Brandstetter-Degener Lucy
 Braunstein Hermann,
 Gymnasialprofessor
 Braxmeier Hermann, Landgerichtsrat
 Bucher August, Oberlehrer
 Bühler Maria
 Bühler Otto, Rechtsanwalt
 Buhles Agnes, Hauptlehrerin
 Burda Dr. Franz, Verleger
 Burg Anton, Installationsmeister
 Burgert Karl, Mechanikermeister und
 Fahrlehrer
 Busch Conrad Karsten, Kaufmann
 Butz Anna Wwe.
 Butz Gertrud, Postinspektorin
 Demmert Hermann, Hauptlehrer

Schirmann Anna Wwe., Hotel
 Schwingen K. v., Konsul, Oppenau
 Schulz Margarethe, Hauptlehrerin i. R.,
 Lautenbach
 Schurer Emma, Papierwaren
 Schwarz Rudolf, Radiogeschäft
 Schweizer, Pfarrer i. R., Erlenbad
 Seebacher, Gastwirt, Winterbach
 Seitz Edwin, Konrektor
 Seyfried Hermann, Kaufmann
 Siefert Klara, privat
 Sigl Dr. med. Josef, Facharzt
 Spraul Josef, Schuhwaren
 Stadtgemeinde
 Streif Karl August, Holzhandlung
 Streif Willi, Hauptlehrer, Lautenbach
 Sturn August OHG., Druckerei
 Vajen Wilhelm, Kaufmann, Gaisbach
 Volksschule
 Völz Willi, Studienrat
 Weissenburger Anton, Oberlehrer a. D.,
 Lautenbach
 Zipf Luise, Modegeschäft

Mitgliedergruppe Offenburg

Deschwanden Alfons v., Gewerberat
 Deudler Berta Wwe.
 Dieterle August, Kaufmann
 Dietsche Zeno, Polizeibeamter
 Dinser Franz, Kaufmann
 Doll Maria, Studienrätin
 Dormagen Karl Hans, Generalmajor a. D.
 Eberwein Dr. Paul, Schlachthofdirektor
 Eggler Leopold, Zahnarzt,
 Egli Otto, Friseurmeister
 Eichin Dr. Otto, Rechtsanwalt
 Eidel Hermann, Oberbaurat
 Eisele Friedrich, Diakon
 Eisenlohr Heinrich, Postdirektor i. R.
 End Alois, Vermessungsoberinspektor
 End Eugen, Bürgermeister
 Erb Walter, Berufsberater
 Erxleben Dr. Eduard, Amtsgerichtsrat
 Fabry Heinrich, Kaufmann
 Fahrländer Wilhelm, Oberstudienrat
 Falk Karl, Verwaltungsinspektor
 Fallner Klaus, Studienrat
 Fehrenbach Edmund, Oberlehrer
 Feißt Hermann Wwe.
 Flach Maria, Behördenangestellte
 Flaig Frieda, Korrespondentin
 Fischbacher Ida
 Fischer Anna, Buchhalterin
 Friederichs Hans, Diplomoptiker
 Friedmann Fritz, Baumeister
 Gäng Anna, Geschäftsinhaberin
 Gehring Alfred, Rektor

Gerlach Karl, Bauingenieur
Gies Karl, Redakteur
Gißler Peter, Student
Gnriss Christel, Angestellte
Göbel Eugen, Landgerichtsdirektor i. R.
Göhry Hildegard, Bankangestellte
Göppert Margarete, Hauptlehrerin
Gottstein Frieda, Hauptlehrerin i. R.
Gottwald Franz, Oberregierungsrat a.D.
Graeter Ernst, Bankdirektor
Griesbaum Franz,
Verwaltungsangestellter
Grimmig Karl, Oberstudienrat a. D.
Haaf Hermann, Stadtpfarrer
Haas Maria Wwe.
Habich Eduard, Oberstudienrat
Hagen Karl, Kaufmann
Hahn Franz Josef, Bankdirektor a. D.
Hahn Klaus, Fabrikant
Hahn Rudolf, Gewerbeoberlehrer
Hammer Wilhelm, Werkmeister
Harbrecht Mina,
Bundesbahnobersekretärin i. R.
Heck Wilhelm, Küfermeister
Heinemann Emil, Oberst a. D.
Heinrichsmeyer Franz,
Postamtman i. R.
Heinzelmann Ernst, Kaufmann
Henn Josef, Oberstudienrat
Henrich Ludwig, Landgerichtsrat
Herrmann Wilhelm, Bankdirektor
Heß Ludwig, Kaufmann
Hieber Irmgard,
Verwaltungsangestellte
Hillenbrand Konrad, Bäckermeister
Hiß Dr. Albert, Redakteur
Hockenjos Dr. Hermann, Zahnarzt
Hofmann Herta, kaufm. Angestellte
Holdermann Fritz,
Arzneimittelgroßhandlung
Hoppe Meta, Klavierlehrerin
Huber Eugen, Kraftfahrzeugmeister
Huber Franz Wwe., Buchdruckerei
Hugle Hermann, Dekan, Stadtpfarrer
Hutzler Friedrich,
Vermessungsingenieur
Ibach Elisabeth, Hauptlehrerin
Ilg Rosa, Angestellte
Irslinger Alfons, Oberstudienrat
Isenmann Franz, Justizobersekretär i. R.
Isenmann Gustav,
Bundesbahnoberinspektor i. R.
Jödicke Anna, Angestellte
Joggerst Albert, Bauunternehmer
Jung Rosel, Anwaltssekretärin
Kähni Dr. Otto, Gymnasialprofessor
Kammerer Gustav, Fabrikant
Katz Leonore, Direktionsassistentin
Keller August, Schlossermeister

Keller Hans, Studienrat
Kern Anton, Professor i. R.
Kern Hermann, Mechanikermeister
Kiefer Albert, Kaufmann
Killius Karl, Bankbevollmächtigter
Kintscher Konrad, Prokurist
Kirn August, Kaufmann
Kirsch Wilhelm, Fabrikant
Kissel Karl-Heinz,
Regierungsbaureferendar
Kistner Elisa Wwe.
Klemens Wilhelm, Kaufmann
Klinkenberg Hubert, Ingenieur,
Gewerbelehrer
Klotz Hans, Justizamtmann
Köhler Wilhelm, Oberstudienrat
Kopp Dr. Erich
Kratzer Dr. Rolf, Fabrikant
Krieg Dr. Hermann, Rechtsanwalt
Krum Heiner, Oberstudiendirektor
Künzler Waldemar, Studienrat
Lange Käthe, techn. Assistentin
Langer Elsa Wwe.
Langendorf Dr. Fritz, Zahnarzt
Laubenberger Max, Hauptlehrer
Lauinger Alexander, Zimmermann
Laurischk Karl, Staatsanwalt
Lautenschläger Friedrich,
Stadtpfarrer i. R.
Lettler Emil, Stadtbaumeister i. R.
Linck Ruth
Linder Sepp, Oberstudienrat
Litsch Josef, Bankdirektor i. R.
Litterst Xaver, Stadtamtman
Löwenhaupt Friedrich,
Gymnasialprofessor
Ludwig Dr. Hanns, prakt. Arzt
Maier Ludwig, Schriftsetzer
Mast Käthe, Ehefrau
Mandel Dr. Fritz, prakt. Arzt
Maurer Reinhard, Stadtbaur
Mayer Dr. Franz, Tierarzt
Mayer Hugo, Hotelier,
Hotel „Offenburger Hof“
Mayon Albert
Mensing Karl Gerhard, Dipl.-Kaufmann
Mildenberger Karl, Geschäftsführer
Mohr Oskar, Hauptlehrer
Morstadt Fritz, Rechtsanwalt
Müller Alfred, Architekt
Müller Franz, Kaufmann
Müller Gustav, Fabrikant
Müller Heinz, Kaufmann
Müller Paula, Justizassistentin
Müller-Schwedler Erna
Münchenbach Bertold, Architekt
Mütschele Luise
Munding Richard, Brauereibesitzer
Mußler Dora Wwe.
Nerlinger Karl, Sparkasseninspektor

Nickles Hermann, Kaufmann
Nieper Werner, Apotheker
Ohnemus Max, Bäckermeister
Ostberg Hans, Bildhauer
Panow Eugenie v., Dolmetscherin
Parzentny Erwin, Studienrat
Pein Dr. Heinrich v., Professor,
Direktor des städt. Krankenhauses
Pfaff Dr. Karl, Oberstudienrat
Pfitzmayer Karl, Hotelier,
Hotel „Drei Könige“
Rade Josef, Reisebüro
Reichert Dr. Otto, Landgerichtsrat
Rettich Gerold, Fabrikant
Riebel Paul, Rechtsanwalt
Rist Otto, Dipl.-Ingenieur,
Tiefbauunternehmer
Ritter Wilhelm, Oberstudiendirektor
Rödler Fritz, Oberschulrat
Roos Wolfgang, Rechtsanwalt
Rosbach Walter, Chemiker
Rotenberg Grete Wwe.
Roth Dr. Gustav, Buchhändler
Rubi Karl, Färbermeister
Rubin Anna, Hebamme
Rubin Dr. Otto, Diplom-Volkswirt
Rudigier Friedrich,
Sparkassendirektor i. R.
Ruf Dr. Hans, prakt. Arzt
Ruf, Josef, Oberrechnungsrat i. R.
Schäfer Georg, Schuhmachermeister
Schäfer Rudolf, Prokurist
Scharbach Paul, Oberförster
Schenkel Dr. Kilian, Bürgermeister a.D.
Scherer Franz, Oberlehrer
Scheurer Josef,
Regierungsobersinspektor
Schill Dr. Otto, Nervenarzt
Schimpf Karl Otto, Hotelier,
Hotel „Sonne“
Schiruska Dr. Richard,
Landgerichtsdirektor
Schmidt Jörg
Schneider Dr. August, Oberstudienrat
Schneider Ludwig,
Bankbevollmächtigter
Schorr Annemarie, techn. Assistentin
Schröder Elsa Wwe.
Schröder Ida, Anwaltsgehilfin
Schroff Helmut Heinrich,
Bundesbahnassistent
Schroff Otto, Hotelier, Hotel „Union“
Schumann Olga
Schuster Hermann,
Regierungsvermessungsrat
Schwab Carl, Oberlehrer
Schwägler Emma, Behördenangestellte
Schwahl Theodor, Kaufmann
Schwank Dr. Karl, Frauenfacharzt
Schweiger Fritz, Gartenbaumeister

Seebach Elisabeth v., Fessenbach
Seiffer Richard, Architekt
Siefert Elisabeth, Fürsorgerin
Sitterle Maria, Rektorin
Spinner Günther, Großkaufmann
Sprauer Hermann, Oberstudienrat
Spraul Dr. Alfred, Oberstudienrat
Steiger Dr. Franz, prakt. Arzt
Steiner Josef, Friseurmeister
Stengle Hermann,
Oberregierungsbaurat
Steurer Otto, Landgerichtsdirektor i. R.
Stigler Richard, Studienrat
Stober Paul, Kaufmann
Striebig Jakob, Kaufmann
Sutter Emil, Oberlehrer i. R.
Thonhausen Max, Apotheker
Trube Dr. Johannes, Buchhändler
Udri Friedrich, techn. Angestellter
Uhl Albert, Kaufmann
Valentin Peter, Kunstmaler
Vögele Rudolf, Regierungsbaurat i. R.
Völler Dr. Rudolf,
Regierungsveterinär
Vollmer Karl, Glasmaler
Wacker Karl, Baumeister
Wacker Manfred, Dipl.-Ingenieur,
Architekt
Wagner Josef, Kaufmann
Wanner Frieda, Berufsberaterin
Weckerle Rothraud, Journalistin
Weiß Walter, Landgerichtspräsident
Weis Fritz, Architekt
Wiedemer Franz, Gärtnermeister
Wielsch Dr. Albert,
Oberstaatsanwalt
Wipfinger Dr. Ernst, Rechtsanwalt
Wittmann Oskar, Oberlehrer
Witz Maria Wwe.
Wörner Otto, Schreinermeister
Würthle Josef, Rektor i. R.
Zeidler Peter, Dipl.-Ingenieur
Zepp Otto, Fabrikant
Zibold Adolf, Studienrat
Zibold Rudolf, Müllermeister
Zuschneid Hugo, Buchdruckerei
Grimmelshausen-Gymnasium
Oken-Gymnasium
Schiller-Gymnasium
Mädchengymnasium „Unserer Lieben
Frau“
Wirtschaftsoberschule u. Handelsschule
Knaben-Volksschule
Mädchen-Volksschule
Kreisschulamt
Ortenauer Milchzentrale
„Schwarzwaldmilch“
Spinnerei und Weberei Offenburg
Frhl. v. Frankenstein'sche Verwaltung
Vinzentiushaus

Huber Eugen, Oberforstrat,
Freiburg i. Br.

Mitgliedergruppe Oppenau

Amrain Karl, Sparkasseninspektor
Armbruster Wilhelm, Rebstockwirt
Bächle Carl, Spark.-Gesch.-Leiter a. D.
Börsig Josef, Ratschreibers-Wwe.
Braun Josef, Stadtrechner i. R.
Bruder Franz Ignaz, Gastwirt
Burger Dr. Wilhelm, prakt. Arzt
Busam Käthe Wwe.
Decker Hermann, Kaufmann
Erdrich Franz, Kaufmann
Fleig Ludwig, Bauingenieur
Freisinger Bertold, Dipl.-Ingenieur,
Architekt
Gros Friedel Wwe.
Haas Friedrich, Rektor
Huber Fritz, Ratschreiber
Hodapp Hermann, Schreinermeister
Huber Albert, Rektor i. R.
Huber Georg, Zimmermeister
Huber Otto, Gärtnermeister
Huber Wilhelm, Konditormeister
Huber Josef, Revisor a. D.
Hodapp Lothar, mech. Schreinerei
Koch Karl, Zahnarzt
Kaufeisen Irma, med. Bäderabteilung
Farnhöhe
Merk Dr. F. Josef, prakt. Arzt
Morgenthaler Wilhelm, Baupolier i. R.
Peter Therese, Gasthaus zur Linde
Rammelberg Kurt, Apotheker
Reißing Ernst, Malermeister
Roth Otto, Hotelier und Bürgermeister
Rößler Hedwig, Oberlehrerin a. D.
Schmid Ludwig, Altbürgermeister
Schmidt Albert, Malermeister

Mitgliedergruppe Rastatt

Auerbach Hermann, Oberlehrer i. R.
Bell Helmut, Kaufmann
Blau Albert, Rektor, Muggensturm
Bischof Heinz, Hauptlehrer
Bormuth Brigitte, Hauptlehrerin,
Muggensturm
Burth, Pfarrer, Rauental
Götz Wendelin, Bürgermeister,
Ottersdorf
Häfner, Pfarrer, Otigheim
Hasenfuß Hermann, Rektor i. R.
Hatz Karl, Postpräsident i. R.
Heintzmann, Pfarrer, Iffezheim
Hitzfeld Dr. Leopold, Rektor
Kraemer Hermann, Professor i. R.
Killian, Pfarrer, Ottersdorf

Bach Werner, Forstassessor,
z. Zt. Achern/Baden

Schmidt Dr. Reinhold, Patentanwalt
Schuhmacher Dr. Albert, Tierarzt
Schopferer Erwin, Konrektor
Spinner Hermann, Kaufmann
Teufel Dr., prakt. Arzt
Vorbach Otto, Stadtpfarrer
Ziegler Friedrich, Oberlehrers-Wwe.
Bezirkssparkasse
Bezirkskrankenhausesverband
Landwirtschaftliche Berufsschule
Renchthalbank
Schulamt
Stadtgemeinde
Schulamt Bad Peterstal
Schulamt Ibach
Bohnert Berthold,
Berufsschuloberlehrer, Ottenhöfen
Felder Hermann, Pfarrer, Hüfingen
Hodapp Emil, Bankvorstand,
Kandel/Pfalz
Hodapp Wilhelm,
Oberzollinspektor a. D., Bad Peterstal
Huber Georg, Bahnvorstand a. D.,
Bad Peterstal
Huber Ludwig, Pfarrer, Sandweier
Huber Ludwig, Erzbischöflicher Notar,
Freiburg i. Br.
Keller Willi, Sägewerksbesitzer,
Löcherberg/Renchthal
Müller Karl, Oberlehrer,
Löcherberg/Renchthal
Noll Josef Anton, Bürgermeisters-Wwe.,
Bad Peterstal
Schieß Eugen, Polizeihauptwach-
meister, Bad Peterstal

Kölmel Leopold, Dipl.-Ingenieur,
Otigheim

Krieger Dr., Oberstudienrat
Kuhn, Sparkassendirektor i. R.
Küpfer Dr. Karl, Rechtsanwalt
Machleid, Pfarrer, Forbach
Melling Richard, Oberforstrat
Merkel Rolf, Schriftsteller
Müller Sylvester, Bürgermeister,
Plittersdorf
Neininger Albert, Malermeister
Rachel, Arnim, Professor i. R.
Riedel Walter, Sparkassen-
oberinspektor, Muggensturm
Rieger Franz, Regierungsoberinspektor
Röhrauer Albert, Oberlehrer

Rothenbühler, Geistlicher Rat,
Muggensturm
Schächtele Vinzenz, Professor und
Geistlicher Rat
Schäfer, Bürgermeister, Wintersdorf
Schlotthauer Alfred, Kaufmann
Schultheiß Anneliese, Büroangestellte
beim Roten Kreuz
Schulz Gerhard, Rektor
Schütt, Stadtpfarrer
Sickel Dr., Buchhändler
Spissinger, Ratschreiber, Forbach
Spittel Rudolf, Mittelschulhauptlehrer
Steigelmann Helmut, Pfarrer und
Oberstudienrat

Anishänsel Ludwig, Metzgermeister
Auer Robert, Buchbinder und
Schreibwarenhändler
Baader Adolf, Kaufmann
Baudendistel Wilhelm,
Schneidermeister
Bayer Helmut, Regierungssekretär
Blankenhorn Oskar, ev. Stadtpfarrer
Bürk Hermann, Konditormeister
Brandstetter Franz, Bürgermeister
Bubenhofer Emil, Fabrikant
Edelmann Karl, Verw.-Angestellter
Fischer Albert, Zimmermeister
Nestle-Fischer, Damenschneider-
meisterin
Förenbach, Dr. vet., Tierarzt
Heber Alfred, Fabrikant
Helbling Rudolf, Fabrikant
Hirsch Alfred, Oberlehrer
Jockerst Alfons, Drogist
Jung Leopoldine, Hauptlehrerin i. R.
Kehrer Werner, Kaufmann
Konrad Walter, Hotelbesitzer

Mitgliedergruppe Renchen

Stiefvater Oskar, Rektor
Striebich Egid, Bürgermeister, Gausbach
Wacker Elisabeth, Kaufmann
Weber Dr. Max, Professor
Weßbecher Emil, Oberlehrer
Wunsch, Ratschreiber, Bermersbach
Ziegler Walter, Stadtrat u. Bankbeamter
Landratsamt Rastatt
Gymnasium Rastatt
Stadttarchiv Rastatt
Gemeinde Niederbühl
" Otigheim
" Steinmauern
Stadtgemeinde Kuppenheim
Volksschule Kuppenheim

Knapp Wilhelm, Oberlehrer i. R.
Kraus Willy, Mechanikermeister
Lettler Helene, Oberpostinspektorin i. R.
Oestreicher Berta, Hauptlehrerin
Mörmann Franz, Inspektor
Niedhammer Hilde, Photomeisterin
Rath Paul, Rektor
Roth Willi,
Buch- und Schreibwarenhändler
Serr Franz, Metzgermeister
Schindler Martha,
Berufsschulhauptlehrerin
Schneider Friedrich, Buch- und
Zeitschriftenhändler
Schrempf Albert, Landwirt
Schrempf Paul, Weinhändler
Schütterle Friedrich, Zahnarzt
v. Traitteur, Apotheker
Weber Fritz, Fabrikant
Wolf Leni
Stadtgemeinde
Grimmelshausenschule

Mitgliedergruppe Schiltach

Binkele Hermann, Oberlehrer i. R.
Boeckh Eduard, Oberstleutnant a. D.
Bühler Dr. Wolfgang, Kaufmann
Gemeindeverwaltung Lehengericht
Gessner Carl, Buchdruckereibesitzer
Götz Georg, Gärtnermeister
Grohe Hans KG., Metallwarenfabrik
Gutmann Karlfriedrich, Prokurist
Hauth Julius, Rektor
Heizmann, Gasthaus „Sonne“,
Schenkenzell
Homburg Peter, Bildhauer
Jockers Dr. Hans, Arzt
Karlin Clara, Fabrikantin
Karlin & Co., Tuchfabrik

Kautzmann Heinrich, Fabrikant
Koch Philipp, Kaufmann
Laib Fritz, Maschinist
Mosetter Therese, Kinderheim
Müller Georg, Bauunternehmer
Pfau Herbert, Elektromonteur
Pfau Fritz, Postmeister i. R.
Pflüger Adolf, Kaufmann
Platz Karl, Stadtpfarrer
Rath Hans, Apotheker
Seibt Hanns Georg, Kantor
Siegel Alois, Pfarrer, Schenkenzell
Stahly Dr. Otto, Arzt
Steffan Karl, Sägewerksbesitzer
Trautwein Adolf sen., Gerbermeister

Wagner Gottlieb, Sägewerksbesitzer
Wolber Ernst, Gastwirt „Bierfritz“
Wolber Jakob, Gastwirt „Röble“
Wolber Karl, Fuhrunternehmer
Wolber Otto, Kaufmann

Mitgliedergruppe Steinbach

Bilger Oskar, Geschäftsführer
Engelken Fritz, Hauptlehrer
Fischer Marie, Landwirtin
Fleischmann Karl, Malermeister
Fritz Max, Oberlehrer a. D.
Fütterer Melanie, Hausfrau
Herrmann Grethel, Geschäftsführerin
Hettler Hans, Fabrikant
Hettler Karl, Fabrikant
Hochstuhl Fritz, Beamter
Huber-Kah, Paula, Hausfrau
Kleinnikel Emmi, Handarbeitslehrerin
Knopf Bertl, Sekretärin
Krauth Gertrud, Berufsschullehrerin
Leupold Richard, Rektor a. D.
Liebich Rudolf, Ratschreiber
Mattes Friedrich, Altbürgermeister
Martin Herbert, Forstmeister
Meyer Klara, Apothekerin
Nitsche Luise, Papierwarengeschäft

Mitgliedergruppe Triberg

Bausch Karl, Buchhandlung
Bügler Willi, Hotellier
Faster Willi, Bürgermeister
Furtwängler Josef, Fabrikant
Groß Eugen, Kunstmaler u. Graphiker
Hollmann Alfred, Fabrikant
Krusche Günther, Konrektor
Lienhardt Karl, Kurdirektor a. D.
Maier Wilhelm, Schlossermeister
Merx Franz, Buchdruckerei
Müller Karl-Heinz, städt. Beamter

Mitgliedergruppe Wolfach

Albecker Ludwig, Hotel Krone
Armbruster Hermann, Kaufmann
Armbruster Hermann,
Postoberschaffner
Armbruster Rudolf, Kaufmann
Armbruster Sofie, Hausfrau
Belli Engelbert, Reisebüro
Brenneisen Anna, Privat
Brucker Siegfried, Optikermeister
Burger Rudolf, Apotheker
Bußjäger Dr. Hermann, Chemiker
Decker Werner, Schreinermeister
Dirnberger Anna Wwe., Privat
Emter Max, Zimmermeister

Wolber Otto, Dipl.-Ingenieur
Wolber Paul, Metzgermeister
Wolber Philipp, Schuhmachermeister
Vereinsbank

Raus Auguste, Sekretärin
Schorn Paul, Kriminalrat a. D.
Schuler Albert, kaufm. Angestellter
Schwab Ludwig, Schuhmachermeister
Stadt Steinbach
Uhl Maria, Sekretärin
Wagenbrenner Albrecht, Kaufmann
Wäldele Albert, Bürgermeister
Walter Albert, Landwirt
Weis Anton, Schreinermeister
Wagenbrenner Rudolf, Wagnermeister
Leupold Dr. med. R., Facharzt
Meier Max, Gastwirt
Fritz August, Gastwirt, Neuweiler
Huber Erich, Verw.-Angestellter,
Neuweier
Kist Karl, Friseurmeister, Neuweiler
Meier Karl, Bürgermeister, Neuweiler
Seiter Karl, Ratschreiber, Neuweiler
Waag-Stoltenberg Jakoba, Neuweiler

Schäfer August, Konditormeister
Schneider Luise, Gastwirtin
Schwer Lotte, Fabrikant
Sproll Hans, Direktor
Storz Edeltraud, Hausfrau
Walter Anton, Ratschreiber
Wehrle Mina, Hotelbesitzerin
Stadtgemeinde
Gewerbe- und Heimatverein
Gebr. Grieshaber, Drahtwerk

Endreß Günter,
Gasthaus zum Grünen Baum
Fischer Erich, Vorstand d. B. v. D.,
Oberwolfach
Fischer Otto, Stadtpfarrer
Fritz Helmut, Sparkassenleiter
Giß Kurt, Forstmeister
Glattfelder Max, Kaufmann
Grieshaber Albin, Fabrikant
Grieshaber Christine,
Fabrikanten-Wwe.
Grieshaber Egon, Fabrikant
Haas Erwin, Fabrikant
Häufler Ferdinand, Stadtrechner

Heberle Berta Wwe., Privat
Herold Phil., Oberstudienrat
Hilberer Franz, Ofengeschäft
Hollerbach Mathilde, Oberlehrerin i. R.
Huber Gottlieb, Dekan u. Geistl. Rat
Kessler Erich, Schreiner, Oberwolfach
Kleiner Wolfgang, Gärtnerei
Kolrus Frieda, Graveurmeisterin
Krausbeck Josef, Museumsverwalter
Martin Arthur, Bürgermeister
Maier Olga, Oberlehrerin
Mayer Erich, Hauptlehrer, Kinzigal-
Langenbach
Mayer Kurt, Hauptlehrer, Kaltbrunn-
Wittichen
Neef Eugen, Sparkassenleiter i. R.
Nopper Luise, Privat
Oberle Heinrich, Friseurmeister
Pampe Luise, Studienratswitwe
Reiber Luise, Privat
Ruhland Margarete Wwe., Mittelschul-
lehrerin

Mitgliedergruppe Zell a. H.

Arntz Fritz, Badischer-Hof-Wirt
Auer Franz, Kaufmann
Bauer Elise Wwe., Löwenwirtin
Burger Fritz, Konditormeister
Burger Gertrud Wwe.,
Forstbauschulenbesitzerin
Burger Wolfgang, Stadtpfarrer
Buss Rudolf, Sparkassendirektor i. R.
Eger Dr. Ernst, Arzt
End Heinrich, Kaufmann
Gutmann August, Hirschwirt
Haß Heinrich, Fabrikant
Halter Otto, Malermeister
Herr Alfred, Ingenieur,
Elektrogeschäft
Jost Hans Georg, Pfarrer, Nordrach
Koch Julius, Schriftsetzmeister
Kopf Josef, Kaufmann
Kopp Thomas, Lehrer

Sandfuchs Albert, Druckereibesitzer
Sandfuchs Erich, Buchhandlung
Sartory F. X., Kaufmann
Sattler Klaus, Gasthaus zum Hecht
Schatz Emil, Schreiner i. R.
Schmidle Hermine, Studienratswitwe
Schmidt Otto, Konditormeister
Schmidt Rudolf, Blechenermeister
Schneider-Strittmatter Hermann,
Regierungsrat
Schrempp Friedbert, Hotel Kreuz
Schrempp Hermann, Rektor
Schrempp Otto, Hauptlehrer,
Oberwolfach
Seemann Josef, Bildhauerwerkstätte
Stehle Franz, Konrektor
Trautwein Eduard, Kunstmaler
Trub Eleonore, Fußpfleger
Wöhrle Albert, Bäckermeister
Zanger Elise, Sparkassen-Kassiererin
Stadt Wolfach

Manz Frau, Medizinalratswitwe
Meier Adolf, Metzgermeister
Michels Dr. Hans, Arzt
Morlok Karl, Kaufmann
Mutter Alfred, Gewerbelehrer i. R.
Obrecht Otto, Bankdirektor
Pater Guardian, Kapuzinerkloster
Paul Herbert, Prokurist
Ritter Albert, Mechanikermeister
Schlecht Hildegard, Textilgeschäft
Schmider Karl, Dipl.-Ingenieur,
Fabrikant
Schöner Fritz, Pfarrer, Oberhomberg
Schönleber Otto, Apotheker
Schulverwaltung Zell a. H.
Stadtverwaltung Zell a. H.
Winterhalter Wilhelm, Zahnarzt
Zapf Lini, Fabrikanten-Witwe

MITGLIEDER DES HAUPTVEREINS

nach dem Stand vom 1. Juli 1960

Aalen/Württbg.	Graf Dr. Hermann, Arzt
Adelsheim/Baden	Litsch Robert, Regierungsbaurat
Altenheim	Hübler Josef, Reichsbahn-Oberinspektor a. D. Marx Dr. Wilhelm, Arzt Kappus-Mulson Frau
Amsterdam	Scholte Dr. Jan Hendrik, Univ.-Professor
Baden-Baden	Gymnasium Hohenbaden Markgraf-Ludwig-Gymnasium
Badenweiler	Blankenhorn Erich, Oberst a.D.
Bad Peterstal	Geierhaas Emil, Oberlehrer Gemeinde Bad Peterstal
Barntrup/Lippe	Maier Wilhelm August, Pfarrer Rößler Karl J.
Berghaupten	Gemeinde Berghaupten
Bermersbach/Murgtal	Hönig Friedrich, Pfarrkurat Wunsch Gotthard, Ratschreiber
Betenbrunn ü. Pfullendorf	Harbrecht Alfons, Pfarrer
Biberach/Baden	Bühler Josef, Berufsschullehrer Gißler Josef, Schuhgeschäft Jehle Karl, Dipl.-Kaufmann
Bleichheim	Staedele Dr. Alfons, Professor, Direktor i. R.
Bohlsbach	Altdörfer Magdalene Busam Franz, Oberlehrer Link Erich, stud. phil.
Bonn	Habelt Dr. Rudolf, Buchhandlung Roser Josef, Regierungsbaurat Steinhart Otto, Ingenieur Müller August, Pfarrer
Breisach	Kist Dr. Alfons, Dipl.-Volkswirt
Bruxelles/Belgien	Instituto Bibliotecológico del Arzobispado Primado
Buenos Aires/Argentina	Kern Dr. Franz Alfons, Pfarrer
Bühl b. Offenburg	Kreisverwaltung
Bühl (Baden)	Hauser Werner, Hauptlehrer
Bühl-Kappelwindeck	Konrad Dr. Erich, Direktor
Burscheid-Maxhahn	
Denzlingen	Füner Egon
Diersburg	Weimert Franz, Pfarrer
Donaueschingen	Fürstlich-Fürstenbergisches Archiv
Döggingen	Moog Karl, Bürgermeister a. D.
Dormagen/Niederrhein	Schell Dr. Ing. Kurt
Dortmund-Brackel	Keck Walter, Dipl.-Ingenieur
Durbach	Gemeinde Durbach Glaser Friederike, Oberlehrerin Freiherr von Neveu Hubert, Gutsbesitzer
Düsseldorf	Lehmann Dr. Herbert, Dipl.-Volkswirt
Eberbach	Kilian Dr. Oskar, Studienrat Wohlfarth Max, Rektor i. R.
Elzach	Mäntele Hubert, Revierförster
Ettenheimmünster	Knöbel Franz, Pfarrer
Ettlingen	Springer Karl, Weinhandlung
Fautenbach	Schmitt Richard, Pfarrer
Fessenbach	Klemm Alfred, Oberlehrer
Fischbach bei Villingen	Geiger Dr. Otto, Pfarrer
Fischerbach	May Karl Wwe.

Freiburg i. Br.

Adam Erwin
Asal Dr., Ministerialrat i. R., Professor
Augustiner-Museum, Städt. Sammlungen
Boos Dr. Wilhelm, Geschäftsführer
Butsch Dr. Karl, Bankdirektor
Dischler-Krämer M. Wwe.
Erzbischöflicher Oberstiftungsrat
Feger Dr. phil. Robert, Bibliotheksrat
Hofmann Hugo, Professor i. R.
Kratz Dr. Rudolf, Oberregierungsrat
Künzig Dr. Johannes, Professor
Lange Franz, Sekretär
Lott Dr. Hermann

Freiburg/St. Georgen Freiburg i. Br.

Merkel Oswald, Revierförster
Müller Dr. Karl Friedrich, Professor
Müller Dr. Wolfgang
Regierungspräsidium Südbaden
Schieble Dr. jur. Leopold
Schilli Hermann, Studienprofessor
Schoemperlen Ernst
Schwarzweber Dr. Hermann, Professor
Singer Horst, cand. phil.
Staatl. Amt für Denkmalpflege und Heimatschutz
Sütterlin Chr., Professor

Freiburg-Zähringen Freiburg i. Br.

Uibel Ludwig
Universitätsbibliothek
Vetter Dr. Franz, Domkapitular, Päpstl. Hausprälat
Wagnersche Universitätsbuchhandlung
Wellmer Dr. Martin, Archivrat
Werber Klara, Oberstudienrätin
Westermann Karl, Justizrat
Fischer Emma, Rektorin i. R.
Jäger Emil, Direktor
Straub Otto, Finanzinspektor
Luem Franz, Oberlehrer
Frey Julius, Bürgermeister
Schneider Elisabeth, Gymnasialoberlehrerin
Sutter Otto Ernst, Schriftsteller
Friedrich Georg, Studienrat
Kuth Ludwig, Oberstudienrat
Ludwig Wolfgang, Rechtsanwalt

Freistett Furtwangen

Fußbach Gelnhausen/Hessen Gengenbach

Gernsbach

Gommersheim/Pfalz Greiffern Kreis Bühl Griesheim Gut Grünschaige bei Freising/Bayern

Kaul Dr. Theodor, Pfarrer
Gemeinde Greiffern
Schulamt Griesheim

Baur Dr. Heinrich, Landwirtschaftsrat a. D.

Häg, Kreis Lörrach Halver-Oberherweg/ Westfalen

Streck Josef, Pfarrer

Hamburg Haslach i. Kinzigtal Hausach Heidelberg

Meyer Siegfried
Nagler Max, Tiefdruckfachmann
Fackler Rudolf, Pfarrer
Handelslehranstalten
Aberle Heinrich, Bankdirektor i. R.
Gätschenberger Oskar Wwe.
Hauß Fritz, Dekan, Prof. Lic.
Metzler Albert, Vermessungs-Ingenieur
Moser Rudolf, Oberstudienrat
Reichle Alfred, Dipl.-Ingenieur

Heidelberg Roth Dr. Josef, prakt. Arzt
Söll Anton, Turnlehrer
Stehlin Dr. Max, Finanzrat
Universitätsbibliothek

Herbolzheim i. Br. Behrle Dr. jur. Alfred, Rechtsanwalt
Fees Karl, Gewerbelehrer

Herrisried/Hotzenwald Kappenberger Hans, Hauptlehrer

Herkenrath Roegele Dr. Dr. Otto B.

Hofweier Gemeinde Hofweier
Isenmann Berthold, „Gasthaus Engel“
Kath. Pfarramt

Hornberg Heck Konrad Wwe.
Kühn Ludwig, Hauptlehrer
Revello Hans
Schreiber Lisette
Schoffer Werner, Fabrikant

Hugsweier Zanger Ludwig, Ölfabrik

Hüfingen Kast Hermann, Rektor

Kaiserslautern Basch Dr. med. Fanny, Ärztin

Kappel Gemeinde Kappel

Kappelrodeck Zimbrich Eva, Lehrerin

Karlsruhe Bad. Generallandesarchiv
Bad. Landesbibliothek
Bender Dr. theol. h. c. Karl, Oberkirchenrat i. R.
Bender Dr. Dr. Karl, Rechtsanwalt
Feßler August, Regierungsoberinspektor
Friedmann Rudolf, Bundesbahnberrant
Geierhaas Franz, Regierungsdirektor
Gerspacher Dr. Hans
Institut für Baugeschichte an der Techn. Hochschule
Kiefer Albert, Vertriebsleiter

Karlsruhe-Rüppurr Kober Fritz, Gewerbeschuldirektor i. R.

Karlsruhe-Durlach Kohler Dr. Oskar, Oberstudienrat

Karlsruhe Meier Armin, Sozialgerichtsdirektor

Karlsruhe-Rüppurr Schäfer Ernst

Karlsruhe Schneider Ernst
Schwärzel Friedrich, Rektor
Staatliche Kunsthalle
Steinhart Wilhelm, Konrektor
Walter Otto, Handelsvertreter

Karlsruhe-Rintheim Zanger Emil

Karlsruhe Kreisverwaltung
Meier Karl, Architekt

Kiechlinsbergen Bauer Otto, Pfarrer

Kirchzarten Schottmüller Hermann, Oberlehrer a. D.

Konstanz Mellert Josef
Oser Hans
Pfaff Wilhelm, Telegraphenoberinspektor
Schafheutle Sebastian, Oberpostinspektor
Walterspiel Otto
Meier Fritz, Lehrer
Volksschule Kuhbach

Krailling Kreisverwaltung

Kuhbach Laue Alfred, Lehrer

Lahr (Baden) Verkehrsverein Lahr

Lauf bei Achern Holl Robert, Regierungsvermessungsrat i. R.

Lörrach Störk Friedrich, Professor

Ludwigshafen a. Rhein Kunzer Dr. Werner, Chemiker

Ludwigshafen a. Rh. Schwägler Gustav, Bankdirektor
Späth Berthold
von Türckheim-Böhl Dagmar

Mahlberg Göppert Josef, Pfarrer

Mannheim Gebele von Waldstein Otto

Mannheim-Feudenheim Platten Ernst, Eichoberinspektor

Mannheim Wolber Karl, Hauptlehrer

Mannheim-Seckenheim Brommer Hermann, Oberlehrer

Merdingen Lenz Franz Xaver, Pfarrer

Mimmenhausen Wagner Hermann, Regierungsbaumeister

Mosbach Graß Franz, Pfarrer

Mösbach Etzkorn Rudolf, Fabrikant

Murg/Baden Schäfer Michael, Buchhalter

Müllen bei Offenburg Reinhardt Albert, Oberlehrer

Mühlenbach Bayerisches Hauptstaatsarchiv Abt. I
Bayerische Staatsbibliothek

München Sandfuchs Dr. Wilhelm
Kremann Bernhard, Verbandsprüfer i. R.

München-Bogenhausen Zimmermann Emil, Oberlehrer

Münster/Westfalen Birnbreier Gustav, Vikar
Stemmler Otto, Oberstudiendirektor i. R.

Nesselried Brossmer Dr. Alfred Erwin, Oberstudiendirektor i. R.

Neusatz Löffler Franz, Bankleiter

Neustadt/Schwarzwald Gemeinde

Neustadt/Weinstraße Baumann, Heinrich, Kaufmann

Niederschopfheim Bildstein Josef
Malsch Anneliese

Nordrach Armbruster Karl, Dekan

Oberbühlertal Forner Franz Josef, Pfarrer

Oberreggingen, Kr. Waldsh. Schulamt

Oberharmersbach Klotz Otto, Oberlehrer a. D.

Oberkirch Kopf Eduard, zur „Linde“

Oberried, Kreis Freiburg Toepsch Inge, Lehrerin

Oberschopfheim Schleicher Fritz, Pfarrer
Rapp Anton, Pfarrer

Oberweier Behrle Rudolf, Pfarrer

Oberwolfach Batzer Dr. Ernst Wwe.

Oehningen ü. Radolfzell Bürgermeisteramt

Offenburg Kreisverwaltung
Scheurer Karl, Hauptlehrer
Schultze Hans Peter, stud.
Suhm Franz, Bez.-Direktor

Ohlsbach Benz Josef, Kaufmann
Burkard Josef, Bundesbahnoberinspektor a. D.
Buß Karl, kaufm. Angestellter

Ortenberg Schulamt Ohlsbach
Echtle Dr. med. Eugen
Gemeinde Ortenberg
Heimat- und Verkehrsverein Ortenberg
Isenmann Friedrich, Pfarrer
Schmidt Helmut, Hauptlehrer
Hasenohr Dr. Wilhelm, Oberstudiendirektor i. R.

Ottersweier Kuner Bruno, Violinist

Pforzheim Maier Dr. Kurt-Erich, Dipl.-Volkswirt

Radolfzell Zuber Josef, Pfarrer, Geistlicher Rat
Lebfromm Hermann, Handelsvertreter

Rammersweier Kreisverwaltung

Rastatt Gemeinde Reichenbach

Reichenbach b. Gengenb. Bundesanstalt für Landeskunde

Remagen

Salem	Berthold Markgraf von Baden
St. Augustin	Ferdinand Dr. Horst, Regierungsrat
Sasbach ü. Achern	Berger Hermann, Kaufmann
	Fettig, Rektor
	Hasel Alfons, Professor
Singen a. H.	Nowack Albert, Geistlicher Rat
	Funk Albert, Hegau-Apotheke
	Sachs Karl Christian, Pfarrer
Sinzheim	Butscher Anton, Pfarrer
	Gemeinde Sinzheim
Scheligen	Pfaff Dr. Karl, Geistlicher Rat
Schönberg bei Lahr	Gehring Friedrich Wilhelm, Hofbauer
Schutterwald	Kaiser Dr. Alfons, Arzt
Schwetzingen	Weinlein Willy, Oberstudienrat
Staufen	Bartelt Wilhelm, Pfarrer
Steinach	Obert Erich
Stollhofen	Bürgermeisteramt Stollhofen
Strittmatt, Kr. Säckingen	Eisenbeis Paul, Hauptlehrer
Stuttgart	Kanzler Rudolf, Landforstmeister
	Württembergische Landesbibliothek
Stuttgart-Zuifenhausen	Zentraldirektion Süddeutscher Heimatzeitungen
Tübingen	Eimer Frieda Wwe.
	Universitätsbibliothek
Überlingen	Fautz Hermann, Gewerbeschulrat
Unterentersbach	Gemeinde Unterentersbach
Villingen	Barthel Kurt
	Ehret F. Joseph, Oberpostmeister
	Landkreisselbstverwaltung
	Revellio Dr. Paul, Professor
	Hoferer Ludwig, Oberbaurat
Völklingen/Saar	
Waiblingen/Württbg.	Meyer Otto H. F., Kunsthändler und Antiquar
Waldkirch	Götz Albert, Studienrat
	Lauppe Ludwig, Hauptlehrer i. R.
Waltersweiler	Bauer Edgar Wwe.
Weier	Landkapitel des Dekanats Offenburg
Weil a. Rh.	Göppert Emil, Bundesbahnoberinspektor
	Ohnemus Erwin, Rektor
Weinheim	Mangelsdorf Robert, Oberstudiendirektor
Weisenbachfabr./Murgtal	E. Holtzmann & Cie. AG.
Wetzlar/Lahn	Waldschmidt Erich
Wiesbaden	Redaktion „Blätter für deutsche Landesgeschichte“
	Hauptstaatsarchiv
	Harrassowitz Otto, Buchhandlung
Windischbuch	Singler August, Oberlehrer
Windhoek/Südwestafrika	Frey Dr. Karl
Wittnau bei Freiburg	Ginter Dr. Hermann, Geistlicher Rat, Professor
Wolfach	Landkreisselbstverwaltung
Wuppertal-Elberfeld	Schmidt Paul Wwe.
Zell, Kreis Bühl	Moser-Huber Franz
Zell-Weierbach	Basler Dr. Otto, Univ.-Professor
	Caß Otmar, stud. med.
	Gemeinde Zell-Weierbach
	Hauser Klaus, Studienreferendar
	Müller Lukas, Redakteur
	Schäffner Klaus, cand. phil.
Zürich/Schweiz	Bader Dr. jur. Karl Siegfried, Univ.-Professor
	Rettner-Koehler Mina

Vereine und Gesellschaften,
mit denen der Historische Verein für Mittelbaden
in Tauschverkehr steht

nach dem Stand vom 1. Juli 1960

1. inländische:

Augsburg	Historischer Verein für Schwaben und Neuburg
Bad Homburg v. d. H.	Verein für Geschichte und Altertumskunde
Bamberg	Historischer Verein Bamberg
Berlin NW 7	Öffentliche Wissenschaftliche Bibliothek
Biberach/Riß	Kunst- und Altertumsverein Biberach
Bonn	Institut für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande an der Universität Bonn
Bremen	Hauptstaatsarchiv Bremen
Darmstadt	Historischer Verein für Hessen und Darmstadt
Dillingen/Donau	Historischer Verein
Donaueschingen	Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar
Düsseldorf	Landes- und Stadtbibliothek
Erfurt	Wissenschaftliche Bibliothek der Stadt Erfurt
Erlangen	Institut für fränkische Landesforschung
Eßlingen/Neckar	Stadtarchiv der Stadt Eßlingen
Frankfurt a. M.	Archäologisches Institut des Deutschen Reiches Deutsche Bibliothek Frankfurter Verein für Geschichte und Landeskunde e.V.
Freiburg i. Br.	Alemannisches Institut Breisgau-Geschichtsverein „Schauinsland“ Geographisches Institut der Universität Freiburg Kirchengeschichtlicher Verein Landesverein für Heimat- und Naturschutz Badische Heimat Schwarzwaldverein
Freudenstadt	Staatliches Amt für Ur- und Frühgeschichte
Friedrichshafen a. B.	Verein für Heimatkunde in Freudenstadt Bibliothek des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung
Fulda	Fuldaer Geschichtsverein
Gelnhausen	Geschichtsverein Gelnhausen
Gießen	Oberhessischer Geschichtsverein
Hamburg	Verein für Hamburgische Geschichte
Hanau a. M.	Hanauer Geschichtsverein
Hannover	Hannoversche Geschichtsblätter Niedersächsische Landesbibliothek Verein für Geschichte der Stadt Hannover
Hechingen	Hohenzollerische Heimatbücherei
Heidelberg	Verein für Kunstgeschichte in der Evangelischen Landeskirche Badens
Kaufbeuren	Verlag „Deutsche Gaue“
Lauterbach/Hessen	Lauterbacher Museum
Leipzig	Deutsche Bücherei, Anstalt des öffentlichen Rechts, Gesamtarchiv des deutschsprachigen Schrifttums
Mainz	Mainzer Altertumsverein
Mannheim	Altertumsverein Bibliothek der Wirtschaftsoberschule
München	Verband für Flurnamenforschung in Bayern
Nürnberg	Germanisches Nationalmuseum
Regensburg	Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg
Rottenburg/Neckar	Sülchgauer Altertumsverein
Schopfheim	„Das Markgräflerland“
Singen	Verein für Geschichte des Hegau
Speyer	Historischer Verein der Pfalz Pfälzische Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften
Stuttgart	Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg

Stuttgart

Trier
Tuttlingen
Ulm/Donau

Weinheim
Wertheim
Wetzlar
Wiesbaden

Wolfenbüttel
Worms
Würzburg

Schwäbischer Heimatbund
Schwäbischer Albverein
Württembergisches Statistisches Landesamt
Stadtbibliothek Trier
Heimatarchiv Tuttlingen
Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben
Geschichtsblätter der Stadt Weinheim
Historischer Verein Alt-Wertheim
Wetzlarer Geschichtsverein
Verein für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung
Braunschweigischer Geschichtsverein
Altertumsverein Worms
Freunde Mainfränkischer Kunst und Geschichte

2. ausländische:

Aargau/Schweiz
Basel/Schweiz
Bregenz/Österreich
Göteborg/Schweden
Graz/Österreich
Mülhausen/Elsaß
Salzburg/Österreich
Straßburg

Tilfi/Belgien
Upsala/Schweden
Wien

Zabern/Elsaß

Zürich

Historische Gesellschaft des Kantons Aargau
Historische Gesellschaft
Vorarlberger Landesarchiv
Göteborgs Stadtbibliothek
Historischer Verein für Steiermark
Sundgauverein
Gesellschaft für Salzburger Landeskunde
Bibliothèque Nationale et Universitaire de Strasbourg
Les Cahiers Techniques de l'Art Editions „Le Tilleul“
Institut Archéologique Liégeois
Königliche Universitätsbibliothek
Niederösterreichische Landesbibliothek
Österreichische Zeitschrift für Volkskunde
Société d'histoire et d'archéologie de Saverne et environs
Schweizerisches Landesmuseum
Zentralbibliothek Zürich, Tauschstelle der antiquarischen Gesellschaft

Dr. Rubin

Mitteilungen des Vorstandes

Der Historische Verein für Mittelbaden hat den Zweck, die Geschichte und Altertumsdenkmäler Mittelbadens zu pflegen und dadurch zur Weckung und Förderung der Heimatliebe beizutragen. Er gibt ein Jahressbuch, die reich illustrierte Zeitschrift „Die Ortenau“, heraus, unternimmt Ausgrabungen, sammelt die für das Vereinsgebiet wichtigen Werke der Literatur, erstrebt die Erhaltung und Wiederherstellung gefährdeter Kunst- und Altertumsdenkmäler und veranstaltet Besprechungen, Vorträge und Ausflüge seiner Mitglieder.

Neben dem Hauptverein bestehen 19 Ortsgruppen in allen größeren Gemeinden Mittelbadens.

Der jährliche *Vereinsbeitrag* eines Mitgliedes beträgt mindestens DM 5.—, Körperschaftsmitglieder DM 10.—. Die Vereinszeitschrift „Die Ortenau“ wird den Mitgliedern *kostenlos* zugestellt. Freiwillige höhere Beiträge sind erwünscht.

Anmeldungen nehmen der Hauptverein (Sitz Offenburg) oder die Vertrauensleute der Ortsgruppen entgegen. Neu eingetretene Mitglieder können die noch vorhandenen alten Hefte nachbeziehen.

Der Jahresbeitrag der Mitglieder der Ortsgruppen ist an die Rechner der Ortsgruppen, der der Mitglieder des Hauptvereins an Postscheckkonto Karlsruhe 6057, Historischer Verein für Mittelbaden, Offenburg, zu überweisen.

Beiträge für unser Jahressbuch „Die Ortenau“ sind an den Schriftleiter, Professor *Dr. A. Staedele*, Direktor i. R., Bleichheim bei Kenzingen, zu richten; es werden nur *Originalbeiträge* in druckfertigem Zustande aufgenommen; nachträgliche Änderungen im Satz fallen dem Verfasser zur Last.

Für Inhalt und Form der Arbeiten sind die Verfasser verantwortlich.

Der Abdruck aus der „Ortenau“ ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Die Zeit der Veröffentlichung der angenommenen Arbeiten und ihre Reihenfolge behält sich die Schriftleitung vor.

I. A.: *Professor Dr. A. Staedele*,
Schriftführer

JAHRESVERSAMMLUNG
DES HISTORISCHEN VEREINS FÜR MITTELBADEN
VERBUNDEN
MIT DER FEIER SEINES 50JÄHRIGEN BESTEHENS
am 15. und 16. Oktober 1960 in Offenburg

Samstag, 15. Oktober, 15.00 Uhr: Geschäftliche Sitzung im Hotel „Offenburger Hof“.

Sonntag, 16. Oktober, 10.00 Uhr: Feierstunde in der Aula der Gewerbeschule unter Mitwirkung des Schulorchesters des Grimmelshausen-Gymnasiums. Vortrag unseres Mitglieds Universitäts-Professor *Dr. K. S. Bader*, Zürich:

Burg, Dorf und Stadt der Ortenau im Mittelalter.

12.30 Uhr: Gemeinsames Mittagessen im Hotel „Union“.

14.00 Uhr: Omnibusfahrt zum Schloß Staufenberg bei Durbach mit Ansprache unseres Mitglieds Universitäts-Professor *Dr. O. Basler*, Zell-Riedle. Anschließend geselliges Beisammensein im Gasthaus „Ritter“, Durbach.

Im Namen der Stadt Offenburg

Heitz

Oberbürgermeister

Der Vorstand

des

Historischen Vereins für Mittelbaden

Wer am gemeinsamen Mittagessen teilnehmen will, wird dringend gebeten, sich bis 15. Oktober 1960 beim Hotel „Union“ anzumelden.